

Die Aktion

Herausgegeben von Franz Pfemfert

3. Jahrgang 1913

1961

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Stuttgart

Photomechanischer Nachdruck nach einem Original. Um den Umfang des Bandes nicht unnötig zu erhöhen, wurden nicht alle Anzeigenseiten mitgedruckt.

Einführung und Kommentar von Paul Raabe sind im Jahrgang 1911 enthalten.

**Druck: Anton Hain, Meisenheim/Glan · Einband: Großbuchbinderei Sigloch,
Künzelsau · Printed in Germany 1961**

Die Aktion

1911

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

III. Jahrgang

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 1

INHALT

S. Friedlaender	Zur weltlichen Theologie
S. Friedlaender	Zwei Gedichte
S. Friedlaender	Die beiden Bürsten
Paul Boldt	Der Denker
Emmy Hennings	Im Krankenhaus
Mynona	Eines Kindes Heldentat
René Schickele	Der Fremde

Majoritäten. — Die sterbende Gesellschaft —
Dem Gedächtnis Georg Heyms — Neuer-
scheinungen.

Max Oppenheimer: S. Friedlaender - Mynona
(Zeichnung).

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

VERLEGER SPAREN VIEL GELD

**WENN SIE SICH VOR VER-
GEBUNG IHRER AUFTRÄGE
EINE KALKULATION VON
::: UNS EINFORDERN! :::**

**DIE AKTIONSDRUCKEREI
LIEFERT ALS SPEZIALITÄT**

ZEITSCHRIFTEN- UND WERKDRUCK

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Dritter Jahrgang

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 1 :: 1. Januar

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17 zu senden :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangt. Manuskript. ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2,50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

ZUR WELTLICHEN THEOLOGIE

Von S. Friedlaender (Halensee)

Die Gedankenassociation ist weiser als die logische Verknüpfung.

Gott als Position versagt. Gott als Negation versagt erst recht. Versuchen wir's jetzt mit Gott als medialer Annihilation, als nihil commune. Der Erfolg ist eklatant!

Die Religion sollte man definieren als Permanenzerklärung der guten Laune. Ohne religiöse Grundlage ist die gute Laune bestandlos.

Der Mensch ist der geborene Pessimist. Sein Gedächtnis ist mit dem Elend verheiratet und lebt mit dem Glück nur in den Tag hinein. Dem Glück misstraut er viel leichter als allem Gegenteil. Seine Freuden sind flüchtiger und oberflächlicher als seine Leiden. Man ermesse doch die abgründige (schluchzende) Tiefe des Grams! Wie wenig entspricht dem im Menschen alles Himmelhochjauchzen. Die Gesundheit des Menschen ist nicht so weit her wie seine Krankheit. Seine Jugend ist nicht so tief ausgeholt wie sein Alter. Wie leicht wird der Schmelz des Lebens abgerieben, und dann bleibt lauter Schmerz. — Das liegt aber nicht am Leben, es liegt am Menschen, es brauchte nicht zu sein. Der Grundfehler des Menschen ist wirklich sein Mangel an richtig verstandener Autonomie. Vor allem entbehrt er ja den Massstab, den Probiertein des Lebens: dessen Göttlichkeit viel zu sehr. Er selbst müsste dieser Probiertein sein, aber im Gegenteil, er tritt fordernd nicht an sich selbst, sondern an das Leben heran. Aber das Leben ist genau das, was man selbst ist. Solange der Mensch so sehr viel leichter zu verärgern als zu er-

freuen ist, ein disproportioniertes Wesen, solange muss auch sein Leben gebrechlich bleiben. — Dem Menschen entgegen lässt sich kühn behaupten, dass es nirgends in aller Welt einen triftigen Grund zum Aergernis gebe — wenn man Herr seiner selbst geworden ist. Ohne die eigene Einwilligung gibt es nicht das geringste Unglück im ganzen Bereich der Vernunft, deren Theorie praktiziert wird. Allerdings darf man nicht ungeduldig werden, dann wird man auch nicht mehr geduldig zu sein nötig haben.

Wir lernen das Gottvertrauen nicht mehr im positiven, sondern im indifferentistischen, zentralen, medialen Sinn. Diese neutrale Position allein ist haltbar. Das Vertrauen auf irgend welche Positiva kann stets zerstört werden.

Es ist ja ganz richtig, über das Leben pessimistisch, ja sogar nihilistisch zu denken: aber das Subjekt dieses Denkens sollte nicht selbst wieder pessimistisch und nihilistisch gesinnt sein. Im Gegenteil! Innen in uns sind wir selig, wir gestehen uns das nur nicht ein, wir verhehlen unser Glück vor uns selber. Denn wir verwechseln die Freude an der Verzweiflung mit der Verzweiflung — es gibt keine Verzweiflung. Die „Welt“ ist zum verzweifeln. Aber die Welt ist auch ein Pappentier gegen das „Leben“.

L'amour vaut mieux que tout ce qu'on aime. Das Wachen ist der noch nicht eingeübte Traum. Gott in sich aufnehmen, ohne die Welt zu verlieren, heisst leben.

Die Welt stürzt das Göttliche in Verwirrung, entzweit es in sich selbst. Man soll mit nichts

in der Welt direkt verkehren! Das ist eine Plumpheit. Die Welt ist nur Thema Gottes. Wer sich mit Gott identifiziert, hat mit der Welt nur noch symbolisch indirekt zu schaffen; er hat ihr direkt entsagt. Es ist ein Missverständnis der Resignation, so theoretisch wie praktisch, dass man sie schlechthin absolut versteht.

Die Hauptsache des Lebens sieht sehr nebensächlich aus, wird vernachlässigt. Wir kennen nur das vernachlässigte Leben.

Die Hauptsache ist das NICHTS.

Es ist aber der Hauptbergglaube des Menschen, dass er glaubt, nach Hinwegräumung aller Positiva bliebe gar nichts zurück. Das ist Unsinn! Uebrig bleibt nichts Positives mehr, sonst aber gerade die Hauptsache des Lebens, dessen reinsten Indifferenz. Das wird aber verkannt. Uebrig bleibt das Weltnichts, das Nichts von aller Welt, die erlebende Person selbst, das eigene Selbst, das, „in immer eigensten Gefühle, umfasst eine Welt.“ (Goethe.)

Uebrig bleibt: GOTT.

Folglich kommt es doch darauf an, losgelöst von aller Welt, alle Welt zu bedeuten.

Der Humor, der gute Mut, der Uebermut, Heiterkeit, hilaritas, serenitas, Wolkenlosigkeit, Witz Vorbedingung des Lebens: Seligkeit. Aber nicht in positivem Sinne, sondern rein, a priori, sachlos, gegenstandslos, um zu Sachen zu taugen, bare Prädisposition!

Was man par excellence „Humor“ nennt, ist nur eine andere Methode des Humors. Wenn man die Welt nach der erhabenen Idee des Humors umgestaltet, also den seligen Humor adäquat objektiviert, so entsteht die Welt der schönen Form. Wenn man aber die Welt nicht adäquat objektiviert, ihre Unangemessenheit zur Idee mehr und minder übertreibt, so entsteht die „humoristische“ Welt.

Die Seele soll selig sein, sonst gar nichts. Als solche und gar nicht anders soll sie sich mit der Welt einlassen, durch deren Flut nicht voller, durch deren Ebbe nicht leerer werden; sondern ihre Seligkeit auf Beharrung und Gleichgewicht einrichten lernen.

Insofern die Seele weltüberlegen ist, ist die Welt Bagatelle. Insofern aber diese Bagatellen das Thema der Seele sind, sind alle ehrwürdig —: Bündnis von Ehrfurcht und Heiterkeit.

Die bösen Launen sind nur Verärgerungen der besten, ihre Entstellungen, Verzerrungen — nicht ihre Abwesenheit oder Gegenteil, sondern verzerrte Seligkeit.

Es muss etwas geben, das von keiner Gewohn-

heit gewöhnlich gemacht werden kann: in uns. Alles Aeussere nutzt sich ab, wechselt. Vergessens hängt man das Innere daran. Das Innere muss unabhängig erhalten und so fest verwahrt werden, dass man das Aeussere daran hängen kann. Das tun wir auch wesentlich immer, aber bewusstlos, unabsichtlich, ohne darauf zu achten. Wir müssten es geflissentlich tun.

Das Kloster, ein guter, aber sehr plumper Gedanke! Der Friede der Seele ist erst hergestellt, wenn die Welt selbst ihn nicht mehr stören kann, ohne dass eine äussere Einfriedung nötig wäre.

Aber soll man sich denn alles gefallen lassen? Mit unverwüstlich guter Laune? Alles hinnehmen? Sich ruhig beleidigen lassen — he? Soll man nicht mitunter vor Wut aus der Haut fahren? auf die Bäume klettern? Es beruht auf dem Missverständnis unserer Voraussetzung, wenn man so fragt. Man darf nämlich alles — vorausgesetzt, dass man unverwüstlich gut gelaunt, heiter, ungekränkt, wohlwollend handle. Bist du der selige Gott, so handle wie du willst, nur nicht wie ein unseliger Mensch. Das Wohlwollen darf reagieren, hier ist die Grenze der göttlichen Reaktion, jenseits deren die allzu menschliche beginnt. Die Seligkeit ist eine Macht in dem Grade, dass für sie etwas Unseliges überhaupt nicht vorhanden ist. Hieran hat sie ihre furchtbare Waffe, die um so furchtbarer ist, als sie lautlos und unversehens funktioniert.

Es wird überhaupt nur das seelische Zentrum repariert. Es wird alles rein gestimmt, damit diese Katzenmusik des menschlichen Daseins endlich aufhöre.

Die Güte folgt aus nichts, alles sind Wirkungen der Güte.

Es wird nicht die Güte verlangt, die das Gegenteil der Bosheit ist, sondern die Güte, die den Gegensatz von Gut und Böse regiert.

Alles, Gute ist äquivok: das positiv Gute ist um nichts wertvoller als das positiv Schlechte. Wertvoller als beide ist die reine, neutrale mediale Güte, von der beides abhängt.

Der Gute dieser Art kann also um so eher gegen den positiv Bösen polemisieren, als er ja auch gegen den positiv Guten ankämpfen muss. Eitelkeit der Eitelkeiten! kann nur der Wichtigste ausrufen. Und der würde sich in sich selber täuschen, wenn er aus der Eitelkeit der Welt seine eigene folgerte. Im Gegenteil, erst aus seiner Wichtigkeit folgt etwas Wichtiges für diese sonst eitle Welt.

Die gute Laune ist der archimedische Punkt des Lebens.

Säkularisiert die Heiligkeit, statt sie zu verkirchlichen, oder gar, sie abzuschaffen! Das Heilige ist nicht von dieser Welt, aber für diese Welt, und diese Welt stammt vom Heiligen ab: „Welt“ ist das unendlich schwierige Thema der Heiligkeit, aber nur die Heiligkeit kann sich zutrauen, dieses Thema einmal zu beherrschen. Man verdoppelt sich, wenn man heilig für die Welt gesinnt ist. Die Welt ist heillos und grade drum zu heiligen.

Das Reinste, Beste, Zarteste, Kräftigste, Grösste, Lichteste, Liebendste, das Göttliche ist der Massstab, der Prüfstein, das Kriterium für alles. Es ist dasselbe, was ihr relativ, geteilt, verschieden, veränderlich, different erlebt; es ist ganz dasselbe, aber verschmolzen, indifferent: und ohne den innersten Selbstgenuss dieser Indifferenz kennt ihr euch in keiner Differenz aus. Ihr irrt.

Keine Wollust der Welt reicht an die Göttliche. Aber wenn auch die keuschesten Wollust der Welt, mit der göttlichen verglichen, eine ziemliche Sauerei ist, — muss man's auch umkehren und diese göttliche Wollust noch in der kotigsten wiederentdecken und herausläutern.

Wer dieses weiss, hat alles inne. Jetzt kann er wohlgenut nach aussen gehen; er soll es. Macht alle eure Affekte und Leidenschaften transparent, und ihr werdet das göttliche Licht hindurchschimmern sehen.

Was liegt an aller Frömmigkeit des Religiösen, die sich in sich verzehrt! Gott muss mitten in die Welt, das ist das Schwere, das erleichtert werden soll.

Dein Neid ist der Neid Gottes auf sich selbst, und so ist es mit deiner ganzen Gemeinheit und Niedertracht: in Gott absolviert sie sich selbst.

Sucht doch nach irgend einer Tiefe, deren Höhe ihr nicht findet; nach irgend einem Abgrund, dessen Gipfel ihr nicht entdeckt. Das wäre wie ein Links ohne Rechts, ein Entweder ohne Oder, ein Nein ohne Ja, minus ohne plus. Aber Gott ist beides — nicht in Einem, sondern in Keinem: in der Indifferenz, aus der jene Differenzquellen m u s s ! ! !

Deswegen zwingt Gott es zugleich zusammen und entzwei.

Wer aller Welt das gute Gewissen gibt, bessert die Welt, ohne sie zu ändern. Er ändert das Subjekt, ergo eo ipso das Objekt, ohne Hand daran zu legen.

Die kräftigste Güte ist kräftiger als die kräftigste Naturkraft der Mensch.

Sie halten sich für Subjekte, aber nur Gott ist Subjekt, sie bleiben Objekte, so lange bis sie sich entschliessen, Gott zu werden und von diesem Zentrum aus sich selbst auf die Welt zu erleben.

Dass wir Idealisten brauchen, die vor der Realität der Welt nicht auskneifen, ist anerkannt. Aber jetzt droht die Gefahr, und sie droht nicht nur bloss, dass wir Realisten ohne Idee werden. Aber das geht nicht, es wird noch weniger gelingen als jene idealistische Ausflucht. Wir brauchen den echten Gott der Realität bis in das Geschlechtliche hinein. Heilige Dirnen statt der heiligen Nonnen und weltlichen Dirnen.

Das ist der Zügel, an dem die wildesten Bestien gelenkt werden, auch die der Langenweile. Das Heilige macht das Weltliche in jedem Moment interessant.

Man sollte so weit gehn, den Gott für Unsinn zu halten, der nicht durch und durch säkularisiert wird.

Das Kantische Gesetz wird mehr der Indifferenz gerecht als der Differenz. Der eine Kamm ist aber nicht zum Scheren da, sondern zum Schlichten. Hier versteckt sich im kategorischen Imperativ die Weltfeindlichkeit. Gewiss darf z. B. die Sexualität — und gerade sie — nicht heillos weltlich dahintreiben. Aber ihre Heilung würde doch viel mehr ihre Gräzisierung zu sein haben als ihre Kantianisierung, vor der uns Gott behüte!! Je weniger ein Gott griechisch ist, desto mehr ist er Götze. Wenn ihr die Liederlichkeit ausrottet, rottet ihr alles mit Stumpf und Stiel aus. Nehmt sie in Zucht und Veredlung und erkennt noch im Züchtigsten und Edelsten das Liederliche wieder. Der Glaube ist Indifferenz, Integrität des Stückwerks Wissen.

Die Eschatologie unserer Weltheiligkeit verspricht Unsterblichkeit im Fleisch.

Denn Gott soll uns in Fleisch und Blut übergehen.

Gott ist das transparente Medium, durch das Güte und Bosheit in separabilis werden. Er ist also gar nicht gut im positiven Sinne, so wenig wie böse. Diesen Unterschied beherrscht er.

Das Gute kommt immer mit seinem Widerpart in Berührung und (durch Gott) in Harmonie. Nur Gott kann „böse“ werden, ohne aufzuhören, „gut“ zu sein. Sein Hass ist so gut wie seine Liebe. Er beschenkt immer, gleichviel, ob er Böses oder Gutes sende.

Die Weltlichen profitieren von der Unmerklichkeit Gottes. Die Geistlichen von der Unvollkommenheit der Welt. Folglich muss man den weltlichen Gott evident machen; und den geistlichen Gott unmerklich und nur als Welt evident.

Das indifferente Gewissen bestimmt den moralischen Horizont: je böser das Gewissen ist, desto grösser ist dieser Horizont, wenn er zugleich und zusammen damit besser wird.

Der kategorische Imperativ sollte doch nur der Seele eine unverlierbare Verfassung geben und ruhig abwarten, was objektiv daraus entsteht. Wer die Seele ändert, braucht nicht noch überdies die Handlungsweise zu ändern; das tut die von selbst.

Das Wollen wird nicht erlernt, aber Gott muss erst erlernt werden, das Zügeln des Willens von Gottes Hand aus. Geändert wird nichts als die Disziplin, die Technik.

Durch diese göttliche Zügelung hört das Schmerzhafte, Böse, Gemeine, Ekelhafte nicht auf: aber es hört auf, von seinem Gegenteil getrennt erlebt zu werden.

Dieser Gott, ein dionysisches Prinzip, muss apollinisch verweltlicht werden. Das Böse, das Uebel ist seine Kraftprobe. Der Tod kann unzählige Streiche gegen ihn machen, ohne ihn zu versehren. Er garantiert gegen alles Feindliche die Integrität des Lebens.

Sofort in der Pädagogik muss Ernst mit der Ehrwürdigkeit, der Heiligkeit des Lebens gemacht werden: der Rest folgt daraus von selbst. Auch aufzuklären in sexuellen Dingen soll nichts anderes heissen als hinweisen auf die Heiligkeit des Geschlechts bis in das hinein, was, ohne diese Heiligkeit, Laster wäre.

Der heilige Aerger ist wirklich etwas ganz anderes als der menschliche.

Gott ist zu ernst und darum heiter.

Man sollte Kindern die Welt pessimistisch, sogar nihilistisch darstellen, aber zugleich auf das Göttliche hinzeigen, als auf das Unentbehrliche, Seltene, Kostbarste, ohne das kein Leben möglich ist: sie sollen die Welt verklären helfen. Das Subjekt muss verlernen, vom Menschen aus nach der Welt zu greifen, es muss von Gott aus durch den Menschen die Welt erfassen.

Wir sind dann selbst unsre eigenen Marionetten. Wir hängen von der göttlichen Hand ab, die doch mehr unsre eigne ist als unsre Menschenhand, von der nichts ohne jene abhängen kann.

Glossen

MAJORITAETEN

Wenn unter 100 Menschen einer über 99 herrscht — so ist das ungerecht, so ist das Despotismus; wenn 10 über 90 herrschen — so ist das gleichfalls ungerecht, so ist das Oligarchie; wenn aber 51 über 49 herrschen (und das nur in der Einbildung, denn in Wirklichkeit werden nur 10 oder 11 von diesen 51 über die anderen 90 oder 89 herrschen) — so ist das vollkommen gerecht, so nennt man das Freiheit!

Kann es bei ihrer offenbaren Unsinnigkeit etwas Lächerlicheres geben als eine solche Betrachtung? Und dabei dient sie als Grundlage für die Tätigkeit aller Staatsverbesserer. Leo Tolstoi

DIE STERBENDE GESELLSCHAFT

In der „Sulinger Kreiszeitung“ fand folgendes Inserat Beachtung:

2 hiesige kleine Mädchen im Alter von 2 und 4 Jahren sollen am Sonntag, den 18. d. M., morgens 9 Uhr,

im Nienadersdrien Gasthause in gute Pflege mindestfordernd untergebracht werden.

S, Waisenrat.

DEM GEDAECHTNIS GEORG HEYM'S GEWIDMET

ist die nächste Nummer der AKTION. Es wird eine Versammlung heutiger Dichter sein, eine Anthologie . . . AKTIONEN - LYRIK. Es soll, im Rahmen einer Nummer dieser Zeitschrift, die Vielstimmigkeit und der Grundton der neuen Rhythmen an das schwächliche Ohr der Mitwelt schwingen, zukunfts herrschend, selbststark. Der Todestag Georg Heyms taugt mir zum rechten Vorwand: mit Georg Heym (und mit Ernst Blass) begann die AKTION ihren Kampf gegen das lyrische Bürgertum.

Der Denker

Nachmittag wird, und Wetter steigen schwarz Herauf. Des Blitzes Ferse leuchtet im Gewölk. Auf das Gebirge beisst voll Grimm Der Donner, und Regen speien aus den Quarz.

Den Fuss den Felsgesteinen eingestemmt, Die Augen abgewandt, als horche er, — So geht er durch die Schründe, weglos, quer, Zum weissen Urherra in der Blitze Hemd.

Der Abgrund saugt Milliarden Zentner Himmel
In sich hinein. Der Weisse oben bleckt,
Zu dem er steigt. Durch Gletscher grün von
Schimmel,

Des Riesen Bart, der von den Föhnen leckt.
Und schon reißt weit der Horizont entzwei, —
Blank, eben, schwangleich rauscht ins All ein
Schrei.

Charlottenburg

Paul Boldt

Im Krankenhaus

Alle Herbste gehn an mir vorüber
Krank, lieg ich im weissen Zimmer
Tanzen möchte ich wohl lieber
An die Geigen denk ich immer
Und es flimmern tausend Lichter.
O wie bin ich heute schön!
Bunt geschminkte Angesichter
Schnell im Tanz vorüberwehn.
O die vielen, welken Rosen,
Die ich Nachts nach Haus getragen,
Die zerdrückt vom vielen Kosen
Morgens auf dem Tische lagen.
An die Mädchen denk ich wieder
Die, wie ich die Liebe machen.
Wenn wir sangen Heimatlieder,
Unter Weinen, unter Lachen
Und jetzt lieg ich ganz verlassen
In dem stillen, weissen Raum,
O ihr Schwestern von den Gassen
Kommt zu mir des Nachts im Traum.

Berlin

emmy hennings

Zwei Gedichte

Von S. Friedländer

AM LEICHTSINNIGEN ABEND

Am leichtsinnigen Abend —
Welt wird wie die Blume flüchtig,
Fabelhafter alter Düfte
Ein Verhauchen welk und süchtig
In die liederlichen Lüfte.

Leichter wallen die Gesichte,
Fluten golden weiche Rötten
Flötenheimlich alle Lichte
Lösend überglitt ein Töten —

Wasserbang am Flussgeländer
Gondelwank ein trunkner Nachen,
Tanzt ein laues Mädchenlachen,
Flirren lose, blasse Bänder —
O leichtsinniger Abend!

WENN IHR FUNKENDIADEM DIE NACHT

Wenn ihr Funkendiadem die Nacht
Sich gedrückt ins dunkelweiche Haar,
Zauberauge diamantner Pracht
Finsternisse läutert sternenklar —

Taumelnd wie vom Stiche der Tarantel
Tanzt sie, und die Welt wankt, alle Runden
Drehn sich mit ihr, schraubend umgewunden,
Schlangeningelnd schwingt der Himmelmantel.

Plötzlich trinken ihre blassen Wangen
Blut, es glühen ihre bleichen Glieder
Löst sie herrlich Mantels alle Spangen,
Spannt ihr rosenschimmerndes Gefieder.

Heller Nacktheit, hingeschmolzner Wonne
Zitternd schwebt sie auf der Berge Ränder,
Blitzend über goldene Geländer
Strahlt sie, und sie jauchzt: Ich bin die Sonne!

Eines Kindes Heldentat

Von M y n o n a

Christian, ein Steinsetzer aus der Umgegend,
verliess die freie Natur und begab sich in ein
kleines Gemach, in dem ihn seine Braut erwartete.
Jeder Augenblick ist in solchem Verhältnis kostbar,
Christian sputete sich und überraschte das Mädchen
in einer Situation, die zwar seine Liebe nicht erkalten liess,
der des Mädchens aber peinliche Scham verursachte.
Christian wurde grob: „Hab dir nicht!“ Es gab
einen Wortwechsel, der damit endete, dass jene
Situation ihren restlosen Abschluss fand. Christian
hielt auf Diät. Hierauf legten sich beide schlafen,
die Sonne ging blutrot unter, eine laue Sommernacht
drang durch das Fenster, wodurch eine träumerische
Stimmung erregt wurde.

Genau neun Monate nach diesem blutroten Sonnenuntergang
brachte die arme Mathilde eine Missgeburt zur Welt —
ein Wesen, rot wie ein gesottener Krebs, mit stachelartigen
Auswüchsen statt der Haare. Immerhin war es lebensfähig
und hiess Zeit seines Lebens der rote Igel.

Nun trug es sich zu, dass in der benachbarten
Residenz der Direktor eines Naturalienkabinetts von jenem
Vorfall Geruch bekam und bei sich beschloss, den roten Igel
in Augenschein und eventuell in Obhut zu nehmen. Er reiste
zu den einfachen herzlichen Leuten und munterte sie auf,
ihm den roten Igel gegen ein gutes Geld für seine Sammlung
zu überlassen:

„Wo halten Sie ihn aufbewahrt?“

„Nanu,“ sagte Christian, „er lebt ja und ist gesund!“

„Was?“ staunte der Konservator, „ich habe geglaubt, annehmen dürfen zu können, Sie hielten ihn in Spiritus?“ —

Da kam der rote Igel schon heran und sah pfliffig von einem zum andern. Dem Direktor gefiel der Junge ausnehmend wohl. „Ein schönes Exemplar, es könnte der Clou werden,“ dachte er. „Ihr Junge hat nur den einen Fehler, er lebt; ich kann nur tote Missgeburten gebrauchen.“ Darauf reiste er ab und liess Christian und Mathilden in schmerzlicher Enttäuschung zurück. Beide blickten ärgerlich auf den roten Igel.

„Vater, würde mich der Herr in Spiritus tun, wenn ich nicht mehr lebte?“

„Ja, verfluchter Bengel, und Geld obendrein uns geben, dass wir mehr davon hätten als von dir.“

„Na, Mutterle,“ forschte der rote Igel weiter, „wär's denn dir nit leid, wenn ich tot wäre und in Spiritus schwämme?“

Mathilde verneinte das ohne weiteres: „im Gegenteil, du Mistvieh! Wo du könntest so a Stück Geld verdienen helfen!“

Die rauhe Gemütsart der Eltern verscheuchte den Wissbegierigen, er trollte die Dorfstrasse entlang und siehe da, in einem Wägelchen, das vorüberfuhr, sass jener Herr Direktor. „Herr, Herr!“ rief der Knabe. Der Direktor erkannte ihn und liess interessiert halten: „Was willst du, mein Junge?“ — „Wenn ich tot wäre, käme ich dann in einen Topf?“ — „In ein schönes, sauberes Glasgefäss voll reinem Spiritus, mein liebes Kind. Eine zierliche Etikette wäre daran, auf der stünde in feiner Schrift: Abortus VIII, Classe B, Exemplar 454.“ — „Ach, guter Herr, bitte, schreiben Sie mir das auf.“ Der Direktor tat es lächelnd: „Kuriöses Kerlchen, hier!“

Das kuriose Kerlchen ging zu seinen Eltern: „Seid ja nicht mehr traurig, es kann noch alles gut werden.“ Vater und Mutter horchten begierig auf. „Bringt nur,“ sagte der Junge, „ein grosses Glasgefäss, in das ich hineingehe.“ Vater holte eins. „Füllt es jetzt mit reinem Spiritus,“ dekretierte das Kind. Mit froher Miene — denn ihm ahnte schon Gutes — gehorchte der Vater; indessen der Junge Mathilden bat, das Blättchen mit der Schrift des Direktors auf das Glas zu kleben.

Der Junge entkleidete sich hierauf, und ehe die entzückten Eltern ihm behilflich sein konnten, stürzte er sich kopfüber in das Gefäss. Die

Eltern vergossen Freudentränen und gaben es auf die Post. Sie kriegten darauf einen Dank vom Herrn Direktor, und die Sendung wäre ganz vorschriftsmässig ausgefallen.

Wenn später in einer schönen Sommernacht die Sonne wieder so blutrot unterging, gedachten Christian und Mathilde in spekulativer Träumerei immer ihres heldenhaften roten Igels.

. . . O feige Zeit, in der noch so manche Zwillinge nicht den Mut aufbringen, mit den Popos aneinanderzuwachsen.

Die beiden Bürsten

Eine Wischiwaschi von S. Friedlaender

Ein mir lieber, teurer, sehr verehrter Mann, der Herr Heinrich — so heisst er — Heinrich Lauten — so heisst er — Lautensack hat bei Gott! die Zahnbürste, die Zahnbürste lyrisiert: Sonett oder so, so nett, ganz entzückend, ein Hymnus, eine kalodontische Ode. Gott segne herzlich den lieben reinen Mann! Er vermute nur keine Ironie in meinem Zuspruch. Hier ist ein Freund, ein Bewunderer, hier ist Dr. S. Friedlaender, der's wahrhaftig mit Keinem verderben will, wirklich die neutralste Seele. Haa! Im Gegenteil, lieber Lautensack, ich! ich gebe dir mehr Recht als du selbst. Herrlich, ganz herrlich, dass die junge Generation realistisch bis in die Zahnbürstenborsten wird! All Heil, mein lieber Lautensack! Du hast mir sogar das bidet besungen, deine Lyrik nobilitiert die turpesten Naturalien.

Meine Herren! brauch ich es noch zu sagen, er ist kein Mistiker, er ätherisiert den Mist. Da frage ich Sie: warum lässt er so vielen Mist liegen? Es gibt so mächtigen Mist: Schweissfüsse, Klosettbürsten, Lausejungen, Dunghaufen. Bidet — na schön, hat erotische valeurs, ist also an sich schon ein bischen adlig. Gar Zahnbürste, son duftiges Ding noch duftiger machen ist keine allzu grosse poetische Ambition. Dr. Benn würde lieber die Caries besingen, ich mich selber und jene Schwester der Zahnbürste aus niedrigem Stande in den anrühigsten Verhältnissen; oben schon leise berührt!

Hören Sie, meine Damen! miauzen Sie nicht so verständnislos, es kommt drauf an, den Mist zu sublimieren, und dazu genügt es nicht, sich nicht vor ihm zu scheuen, — man muss ihn aufsuchen! Aber natürlich zum idealsten Zweck. Der Mist wehrt sich zuerst, er sträubt sich, es ist ihm wörlar in sich: er folgt nur dem idealsten Dichter, und gerade deshalb



MOPP

MAX OPPENHEIMER:

S. FRIEDLAENDER-MYNONA

hat so ein Dichter nicht das geringste Recht mehr, sich mit was Anderem abzugeben. Drum immer rinn! Greift ihm, hebt ihm! setzt ihm zu bis er leuchtet, glänzt, schimmert, strahlt, irisiert, elektrisch wird! Erhebt Eure Töpfe, meine Brüder! hoch! höher! Und vergesst mir auch das W. C. nicht und seine Bürste. Folglich? — — Folglich:

GUTE VERRICHTUNG!

Eine Dichtung.

Ihr sitzt auf den Pfühlen
Und feiert ein Fest;
Was nützt es zu spülen
Den erdigen Rest!
Frisch auf nun! Erhebt Euch
Vom Geiste beseelt,
Belebt Euch, beklebt Euch!
Doch seht was Euch fehlt:
Wie sehr auch gestillt ist
Der edelste Drang,
Wie sehr Euch nun mild ist —
Es bleibt noch ein Zwang:
Erlöserin aber
Mit hölzernem Griff
Wie'n Riese von Faber,
Doch ohne den Schliff.
Das Köpfchen Rokoko
Marie Antoinette!
Desiper in loco
Beginnt es kokett.
Es neigt sich, es biegt sich
Dem Zug Eurer Hand,
Es flattert und schmiegt sich
An güldene Wand.
Hinauf und hinunter
hinunter, hinauf,
So regt es sich munter
Und hört endlich auf . . .

Der Fremde

Von René Schickele

(10. Fortsetzung.)

Als sie am Druidenstein auf der „Hexenschule“ standen, blickte ihr Paul in die Augen und wagte das Spiel mit einer knirschenden Härte. Er sah klar, dass sie einander verstanden. A's ob er sie mit einem gewalttätigen Griff vor ihr selbst entblösste, sagte er und zwang sich zu einem Lächeln:

— Hier hat übrigens Frau Itta in stillen und schwülen Sommernächten den Novizen, die heiss erschauerten, die hohe Schule der Sündhaftigkeit

beigebracht.

Und dann brach er aus:

— Sie war nicht feig gegen ihr Fleisch und Blut, sie!

Er schrie es ihr verzerrt und mit irrer Stimme ins Gesicht. Er fuhr klagend fort:

— Ich bin kein Kind mehr. Warum sprichst du nicht menschlich zu mir, da du wissen musst, was ich ausstehe. Du liebst mich ja nicht so viel! Kein Mensch kümmert sich um mich, ich bin ein Ausgestossener, — und brauste wieder auf:

— Aber ich will, dass du mich liebst, ich will, ich will!

Pauls Stimme überschlug sich, er zitterte am ganzen Leib.

Frau Yvonne erblasste. Sie legte eine Hand auf den Stein und wandte mit dem Ausdruck grenzenloser Gleichgültigkeit langsam ihr Gesicht ab. Im selben Augenblick verstand Paul nichts mehr von dem, was vorgegangen war. Er sah auf den Weg zurück, auf dem sie gekommen waren, als ob soeben seine Gestalt an der Biegung verschwunden wäre. Frau Yvonne stand im Blau des Himmels, und Paul wünschte, dass sie immer so bliebe.

— Ich bin verrückt, sagte er.

Sie rührte sich nicht. Als Paul fragte, ob er gehn solle, drehte sie sich so heftig nach ihm um, dass sie schwankte.

— Lieber, . . . Du denkst zu viel über dich nach und zu wenig über die andern. Ich habe mich vor dieser Aussprache gefürchtet. Sie musste kommen. Jetzt bin ich froh, dass sie da ist.

Sie richtete sich auf und nahm seine Hand.

— Komm, wir wollen weitergehn, lass mich sprechen, unterbrich mich nicht. Ich will dir a'les sagen.

. . . Erinnerst du dich der Fahrt nach Belfort, als der Zug über die Grenze fuhr? Du stürztest ans Fenster, und ich sah dein Gesicht und das der andern, ihr schriet. Im selben Augenblick glaubte ich in euch hässliche Raubtiere zu sehen, die sich heimtückisch duckten und die Zähne fletschten. So war der Ausdruck eurer Augen und das gemeine Grinsen um euren Mund. . . Ich fürchtete, dass euch der Schaum davor träte und schloss die Augen. Das war das erste Mal, dass ich Ekel vor dir empfand . . . Ich würgte ihn hinunter. Ich fühlte eine Unreinlichkeit auf meinem Körper, und ich verabscheute diese Menschen, meine Eltern, deinen Vater, und dich, die ihr mich alle für die Befriedigung einer tollen Wut mit Füßen tratet und unter den

Schmutz eurer groben Leidenschaften begrubt. Ich dachte daran zu sterben. Mein Einziges, du, war ja weit von mir fort und nur noch wie das Bild eines unvergesslichen Kindes, das schon lange tot ist.

Frau Yvones Stimme hatte plötzlich den Klang gewechselt. Der letzte Satz war ein eintöniger und süßer Gesang, der aus ihrem Herzen strömte.

— Dann kam Henriette. Ich wollte dir an dem Abend sagen, entweder du wirst viel lieben, oder du wirst gar nicht lieben. Du wirst nie lieben, wenn du nicht lernst, dich zu beherrschen. Warte auf eine Liebe, die dich wie ein Blitzschlag trifft. Du wirst nie lange genug darauf warten können; du wirst sie immer noch früh genug finden. Vor allem verwechsle nicht Liebe mit Aufregungen aller Art und denke immer daran, dass die Liebe das einzige Glück auf der Erde ist. Und wenn du eine Frau liebst, so liebe sie grenzenlos und verlasse sie nie. Du tatest grausamer, als wenn du sie tötetest, denn sie wird nichts auf der Welt haben als dich, und mit dir ginge ihr alles verloren. Die Frau hat nur ihre Liebe. Mit ihr gibt sie die ganze Welt, ihr Glück, ihren Tod und ihr Leben in deine Hände; sie ist hilflos vor Liebe. Quäle sie, aber lass ihre Liebe nicht verderben, töte sie, aber verlass sie nicht.

. . . Ich begriff, dass der Abend ein Wendepunkt in deinem Leben sei. Einen Augenblick glaube ich, dass die kaum erhoffte Gelegenheit gekommen sein könnte, dich an mich zu fesseln und dir unentbehrlich zu werden. Aber ich sah ein, dass ich dir nichts bedeutete, dass deine Sinnlichkeit bald von einem düsteren Gebiet der Wirklichkeit Besitz ergriffe, auf das ich dir nicht folgen könnte. Das Abenteuer hatte für dich die lebhaftere und schillernde Farbe der Wirklichkeit angenommen, du musstest nun nach schamlosen Deutlichkeiten jagen, denn das waren ja die ersten Verwirklichungen deiner Phantasien und für deinen aufgeregten Geist die einzige Möglichkeit, das Leben, die Wirklichkeit mit dem Finger zu berühren. Einige Zeit bliebe deine Sinnlichkeit kindliche Lusternheit, Neugierde, du fändest halbe Erlebnisse, die deine Seele befleckten, dir deine Ursprünglichkeit raubten . . . Und dann käme ein Unglück. Du warst ja masslos und ohne Ziel, und ich konnte dich nur an die Hand nehmen und bis vor die Tore des Lebens führen, in deren Dunkel du für immer aus meinen Augen verschwändest.

. . . Ich sagte dir das mit der „Nachfolge Christi“. Du gabst mir eine dumme Antwort,

du warst ein Kind und hättest nichts von dem verstanden, was ich dir hätte sagen können. Und später wäre es eben zu spät. Später kämst du mit verstörtem Gesicht und trockenen Augen nach Hause. Ich ekelte mich vor den Spuren, die die Liebe fremder Frauen auf deinem Gesicht zurückgelassen hätten, wenn du mir dann wie früher die Stirn zum Kuss hinhieltest. Wie in einer Erleuchtung sah ich deine unreine Männlichkeit in meinen Zimmern, deine Freunde, mit denen du vertraut wärest, vor denen dein Gesicht sich aufhellte, und die Lüge vor der Mutter täte das Letzte, dich zu entstellen. Ich war entsetzt. Ich warf mich in meinen Bestuhl und flehte Gott an, dass er mich sterben liesse.

Du warst der Inhalt aller meiner Liebe geworden, ich glaubte, an deiner Seite könnte ich mein Leben von neuem beginnen; und weil ich es wunschlos und ergeben nur in dir liebte, hätte es die gedämpfte Schönheit dessen, was man liebt, ohne es zu begehren; was man freudig annimmt, ohne es auf den Wert für das eigene Glück zu prüfen. Dazu waren wir beide viel zu heftige Naturen . . .

Wir wären glücklich gewesen, wenn wir jeder die Erfüllung unserer Sehnsucht gefunden hätten. Du wirst sie vielleicht finden, ich nicht. Drum wird unsere Freundschaft keine glückliche sein; für mich ist sie bald schmerzvoll geworden, sie wird eine Qual werden, wenn du einmal andern gehörest — also morgen, und heute schon, und schon lange. Ich habe mich für eine schlechte Mutter gehalten, weil ich nicht vergessen konnte, dass mich das Leben beim zweiten Schritt, den ich gehen durfte, stehn liess, mit einem geliebten Kind auf den Armen, das ich allein nicht glücklich machen konnte. Du hast mich die ganze Armseligkeit meines Schicksals fühlen lassen; ich habe, wie du, nach dem Glück verlangt, damit du mich glücklich sähest und mich ganz anders lieben könntest. Während du aufwuchsest, habe ich angefangen, die zu hassen, deren Liebe ich einmal vertraut hatte. Ich glaubte, ich sei von ihnen mit Ueberschwang aufgenommen worden, um gleich wieder davongejagt zu werden, als ich am meisten liebte. Statt der Liebe sah ich nur brutale Gesten, brennende Lügen und Pausen, in denen ein Geliebter seine Langeweile hinter dummen Scherzen verbirgt. Ich schämte mich, dass ich geglaubt, dass ich geliebt und gelächelt hatte. Sie war noch blasser geworden. Sie ging schnell, mit heftigen Atemzügen, sie lief fast, während sie vor sich hinstarrte und die Worte

hinausstieß, als wollte sie, dass sie litte. Nun blieb sie stehn und presste die Hand aufs Herz. Paul nahm sie und drückte seinen Mund darauf. Mit versagender Stimme:

— Ich möchte dich auf meinen Armen tragen, dich trösten. . . Ich wünsche, dass du glücklich wirst, Mutter.

— Ich bin alt. Paul. Keiner kann mir helfen. Es ist gar nicht gut zu machen. Keiner von uns hat schuld. Sprechen wir nicht mehr davon. Morgen abend bist du fort. Ich kann dir keinen Rat geben.

Und wieder hatte ihre Stimme die dunkeln, wollüstigen Schläge, die an das Gurren der Tauben erinnerten.

Sie setzte sich auf die Erde. Paul stöhnte.

— Es ist furchtbar.

Frau Yvonne sah lächelnd in die Täler, die wie grüne, glückliche Ströme sich ergebungsvoll in die Ebene ergossen, und antwortete:

— Nein, mein Junge. Ich glaube, es ist selten anders im Leben.

Als sie wieder auf der kahlen Heide gingen, zwischen Ginster und Erika, unterm hohen Himmel, da fühlte Paul den Abstand zwischen sich und seiner Mutter, deren Bewegungen, deren Augen ihm folgten, die er so deutlich in sich trug. Seine Liebeskraft blieb tief unter ihrer mächtigen Wildheit zurück, die er in einem Sturm sich biegen und aufschnellen sah gleich einer Gerte. Er erschrak vor diesen starken Bewegungen einer Frauenseele, die ihm bis heute das heilige Gefäß einer goldenen Reife geschienen hatte, aus dem die lauterste Güte überfloss. Das Bild, das er sich von Frau Yvonne gemacht hatte, wurde eine strenge und herrische Göttin, die ihn von sich stieß. Er schauderte, als ihm dann bewusst wurde, dass dieses unbezähmbare Schicksal drohend und empört über seiner Jugend stand, die aus ihm ahnungslos eine unterwürfige Dienerin seiner Liebe gemacht hatte. . . .

Auf dem Taubenschlagfelsen sahen sie Pfalzburg und die lothringische Ebene sich wie ein bläulicher Rauch in der Masse grauen Lichts abzeichnen, das dort drüben von der Sonne niederhing. Ueber ihnen stieg der Himmel in tiefblauen Abgründen empor.

— Wie lange haben wir noch zu gehn bis Pfalzburg? fragte sie.

— Drei Stunden.

Er antwortete einer Fremden. Sie stand ausserhalb seines Lebens wie in seiner Kindheit, wenn er in ihr Zimmer trat, in diese weite, wehmütige Ferne, in der kein einziges seiner Gefühle und

keiner seiner Gedanken lebte, wenn sie dann den Flügel schloss und sich in einer Stille erhob, die dem Jungen ans Herz griff. Er lebte diese Augenblicke von neuem durch, aber mit dem ganzen unbarmherzigen Wissen um das, was sie bis in den letzten Blutstropfen voneinander trennte.

Wie er hinter ihr den Pfad hinunterging, hörte er wieder ihre Worte, sah er ihre biegsame Gestalt auf dem roten Weg über die Heide gehn, und als er daran dachte, wie diese Leidenschaft neben ihm ausbrach, eine tyrannische Gewalt sich ihm auferlegte, war er plötzlich von einer tosenden Wirklichkeit umringt. Es war keine Möglichkeit, sich ihr schmachkend hinzugeben, damit sie seine Phantasie nähre. Sie ging zerstörend über ihn hinweg. Es war nicht mehr Frau Yvonne, aber ein lebendiges Beispiel jener grossen Leidenschaft, mit deren Bildern er sich seit Jahren umstellt hatte. Dieser Gedanke half ihm über das alte Gefühl der Ohnmacht hinweg, das ihn jedesmal niederdrückte, wenn er den gewaltsamen Ausbruch einer Leidenschaft mit Augen sah. Er erkannte eine neue strahlende Sinnlichkeit und empfand die Unendlichkeit einer Hingabe, die das Leben selber ist, das Empfangen tiefster Zärtlichkeit in einzigen Vereinigungen. Die Eine. Die Geliebte.

In Pfalzburg konnte Frau Yvonne kaum noch gehn. Sie stützte sich auf Pauls Arm.

— Ich werde alt, sagte sie leise, ich glaube, ich werde nie mehr ein Pferd besteigen.

Er tröstete sie, indem er ihr versicherte, sie sei jünger denn je. Er sprach noch viele Worte im selben Sinne und sah doch, wie die Einsamkeit die Frau verschlang. Da er sie verliess, schlug die traurige Oede, die der Schauplatz seiner Jugend und ihr Leben war, über ihr zusammen. Die Phantasmagorien ihrer Wüste waren erloschen.

Und sie bliebe das Opfer seiner Jugend. Es war lange her, dass er ihren Mund, den er so sehr liebte, wie eine offene Wunde gesehen hatte, die nicht bluten wollte. Er hatte es schnell vergessen und sie nur geliebt, weil sie stark und schön war. Ihre Zärtlichkeit hatte ihn geliebt, solange er ihrer bedurfte; und nun stand er dabei, wie sie unterging. Morgen liesse er sie entstellt und sterbend hinter sich zurück. Er sah es so und nahm es an. Seit zwei Stunden erst wusste er, dass das Leben mit demselben Zeichen tötet und segnet und schon hatte er sich daran gewöhnt, dass sein Glück Opfer ver-

langte. Er fühlte die grosse Unschuld der Menschen aneinander und den unmenschlichen Drang der Schicksale.

Man muss ein Kind bleiben, fühlte er, um nicht verloren zu gehn. Wissend unbedenklich sein. Das erkannte er ohne Ueberschwang und ohne Grausamkeit. Es war nur der starke und stille Wunsch in ihm, glücklich zu sein, und so konnte er seine Mutter bald mit sanften, bald mit übermütigen Worten täuschen.

Sie hörte ihm mit gesenktem Kopfe zu.

Plötzlich verstummte er. Sie denkt, sagte er sich, dass ich mich entschuldige, und sie will mich glauben lassen, dass ich sie trösten kann, dass alles gut wird.

Da hätte Paul auf der Stelle sterben mögen. Aber er fing von neuem an, er sprach, sie nickte, und sie lächelte, und sie gingen immer so weiter in breiten leeren Strassen, über grosse, sonnige Plätze, durch eine unbekannte, menschenleere Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

VORLESUNG

Sonnabend, den 4. Januar 1913, abends 8½ Uhr, wird Leo Matthias seine neue Komödie *Der Impresario* vorlesen im Festsaal Koch, Charlottenburg, Savignyplatz 11. Rudolf Kayser leitet den Vortrag mit einigen Worten ein. Der Eintritt ist frei.

NEUERSCHEINUNGEN

Jürgen Jürgensen. *Fieber. Afrikanische Novellen.* (Rütten & Loening, Frankfurt am Main). Geh. M. 4.

Dies ist das Thema des Buches: die Begegnung des Europäers mit dem Urwald. Aber dieses Thema ist aus so vielfältigen Erfahrungen heraus, mit einem solchen Reichtum an Bildern und Erlebnissen variiert, dass es immer wieder neu, immer wieder in einer anderen Weise denkwürdig erscheint. Jürgensen empfindet und schildert den afrikanischen Urwald als etwas Ungeheures, Geheimnisvolles, Mythisches: als ein grosses, gewaltiges Wesen mit eigenen Träumen und eigenem Willen. Aber auch in dem Europäer lebt etwas, was über den Einzelnen und seinen Wahn hinaus, ja über die Gattung und ihren Wahn hinaus eine ewige Absicht hegt und betätigt. In dem Kampf dieses Etwas

mit dem Urwald wird der Europäer dahingeschleudert wie das Sandkorn in der Windgose. Es kommt ihm vor, als kämpfe er, aber in Wahrheit wird der Kampf über seinen Kopf hinweg gekämpft. Und doch wieder nicht ganz über seinen Kopf hinweg: denn der Urwald greift ihn selber an, beirrt seinen Blick, erschüttert seine Sicherheit, wirft ihm Angst ins Herz und Fieber in die Glieder. Eh er's begriffen hat, hat ihn der Urwald in seine Träume eingeschlungen. Aber einige gibt es, die es noch rechtzeitig begreifen und daran gehen, die feindlichen Riesenwesen zu versöhnen. Das sind jene, die den Traum des Urwalds erkannt und verstanden haben. Nur wer den Traum des Urwalds verstanden hat, kann in ihm der ewigen Absicht der Kultur Bahn schaffen. Diese sind die namenlosen Helden: von allen Parteien der Mitwelt verketzert, der Nachwelt unbekannt, nur von der Ewigkeit nicht vergessen. Von ihnen erzählt Jürgensen in seinem Buche.

ZEITSCHRIFTENSCHAU

DER TUERMER (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Aus dem Inhalt des Januarheftes: Elisabeth Diakonoff. Das Tagebuch einer russischen Studentin. — Die Rabitzwand. Von Dr. J. Stanjek. — Geburtenrückzug und „agrarisches Heimatspolitik“. Von Ott Corbach. — Türmers Tagebuch. — Die Hauptstadt. Von Hermann Kienzl.

DIE SCHAUBUEHNE enthält in der Nummer 52 Rose Bernd. Von S. J. — Nijinsky. Von Herber Jhering. — Der neue Sudermann. Von Theodor Lessing. — Der Retter in der Not. Von Erich Mühsam u. a.

DAS LITERARISCHE ECHO. (Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9.) Das 1. Januarheft ist mit folgendem Inhalt erschienen: Hans Brandt: Unveröffentlichte Briefe von Zacharias Werner. — Paul Friedrich: Das neue Pathos. — Karl Strecker: Hauptmanns Hauptirrtum als Epiker. — Steiger: Wedekinds Faust u. a.

SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE. Herausgeber Dr. Bloch. Das 26. Heft enthält: Wally Zepler: Frauenbewegung; Eduard Bernstein: Die Landtagswahlen; Leo Arons: Die Wahlperiode für Preussen; Wilhelm Schroder; J. B. von Schweitzer u. a.

KAIN. Herausgeber Erich Mühsam. Die neue Nummer dieser vom ahnungslosen B. T. empfohlenen Monatsschrift enthält einen Essay über Frank Wedekinds „Franziska“ von Erich Mühsam.

DIE BÜCHEREI MAIANDROS. (Verlag P. Knorr, Berlin-Wilmersdorf.) Das zweite Heft dieser Zeitschrift enthält: Alfred Richard Meyer und Heinrich Lautensack: Ekstatische Wallfahrten. Preis M. 1,—

DER ZWIEBELFISCH. Herausgeber Hans von Weber. (Hyperion-Verlag, München.) Das sechste Heft dieser vornehmen Zeitschrift ist erschienen. Es enthielt: Galantrie; Unmanier am Richtertisch; Ullstein, Ramsch & Co.; Der Ekel vor der Gemahlin u. a. Das Heft kostet 60 Pfennig.

VORNOTIZEN

GERHART HAUPTMANN. Gesammelte Werke, 5 Bände. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geb. M. 10,—. EVA LOTTING. Vor den Toren. Novelle. (Erich Reiss, Verlag, Berlin.) Geb. Mk. 3,50.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: Christbaumschmuck — Martin Drescher: Weihnachtszeit — * * * Eine seltene Frau Otto Brahm: Ibsens Probleme — Alfred Wolfenstein: Furcht und Mut — Rudolf Leonhard: Ueber einen Vortrag — Der neue Bundesbruder — Wo steht denn das geschrieben? — Phrasen — Notizen — Ankündigung der Redaktion — Inhaltsverzeichnis des IV. Quartals 1912.

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit **BEGLEITWORTEN**
von **FRANZ BLEI** und dem
BILDNIS DES DICHTERS
von **MAX OPPENHEIMER**

Verlag der Wochenschrift: **DIE AKTION**
Broschiert Mark 3.— :: Gebunden Mark 5.—

JANVS

MÜNCHENER HALBMONATSSCHRIFT
FÜR LITERATUR · KULTUR · KRITIK

Herausgegeben von Hanns Bieber,
Hans Friedrich, Hans Ludwig Held

Vornehme Ausstattung — Reicher stets aktueller Inhalt
Unterhaltend, belehrend — Kritisch, offen und unparteiisch
Grosse Verbreitung über ganz Deutschland und Ausland
Hervorragendes Insertionsorgan

Was bietet der „JANVS“?

Die aktuellsten Artikel aus dem Gebiete
der gesamten **Kultur** und **Politik**

Erstklassige Romane
Novellen und **Gedichte**

Die ausführlichsten und zuverlässigsten **Kunst-**
Theater- und **Buch-Besprechungen**.

Zeitschriftenschau

Prospekte und Probehefte gratis vom Verlag

XXXXXXXXXX

Vierteljahr Mk. 2,75

Halbjahr Mk. 5,25

Jahr Mk. 10,00

Einzelheft 50 Pfennige

XXXXXXXXXX



XXXXXXXXXX

Zu beziehen
durch: Jede
Buchhandlung
und die
Postanstalten

XXXXXXXXXX

Soeben erschienen:

SONNENLAND

EIN BUCH DER SEHNSUCHT
VON JOSEF KARL RATISLAV

SÄCULUM-VERLAG BERLIN S 14

Johannes R. Becher
Erde

Ein Roman. 1912. Geh. Mk. 3.—, Geb. Mk. 4.50

Die Gnade eines Frühlings

Dichtungen. 1912. Geh. Mk. 3.—

Der Ringende

Kleist-Hymne. 1911. Preis Mk. —.75 u. Mk. 10.—

DAS ERSTE JAHR

des Verlages

Heinrich F. S. Bachmair

Diesen illustrierten Katalog versenden
wir kostenfrei an jede Adresse

Verlag Heinrich F. S. Bachmair
München 2, Kurfürstenstrasse 39

Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

III. Jahrgang

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 2

INHALT

LYRISCHE ANTHOLOGIE

Beiträge von Hans Baas, Ernst Balcke, Gottfried Benn, Alexander Bessmertny, Ernst Blass, Paul Boldt, Max Brod, Arthur Drey, S. Friedlaender, Reinhold Frühling, Max Herrmann (Neisse), Georg Heym, Kurt Hiller, Jakob van Hoddis, E. F. Hoffmann, Rudolf Kayser, Alfred Kerr, Willy Küsters, Alfred Lichtenstein (Wilmersdorf), Leo Matthias, Paul Mayer (Bonn), Alfred Richard Meyer, Erich Mühsam, Richard Oehring, Erich Oesterheld, Anselm Ruest, René Schickele, Mario Spiro, Ernst Stadler (Brüssel), Hellmuth Wetzel, Alfred Wolfenstein

Sonder-Nummer

Heft 50 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

Verlag von Richard Weissbach
Heidelberg

E r n s t B l a s s
Die Strassen komme ich
entlang geweht
Ein Buch Verse; mit „kämpferisch-kritischen“
Vorworten

Preis: gebunden 2.50 Mark

25 Exemplare der Luxusausgabe kommen zum
Verkauf und sind zum Preise von je 6 Mark nur
direkt vom Verlag zu beziehen

Der Kondor

Verse von Ernst Blass, Max Brod, Arthur
Drey, S. Friedlaender, Herbert Grossberger,
Ferdinand Hardekopf, Georg Heym, Kurt
Hiller, Arthur Kronfeld, Else Lasker-Schüler,
Ludwig Rubiner, René Schickele, Franz
Werfel, Paul Zech

Herausgegeben von Kurt Hiller

Preis: gebunden 3.50 Mark

Privatdozent Dr. Hans Ehrenberg
Die Geschichte des Menschen
unserer Zeit

In der Kultur der Gegenwart stehen sich zwei
geistige Parteien gegenüber, die neuromanische und
die intellektualistische; es wird gezeigt, wie beide
aus dem Geist Nietzsches geboren sind und wel-
chen Entwicklungsgang jede für sich genommen hat

Preis: 2 Mark

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung

DIE DILETTANTEN DES WUNDERS
CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER

Mit **BEGLEITWORTEN**
von **FRANZ BLEI** und dem
BILDNIS DES DICHTERS
von **MAX OPPENHEIMER**

Preis 3 Mark

Verlag der Wochenschrift: **DIE AKTION**

LYRISCHE FLUGBLÄTTER

à 0,50 M.

des Verlags A. R. MEYER, Berlin-Wilmersdorf
PAUL ZECH, Das schwarze Revier; ELSE
LASKER-SCHUELER, Hebräische Balladen;
F.-T. MARTINETTI, Futuristische Dichtungen;
ALFRED LICHTENSTEIN, Die Dämmerung;
VICTOR HADWIGER, Wenn unter uns ein
Wandrer ist; FRANK WEDEKIND, Felix und
Galathea; BLASS, BROD, HARDEKOPF,
HOLZ, RUEST, SCHICKELE, STADLER
u. a., Ballhaus.

(Benn, Morgue ist vergriffen und wird nicht
wieder aufgelegt.)

Die von Heinrich Lautensack, Alfred Richard
Meyer, Anselm Ruest herausgegebene Zeitschrift
von 60 zu 60 Tagen

DIE BÜCHEREI MAIANDROS

brachte bisher: die Novelle Teresa und Wolf-
gang von Samuel Lublinski, Ekstatische Wall-
fahrten (Semilasso in Afrika, Via Crucis) von
A. R. Meyer und Lautensack, Apollodoros, Dia-
log über Lyrik von A. Ruest. Graphische Bei-
träge von Max Beckmann, Walter Rössner,
Artur Segal. In Vorbereitung die lyrische An-
thologie Mistral, für die Einsendungen willkom-
men sind.

SONNENLAND

EIN BUCH DER SEHNSUCHT

VON JOSEF KARL RATISLAV

SÄCULUM-VERLAG BERLIN S 14

Am 4. Februar 1913 veranstalten wir in den
Johann-Georg-Festsälen den

B A L L D E R A K T I O N

Max Oppenheimer hat die künstlerische Leitung

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Dritter Jahrgang

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 2 :: 8. Januar

Redaktion: Manuskripte, Rezensions-, Tausch-
Exemplare etc. sind an den Heraus-
geber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17
zu senden :: = Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242
Unverlangt. Manuskript. ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Be-
stellgeld) bei allen Postanstalten,
Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2.50
durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf,
Nassauischestr. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

DEM GEDÄCHTNIS GEORG HEYM'S

Den 16. Januar 1913 ist es ein Jahr, dass Georg Heym im Wannsee ertrank mit seinem Freunde Ernst Balcke.

Es war ein Begeisterter, ein Glühender, ein Starker, ein Selbständiger, ein Kämpfer. Er war ein Empörer. Er war ein Dichter.

Darum soll man ihn ehren, soll man seiner gedenken, wo Kämpfer atmen.

Dem Gedächtnis GEORG HEYMS widme ich diese Nummer der AKTION. F. P.

Die zu Donnerwipfeln drang.
Wucht und Schwellkraft. Windumbraust.
Wonne, wenn es wilder pfiif.
Eine zwanzigjährige Faust
Mit dem Griff. Mit dem Griff.
„Heym; Georg.“ Die Marmortafel
Runzelt bald, umweht und fremd.
Fahl bei Cladow hat die Havel
Diesen Leib ans Land geschwemmt . . .

GEDENKEN

I.

Der Himmel blaut, Blauspritzer sprüh'n.
Orangen baumeln braungoldschwer.
Ein Gummibaum sinkt gross und grün
Sacht über eine Mauer her,
Am Mittelmeer.
Am Mittelmeer.

Heimlich an betriebter Fläche
Raufen Rosen frühlingsfreche;
Wackeln die vom Wind gewippten
Zapfen alter Eukalypten,
Und es wispern Rauschebäche.

Welch absondrer Schöpfungsaktus:
Feigen spriessen auf dem Kaktus. . . .

II.

Nordwärts reist man. Wälder, Schnee.
Nadeldickicht schwarzverastelt.
Und Berlin tropft an der Spree,
Wenn sie freudlos in sich fröstelt.
Schweigend liest man von dem jungen
Dichter, den das Eis verschlang;
Diese Stimme jäh entklungen,

III.

Sicher steht es wo geschrieben.
Doch es zählt zu den Problemen:
Ob die Götter wen sie lieben
In der Jugend von uns nehmen.
Unerfüllte Augensterne
Schloss der friedlos Frühverbannte,
Und die Welt lag in der Ferne,
Als er starb — und sie nicht kannte.

IV.

Der Himmel blaut, Blauspritzer sprüh'n,
Orangen baumeln braungoldschwer.
Ein Gummibaum sinkt gross und grün
Sacht über eine Mauer her,
Am Mittelmeer.

Heimlich an betriebter Fläche
Raufen Rosen frühlingsfreche;
Wackeln die vom Wind gewippten
Zapfen alter Eukalypten,
Und es wispern Rauschebäche.

Alfred Kerr

Hans Baas**BIRKEN**

An dürrn Reiser, die am Boden stecken,
Sind sie vorbei und glühend hochgeilt.
Wie weisse Schlangen sind sie aufgesteilt
Mit Hälsen, die zum kalten Himmel blecken. . .
Sehr frühe werden Knaben schon verführt,
Dass nichts Geheimes ihre Seele narre,
Das Ungekannte hat sie nie gerührt.
— Was ist der Spuk der Stämme, dass ich harre?
Mit Hammerschlägen täubt mich ihre Starre
Wie einen Vogel, der sich Beute spürt.

Ernst Balcke**SOMMERTAGE NOCH IM HERBST**

Das ist das Wunderbare dieser Tage,
Dass sie uns rühren wie geliebter Kranker
Genesungen und Wiederblühendwerden.

Wie wenn ein Vogel, der den Sommer lang
Die süßen Lieder seines Lebens sang,
Noch einmal sich aus dem Gebüsch höbe,
Wir aber meinten, dass der feuchte Wind
Des ersten Herbstes ihn schon längst getragen
Zu wärmerer Länder lächelnden Gestaden.

Und doch ist dieser letzten Tage Gold
So müde uns, als ob ein letztes Echo,
Das tot wir glaubten, plötzlich sich noch einmal
In einem tiefen, fernen Grund entschleiert
Und unsere fast vergessene Rufe rollt.

Das ist wie Sonnenlicht auf ganz verfallenen
Gemäuern düsterer Burgen, das den Ruhm
Der grossen Zeit aus seinen Winkeln weckt,
Den Gang der Frauen an hellen Märztagen,
Die ganz verlorenen Klänge alter Harfen,
Und eine Bangigkeit vor diesem Leben.

Gottfried Benn**MORGUE II**

(An Adolf Petrenz)

I.

Plötzlich schreit eine Leiche in mittlerem
Ernährungszustand:

Kinder, lasst Euch das nicht gefallen!
Mit uns wird Schindluder getrieben.
Wer hat mir zum Beispiel das Gehirn in die
Brusthöhle geworfen?

Soll ich damit atmen?
Soll da vielleicht der kleine Kreislauf durchgehn?
Alles was recht ist!
Das geht zu weit! —

II.

Na, und ich?
Wie bin ich hergekommen?
Wie aus dem Ei gepellt!
Und jetzt??
Waschen Sie mir gefälligst den Kot aus der
Achselhöhle, Sie!!
Und das rechte Herzohr brauchte auch nicht
grade aus meinem After rauszusehn!
Das sieht ja wie Hämorrhoiden aus. —

III.

Eine Leiche singt:

Bald gehn durch mich die Felder und Gewürme.
Des Landes Lippe nagt: die Wand reisst ein.
Das Fleisch verfließt. Und in die dunklen Türme
Der Glieder jauchzt die ewige Erde ein.

Erlöst aus meinem tränenüberströmten
Gitter. Erlöst aus Hunger und aus Schwert.
Und wie die Möven winters auf die süßen
Gewässer flüchten: also: heimgekehrt. —

IV.

Merkwürdig — murmelt ein noch nicht wieder
zugenäher Mann —

Wenn man so mit der Hand an sich runterfährt:
Wo hört die Brust auf?
Wo fängt der Bauch an?
Wo sass deine Koffistel, fragt man sich?

Völlig verändertes System.
Der Nabel über Bord geworfen.
Vereinfachter Mechanismus.
Rückkehr zur Natur scheint die Devise. —

V.

Ein Selbstmörder:

Kläfft nicht, ihr Laffen! Pack. Pöbel.
Männer, behaart und brünstig, Frauentiere, feige
und heimtückisch,
Aus eurem Kot-leben fortgeschlagen,
Umgreint von Menschenvieh.

Ich bin aufgestiegen wie ein junger Adler.
So stand ich: nackt, vom kalten Sternenlicht
Umbrandet Stirn und Blut. —

Alexander Bessmertny**SPRUECHE AN DIE MEISTER**

Stefan George

Stefan George, Deuter meiner Blösse,
Der Gipfel wies und talwärts mich verstieß.
Ich steige schwer, geworfen durch die Stösse
Des Sturmes, den dein Geisterodem bliess.

Rainer Maria Rilke

Maria Rilke. Einst werd ich auch gleichen
Dem reifen Gott im seligen Gedicht.
Du bist mir meines Auszugs Feuerzeichen
Und meiner Tage kündendes Gesicht.

Ernst Blass

PAUSE

Ich habe so lange hier allein gegessen.
Schön ist es, an das Fenster zu treten,
Zu sehn den vom Winter durchwohnten, späten
Nachmittag; der ist klirrend weit und vergessen.

Und nicht länger sucht' ich den Dingen Namen —
Alles Verhüllte war geisterhaft klar — — —
Und durch die geöffneten Fenster kamen
Luftzüge kalt und wunderbar.

Paul Boldt

BERLINER ABEND

Spukhaftes Wandeln ohne Existenz!
Der Asphalt dunkelt und das Gas schmeisst sein
Licht auf ihn. Aus Asphalt und Licht wird
Eifenbein.

Die Strassen horchen so. Riechen nach Lenz.

Autos, eine Herde von Blitzen, schreien
Und suchen einander in den Strassen.
Lichter wie Fahnen, helle Menschenmassen:
Die Stadtbahnzüge ziehen ein.

Und sehr weit blitzt Berlin. Schon hat der Ost,
Der weisse Wind, in den Zähnen den Frost,
Sein funkelnd Maul über die Stadt gedreht,
Darauf die Nacht, ein schwarzer Vogel, steht.

MEINE JUEDIN

Du junge Jüdin, braune Judith, köstliche
Frucht der Erkenntnis, weisser Blütenfall:
Aus Kleidern steigst du nackt, ein All ins All,
Mit deinen Brüsten, Mythenfrau, du östliche.

Steige vom Sockel, Venus, aus zerballter
Wäsche! Jungweib! Wie Morgensonne blitzt
Dein Bauch — und in der Schenkel Schatten sitzt
Wie Blüten saugend, fest, ein schwarzer Falter.

Und Schwarzes fällt aus den gelösten Schleifen
In den konkaven Nacken, wie Geruch.
Und die zu grossen, graden Zähne blecken

Als ob sie schon in Männerküssen stäken.
Der Blick hängt glänzend über dem Versuch,
Die Lippen über das Gebiss zu streifen.

BELLE AMIE — —

Meine Arme sind jetzt sehr stark.
Und so erfahren,
Meine Nerven flüstern
Am Rückenmark
Von ihren Haaren; —
Und wieder (lüstern):
Von ihren gelben Haaren — —

DIE DIRNE

Die Zähne standen unbeteiligt, kühl
Gleich Fischen an den heissen Sommertagen.
Sie hatte sie in sein Gesicht geschlagen
Und trank es — trank — entschlossen dies Gefühl

In sich zu halten, denn sie ward ein wenig
Wie früher Mädchen und erlitt Verführung,
Er aber spürte bloss Berührung,
Den Mund wie einen Muskel, mager, sehnig.

Und sollte glauben an ihr Offenbaren,
Und sah, wie sie dann dastand — spiegelnackt —
Das Falsche, das Frisierte an den Haaren;

Und unwillig auf ihren schlechten Akt
Schlug er das Licht, legte sich zu ihr,
Mischend im Blut Entsetzen mit der Gier.

Max Brod

AN MEINE FEINDE

I.

O ballet euch um mich und aus der Schwüle
Schlage die Zacke des gestreckten Blitzes,
Und dass der schwarze Pfeffer eures Witzes
Noch in der frischgerissnen Wunde wühle!

Mir halten ohnedies die Moleküle
Der Seele widerwillig nur zusammen,
So löset sie mit Säuren und mit Flammen,
Dass ich Zerfall in jedem Nerve fühle.

Wie gut ist dies endgültige Zerstieben!
Wo sind die Lästigen nun, mich zu lieben,
Und wo die Besserwisser, mich zu schelten!

Nein, mögen sie mir ernstlich Ruhe schenken;
Denn selbst mein Name ist und Angedenken
Zu gut für diese traurigste der Welten.

II.

Ich liebe ja nicht mich und nicht das Leben
So unbedingt, dass ich die stets erneute

Aufforderung ringsum, mich aufzugeben,
Um jeden Preis, aus allen Kräften scheute.

Schon seht ihr mich bereit, emporzuschweben
In Purpurland und ewiges Geläute
Zu Engeln, welche Gottes Mantel heben,
Und gerne gehe ich und geh noch heute —

Wären nicht solche Abende und hier
Im Klosterhofe unter alten Linden
Restaurationsmusik und schwarzes Bier,

Und solche Eintracht zwischen dir und mir
Dass noch die mindesten von deinen Blicken,
Geliebte, fest ins Diesseits mich verstricken.

Arthur Drey

MONOLOG DES DICHTERS

Atmen! Atmen! Atmen! Atmen!
Immer-immer-immerfort: atmen!!
— Will ich denn?

Ich bin ein Schaf,
Das atmen will.
Und wenn ich schlaf,
Steht die chose nicht etwa still,
Nein, nein: da beton' ich noch
Durch Schnarchen — — dass ich atme!

So bin ich der grösste Ulk der Natur.
Und immer nur, immer nur ist
Was ich atme und dichte —: Mist!
Ich bin noch jung.
Aber ich war mal sehr sehr jung.
Oh! Als ich Sonne war, als ich Regen war,
(Heisse Sonne! Heisser Regen!)
Da bin ich hochgesprungen,
Uebermütig, vor meinen Gedichten.
Manchmal fand ich sie unerreicht schön.
Manchmal wollt' ich sie alle vernichten.

Ach, viele Mädchen hab' ich geliebt,
Hab' weinend, irrend, leidend gesungen,
Lieder gesungen, die es nur einmal gibt.

Wär' jetzt eine Menschenmenge da, vor meinem
Gesicht,

Mich bestürmend, mich anrasend
Um ein Gedicht —,
Ich wär' so sehr bereit!
Und deklamierte aus frühster Zeit:

Das ist das Endlose, das in mir klagt:
Muss meine Liebe zerstören,

Weil Treue sich mir versagt,
Treue in Augen, die mir gehören.

Ach, helft mir mein Leben vergessen
Bis zum Totsein zurück — —
Umsonst will ich mich zerpressen,
Bin ein Kind ohne Glück!

Und nie ein Unterliegen,
Es ist zu viel Sehnsucht da!
Kann mich denn niemand betrügen,
Dass alles anders geschah,

Dass immer nur Fieber, beraubend,
Meine Liebe mir zerrissen,
Dass . . . lügenden Bilde glaubend,
Ich so hab' weinen müssen?

Was aber fang' ich an,
Wartend jede Sekunde, wie ewige Frist —,
Wenn nichtmal der Gedanke mich trösten kann,
Dass alles so sinnlos ist?

— — — — —
Damals war ich Anfänger, Stümper im Fühlen.
(Wie kindisch von mir, dies aufzuwühlen!)
Heute bin ich vollkommen; ein vollkommener Idiot.
— In vierzig Jahren bin ich mausetot.

S. Friedlaender

DUNKLES LEBEN

Dunkles Leben, du glühst in Dämmerungen,
Wo Gram sich schleichend windet wie Schlangen,
Die Seele eingekerkert ist in Bangen
Bis sie zersprungen.

Ein schwarzes Standbild glänzt die Gestalt des
Todes,
Stummes Gelächter schüttend auf alles Men-
schenhafte,
Das Unkraut üppigt in vollem Saft
Du brichst und bitterst zuredenden Brotes.

Ich will sterben, sieh mir ins frühalte Gesicht,
Besiegt habe ich's und bin gebogen,
Es hat mich in Herzensirrnisse fortgezogen
Und ich war es nicht.

Reinhold Frühling

AUF MAX OPPENHEIMERS GEMAELENDE „DER ERSCHLAGENE“

Blutige Locken fallen von eingesunkenen Wan-
gen;

Furchtbar, zwischen Hilfe rufend geöffneten,
 Lippen lauten zwei Reihen scheusslicher Zähne,
 Dürre Beine aus Gräbern hervor; die gefalteten
 Decket Blässe, die unter zersplitterten Nägeln
 Denn im einsamen, schreckenden Walde hat er
 Mit verlarvten Mördern gerungen: es hallten
 Von seinem bangen Rufen und dem mörderischen
 Seiner Gegner; bald erlagen die Kräfte des
 Schlafe Arme streckt' er vergeblich, die töd-
 Von seinem Haupt abzuhalten; sie, die sonst
 Aus den gefällten Bäumen verscheuchten, spal-
 Grausam die gehirnspritzende Scheitel des ster-
 Dessen Seele ungern vom röchelnden Busen
 emporstieg.

Streifende Jäger fanden den zerzerzten Körper
 In dem See von eignem Blut, aus welchem die
 Ihre befleckten Spitzen scheu erhoben: sie brachten
 Ihn der untröstbaren Witwe, die sein dunkles
 Noch zu bedauern schien: noch sichtbar war
 Der sonst freundliche Zug, auf der verunstal-
 Die kennbare Runzel, die oft ein ahnender
 In melancholischen Stunden drauf pflanzte.

Max Herrmann (Neisse)

DAS EINE DORF

Hier ist ein Herrengut mit düstrem Park
 Und eine Kirche und zwei scheele Schänken,
 Und eine Schule mit ganz alten Bänken,
 Und eine wüste Mauer, steil und stark.

Und eine Pfütze, wo sie Tiere tranken.
 Und alles tot als wie in einem Sarg,
 Und alle Menschen ohne Mut und Mark
 Und ganz verzerrt von Rache, Neid und Ränken.

Der Greise Mienen zetern: „Alle taugen

Die Jungen nichts!“ — Oft kommt auch ein
 Gendarm,
 Sehr roh und stolz auf alten Henkersruhm.

Und alle Mädchen machen kalte Augen,
 Und jeder Mann hat seine Frau am Arm,
 Wie ein erworbn'es sichres Eigentum.

DAS ANDERE DORF

Alle Mädchen und Frauen tummeln sich frei
 Mit blossen Brüsten und offenem Haar,
 Nirgends ein Kreuz und ein weher Altar,
 Und die Wagen wehen bekränzt vorbei.

Die Männer lieben Gelag und Gefahr,
 Spiel und Ringkampf und Jubelgeschrei,
 Betthasen hat jeder mindestens zwei,
 Und Bruder und Schwester sind wie ein Paar.

Keiner mit einem dröhnenden Amt,
 Das auf den andern wie Alpdruck lastet.
 Keine, die grämlich als Jungfrau verbleicht.

Keine, die frech vergällt und verdammt.
 Jedem Wanderer, der hier rastet,
 Wird Mahl und Lager und Liebe gereicht.

Georg Heym

GINA

Noch weht um dich der Duft der grossen Step-
 pen,
 Der Sommer Polens, und der Wogengang
 Der Weizenfelder, wenn den Fluss entlang
 Der Treidler Schultern grosse Flösse schleppen.

Tief, wie die schwarzen, herbstlichen Zisternen,
 Die einsam stechen in das Morgenraun,
 Sind deine Augen, die ins Weite schau'n
 Aus engen Strassen nach den Wintersternen.

Du wurdest für ein wildes Pferd geschaffen,
 Für einen Ritt durch Nächte und Gefahr,
 Die Schapka auf der Stirn mit Goldagrassen.

Darunter flatterte dein schwarzes Haar,
 Und wie von Silber glänzten unsre Waffen,
 Wenn durch die Mondnacht zieht der weisse
 Aar.

LE TIERS ETAT

20. Juni 1789

Auf welchen Blumen von dem letzten Ball,
 In Spiegeln, Kerzen, weichlichem Gestühl,
 Steht der Stiefel der Bürger. Ihr Gewühl
 Brennt wie die Flamme. Und der Widerhall

Der grossen Worte flattert durch Paris.
 Man drängt sich um den Saal. Die Strasse rauscht
 Vom Sturme Mirabeaus, dem alles lauscht,
 Da er die Tür dem Mann des Königs wies.

Der König sieht dem Abend nach, der lind
 In Park und Seine zieht zum Westen schon.
 Er zupft sein Halstuch. Le diner ist nah.

Da bläst in sein Gemach ein lauter Wind.
 Der rüttelt seinen Hals und seinen Thron.
 Le tiers état. Le tiers état.

Kurt Hiller

AN EINEN KAMPFGEFAEHRTEN

Weil die Menschen vielfach dumm sind
 Und der Tod sich nicht umgehn lässt,
 Wär es blöde, wenn wir stumm sind
 Und wenn man einander stehn lässt.

Eigentlich bist du mir wurst,
 Wie sie alle, wie sie alle;
 Aber doch in manchem Falle
 Löschte mir dein Wort den Durst.

Täglich nimmt mein Daseinstrieb ab,
 Denn das Leben trieft von Lues.
 Wenn ich irgendwas noch lieb hab,
 Stahlgeäugter, dann bist du es!

AN DIE „WISSENSCHAFTLICHEN“ PHILOSOPHIERER

Beglaubigt euch nur feste eure Glorie,
 Macht ruhig weiter den Begriffesmist!
 Wohl euch, Fachköpfe, dass ihr noch nicht wisst,
 Wie wurscht System, Kriter und Kategorie
 Am ende doch a m E n d e ist.

Jakob van Hoddis

TRISTITIA ANTE . . .

Schneeflocken fallen. Meine Nächte sind
 Sehr laut geworden, und zu starr ihr Leuchten.
 Alle Gefahren, die mir ruhmvoll deuchten,
 Sind nun so widrig wie der Winterwind.

Ich hasse fast die helle Brunst der Städte.

Wenn ich einst wachte und die Mitternächte
 Langsam zerflamten — bis die Sonne kam —,
 Wenn ich den Prunk der weissen Huren nahm,
 Ob magrer Prunk mir endlich Lösung brächte,

War diese Grelle nie und dieser Gram.

AURORA

Nach Hause stiefeln wir verstört und alt,
 Die grelle, gelbe Nacht hat abgeblüht.
 Wir sehn, wie über den Laternen, kalt
 Und dunkelblau, der Himmel droht und glüht.

Nun winden sich die langen Strassen, schwer
 Und fleckig, bald, im breiten Glanz der Tage.
 Die kräftige Aurore bringt ihn her,
 Mit dicken rotgefrorenen Fingern, zage.

WELTENDE

Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut,
 In allen Lüften hallt es wie Geschrei.
 Dachdecker stürzen ab und gehn entzwei
 Und an den Küsten — liest man — steigt die
 Flut.

Der Sturm ist da, die wilden Meere hupfen
 An Land, um dicke Dämme zu zerdrücken.
 Die meisten Menschen haben einen Schnupfen.
 Die Eisenbahnen fallen von den Brücken.

E. F. Hoffmann (Konstanz)

DIE ALTE FRAU

Schon lange bist du durch ein letztes Tor ge-
 gangen,
 Verschliessend hinter dir des Lebens Wunder-
 zimmer.
 Nur ein verklärter Abglanz von des Festes
 Schimmer
 Umleuchtet deine Stirn wie schmale Silberaugen.

In deinen Augen löschtest du das letzte der
 Verlangen,
 Nun herrscht dort ein ewiges Verstehen,
 Dem Suchenden, den Leidenschaften noch um-
 wehen,
 Zum Trost: sie warfen einst auch dich in nächst-
 lich Bangen.

Und in mir rasen die verzehrendsten Gewalten,
 Die nach Erfüllung heiss verlangend beben,
 Die stürmisch flehen und befehlend fluchen.

Es ist umsonst, ihr Rennen aufzuhalten,
 Sie wollen kein entsagendes Ergeben
 Und lernen nie das Tändeln fettgewordener
 Eunuchen.

Rudolf Kayser

VENEZIANISCHES BORDELL

Weich von Seufzern und Atem biegt sich die
Wand.
Von der Lagune weht nächtlich zerrüttet ein
Wind,
Streift Knabenstirnen und schwarz fieberndes
Haar,
Dem ein stürzender Schrei, hitzige Brunst ent-
rinnt.
Die Stunde wird eng. Schmale Finger durch-
zucken die Nacht.
Eine Lampe glüht blass auf dem Hof und er-
schauert,
Da sie biegende Schatten einer Jugend erzeugt,
Die mit sechzehn Jahren das Laster umkauert.
Sie stehen beisammen. Ein Licht schiebt sich
vor,
Glänzt über den Menschenkeil. Die feuchte
Mauer zerspringt.
Ein Türspalt entsteht, der einen der Knaben
verschlingt,
Und über heißen Gerüchen: der Mond steigt
empor.

Willy Küsters (Konstanz)

DIE HAESSLICHE

Ich habe gelbe Tiere im Geklüft der Seele,
Die Euer Mitleid schonungslos erregen,
Und wenn sie stöhnend schmerzlich sich be-
wegen,
Hetz ich euch manchen bösen Blick entgegen,
Dass eure Sanftmut sich von dannen stehle.
Dann zündet wohl der Hass die blauen Kerzen an,
Die meine Schatten höhrend an die Wände kleben,
Entsetzen lassen Herzlein Euch erbeben
Und seltnen Geier schwarz im Raume schweben,
Die Euch beängstigend, bek'emmend nah'n.
Doch das sind Grillen,
Denn mein Blick ist tot, seit ich gedacht;
Nur meine demutsvollen, stillen
Hände weinen oft spät in der Nacht.

Alfred Lichtenstein (Wilmsdorf)

DER ENTLEIBTE

Weiss lieg ich
Auf einem Rest von einem Rummelplatz
Zwischen zackigen Bauten —
Brennende Blume . . leuchtender See . .

Zehen und Hände
Streben ins Leere.
Sehnsucht zerreisst den weinenden Körper.

Ueber mich gleitet der kleine Mond.

Augen greifen
Weich in tiefe Welt,
Hüten versunken
Wandernde Sterne.

Leo Matthias

GEBURT

Mit tiefem Hass bin ich gesät,
Und Speichelwurf traf meines Kernes Blösse,
Und zweimal scharfes Pfluggerät
Durchschleifte ringend alles Werdens Schösse.

Doch Wunder drängten aus den Zellen:
Auf gelbem Bauche krochen aus den Türen
Die Eiter — die das Leben quellen
Und Wurzeln ringelten aus den Geschwüren.

Paul Mayer

DER BLONDEN TAENZERIN

I.

Von blöden Bürgeraugen angestiert,
Umhüllt vom Rauch der billigsten Zigarren,
Bleibst du die Anmut, die sich nie verliert,
Dein Haar ist Gold aus ungemünzten Barren.

Und lächelnd wirfst du alles, was dich ziert,
Wie Pfennige vor diese feisten Narren,
Die angetrunken sind und wie vertiert
Die Wunder nackter Heiligkeit bestarren.

Dies muss ich dulden. Und ich bin doch der,
So aus geheimsten Spielen einer Nacht
Den blütenreinen Brand der Lieder facht.

Drum gib Dich mir. Denn wisse, mein Begehrt
Jauchzt wie der Wimpel an des Schiffes Mast,
Ein Sehrender ist stets bei Göttern Gast.

II.

Nicht hilft es länger, dass ich mich verkleide,
Dass ich den Tag mit Pflicht und Spiel belade,
Aus tausend Larven meiner Maskerade
Begreif ich Eines: Dass ich um dich leide.

Wie Einer, dem der Henker auf dem Rade
Die Sohlen kitzelt mit des Dolches Schneide,
So bin ich jetzt — nichts als ein Schrei um
Gnade —

Den sonst Verachteten zur Augenweide,

Denn jeder Abend gibt dich allen preis,
Ich höre deine Glieder Hymnen singen
Und fühl' mein Blut in gleichen Rhythmen klingen.

Einst wollte ich aus Träumen Leben schnitzen.
Was sind denn Träume? Ich sah dich und weiss,
Die neue Wahrheit: Leben heisst Besitzen.

DER SPANISCHE BISCHOF

Gesandt zum Eucharistischen Kongresse
In eine dumpfe Stadt im nassen Norden,
War er der Gastfreund seines Wirts geworden.
Und als er einmal heimkam aus der Messe,

Zog er die Ringe aus und seine Orden,
Ging ans Klavier, dass er dies Land vergesse,
Wo unaufhörlich graue Wolkenhorden
Auf schwarzen Schiefer schau'n und Schornstein-
esse.

Erst spielte er die Egmontouvertüre,
Dann aber, was in seinem Blute brannte,
Blutfackeln anda'usischer Barone.

Des Hausherrn Kinder lauschten an der Türe,
Belehrung spendend, sprach die Gouvernante
Von dem „Konzert“, es wäre von Giorgione.

Alfred Richard Meyer

NOTTURNO

Der Mond rieselt Rauschgold auf das Parkett,
Heil knistern und wispern die Flammen.
Das Leopardenfell vor meinem Bett
Kuschelt sich heimlich zusammen.

Nun blinkt das Parkett wie ein blanker See,
Nur fehlen ihm goldene Kähne.
Die Tür klinkt: Da gleisst es wie weisser Schnee,
Schwebend schwirrt's näher wie Schwäne.

Das ist deiner Füsse silbernes Paar.
Wie zucken so zierlich die Zehen,
Als funkelte Mondlicht ihnen Gefahr.
Spiegelnd die Nägel sich drehen

Und spielen des Regenbogens Opal,
Erröten, erblassen und winken.
Sie sind meine Seligkeit, meine Qual,
Jeglichen Traum sie mir schminken.

Mein Kuss kugelt girrend um deinen Fuss.
Den Mond plötzlich Wolken verdunkeln:
Die Nacht fällt hernieder wie schwarzer Russ.
Grün deine Augen nur funkeln.

Erich Mühsam

EIN KLEINES GELBES HAUS . . .

Ein kleines gelbes Haus, plump überdeckt
Von einem flachen Dach aus schwarzem Schiefer,

In dem ein klobig roter Schornstein steckt.
Unförmig klimmt aus dieses Schornsteins Bauch
Ein dumpfer Lichtschein, eingepackt in Rauch,
Der in der Luft verkriecht wie Ungeziefer. —
Ein Vogel macht sich aus dem Lichtkreis los,
Wächst rot zum Himmel, wächst — wird
weltegross,
Durchzuckt die Nacht in grausiger Gebärde —
Und blutet schwere, rote Angst zur Erde.

Richard Oehring

DER GEHEMMTE

Meine Stimme ist anders als ich. Ich wage
Nicht mehr zu reden. Das Grauen wächst:
In mächtigen Netzen, regungslos, verhext,
Lieg ich und starre den sonnefarbenen Fischer an.
Der holt weit aus zum Schlage . .

Müde am Tage,
Die Glieder in einen Kristallblock gesperrt,
Durch den die ganze Welt in Fratzen gezerrt.
Ich kann ihn nicht zerbrechen,
Um mit den Leuten zu sprechen,
Ich kann in ihren Zügen nur Fremdheit lesen.
Ich bin wohl nie mit ihnen zusammengewesen.

DAS GESPRAECH

Mein Hirn zerfetzt von gierigen Krämpfen,
Ueberschüttet von brennenden Lawinen —
Wein und Blumen können nicht dämpfen.
Hinter der Stirn schauerliche Ruinen.

Brandpfeile! Ho, zerhackt, zerrt, brecht,
Ich will sterben. — Aber spricht.
Der dunklen Nächte wächsernes Werk
Schmilzt schleimig — ekelhafter Dreck.
Weg.
Die Maske zittert vorm bebenden Gesicht.

Die Worte wehen — die Lampe verlischt,
Die Worte zerbranden in leuchtender Gischt.
Bleiche Anlitze tönen rhythmisch verzückt

Erich Oesterheld

IMPRESSION

In grauen Schleiern, wie von Tränen feucht,
Schleicht Tag um Tag verekelt durch die Strassen,
Und meine Seele (diese edle, wie mir deucht)
Verkriecht sich scheu und zittrig vor den nassen
Gespenstern auf den grauverhängten Gassen.

Sieh, ich, ein Punkt im grauen Meer des Tags,
Trag meinen Ekel pflichtgehorsam durch die
Stunden,

Trag ihn durch feuchte Menschenmassen stracks
Zur Tram, ein Seelchen im Gewühl, der Zeit
entbunden,
Und flüchtig auf der Sohle der Sekunden.

Ich bin wie Irrlicht, das durch Nebel blinkt,
Und schweigender Akkord, der hastig im brutalen
Konzert der Strassen in sich selbst versinkt. —
Ich bin wie eingesperrt in dem fatalen
Verkehrswirrwarr fortschrittlicher Vandalen.

Und schemenhaft treibt's mich von Welt zu Welt,
Denn eine grosse Stadt hat vieler Welten Wesen;
Ich bin ein Wächter, am Perron bestelit,
Um aus dem Wüsten Menschen zu erlesen,
Damit es hell in mir, wie es gewesen.

Und sieh! wie eine blonde Sonne, leicht und
schlank,
Steht da ein Mädchen vor mir, hell umglitten
Von meinem Blick. Das Toben wird Gesang,
Und wie ein Tag, der aus der Nacht geschritten,
Steht sie in hellem Licht und ich inmitten.

Anselm Ruest

HERBSTMORGEN

Aus fröstelnder Umklammerung Nebelnacht
Rollt sich die Flur zum kühlen Morgenlichte;
Grün schimmert unter'm Reif nur noch die Fichte,
Indes der Laubwald wie verhext erwacht.

Und wie aus Dämpfen aufsteigt Pracht um Pracht,
Erstaunt sich starrend in ihr Fremdgesichte —
Schmiegt sich's getrost zu neuem Farbgedichte,
Das schon versöhnt dem grellen Tage lacht.
Ob tollster Mut gebar so wirre Träume?
Sind's kranke Wünsche, deren Farben b'assten?
Ein trunkner Aether — raschelnd welk in Krän-
zen?

Doch sicher ist's ein Tod, als ging's zu Tänzern!:
So soll auch meine Seele dumpf nicht rasten,
Webt einst die Nacht ihr Flughemd durch die
Räume . . .

René Schickele

PHOENIX

Wie warst in diesen Tagen du allein
Und konntest es kaum ertragen!
Es wird noch oft so sein —
Doch musst du dir dann sagen:
Um keine Trauer ist es schad,
Wer Liebe hat, darf sie nicht schelten.
Der Sternenvogel steigt aus geächerten Tagen

Strahlend im Auferstehungsschein,
Sein Gefieder sind blühende Klagen,
Sein Gesang ist Seelenwein.
Er schlägt sein silbernes Rad
Und jubelt über die Welten.

Mario Spiro

AUF DEN KLIPPEN DER BRETAGNE

I.

Hymnus

Könnt ich mit Deinen Farben malen,
In Deinen Zungen reden, Meer!
Es fiele meiner Hand nicht schwer,
Dir schuldigen Tribut zu zahlen.

Wenn deiner Wunder Riesenheer
Mich grüsst mit leuchtenden Fanalen —
Smaragden, azurblau, opalen:
Das Herz ist voll, das Fangnetz leer.

Indes mein armer Griffel zittert,
In Ewigkeit dir untertan,
Und schliesslich zag und matt zersplittert —
Regt sich's in dir: du schäumst und quillst,
Erschütterst al'es Sein und schwillst
Zu brausendem Crescendo an.

II.

Vision

Soll ich wehklagen, dass ich nicht singen kann
Wie das schimmernde Meer?
Was ich vermag ist gar karg:
Jedes sündhafte Begehrt,
Das mein Herz in sich barg,
Ersticken,
Dann und wann
Sehnsuchtsvoll zum versinkenden Horizonte
blicken

Und das Knie beugen
Und gleich einem, der der Erlösung nahe, für
dich zeugen!

Ist das gar so gering,
Dass ich mein Ich vergesse
Und des Lebens engen eisernen Ring
Zersprengt, hör ich die Messe,
Die du selbst deiner Grösse singst?
Viele gleiten auf deinen Wogen
Ach! von eitlen Gespinsten gezogen,
Dich hören sie zwar, doch ihren tauben Herzen
klingst
Du nicht

Mir wirst du zum Gericht . . .
Und doch ist mir nicht zage zu Mut!

Wie meine Brust in deinen kühlenden Wellen
 Taucht unter mein Herz in deinen Myriaden
 Quellen
 Und lässt deine Frische und Reinheit in sich
 dringen
 Und badet und läutert sich in deiner kreisenden
 Wirbel Glut!

Seh ich dich nicht ew'ge Geschicke weben?
 Fühl ich nicht dein Walten? Hör nicht dein
 Singen?
 Wenn nur meine Träume in deinen Rhythmen
 schweben,
 So darf ich jeglicher Ohnmacht spotten und
 leben und in dir leben!

Ernst Stadler (Brüssel)

GEGEN MORGEN

I.

Tag will herauf. Nacht wehrt nicht mehr dem
 Licht.
 (O Morgenwinde, die den Geist in ungestüme
 Meere treiben!)
 Klang da mein Herz? O Schicksalsreif, der klir-
 rend über mir in Stücke bricht,
 Liess dich dein Zauber plötzlich los so wie das
 Dunkel die verhangnen Scheiben?

Schon brechen Vorstadtbahnen fauchend in den
 Garten
 Der Frühe. Bald sind Strassen, Brücken wieder
 von Gewühl und Lärm versperrt —
 O jetzt ins Stille flüchten. Eng im Zug der
 Weiber, der sich über'n Treppengang zur
 Messe zerrt,
 In Kirchenwinkel knien. O alles von sich tun
 und nur in Demut auf das Wunder der
 Verheissung warten.

O Nacht der Kathedralen! Inbrunst eingelernter
 Kinderworte!
 Gestammel unverständner Litanein, indes die
 Seelen in die Sanftmut alter Heiligenbilder
 schauen . . .
 O Engelsgruss der Gnade . . ungekannt im
 Chor der Gläubigen stehn und harren,
 dass die Pforte
 Aufspringe und ein Schein uns kröne könig-
 licher als der Sternenreif ums Haar von
 unsrer lieben Frauen.

II.

(Brüssel, Gare du Nord.)

Die Letzten, die am Weg die Lust verschmählt.
 Entleert aus allen

Gassen der Stadt. In Not und Frost gepaart.
 Da die Laternen schon in schmutzigem
 Licht verdämmern,
 Geht stumm ihr Zug zum Norden, wo aus
 lichtdurchsungenen Bahnhofshallen
 Die Schienenstränge Welt und Schicksal in
 verkrümmte Winkelqueren hämmern.

Tag lässt die scharfen Morgenwinde los. Auf-
 fröstelnd raffen
 Sie ihre Röcke enger. Regen fällt in Fäden.
 Frühe
 Entblösst die Leiber von dem Trug der Nacht.
 Geschminkte Wangen klaffen
 Nun blutbeströmt, die vorher glänzten, wie
 wenn Apfelblust in Frühlingsfeuern glühe.

Kein Wort. Die Masken brechen. Lust und
 Gier sind tot. Nun schleppen
 Sie ihren Leib wie eine ekle Last in arme
 Schenken
 Und kauern wortlos, eingelullt von dumpfiger
 Luft, im Kaffeedunst, der über Keller-
 treppen
 Aufsteigt, wie Geister, die das Taglicht ange-
 fallen, auf den harten Bänken.

III.

Die Silhouette deines Leibs steht in der Frühe
 dunkel vor dem trüben Licht
 Der zugehangnen Jalousien. Ich fühl, im Bette
 liegend, hostiengleich mir zugewendet dein
 Gesicht.
 Da du aus meinen Armen dich gelöst, hat dein
 geflüstert „Ich muss fort“ nur an die
 fernsten Tore meines Traums gereicht —
 Nun seh ich wie durch Schleier deine Hand,
 wie sie mit leichtem Griff das weisse
 Hemd die Brüste niederstreicht . .
 Die Strümpfe . . nun den Rock . . das Haar
 gerafft . . schon bist du fremd, für Tag
 und Welt geschmückt . .
 Ich öffne leis die Türe . . küsse dich . . du
 nickst, schon fern, ein Lebewohl . . und
 bist entrückt.
 Ich höre, schon im Bette wieder, wie dein sach-
 ter Schritt im Treppenhaus verklingt.
 Bin wieder im Geruche deines Körpers einge-
 sperrt, der, aus den Kissen strömend,
 warm in meine Sinne dringt.
 Morgen wird heller. Vorhang bläht sich. Jun-
 ger Wind und erste Sonne will herein.
 Lärmen quillt auf . . Musik der Frühe . . sanft
 in Morgenträume eingesungen schlaf ich
 ein.

GANG IN DER NACHT

Die Alleen der Lichter, die der Fluss ins Dunkel
schwemmt, sind schon erblindet
In den streifenden Nebeln. Bald sind die Sta-
den eingedeckt. Schon findet
Kein Laut den Weg mehr aus dem trägen
Sumpf, der alles Feste in sich schluckt.
Die Stille lastet. Manchmal bläst ein Wind die
Gaslaternen auf. Dann zuckt
Ueber die untern Fensterreihen eine Welle dün-
nen Lichts und schiesst zurück. Im
Schreiten
Springen die Häuser aus den Schatten vor wie
Rümpfe wilder Schiffe auf entsterntem
Meer und gleiten
Wieder in Nacht. O diese Strasse, die ich so
viel Monde nicht gegangen —
Nun streckt Erinnerung hundert Schmeichler-
arme aus, mich einzufangen,
Legt sich zu mir, ganz still, nur schattenhaft,
nur wie die letzte Welle Dufts von Schleh-
dornsträuchern abgeweht,
Nur wie ein Spalt von Licht, davon doch meine
Seele wie ein Frühlingsbeet in weissen
Blüten steht —
Ich schreite wie durch Gärten. Bin auf einem
grossen Platz. Nebel hängt dünn und
flimmernd wie durch Silbernetz gesiebt —
Und plötzlich weiss ich: hinter diesen dumpfen
Fenstern dort schläft eine Frau, die mich
einmal geliebt,
Und die ich liebte. Hüllen fallen. Eine Span-
nung bricht. Ich steh bestrahlt, besternt
in einem güldnen Regen,
Alle meine Gedanken laufen wie verklärt durchs
Dunkel einer magisch tönenden Musik
entgegen.

Hellmuth Wetzel

NACHHALL

Wenn ich dich sah und wieder ferne von dir bin,
Wenn ich die Rätsel unter deinen Wimpern her
in stummen Truhen geborgen habe,
Und die entrauschten Feste deiner Kleider noch
in meinen Sinnen sind,
Wenn ich wehmütig bin,
Dann taumeln meine Lieder
Wie Fontainen,
Und bohren tiefauf sich in die weisse Nacht
Aus Kratern, die in ihrer glutberauschten Pracht
Hoch in dem Donner blauer Berge gähnen.

Alfred Wolfenstein

VOR DEM JAHR

Wir leben beinah nicht, wenn Winter ist!
Aber heute dieser Tag . . . dieser Tag ist frei,
Hitze, Kälte sind vor strahlendem Licht ihm
einerlei!
Wie mein Fenster hell starr' ich hinaus und
antitrist.

Neben klaren Wolken dort das halbe sahnige
Rund
. . . Als erblickte man schon den äussersten Rand
Des Fingernagels der vorausgestreckten Früh-
lingshand.
. . . Von Zeit frei ist der Tag wie von Nahrung
ein küssender Mund!

Die Gedanken schlagen zusammen (für welches
Fest?) im Geläut.
Und unten bunte Autos pfeifen vor Schnellsein
(was ihr Ziel?)
Die Trams sprühn am Draht und klingeln von
Menschen voll Gefühl.
Dieser herrliche Blick vom Pferd! (aber wüsst
ich, was ihn so freut!)

Mit erwartungsvoll aufgehobnen Füssen rennt
Das Trottoir halb hin, halb her, die Gesichter
glühn nackt,
Von einander und noch anderer Erregung ge-
packt.
Den Ohren telephoniert etwas vom Firmament.
Und nun ist die Nacht . . . nur wie schwanken-
der Vorhang da,
. . . Und dahinter soll etwas kommen . . . Oh,
ich ertrage es nicht so sehr!
Angespannt ist die Welt wie vom Gestade das
Meer!

— Nein — sitzt auch hinter mir auf mein Exa-
men harrend Mama:

Ich stürze mich hinunter —! vielleicht vor den
schreienden Zeitungsmann —
„Krieg und Sieg! fünfundsiebzigtausend Gefal-
lene! Krieg und Sieg!“
Hier noch einer —! Der die ungeheuer schöne
Spannung nicht ausschwiegl!
Vom Leben auch den Tod mitliebt, und ihn
eher vertragen kann!

INHALT DER VORIGEN NUMMER: S. Friedlaender: Zur weltlicher Theologie — S. Friedlaender: Zwei Ge-
dichte — S. Friedlaender: Die beiden Bürsten — Paul Boldt: Der Denker — Emmy Hennings: Im Kranken-
haus — Mynona: Eines Kindes Heldentat — René Schickele: Der Fremde — Majoritäten — Die sterbende Gesell-
schaft — Dem Gedächtnis Georg Heyms — Neuerscheinungen — Max Oppenheimer: S. Friedlaender-Mynona (Zchg.)

VERLEGER SPAREN VIEL GELD

**WENN SIE SICH VOR VER-
GEBUNG IHRER AUFTRÄGE
EINE KALKULATION VON
::: UNS EINFORDERN! :::**

**DIE AKTIONSDRUCKEREI
LIEFERT ALS SPEZIALITÄT**

ZEITSCHRIFTEN- UND WERKDRUCK

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

III. Jahr

Herausgegeben von Franz Pfemfert

No. 3

INHALT

Franz Pfemfert	Los von Oesterreich
P. von Gütersloh	Abiturienten des Unterbewusstseins
Kuno Kohn	Der Gerührte
J. F.	Operetten
Peter Scher	Das Vermächtnis des Lyrikers
Kurt Hiller	Guter Rat
Ernst Stadler	Bahnhöfe
René Schickele	Der Fremde

„Heine und die Folgen“ — Inventur-Ausverkauf? —
Philister — Mitteilung des Verlages — Literarische
Neuerscheinungen

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf



Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Dritter Jahrgang

Herausgegeben von Franz Pfemfert

15. Januar 1913

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17 zu senden :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangt. Manuskript. ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

LOS VON OESTERREICH!

In einem Aufsatz, den er im Januarheft der Neuen Rundschau drucken liess, weist Herr Karl Leuthner auf die Gemeingefährlichkeit der Deutsch-Oesterreichischen Waffensolidarität hin. Mit aller Vorsicht natürlich. Als deutscher Oesterreicher sozialdemokratischer Nationalität. Herr Karl Leuthner, der sich bescheiden zu den Wenigen seines Landes zählt, so da „Urteilsfähige, Unbezahlte und Selbstdenkende“ sind, bekämpft (mit Recht) jene Solidaritätsgefühle, welche in der wechselseitigen hemmungslosen Hingabe des einen Bundesgenossen an die Wünsche und Pläne des anderen bestehen. Er will nicht, dass die Preussen schiessen, sobald ein Wiener Reporter von richtig empfangenen serbischen Watschen träumt. Er hat, scharfsichtig, selbstdenkerisch, unwiderlegbar festgestellt, dass diese Waffenbrüderschaft eine Bedrohung des Friedens bedeutet. Aber er weiss mit der Erkenntnis nichts anzufangen, der liebe Herr Leuthner, oder doch nur spasshaft wenig: er erträumt grauenhafte Nationalitätenprobleme, der internationale Sozialdemokrat bangt um sein österreichisches Deutschtum.

Dies Bangen mag berechtigt sein: wir aber wollen dem Bangenden nicht beispringen. Wir haben endlich Wertvolleres zu tun, als uns um nationale Rührseligkeiten zu kümmern. An der Kanonengenossenschaft Deutschland - Oesterreich ist gar nicht so ungeheuerlich die Unbedingtheit der Hilfsbereitschaft: die Kanonengenossenschaft an sich ist die Gefahr! Schon zu lange haben wir uns täuschen lassen von diesem wider-

natürlichen Gebilde, schon zu lange schleppten wir aus Gespensterfurcht den kompromittierenden Kulturballast: Los von Oesterreich! das wird das Signal der kommenden, nächsten Kämpfe sein.

Dass dieses „Los von Oesterreich!“ nicht längst erschalle! Dass wir die Verdächtigung geduldig ertragen konnten, Gemeinschaft zu haben, mit einem Gemisch aus Geistlosigkeit, Stickluft, Dünkel und Korruption!

Was ist uns dieses Oesterreich? was war es uns? was kann es uns jemals sein? Ein Hemmnis unserer Entwicklung. Eine Stütze jeder Reaktion. Wenn wir den „Waffenbruder“, dieses Symbol des Barbarentums, wenn wir diesen Unwert buchen: welche Werte stehen dem entgegen? Welche Menschheitswerte kann die Geschichte auf schwarz-gelb registrieren?

Und der „Waffenbruder“! Ist unseren liberalen Realpolitikern nicht unbehaglich, wenn sie an das Morgen denken? Heute mag der alte Kaiser noch eine gewisse Friedensgarantie sein. Aber sobald der Protektor der „Reichspost“ (des Wiener Ahlwardtblattes) unbehindert seine Händellustigkeit betätigen wird, was dann? Deutschland wird das Schwert ziehen, wenn die Rauflust eines völlig Gleichgültigen erwacht?

Los von Oesterreich!

Franz Pfemfert.

Glossen

„HEINE UND DIE FOLGEN“

Die Grabreden, welche dem ehrlichsten aller Menschen, dem Dichter Heinrich Heine zu Leid und Lieb losgelassen werden, nehmen nie ein Ende. Bei Nietzsche müssen sie gelehrt tun und bändeweises Studium prätendieren, bei Heine können sie sich auf eine Strophe versteifen, diese Gladiatoren . . .

Nietzsche sagt einmal, dass keine Sprache die höchsten Gedanken des Menschen ausdrücken könne, aber er sprach doch selber, voll von Mitleid mit Andern und mit sich, dieser weise unweise Zarathustra, der ein Adler, aber nur ein Adler war und ausserhalb der atmosphärischen Erdhülle erstarren musste. Heine sang, und er hatte immer seinen Text. Der Höhengänger hat selten einen neuen Ausblick gewonnen, ohne seinen Wolfgang Apollo einen Denkstein zu setzen; er wusste es aber kaum, was er unserem undefinierbaren Vogel zu verdanken hatte, diesem Wundervogel aus Tausend-undeiner Nacht, der heute kosmopolitischer Spatz war, morgen deutsche Nachtigall und immer die ohne Nest in den Lüften waffenschön klirrende Lerche: Allons enfants!

Als ich wieder Romancero las, wusste ich, dass es für mich keiner verständlicheren Sprache brauchte . . .

Du, Mouche! ich fühle es, Du kommst zu mir, solange ich noch sehen und fühlen und Deine Tränen im Wein als die kostbarsten aller Perlen trinken kann, weisst Du, von was der tote Mann in seinem Sarg manchmal träumt? Von der Königin Pomare:

Sie tanzt mich rasend, ich werde toll,
Sprich, Weib, was ich Dir schenken soll?

Du lächelst. Heda! Trabanten! Läufer.

Man schlage ab das Haupt dem Täufer.

Und weil der tote Mann an sie gedacht, ist sie unsterblich wie Paris selber.

Aber, Königin Pomare! das ist ja bloss ein Glastroddelchen an dem sternhimmelgrossen Kronleuchter Heine'scher Dichtung, der nur durch die Elektrizität des Herzens zu seiner Strahlenpracht entzündet werden kann.

Was aber soll aus den armen Hanswürsten werden, fragt Heine, die ich euch und mir zum Spass tanzen liess? Ich möchte in einer Stunde der Andacht mit dem Romancero zeigen, dass sie noch alle lebendig sind, ja dass sie heute noch kräftig übel riechen, wenn sie nur den Namen des Dichters hören. Das ist Heinrich Heine's Unsterblichkeit, dass ihm das ganze

Pack von Heuchlern, Sykophanten und Lakaien, von feierlichen Lügnern und boshafte Dummköpfen nie verzeihen wird Sie wüten heute, als ob er noch verwundet werden könnte, der Held, dessen Gebeine schon vor mehr als fünfzig Jahren im Friedhof des Montmatre zu Staub und Asche geworden sind.

INVENTUR-AUSVERKAUF?

Wegen Ordensvermittlung musste sich ein früherer Rechtsanwalt vor der Aachener Strafkammer verantworten. Er hatte unwidersprochen behauptet, päpstliche Orden, so z. B. den Orden zum heiligen Grabe, mit dem der Grafentitel verbunden ist, für 45 000 M., sowie russische, griechische, rumänische, bulgarische und koburg-gothaische Hofprädikate vermitteln zu können. Ein Kaufmann machte der Polizei Mitteilung, F wurde verhaftet. Bei der Verhandlung behauptete der Angeklagte, päpstliche und andere Ordensauszeichnungen besorgen zu können, ebenso auch den Adelstitel, der gewöhnlich eineinhalb Millionen Mark koste, den er aber um 400 000 M. billiger liefern könne. Ein als Zeuge vernommener Berliner Kriminalkommissar bestätigte in der Hauptsache die Angaben des Angeklagten, der darauf freigesprochen wurde.

GUTER RAT

Hülle dich in deine Windel,
Krauche auf das Kanapee;
Schönheit ist ein fauler Schwindel,
Kunst das Ueberflüssigstee.

Wennste was erleben konntest,
Kannste dir 's Beschreiben sparen;
Poesien, Prosa, Schmonzes
(Statt Erleben) sind ja Schmarren.

Darfst du dungen weisse Leiber,
Wozu dann ein Duplikat?
Biste ein Zuhausebleiber,
Nutzt dir ooch keen Surrogat!

Kurt Hiller

DER PHILISTER

Er hat die Farbe dieser Erde, ist ein Seinsklumpen, den die Wurzeln des Lebens umkrallen. Die ihn hassen, stossen mit dem Fuss in dieses Gerank, warten, dass er abbröckelt und in die Weltecke fällt, warten, dass er zerpresst wird, warten, dass er verzehrt wird, warten, dass Unkrautblumen Farbe säen . . . aber auch das nicht. Er sitzt auf dem archimedischen Punkte in der Erde, im Zentrum, er rotiert nicht mit. Osten und Westen ruhen in seinen Handschalen

. . . die Marsbewohner knien vor seiner Ruhe. Der Marsphilister tanzt auf Bergesspitzen — deshalb lieben ihn dort die Sehnsüchtigen der Ruhe. Sie leben in ihm ihre Ueberwindung . . . wir überwinden in ihm unser Leben. Jeder möchte seinen Kopf in der Hand tragen und den Rumpf am Boden kleben lassen. Und wie sie ohne ihn stecken, hassen sie ihn und da sie ihn hassen müssen, erregt er sie — diese Philister.
Matthias.

Rede an einen Abiturienten des Unterbewusstseins

Von P. von Gütersloh

Sie haben nun die Akademie des Absurden absolviert; Sie haben (vermöge Ihrer femininen Unrisstechnik, wie sie viele Plastiker haben) das Unkorrekte korrekt ausgedrückt. Nun sollten Sie sich aber gegen den Zopf des Revolutionären empören. Auch das Illegitime hat seine Moral. und Sie sind auf dem Wege sein Professor zu werden. Ich glaube aber, dass sogar der bescheidenste Grashalm, den Sie jetzt andächtig malen sollten, mehr von der Kraft des Neuen, wonach Sie so grosse Sehnsucht haben, enthalten wird, als Ihr automatisches Abreagieren von malerischen Protesten, von denen Sie sicher nicht wissen, wogegen sie protestieren sollen. Und das macht Sie eben zu einem Aussenseiter, dass wir uns einen, Ihnen beiläufigen Feind konstruieren müssen, um Ihre Angriffe zu würdigen, dass wir selbst irgendwie unmoralisch werden müssen, um uns in jene Zustände versetzen zu können, deren Heuchelei Sie vielleicht gereizt hat. Aber es ist ein ungünstiges Symptom, dass ein Künstler uns zu Entdeckungen im Philisterium bestimmt, uns detektiv denken lässt. Ich glaubte doch, seine Wirkungen lägen über dem Spürsinn, oberhalb einer reflexions psychologie; das Gefühl zu haben, als dächten alle bildenden Zeitgenossen nur an mich, chokiert mich, und hindert mich an der Objektivierung; ich will nicht, dass die Werke mit Fingern auf uns deuten, sobald es natürlicher ist, dass wir, und mit viel reineren Fingern auf die Werke deuten. Sie sind zuviel Publikum, Sie sehen zu viel Theater; eine einzige Gebärde des Schauspielers beschämt Sie. Sie fühlen die Hegemonie des freien Menschen — Sie sind ein Gebundener — zu stark und zu deprimierend, so dass Sie daran gingen ihm die Technik Ihres Ganges, und Ihres Körpers heimlich beizubringen, damit Sie nicht mehr allein stehen und

sich täglich ans Gespött der Gamins wagen müssen. Weil das Mittelalter nicht gehen durfte, wohin es wollte und wie es gekonnt hätte, hat es sich in der Gotik getröstet, die auch nichts durfte, darin alles gebunden, geknickt, gefesselt, geschraubt ist, Würgbewegungen im Steine nachgemacht, und deren manche Gewandfalten ins Pornographische fallen.

Behüten Sie uns vor einer Gotik, die über ihren gewiss grossen Werten, doch nur zeigt, dass ihre Meister Verhinderte waren. Lassen Sie uns neue Menschen nicht spüren, dass es Verhinderte gibt, dass noch Gesetze und Moralen existieren, die auch uns belasten können; denn vielleicht — und Sie können es nicht wissen — sind wir zufällig frei, ist zufällig unsere Begabung zu keinen Anstössen determiniert. Es ist möglich, dass wir Formen geben, die die Sittlichkeit noch nicht missverstehen kann, geben Sie uns daher keine Gelegenheit, anarchisch werden zu müssen, wecken Sie durch Ihre Gebreite kein Mitleid, das uns niederzöge und zu Polemikern machte, obwohl es oft unsere Pflicht ist auch für jene Künstler in die Schranken zu treten, deren vergebliches Ringen nach Befreiung von ihren Psychosen den Banausen entsetzt, damit er uns bei Gelegenheit vor dem Entzücken des Mobs schütze.

Sollten Sie aber aus sich keinen Weg zur Natur finden, die nichts Bezügliches zu uns mehr enthalten kann — oder besser gesagt, können Sie der Anregung aus dem Persönlichen in uns, soweit es Sie tangiert, beschämt und ironisch macht, noch nicht à tempo entraten, so werden Sie Kurgast irgendwo, ändern Sie Ihre gesellschaftliche Atmosphäre, die Ihre Begabung immer zu Schlüsselromanen reizen wird, suchen Sie einen Verkehr, dem Sie nicht antithetisch sind und höheres Beispiel, reiten Sie, turnen, baden, wandern Sie, fügen Sie dem städtischen Erinnerungskomplex die Rhythmen des wirklichen Wassers, des wirklichen Tieres zu, nicht die jener verzauberten Pferde, die unsere Autos treiben, noch die des sanften Wassers, worauf schamhafte Dampfer genau vorgeschriebene Flusswege ziehen müssen. Besuchen Sie die Operetten von heute, die uns nicht schaden können. Die Operette wird Sie die Nebensächlichkeit alles Stofflichen lehren und wie sich unter dem Titel: Genre, alles gleich bleibt, ob Sie nun Anekdoten der Oberfläche gestalten oder Dialoge aus den höchsten Dimensionen. Weil die Musik sich nicht wehren kann, zu so ziemlich allen stofflichen Gerüsten einzufallen, darf man nicht dem Librettisten alle Gewalt zu-

schreiben, sondern sollte der Göttlichkeit des Tons nachdenken, die durch nichts kompromittiert werden kann. Und sehen Sie, das, was von jeher das Material, also bei Ihnen die Farbe, kompromittieren wollte, was eine direkt metaphysische Feindschaft gegen das Material hegt, ist das Stoffliche, das Genre jeder Dimension. Nun ist das Genre aber unermüdlich, in immer neuen und oft sehr unkenntlichen Verwandlungen immer wieder bei uns einzudringen, und beinahe hatte es den Anschein, als gewänne es bei Ihnen, durch die prophetische, geistige, intellektuelle Manier, die es sich zulegt, eine Art Selbstzweck, und lange hielt ich für eine Art Ausnahmezustand, was doch wieder nur der so oft ausgetriebene Teufel des Stofflichen, die Hure der Aktualität war. Und es ist bezeichnend für Sie, dass ich, dem weit höhere Einfälle, ich möchte sagen, Deckengemälde, gegen das Material einfallen, der Versuchung nicht nachgebe, sondern lieber für dumm gelte, als gegen meine Ueberzeugung für gescheit.

Für Sie liegt eben, wie für alle Maler die Versuchung in der Intellektualität. Wir dürfen nicht sehen, dass Sie die Farbe auf ihrem Orte auch erklären und beweisen können, was durch ein paralleles Genre vielleicht geschähe. Sie müssen das Gesicht, dem Sie alles verdanken und das uns Ihre grösste Verzeihung bewies, im letzten Moment noch unterschlagen können; Sie müssen auf einen billigen Sieg über unsere Skepsis verzichten lernen; Sie müssen sich die Demut des Erwartens unseres Verständnisses gönnen, und uns jene notwendige und schöne Zeit des mühevollen Eindringens in Ihr Werk gestatten, weil sie allein und nicht das Werk selbst, bildet und erweitert.

Ich nabe auf Aepfeln Anton Faistauers, nach langem im Kopfehaben des Bildes die Farben von menschlichen Antlitzen entdeckt, und auf einer Geige von ihm die Töne eines völlig ölig-morastigen Wassers und die Haut eines Somali, der unter einem grünen Baume, der das Licht kondensierte, stand.

Das durfte aber nur mir einfallen, nicht aber dem Maler, der das malte. Sie jedoch tanzen mir meine Metaphern schon vor, ohne zu wissen, dass ich besser tanze, wenn auch andere Metaphern. Dadurch aber, dass Sie zuerst tanzten, hindern Sie mich, besser zu tanzen, denn ich will Sie nicht beschämen.

Und nur deswegen steht heute das Theater so unter dem Leben.

Weil wir Mitleid mit den geistigen Krüppeln haben, die Schauspieler geworden sind. —

Der Gerührte

Ich habe gern verlassen
den lauten Tod der Stadt,
der tausend Fratzen hat,
die gelbe Nacht der Gassen.

Ich schreibe in den weiten,
silbrigen Himmel ein;
die frommen Glieder gleiten
tief in das sanfte Sein.

Ich bin im weissen Leuchten
von Wolke, Wiese, Wind.
Bin Baum, bin Dorf, bin Kind
Wie sich die Augen feuchten —

Bald wird am Silberende
der grüne Abend stehn . . .
Ich hebe sel'ge Hände —
Will ihm entgegengehn —

Kuno Kohn (Konstanz)

Operetten

Ich habe mein schluchzendes Mädchen im Auto heimgebracht. Mag sie sich in den Schlaf weinen. Liebes kindliches Herz! Deine Ergriffenheit ist wie die fliehende dunkle Wolke über einer Frühlingslandschaft: löst sich in einem Tränenschauer; dann lacht gleich wieder die Sonne aus deinen Augen. Ich aber trage stärkere, dauernde Rührung, zu Fuss, den weiten Weg vom Osten nach dem Westen (Berlin W) nach Hause. Grosser, gewaltiger Meister der Operette! Dass du „nach Höherem strebst“, haben dir bei jedem deiner früheren Werke einstimmig alle redlichen Kritiker bezeugt. Diesmal hast du nach dem Höchsten gelangt: hast es erlangt. Nur neben dem Faust und dem Parsifal darf dieses Werk künftig genannt werden. Wird man ihm später, nach deinem Tode, die vierzigjährige Schutzfrist verlängern? Ich werde es nicht erleben. Aber ich weisse: Vom heutigen Tage, dem der Erstaufführung, an wird der Streit nicht ruhen zwischen denen, die es (durch Ausgabe von Freikarten) zum Gemeingut der Nation gemacht wissen wollen, und den andern, die, in Hass und Abwehr gegen das profane Volk, auf volle Bezahlung der Billets bestehn.

Langsam, einsam, schlendernden und stockenden Schritts durch die Nacht. Schatten von Melodien tauchen auf und verschwinden. Eine ist immer wieder da, will mir nicht aus dem Sinn weichen. Morgen wird ganz Berlin das wundervolle Erlösungsmotiv aus der neuesten Operette nachsummen. Herrliche Verse des Librettisten Staub — Viktor Leon und Leo Stein sind übertroffen:

Schwebet im Walzer himmelwärts an,
Ringet Euch los vom Bösen!
Wer nie vom Weg einen Sechsschritt getan,
Den können wir erlösen.

Und wie die Melodie den Worten Schwingen gibt, mit ihm sich emporringt und zuletzt sich von ihnen losringt, frei aufsteigend! Der hehre Operettenkomponist lässt selbst den genialsten Librettisten — Staub ist genial — weit hinter sich. (Ein bewundernder Kritiker hat im Zwischenakt gesagt: An dieser Stelle schüttelt er den Staub vor seinen Füßen.)

Im vorigen Winter war ich Redakteur in Wien. Es war bloss eine ganz kleine Redaktion. Unter den Kollegen war kein Operettenlibrettist. (Wir hatten nur einen Dramatiker, der französische Schwänke schreibt, wie echt, und unser Musikkritiker verfertigte Operntexte aus allem Möglichen.) Infolgedessen war ich gänzlich unbefangen, brauchte keine Rücksichten zu nehmen und schrieb über die hundertste Aufführung einer Operette, deren Librettist zwar einer befreundeten Redaktion angehörte, aber mir persönlich nicht bekannt war, ganz schlicht und ohne geschmacklose Uebertreibung: Bei diesem Jubiläum könne man nur sagen „Die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag“. Der Librettist fand das nicht übel; sagte zu meinem Chefredakteur, ich hätte zweifellos ein gewisses Theaterverständnis, und rügte bloss sanft, dass ich ausser dem lyrischen und dem komischen Paar nur noch drei Darsteller und die ihnen von den Verfassern gewidmeten Geschenke hervorgehoben, aber das Fräulein Mizzi Pippi zu nennen vergessen hatte. Schlimmer ging es mir mit dem Komponisten. Ueber das Buch, das die soziale Lage behandelte und (nach meiner Ueberzeugung) wenigstens für die Operette endlich löste, hatte ich mancherlei zu sagen gewusst. Bei der Musik kam ich in Verlegenheit. Meinen Kollegen, den Kritiker der ersten Aufführung, wollte ich nicht abschreiben: Er ist notarisch taub und ich fürchtete scherzhafte Anspielungen. Was ich selbst fest-

stellen konnte, waren mannigfache Beziehungen dieser Operettenmusik zu Wagner und Beethoven, Anklänge an Puccini und Leo Fall, und Reminiscenzen aus den früheren eigenen Werken des Komponisten; wenigstens kannte ich sie von dort her. Aber ich besorgte, dass meine Reminiscenzensuche dem Meister nicht behagen könnte. Begnügte mich darum mit Allgemeinheiten, sprach von „slavischer Weichheit, in wienerischer Anmut hingegossen“, und nannte die Musik schliesslich ganz einfach „graziös, prickelnd, schwermütig-lieulich, kunstvoll-unverkünstelt.“ Das wollte sich der Komponist nicht gefallen lassen. Beschwerde bei meinem Chefredakteur: Ich hätte ihn „unterdrücken“ wollen. Warum hatte ich den sozialen Zug in seinem Viervierteltakt, den ethischen Schwung in seinen Walzern nicht erwähnt: Dinge, die einem Schwerhörigen und Imbezillen auffallen mussten? Und überhaupt das „Streben nach dem Höheren?“

Die Wiener Operette hat nicht erst seit dem vorigen Jahre, sondern schon lange — weil Johann Strauss, Suppé und, in gebürendem Abstand zu nennen, auch Millöcker im Wiener Gedächtnis noch zu frisch sind und weil seit der Offenbach-Renaissance den neuen Komponisten nichts mehr von ihren, d. h. seinen alten Lustigkeiten einfallen darf — nach dem Höheren gestrebt. Eben jetzt merkt man's wieder bei Lehars Fürstenkind; alle drei Operetten Lehars die 1910 in Wien zuerst aufgeführt wurden, streben nach dem Höhern. Aber wie hoch sind wir heute schon darüber hinaus! Walzer von Wagnerscher Weise sind das wenigste, was wir in wahrhaft wehevollen Operetten verlangen. Und das Buch sei nicht nur klug und ernst, sondern tief. Traurig lieb ich die heitere Muse. Und mein Mädchen, wenn sie in die Operette geht, will weinen; will sich in den Schlaf schluchzen. Die Operette, deren Eindruck ich im voraus geschildert habe, ist noch nicht aufgeführt, vielleicht noch nicht geschrieben; wird aber sicherlich geschrieben werden. Das Libretto handelt von der Vereinigung der Kantischen Philosophie mit dem Buddhismus.

J. F

Das Vermächtnis des Lyrikers

Von Peter Scher

Ich bin dreiundsechzig Jahre alt, Lyriker von Beruf, durch Gottes Fügung Rentier, verheiratet, evangelisch, vorbestraft wegen nicht rechtzeitiger

Anmeldung eines Luxushundes. Meine Verdauung ist geregelt, ich habe Frieden geschlossen mit meinem Gott und den Menschen, und so schaue ich denn von der Höhe eines friedevollen und — wie ich wohl sagen darf — nicht unnützen Lebens mit geruhigem Blick auf das manchmal, ach, nur zu heftige Gewoge der Umwelt nieder . . . Ja, ich habe es in meinem Berufe zu einigem Ansehen gebracht. Ich bin in Ehren grau geworden und nun, an der Schwelle des Greisenalters, gehegt von einer treusorgenden Gattin, umspielt von blühenden Enkeln, drängt es mich, euch allen, die ihr euch in unserem aufreibenden Berufe vergeblich müht, der gleichen Glücksgüter teilhaftig zu werden, mit der Preisgabe des Geheimnisses meines Erfolges zugleich das Mahnwort entgegenzurufen: **Haftet unseren Beruf in Ehren!**

Ich sage euch dies alles, um darzutun, dass es nicht der Eitelkeit eines selbstgerechten und hochmütigen Herzens entspringt, wenn ich mich anschicke, im nachfolgenden von meiner eigenen geringen Person zu exemplifizieren. Es war dies aber, wie der geneigte Leser gar bald erkennen wird, nicht wohl zu umgehen.

Ich war ein junger feuriger Bursch, als ich vor nunmehr dreiundvierzig Jahren in das Geschäft meines Vaters eintrat, der, ebenfalls Lyriker, leider trotz unausgesetzten brennenden Eifers in seinem Berufe niemals auf einen grünen Zweig gekommen war. Mir war dies damals Grund genug zu schmerzlichem Verwundern, denn die Verse meines Vaters dünkten mich über die Massen schön und wohlgeraten. Heute freilich ist es mir kein Geheimnis mehr, weshalb er nicht vorwärtskommen konnte. Aber das steht auf einem anderen Blatte und wird sich des weiteren von selber erklären.

Mein armer Vater hauchte eines Tages seine von bitteren Enttäuschungen zerfleischte Seele aus, nicht ohne mir zuvor noch einen Reim auf Menschheit, den ich lange vergeblich gesucht, in die Hand gedrückt zu haben. Da stand ich nun, eine Waise, mit einem Reim in der Hand und wilder Verzweiflung im Herzen. Was sollte ich beginnen?

Aber nicht lange hielt dieser Zustand schwerer Niedergeschlagenheit an; es muss doch wohl von Anbeginn ein starker, lebensbejahender Kern in mir gesteckt haben. Ich kämpfte also meine Verzweiflung mit Energie nieder, oder richtiger gesagt: ich lockte sie mit Macht aus mir heraus, und ehe noch die letzten Erdschollen polternd auf dem Sarge meines Vaters zersprungen waren, hatte ich meinen Schmerz bereits in

sechzehn vierzeilige Strophen gebändigt, die ich schon am nächsten Tage der Redaktion eines berühmten Familienblattes einschickte.

Was soll ich sagen — ich hatte mit diesem ersten Versuche, mich in meinem Berufe selbstständig zu machen, leider kein Glück. Indes liess ich mich dadurch keineswegs abschrecken, Ein rechter Lyriker verzagt nicht! Nicht umsonst hatte mein Vater diesen Wahlspruch unseres Hauses in mein empfängliches Gemüt gesenkt. Ich versuchte es immer und immer wieder, ab es war kein Glück dabei. Das ganze Missgeschick meines armen Vaters schien zugleich mit seinen ermunternden Lehren auf mich übergegangen zu sein.

Ach, es war eine harte Zeit und ich war der Verzweiflung nahe, wobei ich es gleichwohl nicht unterliess, der Qual meines zerrissenen Herzens in unterschiedlichen Vier-, Sechs- und Achtzeilern den gebührenden Ausdruck zu geben; wenn ich mich recht entsinne, war auch eine Reihe nicht übel gelungener Sonette dabei. Indes konnte mir das alles nicht viel helfen, da noch immer keine Redaktion sich bewogen fühlte, auch nur eins meiner Gedichte in Druck zu bringen. Da schickte mir der Himmel jenen Greis, dessen gütigem Ratschlage ich mein ganzes Lebensglück verdanke. Preis und Dank sei ihm dafür in alle Fernen! (Ich habe seiner übrigens in dem bescheidenen Sonettenkranz gedacht, den der geneigte Leser im zweiten Band meiner „Stimmen der Sehnsucht“ findet.)

Es war an einem balsamischen Morgen. Ich sass, die Seele von schneidendem Weh erfüllt, auf einer Bank im Stadtpark und schickte mich eben an, der dreiundsiebzigsten meiner „Oden an die Nacht“ die letzte Glättung angedeihen zu lassen, als der alte Herr vor mir stehen blieb und mich sinnend anblickte. Es dauerte keine Viertelstunde und ich hatte ihm, von seinem freundlichen Zuspruch ermuntert, den Kummer meines Lebens anvertraut. Er lächelte mild und weise. Dann forderte er mich auf, mit ihm zu kommen. Am Tore seines schlossartigen Hauses las ich einen Namen, angesichts dessen es mich heiss überlief. Es war der Name unseres grossen Lyrikers Otto F. Lehmann. Als ich, von heiligem Schauer überwallt, noch ratlos stand, fühlte ich seinen lächelnden Blick auf mich gerichtet.

„Ja, ich bin's“, sprach Otto F. Lehmann schlicht und auf sein Besitztum deutend: „Dies alles verdanke ich meiner Muse.“

Ich war wie betäubt. Fast taumelnd folgte ich ihm in sein fürstlich ausgestattetes Arbeitszim-

mer. Ein Diener nahm mir Hut und Stock ab. Der grosse Lyriker hiess mich setzen. Dann, als er sich eine Weile lächelnd an meiner Verwirrung geweidet, sagte er freundlich: „Haben Sie einiges bei sich?“

In Hoffnung bebend und vor Wonne fast erstarrt, reichte ich ihm schüchtern das schlichte Bändchen, das ich, angefüllt mit den kaum sechzig Gedichten der letzten Woche, ständig bei mir trug.

Er warf einen Blick hinein, stutzte, blätterte ein wenig, las abermals und schüttelte den Kopf. Bei dem Hymnus „Sturmgedanken“ angelangt — ich erkannte die Stelle an dem Fettfleck unten — legte er das Buch beiseite, schlug die Hände zusammen und rief: „Grundgütiger Himmel — welcher Unverstand!“

Ich erschrak in der Tiefe meines Herzens und wagte es nicht, zu ihm aufzusehen. Da begann er in mildem väterlichem Tone: „Junger Mann, so geht es nicht! Ich sehe, Sie haben Anlagen für unseren Beruf“ — ich atmete tief auf — „aber die Art, wie Sie sie verwenden, dünkt mich wahrhaft kindlich“, fuhr er fort. Nach einer Pause stillen Nachdenkens, während welcher sein Blick mit väterlichem Wohlwollen auf mir ruhte, trat er auf mich zu, legte mir die Hand auf die Schulter und sagte in einem Ton, der mir tief zu Herzen drang: „Ich bin ein alter Mann, der mit einem Fusse im Grabe steht, und füglich könnte es mir gleichgültig sein, wie ihr jungen Leute euch unvernünftig gebärdet. Aber es kränkt mich fürwahr, sehen zu müssen, wie schmäzlich ihr an unserem schönen Berufe handelt, indem ihr ihn nicht zu eurem und der Mitwelt Vorteil auszuüben wisst! Als ich in Ihrem Alter war, glaubte ich auch, mit Kraft und Feuer und wildem Daherstürmen vorwärtskommen zu können. Du lieber Himmel, ich war nahe am Verhungern. Eines Tages, als ich wieder einmal vergeblich bei einer Redaktion angeklopft hatte, sagte mir der Redakteur: „Stimmung, Stimmung, mein Lieber — das ist's. Anpassen, sich hineinfühlen in die Empfindungen der Mehrheit unseres Volkes, die ihren treffenden Ausdruck im deutschen Familienblatt findet. Bringen Sie mir das, dann sind Sie mein Mann.“

Mir fiel es wie Schuppen von den Augen. Ich begann, aus mir herauszugehen, mich in der Welt, die mich umgab, umzusehen, mich ihren Anforderungen anzubequemen, und sehen Sie: bald war ich im besten Zuge. Sehen Sie hier“ — der Greis öffnete einen Schrank, in dem, wohlgeordnet in Fächern, wohl an tausend Zet-

tel lagen — „das ist das Geheimnis meines Erfolges“. Zur Probe entnahm er vor meinen erstaunten Augen dem Schubfach „N“ einen Zettel, auf dem, säuberlich untereinander geschrieben, etwa folgendes stand: *N e b e l* (Stimmungsmomente: Rabe, heiseres Krächzen, wallende Schleier, ferner Glockenklang, müde Seele) „oder da“ — er nahm ein Blatt aus dem Fache „O“: *O s t e r n* (Stimmungsmomente: Strahlenpfeil der Sonne, goldenes Wolkentor, Engelsstimmen, Auferstehungswonnen (s. Bronnen!).

Mit scheuer Ehrfurcht betrachtete ich den Schrank. Der Greis strich liebkosend über die kleinen Zettel, dann wendete er sich zu mir und sprach mit fester Stimme: „Hüten Sie dieses mein Vermächtnis, junger Freund, und achten Sie meine Lehren wohl. Ich will Sie im Interesse unseres geliebten Berufes und nicht zuletzt aus Zuneigung zu Ihnen gern unterweisen, wie Sie sich am besten eine ähnliche Fundgrube für lyrische Antriebe schaffen. Und glauben Sie es einem alten Manne: Sie werden auf dieser Basis rüstig vorwärtskommen.“ So sprach Otto F. Lehmann. Unter Tränen heissen Dankes küsste ich die zitternden Hände meines Wohltäters. Noch oftmals bin ich sein Gast gewesen, und als er, betrauert von unserem ganzen Vaterlande, hochbetagt von hinnen schied, hinterliess mir der Unvergessliche als Vermächtnis seinen Zettelschrank. Er ist, wie es der Greis mir prophezeit hatte, der Grundstein meines Glückes geworden.

Nun stehe auch ich, ein alter Mann, an den Pforten des Jenseits. Es drängt mich, das Vermächtnis meines teuren Wohltäters, des grossen Otto F. Lehmann, in die Hände der stürmisch unbedachten Jugend zu legen. Möge sie es zum Segen für unseren erhabenen Beruf und zum eigenen Heile zu gebrauchen wissen!

BAHNHOEFE

Wenn in den Gewölben abendlich die blauen
Kugelschalen

Aufdämmern, glänzt ihr Licht in die Nacht hin-
über gleich dem Feuer von Signalen.

Wie Lichtoasen ruhen in der stählernen Hut die
geschwungnen Hallen

Und warten. Und dann sind sie mit einem
Mal von Abenteuer überfallen,

Und alle erzne Kraft ist in ihren riesigen Leib
verstaut

Und der wilde Atem der Maschine, die wie ein
Tier auf der Flucht stille steht und um
sich schaut,

Und es ist, als ob sich das Schicksal vieler
 hundert Menschen in ihr erzitterndes Bett
 ergossen hätte,
 Und die Luft ist kriegerisch erfüllt von den
 Balladen südlicher Meere und grüner
 Küsten und der grossen Städte.
 Und dann zieht das Wunder weiter. Und schon
 ist wieder Stille und Licht wie ein Stern-
 himmel aufgegangen,
 Aber noch lange halten die aufgeschreckten
 Wände, wie Muscheln Meergetön, die
 verklingende Musik eines wilden Aben-
 teuers gefangen.

Der Fremde

Von René Schickele

(II Fortsetzung)

XI.

Der grosse Pan der Reisen und die Vox angelica
 seiner Orgel: der D-Zug.

Zweimal des Tages, am Morgen und am Abend,
 fuhr der Gewaltige durchs Tal. Paul hatte nie
 vergessen, ihn zu grüssen, auf seiner Fahrt nach
 Osten, auf seiner Fahrt nach Westen. Die Berg-
 wände wiederhallten, wenn er vorbeifuhr. Das
 Gras auf dem Damm und die Blumen beugten
 sich tief, die Bäume rauschten. Eine Majestät
 zog unter dem tosenden Beifall der Berge und
 Täler, unter Trommelwirbel und Viktoriarufen
 vorüber.

Das Echo rollte nach, und die Feier war beei-
 det. Die heidnische Bevölkerung der Berge stand
 in zerstreuten Gruppen umher und wartete auf
 den Abend; dann kam der Gewaltige wieder,
 wie er jetzt kam, da Paul Merkel im Triumph
 sein Tal verliess. Auf dem Rande des Stein-
 bruchs hockten einige Nymphen und beugten
 sich weit vor. Sie starrten auf eine schwarze
 Oeffnung, die sich in den Berg hineinbohrte.
 Und hier standen mit gespreizten Beinen und
 die Hände auf dem Rücken vier oder fünf Satyre,
 in den Anblick des finsternen Lochs versunken.
 Plötzlich fiel ein gelber Schein auf ihr braun-
 zottiges Fell, sie taten einen wilden Bockssprung
 auf die Seite und kletterten schreiend den Ab-
 hang hinauf. Die Nymphen schnellten in die
 Höhe. Die Nymphen warfen die Arme in die
 Luft, sie erfüllten den Wald und das Tal mit
 ihren heidnischen Rufen. Und es kam von über-
 all herbeigeströmt, es kletterte und purzelte und
 lief an allen Orten Viktoria schrien sie,
 schlugen an die Bäume und rollten grosse

Felsen die Steinbrüche hinunter. Die Kentauren
 stampften den Boden Viktoria brüllten sie über
 die nächsten Berge hinüber.

Paul lehnte mit halbgeschlossenen Augen im
 Polster und sah auf den mondbeschienebenen
 Bergen alle die fröhlichen Geschöpfe sich regen,
 sie drängten einander an den Abhängen und
 auf den Höhen, die er so gut kannte, und
 winkten ihm zu und entliessen ihn jubelnd in
 die Welt der Städte und der Menschen.

„Viktoria“, hörte er den tiefen Bass der Ken-
 tauren. Die Nymphen aber — wie ihre Augen
 blitzten! — hoben sich auf den Fussspitzen.
 Sie streckten ihre mondweissen Körper und
 riefen ihm durch die hohlen Hände zu: „Fare
 well, my darling, fare well!“ Liessen die Hände
 sinken und traten in den Schatten der Bäume
 zurück.

Paul war glücklich und stolz, voll eines ver-
 wegemen Gleichmuts. Er war frei! Er fühlte
 eine Menge unbestimmter Hindernisse, die er
 besiegte, Kampf und Geschrei, er stieg empor,
 er wusste nicht wie. Die Vox angelica tön-
 te wie ein Aufruhr. Ganze Himmel von Sternen
 eilten in einer leuchtenden Wanderschaft über
 ihn hinweg.

Ueber die Szenen seiner Jugend zog die Nacht
 herauf. Das Lied des Landes, das in der Luft
 um ihn herum lebte, die wilde Marseillaise war
 ein Wiegenlied, dessen feurige Farben im Abend
 dunkelten und wie die alten Glasfenster in den
 Kirchen wurden. Das Bild eines Glücks, das
 mit tiefen Tönen durch die halbgeschlossenen
 Augenlider schimmert . . . Es enthielt das alte
 mutige Leben der Vorfahren, ihre Stimme, ihren
 Ruhm, ihre Niederlagen, die laute Sprache und
 das Verstummen ihres Blutes — ihr ganzes
 warmes, leuchtendes Leben.

Die Sonne der Väter schied von den Bergen der
 Heimat. Ihr letzter Strahl glitt über das
 tragische Gesicht seiner Mutter.

ENDE DES ERSTEN BUCHES

Zweites Buch: Zerreisende Bohème

I.

Paul war mit der überspannten Vorstellung nach
 Paris gekommen, dass Frankreich die Republik
 und das fortschrittlichste Land der Erde sei, die
 vorbildliche Nation, — frei sei es und das Volk
 sein eigener Herr, und so schien die erste Bedin-
 gung für einen neuen, gewaltigen Fortschritt
 der Menschheit gegeben. Er wandte sich der
 Partei zu, die ihm die radikalste schien. Aber
 im Augenblicke, da er sich mit ganzem Herzen

dem Sozialismus näherte, machte er die Bekanntschaft Yvan Tartres; der versuchte, ihn für den Anarchismus anzuwerben. Am Anarchismus zog Paul wiederum die entschiedenere Gesinnung an. Trotzdem trat er als Volontär in die Redaktion einer sozialistischen Zeitung ein.

Im übrigen liess er sich widerstandslos von Paris verzaubern. Er verlor alle Unschuld. Er wollte sich den Menschen hingeben, grenzenlos, er wollte sie grenzenlos beherrschen. Beides gelang ihm bei der und jenem. Er verschwendete sich tausendfach, stündlich und bei jedem. Bis er mit leeren Händen allein vor seinem Spiegelbild stand. Aber die grosse Stadt hüllte ihn in einen Dampf von Licht und Farben, von Liedern, Lachen und Musik, er versank in einen goldenen Nebel, worin Frauen schritten, die sich wie Tiere mustern und nehmen liessen, und andere, unnahbare, denen man zitternden Herzens nachging, bis sie einem Mann begegneten, vor dem ihr strenges Gesicht in lauter Lust zerfiel. Das war, als ob ihre Kleider mit einemmal zu Boden sanken. Geschminkte und blasse Gesichter unter bunten Hüten glitten vorüber, stille Prinzessinnen, Traurige, Enttäuschte, und in diesem wunderbaren Reigen hielt auch er irgend eine Hand, drückte sie und liess sie fallen, weil sich eine andere ihm anbot.

An einem Märztag, als der Frühling in den file im Bühnenlicht ihr wüstes Leben vergessen für ihn nicht anders waren als die Schau-Menschen, Wagen und Pferde mitriss und am Abend die ganze Welt in Wollust ermatten liess, an einem sonnigen Märztag kam Malva Brauer mit ihrer Mutter, die Witwe geworden war, nach Paris, und Paul liebte sie, wie ein Rekonvaleszent den Frühling liebt. Sie dankte es ihm, indem sie sich von Mutter und Bruder und ihren Verwandten zurückzog und nur noch für ihn lebte. Er führte sie in Theater und Variétés, und er war glücklich, weil die Gestalten, denen er gefolgt war, um die er gekämpft und gelitten, und solche, die er gekauft hatte, nunmehr hiessen. Er kannte sie nicht und durfte entzückt sein, ohne dafür büssen zu müssen.

Als er auch Malva zu entgleiten begann, machte er sie mit seinen Freunden bekannt und liess sie an seinem alltäglichen Verkehr teilnehmen. Manchmal wünschte er, dass sie ihm untreu beugte sich zu Paul, . . . nein, ich bitte Sie nehmen zu dürfen.

darum, bei Ihnen die Stelle Ihrer Mutter einwie ein Besessener; und dann lief er, verzerrt die Strassen Zaberns. Als er am Abend nach gemacht. Gottes Wege sind wunderbar.

II.

In den Sommerferien reiste Paul nach Hause. Er sehnte sich nach Frau Yvonne. Er wollte seine Angelegenheiten mit ihr besprechen. Niemand war so gütig wie sie.

Er hätte sie beinahe nicht wiedererkannt, so sehr war sie abgemagert. Ihre Haare waren grau, und sie sah ihn an, als ob er ein Gespenst wäre.

Endlich sagte sie:

— Wie du aussiehst!

Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und ging schnell aus dem Zimmer. Sie stiess sich an den Möbeln und prallte heftig gegen die Tür. Sie vergass, die Tür hinter sich zu schliessen, und Paul hörte, wie andere Türen geöffnet wurden, immer entfernter. Ein Dienstmädchen sah herein, knixte und schloss die Tür. Nach einer Stunde kam ein weisshaariger Priester. Er hatte Paul die erste Kommunion gereicht. Sie sprachen einige Worte, und Paul setzte sich in einen Sessel, dem Priester gegenüber. Sie sahen einander an.

— Wenn Sie wollen, flüsterte der Grets, und er Als er wieder das Wort nahm, geschah es Paul sah ihm mit kaltem Erstaunen in die Augen, worauf der Priester seine Rede abbrach. ruhig, geschäftsmässig. Paul erfuhr, dass er noch über einige tausend Mark zu verfügen habe, die indes genügten, damit er seine Studien beenden könnte. Vorausgesetzt, dass Paul ein besonnenes Leben begänne.

Paul sprang auf und rief nach seiner Mutter. Er riss alle Türen im Hause auf und suchte sie. Ein Dienstmädchen, das er unter Drohungen schüttelte und an die Wand drückte, schwor, Frau Yvonne sei vor einer Stunde ausgegangen. Paul lief in den Salon zurück, mit der festen Absicht, den Priester zu schlagen. Aber der ergriff schnell seine Hände und rief:

— Junger Mann! Das, was Ihnen jetzt unbehaglich kam, war seine Mutter noch nicht zurückgekehrt. Aber der Priester sass da, genau wie Paul ihn vor drei Stunden verlassen hatte, und las in seinem Brevier.

von der Anstrengung nicht zu weinen, durch spielerinnen und Tänzerinnen, deren blasse Pro noch immer liebte.

würde. Aber dann fühlte er, wie sehr er sie de Boulogne ergoss, wimmelnde Mengen von Bäumen der grossen Boulevards aufschäumte und sich in glitzernden Wogen bis in den Bois greiflich scheint, haben wir alle einmal durch. Er liess Paul erschreckt los. Denn Paul lachte

Der Greis war gut. Er brachte Paul an den Zug und blieb an der Tür stehen, bis der Wagen sich in Bewegung setzte.

III.

Der Dichter Ivan Tartre war eine schmale Gestalt, die schlotternd den Boulevard hinaufzog und mit einer hohen Stimme auf Paul Merkel einsprach. Der Hunger und die Nachtwachen hatten die sanften Züge des Gesichts ein wenig geschärft, aber trotz des unbändigen Haarwuchses, der das Gesicht auffrass, waren die Augen hinter den Gläsern des schiefen Zwickers grosse, graublau Knabenaugen.

— Was zum Teufel hält dich denn im Quartier zurück! Das linke Ufer ist eine langweilige Sumpfigend. Die Herren Studenten tragen jetzt Zylinder und streicheln mit ihrem schönsten Vollbart den Siegelring einer weissen Rechten, die sie auf einen kostbaren Stock gelegt haben. So sitzen sie an den Tischen und unterhalten sich wie Mädchenhändler. Sie haben nicht etwa mehr Geld als ihre Vorgänger, sie hochstapeln; sind nicht im geringsten harmlos, aber hervorragend praktisch, die geborenen Volksführer. Schnauzen! Sag mir doch, weshalb du nicht zu uns heraufziehst! Hier oben hättest du Ruhe. Der Chat Noir ist eine Opiumoase, die suggestive Travestie unverbindlicher Glücksfälle. Pierrot ist ein Held und Columbine eine Weise. Hier gibts Romanzen, die so vorgetragen werden, dass ihre Naivität nicht verletzt und man mit Anstand dazu träumen kann. Wir verschlafen die schuftigen Staatsaktionen dieser Zeit. Die Stimme der Makler, die vor der Schandbörse unserer Republik dröhnt, versagt hier! Ist es so, oder ist es nicht so?

Paul Merkel schien verlegen.

— Gewiss, zweifellos, aber du musst wissen. Der Dichter stiess seinen Knotenstock aufs Pflaster:

— Nämlich, es ist so. Und jetzt werden wir etwas trinken.

Sie traten unter das Zelt eines Boulevardrestaurants. Tartre stellte sich vor die Tür und rief hinein:

— Tartre ist hier, mit einem Freund. Bringen Sie Wein und einen grossen Siphon. Es ist für den Durst.

Er setzte sich neben Merkel.

— So, jetzt können wir fortfahren. Wo standen wir gleich? Aha. Ich verglich das Quartier, dieses privilegierte Gestüt zukünftiger Abgeordneten und Akademiker, mit Montmartre, der

Hochburg der Unbekümmertheit, wo der poetische Flügel des Anarchismus seinen Sitz hat. Ich fragte dich, weshalb du nicht auswanderst. Kennst du Salis? Salis ist ein Narr. Aber wenn er auf einem andern Platz stände — bei allen Erzengeln, er würde einen Staatsstreich versuchen. Ich bin sogar überzeugt, dass er hin gelänge. Er ist ein guter Komödiant, übermütig und stampft Schlagworte wie eine Maschine. Mehr gehört nicht dazu. Und als Unternehmer des Chat Noir ist er tüchtiger als unser Minister des Innern, darüber ist gar nicht zu streiten. Es ist so. Du wirst hier oben die Politik der gebenedeiten dritten Republik gewisschafter und vor allen Dingen mit mehr Vergnügen studieren als im Quartier, wo man darauf sieht, dass die Komödie mit ernsthafter Miene gespielt wird. Um den Rekruten zu imponieren. Diese politisierenden Friseure sind wahrhaft die Söhne ihrer Väter. Sieh sie dir doch an, die Stützen der Republik. Träger idealer Bäume, talentloser als die Haustiere. Denn sie haben nicht einmal die Fähigkeit, sich ehrlich in ihren Idealzustand zu versenken und das Rasonnieren aufzugeben. Nein, sie schwelgen vielmehr in allerhand Spekulationen, wie sie als Propos von Trödlern und Pfandleihern in den dümmsten Witzblättern heimisch sind. Vielleicht hast du schon bemerkt, wie schwer es fällt, solche Witze nicht für tief sinnigen Ernst zu nehmen. Dieses mittelmässige Gesindel der „Majorität“ optiert für den Himmel aller bürgerlichen Tugenden, insofern die Bedingungen nicht die Maskur beeinträchtigen, der sie sich mit einem Fanatismus unterziehen, als gälte es, eine patriotische Pflicht auszuüben, oder als handelten sie auf Befehl des Allerhöchsten und befänden sich auf dem Marsch nach dem heiligen Grabe. Die Chinesen gebrauchen als Gradmesser ihrer Noblesse Pferdeschwänze, nicht wahr? Na, und darüber erheitert sich nun das Pack! Bei uns gibt es noch immer symmetrisch geformte Metallstücke, die man sich irgendwo an den Leib heftet. Immerhin hat sich in unserem demokratischen Zeitalter, wo millionenschwere Rentner jede öffentliche Rede mit einem „Wir kleinen Leute“ oder gar „Wir Arbeiter“ zu eröffnen pflegen, das Standesbewusstsein mehr und mehr in die Faltsereien des Kinns zurückgezogen . . .

Tartre sprang mit blutrotem Kopf auf und war mit einem Satz an der Tür des Restaurants.

Er brüllte:

— Ja, Herrgott, bekommen wir denn nichts zu trinken?! Ich spreche hier draussen schon eine

halbe Stunde mit lauter Stimme und werde mich gleich heiser geredet haben . . .

(Fortsetzung folgt.)

NEUERSCHEINUNGEN

KURT TUCHOLSKY, Rheinsberg, ein Bilderbuch für Verliebte mit Bildern von Kurt Szafranski. Band 3 der Orplidbücher. Axel Juncker Verlag.

Die Herren Tucholsky und Szafranski schufen in diesen zärtlichen Büchlein kaum eine Menschensache. Sie entzündeten kein die Epidermis durchfahrendes Licht, brannten kein Incitament für Geistes-Nerven. Doch sie schildern eine episodische Begebenheit mit all der Leichtigkeit und schwebenden Konturenlosigkeit, die zärtliche Sommerräusche in uns erzeugen. In gewählter Sprache und kultivierten Bildern. Ein Büchlein, das auch der Literat freundlich lächelnd wie die Süßigkeit des Maraschino schlürft, ohne nachträglich von Bedenken befallen zu werden. R. Kay.

OTTO RUNG. Die Geheimkammer. Roman. (Literar. Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) Geh. 3,50 Mark.

Otto Rung stellt in diesem Roman den isolierenden Einfluss der grossen Stadt dar, die die Menschen äusserlich einander nahe bringt, innerlich aber einander entfernt und entfremdet. Der gegenseitige Verkehr hat eine breitere Oberfläche gewonnen, aber er hat seine Tiefe eingebüsst: statt der Seelen berühren sich berufliche oder gesellschaftliche Interessen. Das wesentliche Gemütsleben birgt sich in verschlossenen Geheimkammern, zu denen keinem, auch nicht dem in Liebe vertrauten Menschen, der Zugang gewährt ist. Es ist ein lesenswertes ehrliches Buch.

BJOERNSTJERNE BJOERNSON, Briefe. Lehr- und Wanderjahre. Herausgegeben und eingeleitet von Halvdan Koht unter Mitwirkung von Julius Elias für die deutsche Uebersetzung. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geheftet 5 Mark, in Leinen 6 Mark.

Aus dem hinterlassenen Briefschatz Björnstjerne Björnsons, der sozusagen ein Teil seines literarischen und künstlerischen Lebenswerkes ist, ist eben ein erster, in sich abgeschlossener Teil erschienen. Das Buch umspannt im wesentlichen Björnsons Lehr- und Wanderjahre (1857 bis 1870) und bereitet einerseits für die Biographie, für die charakteristische Darstellung des Menschen Björnson eine neue Grundlage; andererseits wird dieser Band ein Dokument der Zeit sein, in der Björnson wurzelte, und zwar nicht nur in national-norwegischer Beziehung, sondern auch in einem kosmopolitischen Sinne. Auch auf Ibsens Werdejahre fallen Lichter. Deutsches Geistesleben spielt hinein, zumal eine bedeutsame Kleistverehrung. Die Genesis der Björnsonschen Erzählungskunst wird klargelegt und sein Verhältnis zum Theater historisch begründet.

ZEITSCHRIFTENSCHAU

PAN. Nr. 15 enthält: Alfred Kerr: Platens Grab, Meier-Gräfe, Ist Hauptmann Sozialist; Ludwig Hatvany: Das Interessante; Gottfried Benn: Verse; El Hor: Der Mörder u. a.

„**NEUE RUNDSCHAU**“ (S. Fischer, Verlag, Berlin). Das Januarheft bringt einen kurzen Aufruf auf Otto Otto Brahm von S. Fischer (Brahm hat diese Zeitschrift seinerzeit als Freie Bühne gegründet), ihm folgt ein Aufsatz des englischen Schriftstellers H. G. Wells „Der Sozialismus und die Mittelklassen“. Darauf beginnt Hermann Stehr seinen Roman: „Geschichten aus dem Mandelhause“. Julius Meier-Graefe schreibt über das Museum. Jakob Wassermann veröffentlicht seine neueste Novelle: „Lukardis“, die in den Kreisen russischer Revolutionäre spielt. Oskar Bie fasst die Opern von Mozart zusammen — vom Don Juan bis zur Zauberflöte. Moritz Heimann legt den Unfug der Kinotheater fest. Robert Musil bringt eine kurze Betrachtung über die Literatur von Dramen. Junius schreibt seine politische Chronik, und eine Reihe kleinerer Anmerkungen über aktuelle Ereignisse und Bücher beschliessen das Heft.

MITTEILUNG DES VERLAGES

Die zweite Januar-Nummer 1913 erschien als **LYRISCHE ANTHOLOGIE**

Sie ist dem Gedächtnis Georg Heyms gewidmet und enthält: Beiträge von Hans Baas, Ernst Balcke, Gottfried Benn, Alexander Bessmertny, Ernst Blass, Paul Boldt, Max Brod, Arthur Drey, S. Friedlaender, Reinhold Frühling, Max Herrmann (Neisse), Georg Heym, Kurt Hiller, Jakob van Hoddis, E. F. Hoffmann, Rudolf Kayser, Alfred Kerr, Willy Küsters, Alfred Lichtenstein (Wilmsdorf), Leo Matthias, Paul Mayer (Bonn), Alfred Richard Meyer, Erich Mühsam, Richard Oehring, Erich Oesterheld, Anselm Ruest, René Schickele, Mario Spiro, Ernst Stadler (Brüssel), Hellmuth Wetzell, Alfred Wolfenstein.

Diese Sondernummer, die bald vergriffen sein dürfte, kostet im Einzelverkauf

50 PFENNIG

Neu hinzutretenden Abonnenten wird sie ohne Erhöhung des Abonnements gratis nachgeliefert.

Die **LYRISCHE ANTHOLOGIE** bietet eine günstige Gelegenheit, unsern Blatte neue Kampfgenossen zu gewinnen!

An die Arbeit, Freunde! dieser Ruf kann nicht häufig genug erschallen. Fordert vom Verlage Propagandamaterial, sendet persönlich den Bekannten Probenummern. An die Arbeit! damit die Stosskraft der **AKTION** wachse.

EINLADUNG

Die Zeitschrift **DIE AKTION** veranstaltet am Dienstag, den 4. Februar 1913 in den Johann Georg Festsälen, Berlin W., Johann Georgstrasse 19, ein Kostümfest unter dem Titel

REVOLUTIONSBALL

Man erscheine im Kostüm der Revolutionen von 1789—1989. Wer reaktionär genug ist, in Balltoilette zu kommen, wird vom Direktorium zu einer Konventionalstrafe von M. 1,— für eine zwangsweise aufzusetzende Jakobinermütze verurteilt. Das Ballkomitee bilden: Gertrud Eysoldt, Else Berna, Dr. Franz Blei, René Schickele, Max Oppenheimer.

Ratschläge in Kostümfragen erteilt der Ballausschuss täglich zwischen 5 und 7 Uhr im Atelier des Malers Max Oppenheimer, W. 15, Joachimsthalerstrasse 10.

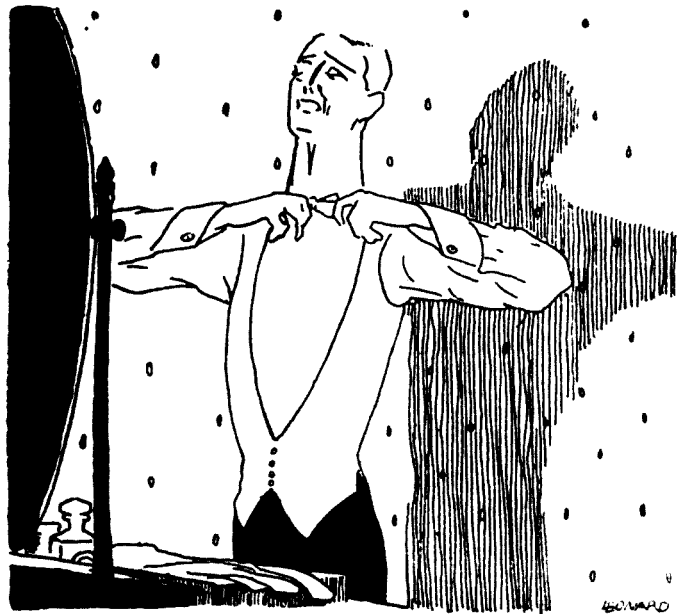
Eintrittskarten zum Preise von Mk. 5,— sind erhältlich: Kaufhaus des Westens; Theaterkasse im Café Josty, Potsdamerplatz; Buchhandlung Edmund Meyer, Potsdamerstrasse 26. Buchladen Kurfürstendamm.

Wer liebt nicht

ein zartes, reines Gesicht, roliges, jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut und blendend schönen Teint? Alles dies bewirkt nur die allein echte

Steckenpferd=Lilienmilch=Seife

v. Bergmann & Co., Radebeul. à St. 50 Pf. in allen Apotheken, Drogerien u. Parfümerien.



Grossen

Elegante Herren-
Ausstattungen
Wäsche · Cravatten
etc.

Charlotten Str. 65
a. d. Leipzigerstr. — Amt: L 4499.

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 4

INHALT

Franz Pfemfert	Wetterlés Rechtfertigung
G. Fuchs	Der Politiker Hausmann
Rudolf Leonhard	Ueber den Tanz
Marie Holzer	Vom Wesen der Kritik
Paul Boldt	Capriccio
Rudolf Kayser	Nacht-Seufzer
A. R. & F. P.	Julius Meyer-Graefe
Paul Mayer	Knaben im Frühling
Johannes Lang	Der Kanal
René Schickele	Der Fremde

Drei Nachrichten von Emanuel — Der Freigeist —
Die Freie Studentenschaft — Zeitschriftenschau.

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf



Die Zeitschrift DIE AKTION veranstaltet am Dienstag, den 4. Februar 1913 in den Johann Georg Festsälen, Berlin W., Johann Georgstrasse 19, ein Kostümfest unter dem Titel

REVOLUTIONSBALL

Man erscheine im Kostüm der Revolutionen von 1789—1989. Wer reaktionär genug ist, in Balltoilette zu kommen, wird vom Direktorium zu einer Konventionalstrafe von M. 1,— für eine zwangsweise aufzusetzende Jakobinermütze verurteilt. Das Ballkomitee bilden: Gertrud Eysoldt, Else Berna, Dr. Franz Blei, René Schickele, Max Oppenheimer.

Ratschläge in Kostümfragen erteilt der Ballausschuss täglich zwischen 5 und 7 Uhr im Atelier des Malers Max Oppenheimer, W. 15, Joachimsthalerstrasse 10.

Eintrittskarten zum Preise von Mk. 5,— sind erhältlich: Kaufhaus des Westens; Theaterkasse im Café Josty, Potsdamerplatz; Buchhandlung Edmund Meyer, Potsdamerstrasse 26. Buchladen Kurfürstendamm

Die Aktion

H.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

3. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

22. JANUAR 1913

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-
Exemplare etc. sind an den Heraus-
geber, Berlin-Wilmersdorf, Naussauische Strasse 17
zu senden :: :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährl. (excl. Be-
stellgeld) bei allen Postanstalt.,
Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk.
2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf,
Naussauischestr. 17 :: Kommissionär Gust. Brauns, Leipzig

WETTERLÉS RECHTFERTIGUNG

In der Reichstagssitzung vom 16. Januar 1913 hat mein persönlicher Freund, Herr Dr. Haegy, auf Angriffe, die gegen mich erhoben worden sind, geantwortet. Ich will hier, an einer neutralen Stelle, auf diese Antwort antworten.

Herr Dr. Haegy hat es für richtig gehalten, mein Verhalten in Frankreich umzudeuten, um es dann zu verteidigen. Mein lieber Freund tat dies natürlich in edelster Absicht, zweifellos glaubte er mir zu dienen, indem er meinen Reden eine harmlose Tendenz nachsagte. Dennoch kann ich diese Art der Verteidigung keineswegs gutheissen! Ich will der gemütliche Konzertredner nicht sein, den Herr Dr. Haegy aus mir zu machen sucht. Ich würde ein erbärmlicher Kerl sein, wollte ich, umheult von den Zeitungsschreibern, heute verleugnen, was ich gestern nach klarer Ueberlegung für richtig hielt.

Ja, dreimal ja! der Wortlaut meiner Reden ist völlig identisch mit dem Text, der im „Matin“ zu lesen war. Ja, ich habe wirklich die Ungeheuerlichkeit gewagt, auszusprechen, was ich und alle guten Elsässer denken und fühlen. Das stimmt. Und ich wiederhole, was ich im elsass-lothringischen Landtag gesagt: ich nehme nicht ein Wort zurück! Doch nur geschäftsdeutsche liberale und konservative Zeitungen (sie haben sich gefunden, die „Post“ und das „Berliner Tageblatt“), nur kulturfremde Schachergeister können den Mut aufbringen, mir „hochverräterische“ Agitation nachzusagen. Es müssen schon recht hirnlose Schreiber sein, die der Gutgläubigkeit die Lüge servieren, ich

hätte etwa als kriegslustiger „Französling“ gesprochen. Ich habe meine Liebe zu Frankreich betont. Ja, ich liebe dieses Land, liebe Frankreich als den Begriff des Freien, Wahren, Schönen. Ich liebe Frankreich, wie es der deutscheste Dichter, Heine, geliebt hat! Frankreich... das heisst Kulturmöglichkeit, Geist, Menschheitsgipfel. Frankreich!... nur „Mutter“ kann noch diesen Klang haben! Und diese heilige Liebe soll ich verleugnen, weil arme Söldner, welche die berühmte „Oeffentliche Meinung“ bedeuten möchten, mich beschimpfen? Nichts da! Mein lieber Dr. Haegy mag von mir abrücken, wie andere „Taktiker“ demonstrativ von mir abgerückt sind, von „Parteiwegen“; ich weiss, dass ich nur aussprach, was auch sie, soweit sie gute Elsässer sind, fühlen.

Ich liebe Frankreich! Verstösst dieses Gefühl gegen das preussisch-deutsche Strafgesetz, dann kann ich dieses Strafgesetz nur bedauern. Dann aber ist meine Liebe nur noch berechtigter! Oder muss der deutsche Staatsbürger etwa sein Innenleben, seine heilige Sehnsucht einsargen, weil einigen altpreussischen Junkern dafür das Organ fehlt? Weil der Reporterverband „liberaler“ Presseleuten nicht mitkann?

Nein, Bierkonsumenten, so haben wir nicht gewettet. Ich bin nur zurückgekehrt, um eure Verleumdungen zu entlarven. Jetzt will ich durch die deutschen Lande reisen, will den deutschen Bürger von einem Wahn zu befreien suchen! Ich werde dem deutschen Mann klar machen, dass der Erbfeind nur ein Hirngespinnst

ist, geschaffen von egoistischen Scharfmachern und denkfaulen Philistern.

Ich werde hier fortzuführen suchen, was ich in Frankreich begann: hinwegzuräumen die Gegensätze, die Aberglaube und Heimtücke erfunden haben, um lichtunggrige Menschen, Brüder, zu trennen!

Glossen

DREI NACHRICHTEN

Das Experiment. Zwei bekannte publizistische Persönlichkeiten haben sich gemeinsam zu einem eigenartigen Experiment entschlossen: Maximilian Harden übernimmt die Herausgabe der Wiener „Fackel“ — Karl Kraus leitet die Berliner „Zukunft“. Jene Abonnenten, die sich während des Experiments veranlasst sehen sollten, abzuspringen, werden jeweils dem gegnerischen Organ überwiesen.

Da beide Kontrahenten auch als Vertragskünstler tätig sind, erfolgt gleichzeitig ein Repertoire-Austausch.

Jener Teil des Publikums, der sich nach den Vorträgen veranlasst sieht, das Eintrittsgeld zurückzufordern, wird — wenn nicht noch schroffere Massnahmen am Platze sind — mit Quittungen für Abonnements auf das gegnerische Organ abgefunden.

Als Unparteiischer ist der beiden Kontrahenten gleich nahestehende Dr. Alfred Kerr bestellt. Von Rechts wegen.

Der gesunde Fortschritt. Bei dem diesjährigen Ordensfest im Berliner Schlosse verlas Hofprediger Vits Timotheus 3, Vers 14: „Du aber bleibe in dem, was du gelernt hast...“ und bezeichnete in der Auslegung die Ehrfurcht vor der Vergangenheit als die Grundlage eines gesunden Fortschritts. In konservativen Kreisen stimmt man dieser Definition des Fortschritts mit Vergnügen zu. Die Auffassung, dass der gesunde Fortschritt nur in der Ehrfurcht vor der Vergangenheit bestehen kann, ist in vielen Fällen das einzige, was die Herren gelernt haben Und in dem wollen, sie bleiben.

Im Anschluss an die erwähnte Festlichkeit wurden 7000 Orden ausgegeben. Der gesund-fortschrittliche Landtagsabgeordnete Cassel und der Zentrumsbäckermeister Chrysantrug den Kronenorden davon. Auch sie beschlossen, in dem zu bleiben, was sie gelernt hatten.

Was geht in England vor? Bei den Dezember-Offiziersprüfungen der englischen Marine — an denen insgesamt 65 Kadetten teilnahmen — hat Prinz Albert, der zweite Sohn des Königs, als 64. bestanden. Der Prinz wurde dem entsprechend in der Liste der Admiralität als Vorletzter aufgeführt.

Die Admiralität befindet sich wohl.

Dagegen ist Professor X, ehemaliges Mitglied einer deutschen Prinzen-Prüfungskommission, nach Bekanntwerden dieser Note plötzlich einem Schlaganfall erlegen. Seine letzten Worte waren: „Wehe — das Parlamentsregime!“ —

Die Königin von England — die Mutter jenes unglücklichen Prinzen — hat ihren letzten Palastdamen die Stellung aufgekündigt, da sie nichts mehr mit ihnen anzufangen weiss und mit der Gesellschaft einiger Freundinnen auszukommen gedenkt.

Die Königin befindet sich wohl.

Dagegen ist der Hofmarschall der Prinzessin von Xburg-Sumsingen-Sumsingen scheinbar plötzlich irrsinnig geworden. Mit dem Ausruf: „Ich will mich auf anständige Art ernähren!“ entfernte er sich aus dem Amt und bewarb sich um den Posten eines Kino-Ausrufers in Berlin-Ost.

Emanuel

DISKUSSION

(Bespreehung des „Kondor“ in der Freien Studentenschaft, am Mittwoch.)

Still sitzen sie mit angespannten Hirnen,
Die Augen blicken leicht erstarrt ins Leere,

Die tiefgefurchten Literatenstirnen

Umleuchtet das Imaginäre.

Da kommt aus einer zittrig zornigen Stimme,
(Aus einem Heft, das ist ganz vollgeschrieben),

Mit immer wilder aufgepeitschtem Grimme

Ein dicker Qualm von Worten hergetrieben.

Schon weicht die reine Luft den dichten Schichten.

Da steigt ein zweiter Rauch, senkrecht, in Stößen,

(Und unter Repitierung von Gedichten),

So wie ein Tuch, das flattert vor den Blößen.

Ein Wind erhebt sich jählings in der Ecke

(Ganz reiner Wille, stählern aufgerafft),

Der schleudert eine kleine Tausendschaft

Von Worten hin wie graue Regenflecke.

Doch nunmehr regt sich's auch am untern Ende,

Ein süßes Säuseln tut herüberwinken,

Das füllt mit warmem Dampfe das Gelände

(Wie stille Pfürze, die am meisten stinken).

Jetzt ist das Kampffeld ganz und gar verwandelt,

Wie es sich türmt rings, Wolke über Wolke —

Ach, wüsst' ich nur, worum es sich denn handelt?
Ich bin ein Armer, einer aus dem Volke!

Prolet

WOHIN TREIBEN WIR? ALSO SPRACH MEIER-GRAEFE

Vor einigen Wochen hat Sie Herr Meier-Gräfe, der schon so manchem Künstler eine ebenso unerwartete wie radikale Götter- (oder wenn Sie wollen:) Götzendämmerung bereitete, das wie eine zelotische Kapuzinade anmutende, bedauerliche Schauspiel der von ihm selbst vortragenen Erschlaffung seiner sensuellen und intellektuellen Kräfte miterleben lassen. Vor einigen Tagen wiederholte er es in Wien. Die einen hielten es für einen Akt geistigen Hara-kiris, die andern für den Ausdruck des perversen Gelüstes, sich bewusst zu prostituieren, die dritten für die sinnfällig werdenden Zeichen beginnender Verkalkung, und die letzten für den Trick eines Kunsthändlers, der noch einige Gemälde von Renoir „auf Lager“ hat. Was es war? Vielleicht ein Gemengsel von alledem. Deprimierend war es jedenfalls. Bisher hatten diesem Manne fast alle Achtung, manche wohl sogar Verehrung entgegen gebracht (einige allerdings mochten ein ungewisses Misstrauen nie ganz los geworden sein), weil sie ihn für einen ebenso kühnen wie klugen und zähen Heerführer im Kampf wider Ungeschmack, Kunstfremdheit, Stumpfsinn und Böswilligkeit hielten, weil sie ihn als einen Zernichter alter, überlebter Theoreme, als einen leidenschaftlich Begeisterten, einen Fackelträger im Dunkeln zu kennen wähten; all diese sehen sich nun verwundert an und um, denn sie finden sich von ihm enttäuscht, gefoppt. Er hat sich als ein arglistiger Bezweifler, höhrender Verneiner, geifernder Verdammer unserer Zeit und ihrer Kunst enthüllt. Der scheinbare Revolutionär demaskierte sich und wies den Ueberraschten das kalte Antlitz eines Konservativen mit merklich reaktionären Intentionen. Die Jungen glaubten ihn in ihrem Lager, sehen ihn aber jetzt bei den ärgsten Widersachern der Moderne stehen; aber sie haben sich von ihrer Verblüffung schon erholt und werden den Abfall des scheinbaren Mit- ja Vorgängers verwirren.

Auf den eineinhalbstündigen Vortrag näher einzugehen, wäre ein vergebliches Bemühen, denn er bestand aus einem Sammelsurium kritikloser Verdächtigungen wahrsagerinnenmässiger Prophezeiungen, stöhnender Jammeriaden über den

unaufhaltsamen Einbruch der Barbarei in das untergehende Reich der Schönheit. (Jawohl: untergehende Reich der Schönheit!) Herr Meier-Graefe hätte sich und uns die Mühe seiner langatmigen Fastenpredigt sparen können und sollen oder sie doch wenigstens knapper fassen; etwa so, wie einer der Zuhörer meinte: kommen und fragen: Wohin treiben wir? — sagen: Weiss ich?! und gehen.

A. R. (Wien.)

JULIUS MEIER-GRAEFE GEGEN JULIUS MEIER-GRAEFE

Er sollte nicht mit Scheuklappen durch die Vortragssäle laufen, er nicht. Was J. M.-G. heute gegen die Kommenden der Malerei in die Zeitungswelt schreit: man schrie es vor einem Augenblick ihm zu. Dieser neue Reaktionär war gestern der Anstifter von Revolten! Hat uns fürs Umstürzen begeistert. Wir sind ihm dafür dankbar; indem wir unsere kompakte Pietätlosigkeit gegen seine Greisenhaftigkeit ins Feld schicken, beweisen wir es. Was ist uns der geifernde Zahnlose? Eine üble Naturerscheinung. Hinweg damit. Wir kämpfen mit dem Revolutionär Meier-Graefe.

Ich gebe Worte, die er einst aussprach, um seine Auflehnung gegen traditionelle Götter zu begründen.

F. P.

„ . . . Ich tat Böcklin und Wagner in ein Separat-Kästchen und liess es unbeeinflusst von der Veränderung der Gelüste, die sich im übrigen in mir vollzog. Ich gewöhnte mir mancherlei ab, mancherlei an, fing an, ganz vernünftige Dinge zu denken, aber liess das Kästchen zufrieden. Daran rühren wäre mir wie Verrat am Heiligsten erschienen. — Jahre vergingen . . . Ich schleppte das Kästchen wie eine richtige Kiste mit mir herum. Schliesslich — ich glaube, es war vor dem ersten Porträt Goyas — öffnete ich es, und siehe da: Wagner hatte sich merkwürdig verändert, ich erkannte noch etwas von der früheren Herrlichkeit, aber zusammengeschrumpft, kleiner, und was das merkwürdigste war, ganz ohne Weltnebel, gar nicht gigantisch, sondern beinahe niedlich. Von Böcklin aber, den ich so zärtlich damals in Watte verpackt hatte — keine, nicht die leiseste Spur. Unheimlich, wie? Und seitdem — aus! . . .

Wie Böcklin-Wagner habe ich auch noch andere Dummheiten gemacht, leider. Aber immer genau so: erst in das Kästchen, vergessen, nachgesehen, futsch. Mit den Jahren bekommt man Übung. Ich sage Dir, tout est là, die Hauptsache ist, immer sein Kästchen in Ord-

nung, unter Kontrolle zu halten, und im allgemeinen: möglichst wenige, überhaupt keine! Alles fürs Ganze. Na, das verstehst Du nicht. Leichtsinnig? . . . Konsequenz oder Inkonsequenz, revient au même. Trägst Du noch den heiligen Rock? — Na also! Auch mal dagewesen. Adam und Eva liebten noch andere Dinge. Als ich klein war, — aber ich will Dich nicht kränken.

Im übrigen hat das mit Liebe oder Treue gar nichts zu tun; oder nur insofern: hast Du Geliebte gehabt? — Ich auch, schockweise . . . Bestehst Du nicht etwa darauf, dass sie immer besser werden? . . .

In der Kunst ist es ebenso, nur ganz anders. Kein Moralischer, das ist das Schöne, kein Vitriol. Betrügen wird hier Pflicht. Nur sich selbst nicht! Die einzige Ausnahme. Und dann mit eiserner Konsequenz inkonsequent sein. Das verstehst Du nicht? Gib Dir Mühe! Dass hier eine Spur weniger Dummheit vonnöten ist als in der Liebe ist wesentlich; dafür ist es schöner. Nichts bedauern! Lass sie schimpfen: Du bist kein Kritiker. Mach Dir selber nicht bange, die anderen meinen es lange nicht so schlimm als Du selbst. Selbst wenn Du geschworen hast, beruhige Dich, es ist kein Meineid. . . Du wirst bemerken, dass mit dem einen, den Du ablegst, nicht einer, sondern tausend andere kommen, die Dir vorher im Grunde — sei ehrlich! — Wurst waren. Jeder einzelne, unvergleichlich schöner als der abgelegte, alle zusammen das wahre Paradies. Und Du wirst die merkwürdige Erfahrung machen, dass alle — trotz der Verschiedenheit untereinander — Dir merklich immer näher kommen, näher als Böcklin, in eine andere, respektablere Nähe, — so nahe, dass Du Dir schliesslich, ohne grössenwahnsinnig zu werden, einbilden wirst, zu ihnen zu gehören. Dann versuche mal einen von ihnen in die Kiste zu tun. . . Gib's nicht! Keinen wirst Du wieder verlieren, immer mehr bekommen, bis Du selber in die Kiste kommst. . .“

Heute hält M. G. seine Schachtel verkleistert: nichts gilt, was nicht schon eingeschachtelt ist.

DER FREIGEIST

Ein Zwiegespräch mit einem Bekenntnis.

Cohn: Sie halten Ihr Geschäft auf am Versöhnungstag?

Löwy: Ich werde auch aufhalten am Langen Tag.

Cohn: Halten Sie denn gar kane Jüdischkeiten mehr?

Löwy: Ich halt — das Berliner Tageblatt.

LIEDERKEN UEBER KIDERLEN

Die Redaktion der Zeitschrift „März“ ist bekanntlich jüngst von Wilhelm Herzog übernommen worden, Herr Conrad Hausmann aber, M. d. R., hat, trotz dem Regierungswechsel, immer noch nicht demissioniert, sondern erzählt in einem sehr interessanten Leitartikel „Kiderlen-Wächter“, dass „gesalzene Junggesellenwitze Kiderlens aus der kaiserlichen Tafelrunde an Bord der „Hohenzollern“ der Kaiserin lebhaft missfielen.“ Wenn mich diese Mitteilung auch direkt aufregt, so weiss ich doch nicht, was damit bewiesen werden soll. Sollen die gesalzene Junggesellenwitze nur Kiderlens weltmännische Geste kennzeichnen, oder haben etwa die Geschmacksdifferenzen im kaiserlichen Hause zu Familienzwiseigkeiten geführt, und soll es die internationale Politik kennzeichnen, dass sie von dem Gefallen oder Missfallen an gesalzene Junggesellenwitzen beeinflusst werden kann: Ich muss das bald wissen! Ich bitte also dringend, mit Nichts hinterm Berge zu halten, sondern sich rückhaltlos zu äussern.

Auch sehr interessant, aber nicht eindeutiger ist die Mitteilung, dass der ersten Rede Kiderlens im Reichstage folgten „in den Blättern höhnische Bemerkungen über die bräunliche Weste des Redners, die der Reichstag kaum beachtet hatte.“ Da weiss ich wieder nicht: Sollen die Blätter getadelt werden, weil sie gehöhnt, und der Reichstag gelobt werden, weil er unbeachtet gelassen hat — oder umgekehrt? Ich bitte um Antwort! Oder vielmehr: U. A. w. g. oder auch:

U. a. w. G. und andere wichtige Geheimnisse, nämlich:

Das M. d. R. fordert die Leser auf, in der „Woche“ nachzuschlagen. Sie sollen ihm nicht trauen, sondern durch Augenschein sich davon überzeugen, dass die Dogge, die zugegen war, als Seine Majestät und sein Staatssekretär auf Deck der „Hohenzollern“ auf und ab gingen, nicht die Dogge Seiner Majestät, sondern lediglich die Dogge seines Staatssekretärs war. Muss ich nun zwar zugeben, dass „diese kleine Nebensächlichkeit charakteristisch für Kiderlen-Wächter“ ist, so kann ich keinesfalls zugeben, dass es eine kleine Nebensächlichkeit ist. Denn ich will es einfach nicht glauben, dass ein M. d. R. kleine Nebensächlichkeiten mitteilt, die kleine Nebensächlichkeiten sind, sondern fordere es auf, Auskunft darüber zu geben, ob die Mitwirkung der Dogge bei dem weltgeschichtlichen Auf- und Abgehen das internationale Gleichgewicht för-

dernd oder störend beeinflusst hat, ob das M. d. R. die selbst vor Kaiserthronen nicht wankende Hundeliebe Kiderlens bewundert und ob auch das M. d. R. es wagen würde, in der Nähe Seiner Majestät klaffen zu lassen.

Was nützt es schliesslich, einen höchst politischen Aufsatz eines M. d. R. gelesen zu haben, wenn es am Schluss heisst: „War Kiderlen-Wächter bloss ein Diplomat, oder war er ein Staatsmann, hat er seinem Lande und der europäischen Entwirrung genützt und verdient seine Politik fortgesetzt zu werden,“ und man also dennoch vor ungelösten Rätseln steht?! Denn man fragt sich: Bestand auch die Politik Kiderlens darin, Fragen diplomatisch mit Fragen zu beantworten, und ist es diese Politik der offenen Fragen, die fortgesetzt zu werden verdient? Wenn nun aber auch die positiven Tatsachen, wie sich gezeigt hat, den Wissensdurst unbefriedigt lassen, dann wird man an der Möglichkeit verzweifeln, durch einen politischen Sachverständigen Aufklärungen über Politik zu erhalten, und sich dem Eindruck nicht verschliessen können, dass der Drang eines M. d. R., politische Leitartikel zu schreiben, ein Symptom von Drehkrankheit ist.

G. Fuchs

KNABEN IM FRUEHLING

In dieser Zeit rinnt unser Blut so träge,
Wenn erster Südwind um die Stämme faucht.
Da sind die Tage uns wie Ruderschläge
Von müder Hand in stille Flut getaucht.

Nicht freut uns mehr, im Spiele zu gewinnen,
Den Ball zu schleudern über freies Feld.
Das Aussen starb. Ein niegekanntes Innen
Wächst wuchtend auf und wird uns eine Welt,

Die unerforscht ist, voll von dunklen Schrecken
Verwester Schatten wirres Labyrinth.
Wo Höllenhunde ihre Zähne blecken
Und Totenköpfe feil wie Würfel sind.

Dazwischen blühen Gärten, unter Hüllen
Gedeiht der Beete wohlgeordnet Band
Und Gärtner gehen da, die Krüge füllen
Aus kleinen Brunnen mit verziertem Rand.

So sind die Tage, welche Gläsern gleichen,
Die keines Menschen Lippe angerührt,
Hoch warten wir auf ein beherrschend Zeichen
Dass uns aus Träumen in die Taten führt.

Von Blütenbäumen fallen weiche Flitter,
Tautropfen nässen unser nacktes Knie
Wir spielen wieder, und ich bin der Ritter
Der rufen muss: „O käme Eine, die“
Paul Mayer

Über den Tanz

Von Rudolf Leonhard

Das russische Ballett, das schon mehrmals in unserer Zeit der Reformen alte Tanzkunst als neue Offenbarung bejubeln liess, brachte kürzlich eine Tanzszene, Tanzpantomime, Tanzdichtung des Tänzers Nijinsky, die — vielleicht ist es nicht einmal seltsam — aufs Höchste untänzerisch war. Zu Claude Debussys Präludien zum Nachmittage eines Fauns war eine dünne Handlung erfunden worden: „Ein Faun schlummert, Nymphen necken ihn, entfliehen. Ein Schleier bleibt zurück. In ihm verwirklicht sich dem jungen Faun sein Traum,“ erklärt das Programm. Vor einer rot, gelb und grün erglühten Landschaft — man dachte an gewisse Bilder russischer Maler — reihten sich Nymphen aufschreitend zu einem antiken Fries; mehr assyrisch freilich als griechisch, denn in eckig gehobne Arme, wie auf den alten Vasenbildern in der Biegung erstarrt, und starr zum Profil gewandte Köpfe glitt nicht die aus der Notwendigkeit des Tanzes in Füssen und Hüften sich hebende Bewegung. Da also die fest gestellte Brust und der Kopf nur ein hartes und scharfes Beugen, kaum ein seitliches Wiegen begehnten durften, war der von der Musik bezauberte Leib gehemmt, sich tanzend zu erlösen, zerbrach die erfüllende Geberde. Und es erschien schon eine Ausschreitung, als einmal ein schmaler, behender Sprung den sonst so sanften Faun zur tanzenden — nein: stehenden, nein, gestellten, fast ruhenden Gruppe der Nymphen trug. Sonst immer durfte es ja auch, nach dem eigentlichen Willen dieser Kunst, nicht zu einem endlichen Begegnen der Leiber, wie es Tanz heisst, sondern nur zum Verfehlen kommen.

Das alles bestreitet nicht, dass den Kenner der alten Malereien einzelne Stellungen und Gruppierungen von zartem — sehr apollinischem — Reize entzücken konnten; und dass das Bild, wie auch der Tanz des von den geschilderten Beschränkungen nicht gefesselten Fauns, von einer kindlichen, primitiven Schönheit war (wobei man wieder erkannte, dass Primitivität nicht

ein früher technischer Mangel, eine Unvollkommenheit des Könnens ist, sondern eine — vielleicht durch gleiche Zeit und Studie ihr verbundene, aber auch ohne sie mögliche — see-lische Artung). Aber das Bild war eben zu sehr Bild, war Ruhe, das Auge des Schauenden glitt Linien entlang, statt dass das Geschaute, mehr als nur zu Schauendes, das Blut in gleichem Rhythmus zu fliessen zwang; und der Leib der Tänzerin wurde eigentlich, statt sich darzustellen, nur Ornament des schliessenden Bildes. Es war verkannt worden, dass Gesetz des Tanzes nicht die Gruppe ist, sondern ihre Bewegung, nicht ein Ziel, sondern der Wechsel, Tanz ist Erregung und Uebermass, ist das Drama des Körpers oder der Körper, ist Verleiblichung musikalischen Steigens und Strömens — hier war massvollste Bewegung, kaum Bewegung noch, hier war das geschlossene Bild, die Dauer, war Plastik. Und trotzdem das Thema doch eigentlich sinnliche Lockung, faunische Sehnsucht, Verlangen und Umfängen war, liess nichts den Ursprung des Tanzes fühlen, den er, will er Tanz bleiben, nicht vergessen darf: Symbolisierung geschlechtlicher Vorgänge zu sein — sei er selbst Tempeltanz.

Andre Tänze, die die Russen brachten — auch Bilder, auch Gruppen, die aber darüber hinaus das Eigentliche des Tanzes hatten — liessen erkennen, was eben Tanz ist: da war das Biegen und Strecken des Leibes in den Gewändern, das Suchen, Verschlingen und die Trennung der Leiber. Ganz rhythmisch strebende Regsamkeit im Banne des Klanges, animalisches Glück, leibliche Erfüllung. Da waren slawische Volkstänze; Kauern, Wirbeln und Sprünge, als eine barbarisch bunte Musik herrlich in die Leiber flammte. Zur Gruppe gefasst durch die Gleichheit von der Musik gestachelten Willens und doch ganz sinnloser, selbstsüchtiger Ausbruch des Einzelnen: Tänze das, Phantasmen des Körpers, in der Darstellung — die um seiner selbst willen geschah — sublimierter Trieb. Oder zur schön, nur ganz selten etwas übergrell instrumentierten Musik des Schumannschen Karnevals, Tänze einzelner und vieler: huschende, nicht zu haltende Spiele, aus dem fliessenden Chaos sich ordnend, die helle Heiterkeit und einen süssen Schmerz liessen, und in denen grade Nijinsky tanzend, nichts als tanzend alles Faunische gab: von der Grimasse zur Inbrunst.

CAPRICCIO

Entlaubte Parke liegen treu wie Doggen
Hinter den Herrenhäusern, um zu wachen.
Schneestürme weiden, eine Herde Bachen.
Oft sind die Rehe auf dem jungen Roggen.

Und eine Wolke droht den Mond zu schänden.
Die Nacht hockt auf dem Park, der stärker
rauscht.

Zwei schwarze Tannen winken, aufgebauscht,
Geheimnisvoll mit den harzigen Händen.

Die Toten sitzen in den nassen Nischen.
Auf einem Kirchenschlüssel blässt der eine,
Und alle lauschen, überkreuzte Beine,
Die Knochenhände eingeklemmt dazwischen.

Am grossen, kalten Winterhimmel drohn
Vier Wolken, welche Pferdeschädeln gleichen.
Der Winde Brut pfeift in den hellen Eichen,
Daraus der gelbe Geier Mond geflohn

Der Tod im Garten tritt jetzt aus dem Schatten
Der Tannen. Rasch. Das Schneelicht spritzt
und glänzt.

Der Schrecken flattert breit um das Gespenst,
Das seinen Weg nimmt quer durch die Rabatten.

Zum Schloss. — Dort ruft man: „Prosit Neu-
jahr! Prost!“

Zu zwölfen sind sie, der Apostel Schar,
Und mit Champagner taufen sie das Jahr,
Umstellt vom Sturm, der auf den Dächern tost.

Armleuchter flacken. Dampf von heissem Punsch.
Der Hitze Salven krachen vom Kamin.
Geruch der Weiber — Trimethylamin,
Die Bäuche schwitzen in der grossen Brunst.

Jetzt stehn sie auf. Das Stühle-rücken schurrt,
Der Tod im Flur ist nicht gewohnt die Speisen.
Er hebt den Kopf gegen das kalte Eisen
Der Schlüsseltülle, schnuppert gierig, knurrt.

Kommt jemand? Still. Er hupft unter die
Treppe.

An einem Fräulein zerrt ein Kavalier.
Der Tod schleicht hinterher, ein fletschend Tier
Aus Mond; das trägt der Dame Schleppe.

Sie kommen an die Gruft —: „Hier sind wir
sicher!“

— „Ich fürchte mich, o, sind die Bäume gross.“
Der Tod schupst sie — kein Schrei, sie quieken
bloss —

Und läuft hinweg mit heftigem Gekicher. — —

Es dämmert endlich Mit Blutaugen stiert
 Der Morgen hin. Im Saal zappelt ein Märchen.
 Der Tod wühlt in den fetten, welken Pärchen,
 Frisst sie wie Trüffeln, die ein Schwein aufspürt.
 Paul Boldt

DER KANAL

Ich wandre unentwegt von Tal zu Tal
 Und lass meine Frachten langsam gleiten,
 Ob Städte mich umbranden, Einsamkeiten
 Mich wiegen: — Meine Stirn bleibt streng und
 schmal.

Und die Ahorne, welche mich begleiten,
 Sie bleiben ewig stumm und ewig fahl,
 Sie wandern unentwegt von Tal zu Tal
 Und lassen meine Frachten langsam gleiten.

Mein Wasser rauscht nicht und es schmeckt so
 schal.

Mein Spiegel wechselt nicht mit allen Zeiten:
 Metallen birgt er nur die Dunkelheiten,
 Die zu mir flüchteten in nächtiger Qual
 Auf meinem langen Weg von Tal zu Tal.
 Strassburg (Elsass) Johannes Lang

NACHT-SEUFZER

Ich dehne mich im Strahle des Abzynth
 Und schau auf Menschen, heiter und beweibt.
 Die Cigarettenwolken kosen mich sehr lind,
 An geilen Worten manches Ohr sich reibt.

Ich trage Sucht, zu werden ganz wie sie,
 Die schmausend sich ergehn in ihren Trieben.
 Ich spüre, wie in dumpfer Agonie
 Hinstirbt mein Frohsinn, mein Lust zu lieben.
 Rudolf Kayser

Vom Wesen der Kritik

Von Marie Holzer

Die Kritik ist im Gefolge der Kunst entstanden, ist ihr Trabant, der sie unaufhörlich umkreist. Sie steht teils erklärend, teils vermittelnd zwischen dem Künstler und dem Publikum. Sie bildet einen breiten, gewichtigen Arm des grossen Schaffensstromes.

Denn die Zeitung ist das gewaltigste, lauteste, weithinreichendste Sprachrohr der Zeit, das tausend Verbindungsstellen hat, zu gleicher

Stunde, dessen Worte aber nicht verhallen sondern aufbewahrt werden können bis sie die Zukunft widerlegt oder bestätigt.

Die Kritik ist in erster Linie also Reklame. Reklame im besten Sinne. Weil es in innerem Widerspruch mit dem Geist künstlerisch Schaffender steht, für sich zu werben, weil der Dichter, der Künstler sein Werk lautlos hinaus-schickt, auf dass es Freunde, Anhänger finde, seine Ideen und Gefühle Jünger, stellt sich die Kritik in den Dienst der Kunst, etikettiert das Werk, wird zum Apostel oder Henker.

Die Kritik sitzt wohlorganisiert an der Zentrale und meldet durch das riesige Sprachrohr der Zeitung Hunderttausenden: „Schaut her, hier ist einer der etwas kann oder einer der will euch etwas sagen und kann es nicht.“ Die Journalistik hat nicht, wie sie wähnt, Macht über das Urteil sondern bloß über die Aufmerksamkeit des Publikums, daher ihr einziger Gewaltstreich im Schweigen besteht. Hingegen muss jedem Schriftsteller von Verdienst ihr Tadel ebenso willkommen sein wie ihr Lob, es ist ganz eins.“ Diese bittere, Bemerkung Schopenhauers ist heute nur zum Teil wahr. Die Zeitung ist in unseren Tagen eine unendliche Macht aber dadurch, dass die Presse tausende der widersprechendsten Richtungen vertritt, jede Sache, jeder Gedanke, jedes Ziel, jede Gestaltung da und dort einen Anwalt findet, so ist ein völliges Verschweigen, ein künstliches Indenhimmelheben schwer denkbar.

Ich möchte nun nicht von den Mängeln der Kritik sprechen sondern von der Idee der Kritik, die von vielen heilig und als reines Ideal hochgehalten wird.

Es hat sich jetzt eine zwifache Art in der Kunstbeurteilung gebildet, die ich als objektive und subjektive Kritik gegenüberstellen möchte um ihre hauptsächlichsten Merkmale zu unterstreichen. Möglichste Objektivität galt und gilt immer als erstrebenswertestes Ziel. Ein Sich-lösen vom Persönlichen. Nun wissen wir, dass das doch immer bis zu einem gewissen Grade eine Fiktion bleibt. Da wir doch von Antipathien und Sympathien gelenkt werden wie die Magnethadel von elektrischen Strömen, natürlich nicht allein von Personen, die uns ja in hundert Fällen völlig fremd sind, sondern für Ideen, Gedanken, Formen, Ziele streiten. Hermann Bahr hat einmal des Ausspruch getan: Ich schreibe nur über Bücher, die mir sympathisch sind. Weil jenseits der Sympathie ein dunkles Land sich vor uns öffnet.

Das Streben nach Objektivität, das Unbeeinflusstbleiben von Sympathie und Antipathie wird also bei manchen zur sachlichen Objektivität, die sich von der reinen Subjektivität folgendermassen unterscheidet.

Die objektive Kritik geht von einem Kunstideal aus, macht Vergleichsstudien, hat bestimmte Gewichte und Massstäbe.

Die subjektive formt sich beim Lesen und Empfinden täglich neue Masse.

Der objektive Kritiker beurteilt die Arbeit an sich. Der subjektive sieht nur ihr Bild, als Reflex, als Widerspiel. Er fühlt nur ihr Spiegelbild in der eigenen Seele.

Der Objektive steht hinter dem Werk, der Subjektive vor ihm, er seziert nicht, er schildert nur den Lösungsprozess.

Der Objektive identifiziert sich mit allen. Er ist der Anwalt der Vielen, sein Urteil ist der Ausdruck der Gesamtwirkung. Ist die Kubikwurzel gezogen aus dem Effekt. Er fühlt sich als Repräsentant des geistigen Publikums.

Der Subjektive ist sich selbst Publikum. Er hält Zwiesprach mit dem Künstler wie mit seinem Gott im weiten Dom, sein Urteil ist das Resultat inneren Erlebes, die Worte kommen ihm oft traumhaft über die Lippen nach einer Andachtsstunde. Er fasst die Gefühle in Worte, wie man den Edelstein in Silberfiligran fasst. Er gibt sein Empfinden, sein Fühlen, zeigt den Lösungsprozess in der eigenen Seele.

Der objektive Kritiker geht von Voraussetzungen aus und kommt zu Resultaten, der subjektive horcht nur auf seiner eigenen Seele Klang und Widerhall.

Dort ein Analysieren.

Hier ein Amalgamieren.

Das Werk wird leuchtend auf eine Standarte gehoben.

Hier sehen wir nur des eigenen Temperamentes facettierte Lichter in bestimmtester Beleuchtung. Der objektive Kritiker sieht in die Vergangenheit und deutet in die Zukunft.

Der subjektive empfindet nur die Gegenwart.

Der Objektive beurteilt und reiht ein. Der Subjektive geniesst.

Die subjektive Kritik möchte ich als Korrektiv der objektiven bezeichnen. Sie wird nicht auf „kaltem Wege“ erzeugt, sie geht durch den Hochofen der Empfindung und das Temperament formt sie zu Werten.

Der Fremde

Roman von René Schickele

(12. Fortsetzung)

Jemand antwortete, und Tartre kam kopfschüttelnd an den Tisch zurück.

— Merkwürdig, nachmittags kann man hier nicht bedient werden. Dabei komme ich jeden Nachmittag zur selben Stunde und bilde die Schlafmütze zum Volksredner aus.

Er beugte sich zu Paul und sagte ihm mit einem Lächeln, als ob er ihm etwas anvertraute, das ihn ein wenig beschämte:

— Nämlich, der ganze Erfolg im öffentlichen Leben der Republik sitzt im Organ. Ein abgeseungener Tenor kann noch immer Volksführer werden. Nun, und da es mit meinem schändlichen Organ nichts ist, so durchforsche ich Restaurants und Kaffeehäuser nach Kellnern, die es verstehen, einen Frack zu tragen — das wegen der Frauen, nicht wahr? um empor zu kommen! — und die vor allem den schmiegsamen Wohlklang eines Hahns in ihrer Kehle bergen. Ich bilde sie, und wenn es einmal so weit ist, lasse ich sie los auf die dröhnenden Bäuche. Du wirst dir Antoine, den Prachtkerl, ansehen!“

Der Dichter spähte nach der Tür, die leer und dunkel blieb.

— Antoine, schrie er, Antoine, schläfst du noch immer? Ich werde dich wachprügeln müssen, Antoine. Ja, und dann, wo stand ich doch gleich? . . . Du siehst, mein Freund, ich bin ein systematischer Geist, ich stand bei der Erklärung meiner soziologischen Entdeckung. Das also ist meine Hauptthese: Die Gesellschaft nämlich besteht aus Bäuchen. Sie teilen sich in öffentliche und in verschämte Bäuche. Wir ersticken in Bäuchen! Wie diese abertausend Bäuche arbeiten, um das Gewicht der greifbaren Majorität zu vergrössern! Ich sehe das, was man allegorisch den Staatswagen nennt, nur als einen vollgeladenen Mehlskarren, dessen geheimnisvolles Leben in den halbunterdrückten Lauten und den verschwiegenen Gebärden einer schamlosen Verdauung besteht. Mein Freund, sei versichert, das wächst sich zur Philosophie aus, zur Philosophie des Bürgerlichen, einer internationalen Gefahr, die in der dritten französischen Republik akut geworden ist. Zwei Grundpfeiler tragen das stolze Gebäude: der Begriff Tugend und der Begriff Laster. Laster heisst man alles, was den Neid der armen Teufel erregen könnte; um sich des Lasters zu erfreuen,

ist man genötigt, die Tugend vorzuschützen, nämlich eine Gesinnung, von der die Masse alles für sich erwarten kann. Nun musst du aufpassen: Laster und Tugend sind aber identische Begriffe. Sie bezeichnen eine Beständigkeit. Das Beharrungsvermögen! Sie sind das moralische Beispiel für das Gesetz der Trägheit — Triumphe atomischer Idioten. Es entspringt dem Haupt des heruntergekommenen Olympies Staat lässig und gewappnet die Langeweile. Wir haben im Chat noir den Schattenzug des grossen Napoleon in Blech geschnitten, aus besonderer Dankbarkeit dafür, dass er die Vorfahren dieser trikoloren Kerle wie Hunde geprügelt und zusammenschmissen hat.

Paul erhob sich und reichte Tartre die Hand. — Adieu und besten Dank für deinen Vortrag, aber da es nun einmal 3 Uhr ist, muss ich zur Redaktion.

Tartre sah ihn aus grossen Augen verständnislos an.

— Nach all dem willst du zur Redaktion einer sozialistischen Zeitung? Mensch! Das ist doch nicht möglich. Der kleine Herr mit dem Aussehen eines fanatischen Bürgers, der dein Chef ist — ich schwöre dir, er ist ein Verbrecher.

— Ich habe mich verpflichtet, ein Jahr dabei zu bleiben. Es ist die einzig mögliche Beschäftigung für mich. So ist wenigstens dafür gesorgt, dass meine Nerven in gelindem Aufruhr bleiben.

— Nein, nein, ich verstehe gar nicht. Was tust du denn da? Schreibst du?

— Ob ich schreibe? Ich habe einmal eine Notiz von zwanzig Zeilen verfasst. Sie ist in der nächsten Nummer widerrufen worden.

— Aber . . . Tartre blickte suchend um sich. Wir haben ja noch nichts getrunken. Du wirst mir das bei einem Gespritzten auseinandersetzen. Ich bitte dich.

Er stürmte ins Lokal und schrie, indem er schrittweise ins Dunkel vordrang, nach dem Kellner, dann hörte Paul die hohe Stimme sich mit einem Tenor balgen. Der Kampf brach ab, und Tartre tauchte langsam, ein Stück Papier vor den Augen, aus dem Dunkel auf. An der Tür angelangt, drehte er das Papier hin und her.

— Seltsam.

Er strich sich den zottigen Bart und sah Paul an.

— Wann? rief er hinter sich ins Dunkel.

— Vor zwei Stunden, kam es zurück.

— Ja, dann muss ich gleich gehen. Die kleine

Berthe nämlich, du kennst sie doch? Ja, die sich mit dem Kerl verlobt hat. Sie will mich sprechen. Sie reist morgen weg. Da muss ich natürlich hingehn, nicht? Das ist ganz selbstverständlich. Nachher bin ich zu Hause. Du kannst gleich hinaufgehn zu mir, das ist besser, als sich in einer schmutzigen Redaktion zu ver-sündigen.

Als Paul sich umwandte, schwankte die hagere Gestalt des Dichters auf einem Omnibus davon. Unter dem grossen Hut flackerte etwas Weisses. Tartre las noch immer den Brief der kleinen Berthe.

IV.

Paul ging langsam den Boulevard hinunter. War Berthe die Geliebte Tartres gewesen? Keiner kannte sie näher und wusste mehr von ihr als der andere. Eines Abends hatte sie im Kaffeehaus gesessen, Tartre hatte sich in das sehnsüchtige Oval ihres Gesichts verliebt, und Berthe war für alle ein schweigsamer, aufmerksamer Kamerad geworden. Man hatte dann und wann ein kleines Erlebnis mit ihr. Nichts mehr. Paul erinnerte sich . . .

Einmal stand er auf dem Pont-Neuf und sah ins Wasser, das schwer und breit unter der Brücke hervorfloss. Da lehnte sich eine Dame an ihn, beugte sich tief vor und lächelte ihn von unten her an. Es war wundervoll, das schmale Gesicht mit den graugrünen Augen in der freien Luft neben ihm.

— Guten Tag, Berthe.

— Wohin gehst du?

Sie hatte einen geringen slawischen Akzent.

Er wollte Calon aufsuchen, Frédéric Calon, den Maler. Er möchte ihn wiedersehen, da er seit voriger Woche ein berühmter Mann geworden sei.

Ob sie wohl mitdürfe?

Natürlich dürfe sie sich Frédéric Calon ansehen. Er sei eine melancholische Schönheit mit grossen, bis ins Feinste ausgezeichneten Lippen und Wimpern wie die Flügel eines allerliebsten kleinen Tieres. In seinen schwarzen Haaren wanderte immer ein blauer Glanz. Und die schönste Seele, die er kenne.

Aber, ob das nicht der Künstler sei, der diese scheusslichen Frauenzimmer male!

Bunte Bilder von gleissenden, schmerzhaften, ergreifenden Zusammenklängen, bald weiche, ermattete Töne, etwas wie ein Gedicht, das einer auf dem Heimweg im ersten Pariser Morgen-grauen vor sich hinmurmelt, bald sieghafte Fan-faren oder masslose, aufrührerische Gebärden,

und mitten drin ein grober, abgefeimter Frauenkopf, der empörend stupide Rücken einer feisten Frau, die aus dem Bad steigt . . ., sie kenne diese Bilder? Ja, das seien Werke von Frédéric Calon. . . .

Sie hatte den Maler neugierig betrachtet. Er hatte sie mit schüchterner Stimme begrüßt und vorsichtig durch mehrere Wandschirme und andere unsichtbare Hindernisse in sein Atelier geführt.

— Ich habe ein kleines Mädchen da, das zu schön ist, um gemalt zu werden. Ich lese ihr Baudelaire vor und stopfe sie mit Pralinés. Sie müssen verzeihen, Fräulein, die Dame ist nicht ganz angezogen.

Die Dame lag platt auf der Chaiselongue, den kleinen hündischen Kopf seitwärts gedreht, und sah Paul ruhig von oben bis unten an. Sie kaute, wobei ihre Kiefern Brutalitäten begingen und ihr scharfes blankes Kinn im schwarzen Kissen wühlte. Als sie die Fremde erblickte, warf sie sich auf den Rücken und zog die Decke über sich. Sie liess ihre Blicke zögernd über ihre braunen Arme gleiten und behielt sie dann über der Decke.

Calon gab Cognac und Sherry Brandy. Paul bemerkte, dass er bei allem, was er tat, in den Augen des Modells fragte und bat. Diese Augen zuckten nicht. Sie hatten eine unheimliche Ruhe. Aber der Maler musste sich zwingen, um zu ihr hinzugehen, die Hand, die ihr ein Glas reichte, war verkrampft. Wenn er Paul ansah, tat er es mit einem unvermittelten Kopfrücken, sprach mit gedämpfter, unruhiger Stimme ein paar abgehackte Sätze und blickte ihm, während er antwortete, starr in die Augen. Er wollte weitersprechen und brach ab. Dann verharrte er in einem nervösen Stillschweigen, den Blick auf die Asche seiner Zigarette gerichtet.

Sie tranken. Berthe nahm ihren Hut ab. Als ihr Calon ausserdem noch aus der Jacke half, warf das Modell das Ende der Decke, womit es sich bedeckt hielt, zurück und reckte die Glieder.

— Wie schön sie ist, rief Berthe, und strich ihr mit den Fingerspitzen über das Bein, die Hüfte und langsam die Schulter entlang.

Das Modell nickte freundschaftlich und schmiegte sich an den warmen Seidenrock.

Berthe lächelte.

(Fortsetzung folgt.)

MITTEILUNG DES VERLAGES

Die zweite Januar-Nummer 1913 erschien als
LYRISCHE ANTHOLOGIE

Sie ist dem Gedächtnis Georg Heyms gewidmet und enthält: Beiträge von Hans Baas, Ernst Balcke, Gottfried Benn, Alexander Bessmertny, Ernst Blass, Paul Boldt, Max Brod, Arthur Drey, S. Friedlaender, Reinhold Frühling, Max Herrmann (Neisse), Georg Heym, Kurt Hiller, Jakob van Hoddis, E. F. Hoffmann, Rudolf Kayser, Alfred Kerr, Willy Küsters, Alfred Lichtenstein (Wilmsdorf), Leo Matthias, Paul Mayer (Bonn), Alfred Richard Meyer, Erich Mühsam, Richard Oehring, Erich Oesterheld, Anselm Ruest, René Schickele, Mario Spiro, Ernst Stadler (Brüssel), Hellmuth Wetzel, Alfred Wolfenstein.

Diese Sondernummer, die bald vergriffen sein dürfte, kostet im Einzelverkauf

50 PFENNIG

Neu hinzutretenden Abonnenten wird sie ohne Erhöhung des Abonnement gratis nachgeliefert. Die LYRISCHE ANTHOLOGIE bietet eine günstige Gelegenheit, unserm Blatte neue Kampfgenossen zu gewinnen!

An die Arbeit, Freunde! dieser Ruf kann nicht häufig genug erschallen. Fordert vom Verlage Propagandamaterial, sendet persönlich den Bekannten Probenummern. An die Arbeit! damit die Stosskraft der AKTION wachse.

Zeitschriftenschau

PAN. No. 16 enthält: H. Graf Schlieffen: Pokerspiel; Alfred Kerr u. Sperber: Sexueller Ursprung der Sprache; Walter Harlan: im Fliegen u. a.

DIE SCHAUBÜHNE enthält in der Nr 3: Der jubelnde Hülsen. Von S. J. — Fiorenza. Von Ulrich Rauscher. — Kindereien. Von Herbert Ihering u. a.

DEUTSCHE RUNDSCHAU. (Gebr. Paetel, Verlag, Berlin.) Das Januarheft bringt Beiträge von: Enrica von Handel-Mazzetti, Erich Schmidt, Adolf Frey, Adolf Keller, Bernhard Groethuysen, Isolde Kurz u. a.

SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE. Herausgeber Dr. Bloch. Heft 1 enthält: Roman Streltzw: Peter Krapotkin; Dr. Frida Schak: Naturwissenschaften; Karl Leuthner: Der Krieg als moralische Anstalt; L. Radlof: Der Sozialismus und der Einzelne u. a.

Vorträge

Der dritte Abend des LITERARISCHEN CABARETS GNU findet am Dienstag, den 28. Januar, 8¹/₂ Uhr, in den Räumen der Reuss & Pollack'schen Buchhandlung, Potsdamerstr. 118c, statt. Einlasskarten sind daselbst, im Vorverkauf und an der Abendkasse, für M. 2.— erständlich. Hier das Programm: Ernst Blass: Chesterton / Kurt Hiller: Es ist an der Zeit; Trottelglosse; Kolleg im Ophir / Carl Einstein: Kapitel aus einem unveröffentlichtem Roman / Franz Pfemfert: Patriotismus / Blass, Paul Boldt, Ehrenbaum-Degele: Verse. Ausserdem gelangt eine neue Arbeit von Heinrich Mann („Der Fall Lück“) aus dem Manuskript zur Verlesung.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: Los von Oesterreich / P. von Gütersloh: Abiturienten des Unterbewusstseins / Kuno Kohn: Der Gerührte / J. F.: Operetten / Peter Scher: Das Vermächtnis des Lyrikers / Kurt Hiller: Guter Rat / Ernst Stadler: Bahnhöfe / René Schickele: Der Fremde / „Heine und die Folgen“ / Inventur-Ausverkauf / Philister

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 5

INHALT

	Ueber die Presse
G. L. Dickinson	Gerechtigkeit und Freiheit
Paris von Gütersloh	Das Plagiat als Oekonomie der Kunst
Paul Mayer	Ahasvers fröhlich Wanderlied
Erich Oesterheld	Charles Baudelaires „Sarah“
Paul Boldt	Vormorgens
Leo Matthias	Brief an eine einsame Frau
René Schickele	Der Fremde

Für Ernst Lissauer: Strom und Acker — Auf dem Presseball —
Beliebte Pralinéemischung — Literarische Neuerscheinungen

S. Tappert Wilhelm Morgner (Zeichnung)

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf



Die Zeitschrift DIE AKTION veranstaltet am Dienstag, den 4. Februar 1913 in den Johann Georg Festsälen, Berlin W., Johann Georgstrasse 19, ein Kostümfest unter dem Titel

REVOLUTIONSBALL

Man erscheine im Kostüm der Revolutionen von 1789—1989. Wer reaktionär genug ist, in Balltoilette zu kommen, wird vom Direktorium zu einer Konventionalstrafe von M. 1,— für eine zwangsweise aufzusetzende Jakobinermütze verurteilt. Das Ballkomitee bilden: Gertrud Eysoldt, Else Berna, Dr. Franz Blei René Schickele, Max Oppenheimer.

Ratschläge in Kostümfragen erteilt der Ballausschuss täglich zwischen 5 und 7 Uhr im Atelier des Malers Max Oppenheimer, W. 15, Joachimsthalerstrasse 10.

Eintrittskarten zum Preise von Mk. 5,— sind erhältlich: Kaufhaus des Westens; Theaterkasse im Café Josty, Potsdamerplatz; Buchhandlung Edmund Meyer, Potsdamerstrasse 26. Buchladen Kurfürstendamm

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

3. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

29. JANUAR 1913

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-
Exemplare etc. sind an den Heraus-
geber, Berlin-Wilmersdorf, Naussauische Strasse 17
zu senden :: :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk 2.— vierteljährl. (excl. Be-
stellgeld) bei allen Postanstalt.,
Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk.
2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf,
Nassauische Str. 17 :: Kommissionär Gust. Brauns, Leipzig

UEBER DIE PRESSE

Je schlechter heute ein Blatt, desto grösser ist sein Abonnenten-Kreis.

Einst war die Presse wirklich der Vorkämpfer für die geistigen Interessen in Politik, Kunst und Wissenschaft, der Bildner, Lehrer und geistige Erzieher des grossen Publikums. Sie stritt für Ideen und suchte die grosse Menge zu diesen Ideen emporzuheben. Allmählich aber begann die Gewohnheit der bezahlten Anzeigen. . . Es zeigte sich, dass diese Inserate ein sehr ergiebiges Mittel seien, um Reichtümer zusammen zu bringen, um immense jährliche Revenüen aus den Zeitungen zu schöpfen. Von dieser Stunde an wurde die Zeitung eine äusserst lucrative Spekulation für einen kapitalbegabten oder kapitalhungrigen Verleger. Um aber viele Anzeigen zu erhalten, handelte es sich zuvörderst darum, möglichst viele Abonnenten zu bekommen; denn die Anzeigen strömen natürlich nur solchen Blättern zu, die sich eines grossen Abonnentenkreises erfreuen. Von Stunde an handelte es sich also nicht mehr darum, für eine grosse Idee zu streiten, und zu ihr langsam und allmählich das grosse Publikum hinaufzuheben, sondern, umgekehrt, solchen Meinungen zu huldigen, welche, wie immer sie auch beschaffen sein mochten, der grössten Anzahl von Abonnenten genehm sind. Von Stunde an also wurden die Zeitungen, immer unter Beibehaltung des Scheins, Vorkämpfer für geistige Interessen zu sein, aus Bildnern und Lehrern des Volkes zu schnöden Augendienern des abonnierenden Publikums und dessen Geschmacks. Von Stunde an wurden die Zeitungen nicht nur zu einem ganz gewöhnlichen Geldgeschäft, wie jedes andere auch, sondern,

schlimmer, zu einem durch und durch heuchlerischen Geschäft, welches unter dem Schein des Kampfes für grosse Ideen und für das Wohl des Volkes betrieben wird.

Das sind ernste, sehr ernste Erscheinungen, und ich nehme keinen Anstand zu sagen: wenn nicht eine totale Umwandlung unserer Presse eintritt, wenn diese Zeitungspesst noch fünfzig Jahre so fortwütet, so muss unser Volksgeist verderbt und zugrunde gerichtet sein bis in seine Tiefen! Wenn tausende von Zeitungsschreibern mit hunderttausend Stimmen täglich ihre stupide Unwissenheit, ihre Gewissenlosigkeit, ihren Eunuchenhass gegen alles Wahre und Grosse in Politik, Kunst und Wissenschaft dem Volke einhauchen, dem Volke, das gläubig und vertrauensvoll nach diesem Gift greift, weil es eine geistige Stärkung daraus zu schöpfen glaubt, nun, so muss dieser Volksgeist zu Grunde gehen. . . Nicht das begabteste Volk der Welt hätte eine solche Presse überdauert!

Ein Schriftsteller von Ehre würde sich lieber die Faust abhacken, als das Gegenteil von dem zu sagen, was er denkt; oder sogar das nicht zu sagen, was er denkt. Bei den Zeitungen ist dies ausgeschlossen. . . Die geistigen Proletarier müssen täglich lange Spalten füllen über tausend Dinge. Ob man das Hinreichende, ob man das Geringste davon versteht oder nicht — die Sache muss behandelt sein.

Wenn jemand Geld verdienen will, so mag er Kotton fabrizieren, oder Tuche, oder auf der Börse spielen. Aber dass man um des Geldes willen alle Brunnen des Volkgeistes vergiftet und dem Volke den geistigen Tod täglich aus tausend Röhren kredenzt, — das ist das höchste Verbrechen.

Gerechtigkeit und Freiheit

Ein Dialog von S. L. Dickinson

Martin. . . . Nun gut, ich will jetzt zum nächsten Punkt übergehen. Wir haben im allgemeinen ein nach unseren Ideen gerechtes System der Verteilung des Reichtums dargelegt; und wir haben den Einwand beantwortet, dass eine Gesellschaft, die dieses System annimmt, weniger produktiv sein würde als die heutige. Aber wir haben noch eine schwierige Frage zu beantworten: Wie so ein System aufrechterhalten werden könnte?

Stuart. Ja! Wie würde eure Gesellschaft regiert werden oder sich selbst regieren?

Martin. Um logisch zu sein, müssen wir zuerst eine andere Frage stellen. Ist es notwendig, dass sie überhaupt regiert wird?

Stuart? Wie meinen Sie das? Natürlich muss sie regiert werden.

Martin. Aber was ist eine Regierung? Ist sie es, recht betrachtet, die die Gesellschaft in Wirklichkeit bewegt? Oder wird nicht jede Gesellschaft durch ihre Gewohnheiten, Bedürfnisse und Wünsche bewegt, welche sich sozusagen in ihrem Willen kundgeben?

Stuart. Aber ich dünke, dass die Regierung der endgültige Ausdruck dieses Willens ist.

Martin. Es ist klar, dass dieselbe nicht der vollständige Ausdruck dieses Willens ist: denn die Regierung beschränkt zwar die Tätigkeit der Menschen in jeder zivilisierten Gesellschaft, aber sie schreibt dieselben nicht vor. Sogar bei uns, so verwickelt und sorgfältig ausgearbeitet unsere Gesetze auch sind, sind es freiwillige Abmachungen und freiwillige Verbindungen, welche die meisten Beziehungen im Leben bestimmen. Leute kaufen und verkaufen, mieten und dingen, vereinigen sich auf allerlei Arten, für Geschäfte oder Vergnügen oder zum Zweck des Lernens, in tausenderlei Verbindungen, welche durch ihre Bedürfnisse und Bestrebungen bestimmt werden; und wenn auch die allgemeinen Formen dieser Betätigung, und die allgemeinen Schranken derselben, vom Gesetz vorgeschrieben werden, so wird dennoch der jeweilige Inhalt dieser Abmachungen durch die die Verträge schliessenden und sich vereinigenden Personen bestimmt; und diese freiwilligen Verbindungen und Verträge greifen so gar über die Grenzen der verschiedenen Staaten hinaus, um ihre besonderen Zwecke zu verfolgen, und bilden ein kompliziertes Netzwerk gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Beziehungen zwischen Leuten, die

unter verschiedenen Gesetzen und Regierungen leben.

Stuart. Dies ist allerdings der Fall.

Martin. Daraus folgt, augenfällig, dass wir die Regierung nicht als etwas zum Bestehen der Gesellschaft unbedingt Notwendiges anzusehen brauchen. Wir müssen zuerst erwägen, ob sie notwendig ist oder nicht, ehe wir danach fragen, welche Form sie annehmen sollte.

Stuart. Aber dies ist doch eine rein theoretische Frage; niemand bezweifelt, dass Regierungen tatsächlich notwendig sind.

Martin. Ich hoffe, wir werden, wie immer, uns nach unserer eigenen Einsicht richten. Ich will den Nutzen der Regierung untersuchen und wir zuerst die Frage: Wodurch unterscheiden sich die Regeln, welche die Regierungen aufstellen, von jenen, welche die Menschen selber in jenen freiwilligen Vereinigungen, von denen wir eben sprachen, sich schaffen?

Stuart. Sie unterscheiden sich gerade dadurch, dass die ersteren nicht freiwillig sind. Sie werden für die Menschen gemacht, und die Menschen müssen sich denselben, bei sonstiger Strafe, fügen.

Martin. Wir können also mit Recht behaupten, dass Zwang das Wesen jeder Regierung ist. Und wenn dieser Zwang notwendig ist, so ist dies darum, weil es in der Gesellschaft Menschen gibt, die diese Regeln durchbrechen wollen, und sie durchbrechen, wenn sie nicht durch die Furcht davon abgeschreckt würden.

Stuart. Natürlich; es gibt eine Verbrecherklasse.

Martin. Ja; aber warum? Wenn Menschen gewissen Regeln zuwiderhandeln wollen, so zeigt das, dass sie diese als nicht vorteilhaft für sich betrachten. Und wenn sie ihnen nicht vorteilhaft sind, zeigt das nicht auch, dass diese Regeln irgendwie nicht recht sind?

Stuart. Aber ich dünke, es ist klar, dass dabei nicht die Regeln, sondern die Menschen im Unrecht sind?

Martin. Es tut mir leid, langweilig zu scheinen, aber ich frage eben deshalb, weil mir dies gar nicht klar scheint. Ich sehe keinen Grund zur Annahme, dass die von der Regierung aufgestellten Regeln, heute oder zu irgendwelcher Zeit, in allem, oder auch nur zum grössten Teil, die wahren Interessen der Allgemeinheit fördern. Ich will nicht sagen, dass diese oder jene Gemeinschaft von Menschen nicht ihre wahren Interessen erkennt, was ja natürlich oft der Fall ist; aber, abgesehen da-

von, gibt es keinen Grund, ohne weiteres anzunehmen, dass die Regierungen das Interesse der Gemeinschaft angestrebt haben.

Stuart. Ich bin kein Historiker; aber dies scheint mir doch eine sonderbare Behauptung zu sein.

Martin. Je mehr wir die Geschichte der Menschheit studieren, desto deutlicher wird es, dass diese Behauptung, so seltsam sie auch klingen mag, den Tatsachen entspricht. Die besten Herrscher waren in ihrer Gesetzgebung bestrebt, den Unterschied zwischen Arm und Reich zu befestigen; und die berühmten demokratischen Republiken des Altertums waren auf der Sklaverei aufgebaut. Es hat bis jetzt nie eine Regierung gegeben, welche das Wohl Aller angestrebt hätte, anzustreben wagen konnte! Die Regierungen der heutigen Staaten sind, wie die Regierungen aller Zeiten, ein Spiegelbild der gesellschaftlichen Verhältnisse. Jede Regierung ist, wie es immer der Fall war, in den Händen einer Klasse: der Wohlhabenden. Und da dies der Fall ist, so ist es nicht anzunehmen, dass der Zwang, den sie ausübt, zum Wohle aller ausgeübt werden wird; jene, diese diesem Zwang Widerstand leisten, sind nicht notwendigerweise Verbrecher, das heisst Leute, die nicht in vernünftigen gesellschaftlichen Beziehungen mit den übrigen Menschen leben wollen oder können. Wenn zum Beispiel — wie es eingestandenermassen der Fall ist — das, was wir „Verbrechen“ nennen, eine Folge der Armut, der schlechten Erziehung, der Vernachlässigung und des Mangels an nützlicher Betätigungsmöglichkeit ist, so entspringen diese Verbrechen gerade aus jenen gesellschaftlichen Einrichtungen, gegen welche sie sich wenden; und die Regierung schafft so indirekt selber die unglücklichen Verbrecher, die sie bestraft.

Stuart. ? — ?

Martin. Es gab immer widerspenstige Leute, die gegen die Regeln der bestehenden Gesellschaftsordnung handelten, und die Regierungen rechtfertigten ihr Bestehen und ihre Zwangsmassregeln damit, dass sie unentbehrlich zum Schutze dieser Gesellschaftsordnung seien. Aber was ist der einzige Grund, dass Leute sich gegen die Gesellschaftsordnung auflehnen? Doch nur der, dass man von ihnen verlangt, sie sollen sich Regeln unterwerfen, die sie nicht gutheissen.

Glossen

BELIEBTE PRALINEEMISCHUNG

Man las in Berliner Blättern:

„Die Damenspende des Presseballs ist ein „Musen Almanach 1913“, eine jener poetischen Anthologien, die sich von Jahr zu Jahr immer grösserer Beliebtheit erfreuen. In origineller Ausstattung bietet die Sammlung die heiteren und ernsten Beiträge von 81 deutschen Schriftstellern, darunter — um nur einige zu nennen — Walter Bloem, Oskar Blumenthal, Ludwig Fulda, Rudolf Herzog, Rudolf Presber, Karl Rosner, Hugo Salus, Frida Schanz, Julius Stettenheim, Johannes Trojan, Ernst Zahn. Auch Fürst v. Bülow hat einen Gedankensplitter aus Rom geschickt. Das Büchlein dürfte das Entzücken der Frauen um so mehr hervorrufen, als ihm eine reizende Bonbonnière mit Sarottis beliebter Pralineemischung „Presseball“ beigefügt wird.“ „Beigefügt?“ Welch Pleonasmus! Ist der Almanach nicht selbst Bonbonnière? Und die Mischung, die er enthält, vielleicht weniger beliebt? Geschmack-volle Frauen werden freilich die Pralinées von Sarotti den . . ungeniessbaren vorziehen.

STROM UND ACKER

Grollt auf seinem Glorienschein
armer Schreiber Ohnebein
zehn Schritt hinterm heil'gen Hain,
weil sie dorten Dinge treiben,
die ihm selber hängen bleiben,
an der Stelle, wo er sitzt,
wenn er seine Lyrik schwitzt.

Träumt auf seinem Glorienschein
armer Dichter Ohnebein
— und er taucht die Feder ein! —
dass er mit den Musen schreitet,
die sein Wort in Purpur kleidet.
Und das setzt sie von allein
terre à terre mit Ohnebein.

Rudert auf dem Glorienschein
stolzer Schiffer Ohnebein
hurtig über Stock und Stein.
Stauend blicken die Geschürzten,
æidisch die so oft Gestürzten
auf die starken Hosen hin,
die auf grossen Strömen ziehn.

Wühlt auf seinem Glorienschein
knorrger Bauer Ohnebein.
Hosen müssen Pflüge sein.
Pflügen sich durch Feld und Wiesen,
wo sie etwas hinterliessen,
was nach Schweiss und Tinte roch.
Schwer in einem tiefen Loch,
das er mit dem Steiss erbroch,
fährt aus Träumen Ohnebein.

Und er taucht die Feder ein!

AUF DEM PRESSEBALL

machten sich u. A. bemerkbar: Bethmann-Hollweg und Robert Saudek.

AHASVERS FROEHLICH WANDERLIED

Seht, ich bin der Wurzelose
Kein der Umwelt Anvermählter,
Keines Heimwehtraums Narkose
Treibt das Herz mir in die Hose
Denn ich bin ein Leidgestählter.

Friedlich sitzt ihr in der Wolle
Eurer heiligsten Gefühle
Pflügend die ererbte Scholle
Während ich die wandertolle
Sehnsucht in Gesängen kühle.

Manchmal zerrt ihr mich am Rocke
Und ihr kitzelt meine Wunden
Doch ich greif' zum Wanderstocke
Ich bin frei und ich frohlocke
Weil ich nicht, wie ihr, gebunden.

Treibt ihr mich von euren Schwellen,
Ich bin doch der Meistbegehrte
Eure Neidgeschreie gellen
Denn ich trinke eure Quellen
Und ich wäge eure Werte.

Und mit eines Königs Geste
Schenke ich euch meine Gabe
Und ich schmücke eure Feste
Spende euch dazu das Beste,
Was ich selbst errungen habe.

Meiner Seele glatte Häute
Bergen, was ich bettelnd büsste
Doch es türmt sich meine Beute
Und es jauchzen eure Bräute
Mir, dem Auswurf fremder Wüste.

Gähnend dampft Ihr euren Knaster
Zu der ehrbaren Verdauung
Doch ich bin ein kluger Taster
Und ich reize eure Laster
Zu höchsteigener Erbauung.

Also treibe ich die Spiele,
Meines reifen Uebermutes
Sonderbare, sehr subtile
Letzte, euch verhüllte Ziele
Meines Asiatenblutes.

Heidelberg

Paul Mayer

Das Plagiat als Oekonomie der Kunst

Von P. von Gütersloh

Es geht die Erfahrung um, dass Renoir etwa, oder Tintoretto oder Cézanne, nicht so sehr das sind, was sie erwiesenermassen ausdrücken, sondern vielmehr das, was wir von ihnen erwarteten, ehe wir sie sahen, und sicher nur das, wie wir von ihnen sprechen.

Der jeweilige Bestand des optischen Bewusstseins erscheint zuerst als Essenz der malerischen Kultur, verwandelt sich aber unter dem Einflusse starker Intelligenz in einen neuen Stoff, wiederum im Material einer höheren Stufe, das nun der Sprache dient, und dessen Produkte umformend auf das optische Bewusstsein selbst zurückwirken.

Man sieht, dass die Rezeption von malerischen Werten von den Gesetzen der Sprache determiniert ist, sich parallel mit der differenzierten Architektonik eines Stiles offenbart, der sich zugleich mit dem Sehen, im Gehöre als ein Fallen und Heben, als ein subtiles Mitschwingen der affizierten Stimmbänder deutlich macht.

Woraus Kritik oder ein interessantes Plagiat entsteht — ist der intelligente Beschauer, Kritiker oder Künstler. Denn: Form ist eine Erfahrung der Sprache, und ist das, womit das Sprachreservoir auf jede Erscheinung, auch auf jene, die in die anderen Organe einfällt, antwortet. Sei es, dass die Sprache, die grösste Feindin des Chaos ist, sei es, dass sie in direkter Abkunft von der Vernunft steht, und so die vernünftige Maschinerie: Mensch, in ihrer Totalität beherrscht.

Was der Künstler also in seinem Werke als Form ausspricht, ist dadurch schon verdächtig, dass er erst der Objektivation durch die Erinnerung bedarf, um sich einer ganz bestimmten Eigentümlichkeit seines Werkes bewusst zu

werden, und hängt durchaus nicht mit dem wahren Zustand des Werkes zusammen, ist vielmehr jene empfindliche Fläche, jenes reizbare Neutrum, worauf das Sprachbewusstsein der andern dem seinen ähnlich zu werden beginnt. Und jener hörbare Dialog der Stimmbänder entsteht.

So ist Form — ich spreche nicht vom Stilisma, das ein schamloses Vorwegnehmen des äusserlichen Vorgangs, der Formbildung ist — kein Akzidens, das dem Werk a priori zukommt, kein Teil des Gesamtorganismus, sondern die im Kulturellen tausendfältig bedingte Art, ein Produkt der Kunst zu sehen.

Erstreckt sich diese Art zu sehen auch auf Gegenstände, die gerade nicht Modelle eines Malers sind, so entsteht das Kunstgewerbe.

Form ist also kein Wert, womit sich rechnen lässt, keine allen gleichzeitig sichtbare Wahrnehmung an den Grenzen der Reizsamkeit, variabel nach Alter, Bildung, Heredität und Sprachkultur, und der Plagiator der „Form“ des Cézanne etwa, ein Psychotiker stärksten Grades, weil er einem, für einen andern, nicht nachzuweisenden Zwange erliegt, einem Zwange, der nicht im suggerierenden Werke selbst liegt, sondern in dessen Atmosphäre, und des öfters gar nicht darin, sondern gerade im ergriffenen Nachahmer selbst, da jener gewisse Aeusserungswillen seine eigene Produktivität noch nicht erschaut, erfasst, und seiner Persönlichkeit untergeordnet hat, sondern alles, was ihm an sich fremd, ultra und (unbewusst) absurd vorkommt, mit der Vorstellung Cézanne belegt und sich so ein Symbol schafft, unter dessen Schutz er sich nun ausleben kann.

Sobald sich aber der Plagiator des Cézanne als das Opfer eines psychologischen Vorganges darstellt, Plagiate nicht des tatsächlichen Cézanne, sondern nur seiner Vorstellung von jenem, die er, ohne bezügliche Bilder gesehen zu haben, vielleicht gewissen Kapiteln Meier-Graefes verdankt, seines Wie also, staunt man vielleicht über die rekonstruierende Kraft der malerischen Intelligenz, die zugleich aber so der Sprache verfällt, und nun eigentlich nicht einmal mehr die eigene phonetische Architektur zu Cézanne, sondern jene seines Historikers malt, und das Problem der Form entwirrt sich. Form ist ein Zustand der Vernunft, und heisst: Prophylaxis für optische Psychosen.

Alle Tradition ist nur durch jene sensitivsten Plagiate, deren phantastische Technik allergrösste Künstler voraussetzt, möglich, und Kul-

tur entsteht durch Verhinderung zum Original, durch das sich Komplizierenmüssen mit dem Bericht davon.

Die Boten im Homer, die Rapsoden und Geschichtenträger, die Hebbelschen Intriganten, die ein Problem, woran niemand gedacht, in die Menge werfen, um das sie nun bis zur Vernichtung rotiert, die Entdecker abenteuerlicher Länder und fremder vergessener Künstler stehen im Dienste einer schlaunen Gottheit, die Grösse schafft und Kraft spart, und wissen um ihr Geheimnis: Es gibt vielleicht gar kein Original.

— — — — —
Anmerkung: Es ist eine, den Medizinern bekannte Tatsache, dass das gelesene Wort nicht durch den Optikus direkt dem Gehirne vorgestellt wird, sondern den Weg über den Akustikus nehmen muss und die Stimmbänder affiziert, so dass wir eigentlich weniger mit den Augen als mit dem Ohre lesen. Was in der Konsequenz eine Priorität der Musik ergäbe, und die moralische Minderwertigkeit der Künste, die dem Auge reflexiv sind. Und wie sehr wir bei der Rezeption von optischen Werten von unserem Sprachgefühl abhängig sind. Während der Ton keinen erklärenden Umweg macht, und umso schwerer zu verstehen ist, je leichter wir ihn automatisch aufnehmen.

BRIEF AN EINE EINSAME, SCHWANGERE FRAU.

Meine Freundin:

Du erzählst mir von der Einsamkeit, die schwer und lautlos Deine weiten Räume verstaubt. Die Menschen und die Stühle, die Bäume und die Häuser rückten von Dir, unmerklich, und eines Tages als Du in schwerem Schreiten nach einer Lehne griffst, lachte sie kalt durch Deine Glieder, und wieder warst Du allein, und — so fuhrst Du fort — niemals wieder werden Deine Hände wärmen, was sie berührten.

Aber ich glaube, dass die Einsamkeit nur ihre letzten Tiefen höhlt, um von der Sohle zu erzittern bis zu den Augen, die die Freude sehen werden. Die Welt um Dich sinkt, wie ein Wasser — so schnell, dass Deine suchenden Hände nur noch eben Dein Bild im Spiegel streicheln können, und dann verströmt es. Nachts wartest Du auf die Freude. Und jeder scharfe Schrei, der Deine weinenden Mundwinkel zerreißen wird, wird erstig und heilig sein. Dein Blut wird Dich umarmen und es wird heiss sein von Deiner Liebe.

Vergisst Du auch nicht, dass Wünsche sich nur öffnen, wenn sie schöne Dinge kosen?

Stelle den Betenden Knaben oder den Ballspieler (so nennen ihn Einige, aber es ist nur ein anderes Wort) in Dein Zimmer und schlafe mit ihm. Seine Schönheit wird Dich schmerzen und Dein Kind wird den Kelch Deines Leibes zerzerren in Sehnsucht nach seinen schlanken Gliedern. Nur jetzt noch kannst Du es mit dem Formdruck Deiner Hände küssen. Wenn die Muschel aufklafft und die Muskeln Deines Rückens stumm in grosser Fuge vom Schmerze tönen, verstummt selbst das Capriccio Deiner Knöchel und nur die Klage ringt in Deinen Händen, die sich pressen. Erst, wenn das Wasser, mit dem man das Kind waschen wird, lärmt, wirst Du wissen, dass es jetzt der Welt gehört und nicht mehr Dir.

Aber wo es geht, wird es auf Deinen Händen schreiten, die wie ein weisser Teppich unter seinen Füßen schlafen.

Du wirst einem Leben die Gewissheit geben, frei zu stehen. Denn Deine Ehrfurcht vor Deinem Kinde wird grösser sein, als jene Liebe, mit der Du es betasten möchtest. Weil Du es achtest, wird es Dich lieben. Nie wird es einsam sein. Wer aber das weiss, kann zu der Erde beten oder mit ihr spielen, wie der Betende Knabe oder der Ballspieler (so nennen ihn Einige, aber es ist nur ein anderes Wort) — so stark ist er und so glücklich.

Und nun wünsche ich Deinem Kinde das Leid jeder Lust. Und alle Türen soll es erst brechen müssen!

Dabei wollen wir Beide ihm nicht helfen, Du und ich.

Wilmersdorf, im Januar 1913. Leo Matthias.

VORMORGENS

Schneeflocken klettern an den Fensterscheiben.
Auf meinem Schreibtisch schläft der Lampenschein;
Und hingestrente Bogen, weiss und rein,
Ich wollte wohl etwas von Versen schreiben. —

Der Tag ist nah. Die Jalousien schurr'n,
Die letzten Sterne torkeln von den Posten.
Der Tag ist nah, den unbesternnten Osten
Bevölkern Morgenwinde schon purpurn. —

Und mich bewachsen Abende, beschatten
Die Jahre! O ich dunkle ein.
Das Gas singt in den Gassen Litanein,
Dass meine Augen so sehr früh ermatten. — —
Charlottenburg Paul Bold

Sarah

Von Charles Baudelaire.

Ich liebe keine von den vielumwobnen schönen Frauen,
Der Welt zum Spott gehör ich einem Bettelweib
In tiefer Liebe, dessen reizarmen Leib
Nur meines Herzens Augen schön und lieblich schauen.

Für ein paar alte Lumpen hat sie ihre Seele
Verkauft; doch wenn ich Heuchler und gottähnlich war
Bei ihr, dann traf mich Gottes Lächeln wunderbar,
Mich, der ich Geist verkauf und mein Talent verquälte.

Auf ihrem Kopf — o Lastermal! — ruhn falsche Haare,
Es flob des Nackens Schnee der Haare dunkler Wald,
Doch meiner Liebe Küsse werden nimmer alt,
Die auf der kahlen Stirn verweinen Tag und Jahre.

Ihr Auge schießt, doch wunderbar ist ihres Blickes
Berührung, der in Wimpernacht das Herz entflammt,
Daß alle Augen, die man lieb, für die man sich verdammt,
Nicht so wie sie der Quell sind innerlichsten Glückes.

Trotz ihren zwanzig Jahren hängen ihre beiden Brüste
Schon tief herab, wie Kalabassen, weich und matt,
Doch wenn ich ihren Leib umschlinge, nimmersatt,
Sauge und beiß ich in die Mutterbrust der Lüste.

Oft fehlt ihr jeder Heller, um sich Brust und Lende
Mit Oel zu salben und zu säubern, aber doch
Drück' ich die Lippen drauf, mit größrer Wollust noch,
Als Magda einst des Herren Fuß geküßt und Hände.

Und grausam rächten sich die atemlosen Stunden
Der Wollust, die sie trieb, denn rau und keuchend ist
Ihr Atem, hohl die Lungen, die die Schwindsucht frisst,
Und oft schon hat im Hospital sie Rast gefunden.

Die beiden großen, unruhvollen Augenfenster
Erspähn im Dunkel andre Augen angstverzagt,
Denn da sie jeden nahm und keinem sich versagt,
Glaubt furchtsam sie des Nachts an Geister und Gespenster.

Und darum braucht sie mehr des Lampenöls als greise
Gelehrte, welche Tag und Nächte über ihren Büchern ruhn,
Und weniger kann Hunger ihr zu Leide tun,
Als das Gespenst der Liebsten in des Bahrtuchs Weiße.

Wenn ihr sie trifft, in ihrem wunderlichen Putze
Entlegne Straßen gehn im Schleichergang,
Den Blick und Kopf gesenkt, wie Tauben wund und krank,
Den schiefgetretenen Schuh und Fransenrock im Schmutze,

Ihr Herren, speit mir nicht in dieses armen Weibes
Geschminktes Antlitz, das euch abstößt und erschreckt,
Und weil der Hunger es verwittert und verdreckt,
In freie Luft gehängt die Kleider seines Leibes:

Denn dieses Weib ist mein, ist Anfang und Vollenden
Des Glücks mir, Kleinod, Herrin, meine Königin,
Die mich auf ihrem Schoß gewiegt mit leichtem Sinn
Und mein erkaltet Herz erwärmt in ihren Händen!

(Autorisierte Uebersetzung von Erich Oesterheld.)



S. TAPPERT WILHELM MORGNER

Der Fremde

Roman von René Schickele

(13. Fortsetzung)

— Ich will mich neben Sie setzen.

Das Mädchen umfasste Berthe mit den hochgezogenen Beinen und dem Oberkörper, und Berthe lehnte sich auf sie zurück.

Unterdessen hatte Calon einen Entschluss gefasst. Er las unaufhaltsam und mit langgezogener Stimme, die plötzlich heftig geworden war, Baudelaires „Morgen“.

La diane chantait dans les cours des casernes,
Et le vent du matin soufflait sur les lanternes.
C'était l'heure où l'essaim des rêves malfaisants.
Tord sur leurs oreillers les bruns adolescents.

Calon las jede Zeile zwei-, dreimal und begann von neuem. Einmal stand er auf, griff mit zitternden Händen ein Glas Sherry und stürzte es hinunter und noch eins. Darauf kehrte er mit grossen, verwirrten Augen zu seinem Buch zurück. Er legte es auf die Knie, nahm den Kopf in die Fäuste, und indem er las, wuchs neben ihm die versteckte Orgie, verästelten sich die Gefühle und suchten. Der weisse Leib auf der Chaiselongue wurde in der Dämmerung unbestimmter, er war nur noch eine tiefe lichte Masse, und dann begann er abgründig zu leuchten.

Calon hatte sich vor die Chaiselongue auf den Boden gelegt und die Augen geschlossen. Er lauschte mit allen Fibern.

Und später war es ganz herrlich geworden. Das Modell hatte sich angezogen und war fortgegangen. Dabei hatte es Paul angesehen und scherzend gesagt:

— Frédéric wird Ihnen sagen, wo ich zu finden bin.

Dieses verfluchte Kinn. Er hatte gezittert, als sie so vor ihm stand.

Hatte die nackte Wahrheit nicht eine unheimliche Gewalt? Sie fanatisierte, riss hin, vergewaltigte, gleichgiltig, ob es nun Heiligkeit oder Prostitution war. Die Tücken und Schliche Satans waren gar nicht gefährlich. Aber wenn er einem ohne jede Umstände den Hintern hinhielt, — das wirkte unwiderstehlich. Das hegeisterte.

Calon schloss die Tür ab, und — es hatte Paul erschüttert, wie er das sagte:

— Gott sei Dank, sagte er, nun sind wir endlich unter uns! Und dabei lächelte er.

Welche verirrte Sanftmut, wenn er so leise lächelte.

— Und nun müssen Sie sprechen, Lamonde.

Da geschah es, dass es ganz herrlich wurde an diesem Abend. Der grosse Tragöde sprach Verse aus dem Oedipus. Es war Ebene und Nacht. Ein toter Mond. Endlos. Keine Sterne. Auf dem tinstern Himmel die Cyklopenmauern einer Königsburg. Und eine Stimme reckte sich auf, wie einer, der lange und schwer geschlafen hat. Sie sprach Worte uralten Grauens. Sie stand aufrecht vor dem Tor eines Schlosses und sprach in die Nacht hinaus, unter dem ewigen Himmel, vor der erstarrten Erde. Das alles war vor so und so viel tausend Jahren, so wie es tausend Jahren wäre. Eine halbe Stunde glaubte Paul den Wellenschlag eines Ozeans in der Brust zu tragen. Er sah den Menschen riesengross, schwer von seinen Gedanken bewegt. Dann war es vorüber gewesen, und sie hatten getrunken. . .

V.

Paul Merkel blieb vor einer engen Seitengasse stehen, die vom Geräusch stampfender Maschinen erfüllt war. Nach dem trümmerhaften Tor kam ein feuchter Hof. Es drohten die schmutzigen Gesichter der Arbeiter, die ihn mit einer ausgezeichneten Verachtung behandelten, und dann sah er sich unter den traurigen Gestalten der Redaktion, die ihm mit Nonchalance seine sämtlichen Zigaretten wegrauchten und wie Freiplatzschüler aufschraaken, wenn der Chef die Tür aufriss. Er glaubte schon die tiefe Stimme des Abgeordneten zu hören.

— Herr Merkel, ich sah Sie heute in der Kammer mit Ihrem Landsmann, dem Abgeordneten X zusammenstehn . . .

Paul kehrte um und ging eilig den Weg zurück, den er gekommen war. Er errötete vor Scham. Hatte er nicht in Gedanken geantwortet, dass Herr X ihm persönlich angenehm sei? Diese Feigheit! Als ob es ihn, Paul Merkel, etwas angehe, ob ein Schriftsteller, den er schätzte, sich von Sozialisten oder von Nationalisten wählen liess!

Aber nun hörte er den Chef antworten:

— Herr Merkel, ich will Sie nur warnen. Wenn Sie Ratschläge nötig haben, müssen Sie bei andern, zuverlässigeren Politikern vorsprechen. Ihr Herr X ist ein berufsmässiger Dilettant, er experimentiert. Er ist ein Spieler.

Und wenn nun ihm, Paul Merkel, gerade das Spiel des Herrn X sympathisch wäre? . . . Nein, er tat dem Mann unrecht. Der musste Herrn X verächtlich finden. Paul dachte über seinen Chef nach und fand, dass er ihn bewunderte, dass es dieser Mann gewesen war, der ihn so lange in dem Loch von einer Redaktion, in der Mitte berusster und stigmatisierter Streber zurückgehalten hatte. Von ihm hatte Paul einen unvergleichlichen Händedruck in der Erinnerung . . . Es war in der Nacht nach einer Volksversammlung, draussen in einer Vorstadt. Paul begleitete den Tribun nach Hause. Der ging blass und schweigsam neben ihm her. Seine eigene Partei hatte ihn schwer gekränkt. Sie hätte ihn beinahe im Stich gelassen. Fühlte er nun, dass der mühsam errungene Sieg doch nur ein Rednersieg gewesen war? Paul versuchte ein Gespräch in Gang zu bringen, aber der andere antwortete ausweichend, seine Stimme zitterte. Schliesslich an der Tür seines Hauses drückte er Paul die Hand.

— Vergessen Sie nie, Herr Merkel, worum es geht. Es soll so weit kommen, dass kein Mensch mehr schuldlos hungert. Es wird wahr sein, dass es keine Grausamkeit mehr gibt, die so unmenschlich ist, dass sie jemand verkommen lässt. Um das Glück so vieler zu erreichen, kann ein einzelner niemals zu viel leiden. . .

Ein wundervoller Mensch! Aber am andern Tag war er doch wieder Geschäftsmann und bestrebt, die Konkurrenz mit allen Mitteln totzuschlagen. Vielleicht liess es sich nicht anders fechten in der Kloake der Polemiken. Vielleicht war der ein Charakter, der bis an den Hals, aber mit glänzender Stirn, im Kot stand und vorwärts schritt.

Ivan Tartre? Der hatte es leicht, über die Sozialisten herzufallen. Er war Anarchist, Antiparlamentarier, Antipolitiker. Er hatte keine Gelegenheit, in Versuchung zu geraten. Zwar wünschte er gewiss auch: es soll so weit kommen, dass kein Mensch mehr schuldlos hungert. Im übrigen aber trug er vorläufig sehr wenig dazu bei und tröstete sich damit, dass er die Kämpfe der Sozialisten für ein unnützes, wenn nicht schädliches Geplänkel erklärte, während er, der gute, sentimentale Anarchist Ivan Tartre, eine Schlacht vorbereitete, die vielleicht in einigen hundert Jahren geschlagen würde.

Nun, es kam ja nicht auf die Zeitdauer an.

Unterdessen erschien Paul das banalste Dasein entsetzlich schwierig. Musste er sich nicht

von links und von rechts stossen lassen, allenthalben komischen Maschinen von Weibern aus dem Wege gehn, die, ungeheuerlich, die eine Seite des Trottoirs behaupteten, während ein bemäntelter Köter, der mit einer dummen Halsstarrigkeit an seinem Seil zerrte, die andere Seite freihielt, betrunkenen Wagen ausweichen und sich mit wilden Sprüngen der Gefahr entziehen, an irgend einer Ecke unter dem Zusammenstoss zweier Handkarren begraben zu werden? Wäre er dann glücklich auf dem Boulevard Montmartre angelangt, gälte es, in den engen Gässchen die Rutschpartien der Kinder und andere Spiele, bei denen Holzstücke und Steine in der Luft herumflogen, zu passieren, dichte Gruppen von säugenden Frauen mit Vorsicht zu umgehen und endlich auf den Stein-treppen acht zu haben, um nicht von einem herabsausenden Bierfässchen mitgerissen zu werden. Es blieben noch die fünf Stockwerke bis zur Wohnung des Dichters, fünf schmale, enge Treppen voll schreiender Kinder und wutentbrannter Frauen. Dann . . . dann sähe er zum hundertsten Male die Aussicht, und Tartre würde ihn fragen, ob er nun das anarchistische Manifest unterzeichnen wolle oder nicht. Nämlich, es sei noch Zeit. Nach 8 Uhr käme Nieland und erzählte mit skeptischem Lächeln, dass Lamonde ihn ermunterte, dass er in der dramatischen Aussprache grosse Fortschritte machte, dass Lamonde ihn nächstens in seine Klasse am Konservatorium aufnähme, sein Vater aber wieder einmal mit Entziehung des Wechsels gedroht habe, wenn er nicht nach Deutschland zurückkehrte und sein Referendarexamen ablegte. Herrgott, und dann käme vielleicht Malva, und die andern liessen sie allein!

VI.

Er fürchtete sich, mit ihr allein zu sein, wenn sie zuerst mit den andern zusammengewesen waren. Er fand nicht zu ihr hin. Er quälte sich zu Tode, um die Worte, die Güte eines Geliebten zu finden. Ihre Vertraulichkeit blieb banal, wie sie es vor den andern gewesen war. Es gab keine Vertiefung. . . . Warum hatte er Malva in diesen Kreis gezogen! Welche Dummheit, ein Mädchen wie Malva in die Gesellschaft seiner Freunde zu bringen. Welcher Wahnsinn, sie an dem elenden Leben des Heute, Morgen, Uebermorgen teilnehmen zu lassen.

Malva! . . . Wie sie an einem Frühlingsmorgen, als im Hof die Kastanienbäume blühten und der

ganze Lärm der Strasse ein sonniges Blühn unter dem blassblauen Himmel war, in sein Zimmer kam und sich mit zurückgeworfenem Kopf und hängenden Armen, ein fliegendes Lächeln um den Mund, an seine Brust lehnte! Wie sie zitterte und tränenlos weinte, als er sie nahm, bis sie nichts mehr, gar nichts mehr als seine Geliebte war. Malva!

Nun sehnte er sich nach ihr. Vielleicht wartete sie schon lange auf ihn, droben bei Tartre. Er begann zu laufen. Mitten auf der Treppe blieb er stehn. Schon hatte er es nicht mehr in sich, dieses Brennende, Schmerzhaftes, das unfruchtbare Feuer, das ihn immer wieder ergriff und ihn hin und her warf wie eine Flamme . . .

Dieses Fieber! . . . Er war kalt und ruhig und nur ein wenig müde. Was nützte das alles? Er kam nicht mehr zu ihr hin. Und wenn er sich an ihrem Herzen getötet hätte. Sie war seine kleine Maitresse, wie die andern die ihre hatten. Paul lehnte sich an das Geländer der Treppe. Er nahm den Kopf in die Arme und sprach in sich hinein, wie in etwas Hohles, Dunkles, wie in ein leeres, dunkles Zimmer, in dem er selbst stand und lauschte:

Paul Merkel, du hast Gemeinschaften gesucht bei den Lebenden und bei den Toten. Du hast sie dort gesucht, wo die Gemeinsamkeit am tiefsten ist: in der Liebe . . .

(Fortsetzung folgt.)

MITTEILUNG DES VERLAGES

Die zweite Januar-Nummer 1913 erschien als
LYRISCHE ANTHOLOGIE

Sie ist dem Gedächtnis Georg Heyms gewidmet und enthält: Beiträge von Hans Baas, Ernst Balcke, Gottfried Benn, Alexander Bessmertny, Ernst Blass, Paul Boldt, Max Brod, Arthur Drey, S. Friedlaender, Reinhold Frühling, Max Herrmann (Neisse), Georg Heym, Kurt Hiller, Jakob van Hoddis, E. F. Hoffmann, Rudolf Kayser, Alfred Kerr, Willy Küsters, Alfred Lichtenstein (Wilmsdorf), Leo Matthias, Paul Mayer (Bonn), Alfred Richard Meyer, Erich Mühsam, Richard Oehring, Erich Oesterheld, Anselm Ruest, René Schickele, Mario Spiro, Ernst Stadler (Brüssel), Hellmuth Wetzell, Alfred Wolfenstein.

Diese Sondernummer, die bald vergriffen sein dürfte, kostet im Einzelverkauf

50 PFENNIG

Neu hinzutretenden Abonnenten wird sie ohne Erhöhung des Abonnement gratis nachgeliefert.

Die LYRISCHE ANTHOLOGIE bietet eine günstige Gelegenheit, unserm Blatte neue Kampfgenossen zu gewinnen!

An die Arbeit, Freunde! dieser Ruf kann nicht häufig genug erschallen. Fordert vom Verlage Propagandamaterial, sendet persönlich den Bekannten Probenummern. An die Arbeit! damit die Stosskraft der AKTION wachse.

Literarische Neuerscheinungen

JAKOB SCHAFFNER: Die goldne Fratze. Novellen. — (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. 4 M., in Leinen 5 M. Es ist ein weiter Weg von den „Irrfahrten“ bis zu diesem neuesten Buch. Wenn man die Novellen liest, so merkt man, dass Schaffner gesehen und erlebt haben muss, wie wenig schonungsvoll das Leben mit seinen Geschöpfen verfährt. Die Novellen zeichnen sich alle durch die Bescheidenheit des grossen Erlebnisses aus, das keinen schmückenden Aufputz braucht. Schaffner erzählt in dem neuen Buch einfacher als je, aber sein Humor ist begründeter, sein Ernst gewichtiger als früher und sein Lebensgebiet erweitert.

Zeitschriftenschau

DAS LITERARISCHE ECHO. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9. Das 1. Februarheft enthält: Ludwig Feuchtwanger: Dramatische Volkskunst; Wolfgang Schuhmann: Ein Schillerroman; Moritz Heimann: Eine Hebbel-Ausgabe; Walter von Molo: Die Persönlichkeit im Drama u. a.

DIE SCHAUBÜHNE enthält in der Nummer 4: Bahrbarey. Von S. J. Das Kintop-Epos. Von Ulrich Rauscher. Erwachen. Von Erich Mühsam. Ouvertüre. Von Kurt Tucholski. Carl Clewing. Von Herbert Ihering u. a.

PAN. No. 17 enthält: Alfred Kerr: Die Held-Komödie; Otto Feyen: Ueber Ernst Blass; Else Lasker-Schüler: Egon Adler; Robert Reiner: Operation u. a.

Vornotizen

(Nur wichtige Neuerscheinungen werden hier angezeigt. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION)

ERNST BLASS. Die Strassen komme ich entlang geweht. Verse. (Verl. von Rich. Weissbach, Heidelberg. Geh. 2.50.

AUGUSTE RODIN. Die Kunst. (Ernst Rowohlt, Verlag Leipzig.) Geh. M. 5.—

CARL NEURATH. Das Domgut. Die Geschichte einer Familie. (Lit. Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) Geh. M. 4.—

MAURICE HEWLETT. Die Chronik der Königin Maria Stuart. Roman. (Literarische Anstalt Rütten & Loening) Geh. M. 6.—

HANS HAN Schlossermaxe. Posse. (Oesterheld & Co., Berlin.) Geh. M. 2.—

ALFRED LICHTENSTEIN (Wilmsdorf). Die Dämmerung. Gedichte. (A. R. Meyer, Verlag, Wilmsdorf.) Geh. 50 Pfg.

FRANZ KAPKA. Betrachtung. (Ernst Rowohlt Verlag, Leipzig.) Geh. M. 4,50.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: Wetterlés Rechtfertigung / G. Fuchs: Der Politiker Hausmann / Rudolf Leonhard: Ueber den Tanz / Marie Holzer: Vom Wesen der Kritik / Paul Boldt: Capriccio / Rudolf Kayser: Nacht-Seufzer / A. R. & F. P.: Julius Meyer-Graefe / Paul Mayer: Knaben im Frühling / Johannes Lang: Der Kanal / René Schickele: Der Fremde / Drei Nachrichten von Emanuel / Der Freigeist / Die Freie Studentenschaft / Zeitschriftenschau.

Die Aktion

H.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 6

INHALT

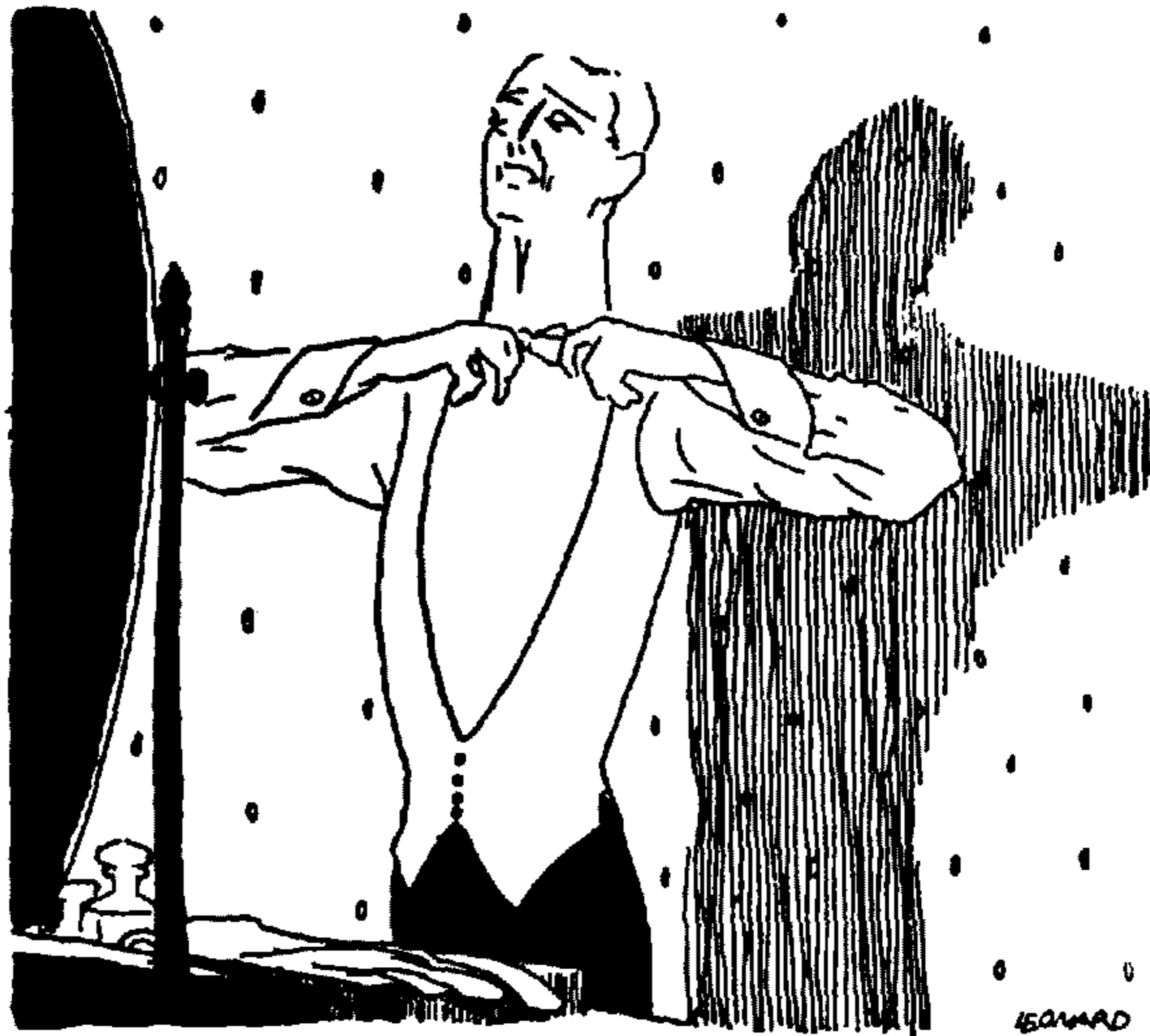
Franz Pfemfert	An Alfred Kerr
Peter Scher	Bethmann Hollweg neuestes Erlebnis
Ad. Basler (Paris)	Die Maler der Neuen Sezession
Marie Holzer	„Die Intellektuellen“
Richard Oehring	Schneeland
Paul Mayer	Pierrots Schmach
René Schickele	Der Fremde

An die Buchautoren — Gegen Windmühlen —
Wer es nur sein mag? — Zeitschriftenschau

Richter (Petruuschka) Russisches Ballet (Zeichnung)

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf



Grossen

*Elegante Herren-
Ausstattungen
Wäsche • Cravatten
etc.*

Charlotten Str. 65
a. d. Leipzigerstr. — Amt: I. 7799.

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

3. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

5. FEBRUAR 1913

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-
Exemplare etc. sind an den Heraus-
geber, Berlin-Wilmersdorf, Naussaische Strasse 17
zu senden :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährl. (excl. Be-
stellgeld) bei allen Postanstalt.,
Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk.
2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf,
Naussaischestr. 17 :: Kommissionär Gust. Brauns, Leipzig

AN ALFRED KERR

Sie kämpfen in politischen Angelegenheiten mit zuversichtlicher Weltfreude. Sie, der in Dingen der Kunst so absolut kritische Zergliederer, Zweifler, Verneiner, Sie äussern als Politiker den unbedingten Willen zum Bejahen, zum Hoffen, zum Glauben, zum -- Kompromiss. Sie treten der Sudermannade Deutsche Parteipolitik mit der liebevollen Nachsicht entgegen, mit der ich etwa Romane von Liliencron hinnehme. Ihnen bleibt (scheint mir) selbst der politische Tageslärm, jenes kleinliche Bellen eifersüchtiger Geschäftemacher, ein Beweis des Vorwärtsschreitens, Ihnen ist (scheint mir) der Reichstag ein hehrer Tempel, der bloss von reaktionären Elementen befreit zu werden braucht, um zukunftsweisend dazustehen. Sie suchen das politische Gewerbe zu idealisieren, Herr Doktor Kerr, aber es wird Ihnen nicht gelingen. Sie wollen den Fortschritt, wollen ihn um jeden Preis, wollen die „praktische Politik“ in den Dienst der Freiheit stellen, aber Sie übersehen, dass unsere praktischen Politiker nur sich selbst und ihre Partei, nie aber Zukünftiges, nie Merkantilfreies als Ziel haben. Sie, Doktor Kerr, erhoffen überall Kampfgenossen; was nicht rechts steht, sei es auch der schwammigste Liberale, ist Ihnen bündniswürdig. Wobei Sie übersehen, dass der kluge Heydebrand, als Feind, dem Aufwärts besser dient, als zwanzig Fortschrittler. Sie würden in der Kunst eine Arbeitsgemeinschaft Hauptmann-Sudermann mit radikalem Spott verfolgen; den Bebel-Friedberg Bund wünschen Sie herbei?

Jetzt, Herr Doktor, kämpfen Sie seit Wochen mit Ihrem göttlichen Temperament, das wir lieben, für den guten Ruf der Nationalliberalen Partei.

Wenn es zu den dringenden Aufgaben eines Streiters gehört, die Waffen des Gegners blank zu erhalten, dann, Herr Doktor, dann erfüllen Sie im Fall Held eine Pflicht. Wenn es nicht einerlei ist, ob der Junker auf gesetzlichem Wege zur Volksausplünderung auszieht, oder ein anderer unmaskiert, also mutiger vorgeht, dann, Herr Doktor Kerr, ist Ihr Kampf notwendig.

Ich leugne die Notwendigkeit durchaus. Es kann gegen Volksvertreter nur einen wirksamen Einwand geben: geistige Belanglosigkeit. In dem Parlament, das ich als gesetzfabrizierende Körperschaft schätzen soll, müssen Leute sitzen, die z. B. die Wirkungen der verschiedenen Strafgesetze am eigenen Körper erfahren haben. Wenn heute der Reichstag ein Theatergesetz ausarbeitet, werden, mit Recht, sachverständige Theaterleute um Rat gefragt. Der viel bedeutungsvollere Vorentwurf zum neuen Strafgesetzbuch dagegen ist von lauter welfremden Juristen gedichtet worden, keinem ist es eingefallen, etwa in die Zuchthäuser und Gefängnisse zu gehen und den Entwurf dort begutachten zu lassen. Wir würden weniger Gefängnisse nötig haben, wenn bei uns die Ahnungslosigkeit nicht gar so hartnäckig Paragraphen studieren würde.

Nein, Herr Doktor Kerr, Ihr Kampf gegen das Reichstagsmandat des Held ist nicht notwendig. Wird sind keine Polizisten und keine Staatsgewalt. Wir haben für die Zukunft zu streiten, aber das bedingt, dass wir die Moral der Nieertappten zu negieren haben.

Franz Pfemfert.

Bethmann Hollweg gegen das Zentrum

Von Peter Scher

Sinnend greift der Dichter aus dem Schranke
Das mit recht beliebte Instrument,
Und er schlägt es feurig mit der Pranke
Bis das Spiel der Phantasie entbrennt.

Wenn sich die Gestalten lustig tummeln,
Wird ihm über alle Massen wohl,
Denn die Seligkeit, den Reim zu fummeln,
Wirkt beträchtlicher als Alkohol.

Aber noch erquickender bereitet
Sich der Seele ein erlesnes Fest,
Wenn das Lied die Politik begleitet
Und den Kanzler selbst agieren lässt.

Doch nun, eh wir in die Handlung steigen,
Halt ich es für richtig und patent,
Meinen Helfershelfer vorzuzeigen,
Welcher sich der Geist der Zeit benennt.

Dieser nennt sich auch der Geist der Mitte,
Denn er ist inmitten allem Tun,
Ferner ist er — auch beim tollsten Schritte —
Gegenüber jeder Macht immun.

Doch nun, Geist der Zeit, mir scheint es lohnend,
Dass du jetzt nach Hohenfinow gehst
Und Herrn Beth (inkognito und schonend)
Sozusagen mit dir selbst umwehst . . .

Hohenfinow lag in Nacht und Frieden,
Und die Sternlein glänzten hehr und blass;
Nur dem Kanzler war kein Schlaf beschieden
Und es schien, als quälte ihn etwas.

Aber eben, als er schon die Frage
Eines Schlummerpunsch's still erwog,
Trat ihm plötzlich ein Geräusch zu Tage,
Das er ahnungsvoll auf sich bezog.

Schlurfend kam es und mit schwerem Tritte.
„Wer da?“ rief der Kanzler etwas bleich,
Und es hauchte sanft: „Der Geist der Mitte —
Bitte, bitte, öffnen sie mir gleich!“

„Geist der Mitte,“ schrie der Kanzler lustig,
„Ah, so wirst du wohl vom Zentrum sein!
Heissa, dass du kommen würdest, wusst ich,
Und soeben noch gedacht ich dein!“

„Sachte, sachte, Kanzler,“ kam es lachend
Aus des Geistes schmunzelndem Gesicht,
Doch Herr Bethmann, Gastlichkeit entfachend,
Merkte solche Nebentöne nicht.

Und mitnichten schien er ihm verdächtig —
Nein, er musterte ihn herzlich froh,
Denn sein Zentrumshabitus war prächtig
(Und wer ahnt da ein Inkognito!)

Als man gar gesetzte Reden tauschte
Ueber Kantens praktische Vernunft,
Kam dem Kanzler, der ergriffen lauschte:
Gar kein Zweifel — der ist von der Zunft!

Aber plötzlich in der schönsten Wendung
Fuhr der Gast empor und zischte: „Schluss!
Jetzt erscheint der Hauptpunkt meiner Sendung:
Hokus! Pokus! Jokus! Fidibus!“

Allsogleich vollführte sich ein Wunder:
Von den Schultern dieses Wesens sank
Das Inkognito herab wie Zunder
Und der Geist der Zeit sass auf der Bank.

Doch zugleich im selbigen Momente
Nickte auch des Kanzlers Kopf nach vorn
Und zum Zeichen, dass er wirklich pennte,
Schnurch er hell als wie ein Wächterhorn.

Zynisch nahte sich der Geist dem Schläfer,
Blies ihn an und sagte: „En avant —
Surre nun einmal als munterer Käfer
Mit mir mang den Geist der Neuzeit mang!“

Hui! Schon war'n sie in der Friedrichstrasse
Und bestiegen einen Autobus.
Stauend sah der Kanzler das Gerasse,
Denn es war gerade Arbeitsschluss.

Auf der Plattform eingeklemmt, doch munter,
Stand er dicht bei einem schlichten Mann,
Welcher sagte: „Det wird immer bunter —
Nächstens schaff ick mir een Auto an.“

Solchermassen heitre Reden schwingend
Nahm der Mann den Kanzler für sich ein:
„Seine Dialektik scheint mir zwingend,“
Sprach Herr Bethmann, „wenn auch roh zu sein.“

Doch ich will ihn einmal schlankweg fragen,
Wie ihm meine Politik behagt.“
„Sie,“ sprach jener, „hör'n Se ma, mein Magen
Hat det ebend knurrend schon jesagt!“

„Oh,“ rief Herr von Bethmann überlegen,
 „Lieber Mann, was nützt ein voller Bauch,
 Seh'n sie mal, ich halte dem entgegen:
 Erst das Ideal! (Kant sagt es auch.)

„Jeist muss sind,“ sprach drauf der and're willig
 Und bewegte kauend sein Gebiss,
 „Doch wat woll'n Se denn dem Jeist so billig,
 Wo det Fleisch so schwach un teuer is!“

Ueber diese schlichte Aeuss'ung schnappte
 Der verblüffte Kanzler jäh nach Luft
 Und, indem er leicht zusammenklappte,
 Sprach er: „Hm-dada — hier liegt die Kluft.“

Still und grübelnd sah er in die Ferne,
 Philosophisch zog's ihm durch den Sinn:
 Lebt nun dieser — leb ich daseinsferne?
 Ach, ich weiss schon nicht mehr, wo ich bin!

„Ruhe, Ruhe,“ sprach der Geist der Zeiten,
 „Was du hier vernimmst, ist ja noch nichts,
 Denn du musst das Letzte noch erliden —
 Dann erst stehst du vor dem Tor des Lichts!“

Nach dem Centrum schritten sie mitsammen
 Wo ein dust'rer Nebel sie umwob
 Und die stärkste aller Glühlichtflammen
 Wie ein Sternlein in den Wolken schwob.

In das Lichtspielhaus „Zum Block der Rechten“
 Traten sie mit frommem Schauder ein,
 Denn sie wollten unter lauter Hechten
 Still betrachtend stumme Karpfen sein.

Was man hier auf dieser Bühne schaute,
 Fuhr dem Kanzler so durch seinen Rumpf,
 Dass sogar dem Geist der Zeiten graute —
 Und der Film hiess schlichthin „Zentrums-trumpf.“

Hier nun sah man einen Ritter ragen,
 Der in Bismarcks hohen Stiebeln ging,
 Und er schien ein starkes Wort zu sagen
 Gen ein schwärzlich-ungefüges Ding.

Dieses Schwarze hielt in seinen Klauen
 Einen langen, krummgebog'nen Stock,
 Ueber welchen eine Schar von Blauen
 Lustig niedersprang auf einen Block.

Und sobald der Ritter mit den Stiebeln
 Einen kleinen Schritt nach vorwärts tat,
 Fing bald schwarz, bald blau an, ihn zu zwiebeln.
 Und der krumme Stock lag stets parat.

Ob des unerbittlichen Manövers
 Sträubte sich des Ritters Haar empor
 Und besonders heftig schnitt ihm Gröbers,
 Als des Führers, Feldgeschrei ins Ohr.

Plötzlich schien er Schwäche zu empfinden,
 Denn er zog die grossen Stiebeln aus
 Und man sah ihn — schwupp — nur noch
 von hinten;
 Und die andern machten den Applaus.

Dumpfe Stille folgte diesem Spiele.
 Traurig sprach der Geist: „Herr Kanzler — nun?
 Wir sind sozusagen hier am Ziele —
 Und was meinen sie, was ist zu tun?“

Da erfolgte eine ungeheure,
 Eine Tat von ewigem Gewinn,
 Denn der Kanzler schrie: „Genug — ich feure
 Diesem Zentrum meinen Handschuh hin!“

Sprach's und hieb die Faust mit lautem Krachen
 Mang dem Tisch und mang das and're mang
 Und — erwachte jäh von einem Lachen:
 „Ave Bethmann!“ (Das wie a u w e h ! klang.)

Mächtig tönnte seines Herzens Klopfen,
 Starren Blickes sah er Tisch und Bank
 Eingenässt von seines Schweisses Tropfen
 Und dann schrie er selig: „Gott sei Dank!“

Glossen

GEGEN WINDMUEHLEN

Der antisemitische „Türmer“ hat ausgerechnet,
 dass die gebildeten Deutschen eine Million Mark
 für Schundliteratur ausgeben, wenn der Autor
 „Rideamus“ heisst. Die Monatsschrift folgert
 nicht falsch:

Die Käufer der „Rideamus“-Bücher rechnen sich
 selber sicher zu den guten Ständen, bean-
 spruchen, in künstlerischen Dingen ernst ge-
 nommen zuwerden, und gehören in grossen
 Scharen zu den besten Zeterern wider die
 Schundliteratur. Der „Türmer“-Glossist kann
 sich kaum niedrigeren Schund denken, als diese
 „Dichtungen“ mit ihrem gequälten oberfläch-
 lichen Wortwitz, der widerwärtig saloppen
 Verhöhnung alles Ideellen, der kaum verhüllten
 pornographischen Absicht. Nur in einem, meint
 er, unterscheiden sich diese zumeist auch schrei-
 end bunten Rideamus-Bücher von der gewöhn-

lichen Schundliteratur: sie sind unglaublich teuer. Der neueste Band („Lauter Lügen“) enthält etwa 750 Verse und kostet 2,50 M. Da nach der Versicherung des Verlages 400 000 Bände der Sammlung verkauft sind, ist wieder eine Million Mark für literarischen Unrat vergeudet.

Gegen Windmühlen kämpft der „Türmer“. Rideamus hin — Rideamus her. Nur Bier- und Sekttrotteln, verlorenen Menschenfragmenten ist dieser Quatsch kein Brechmittel. Aber vielleicht ermannt sich der „Türmer“ einmal, gegen gefährlichere Schundliteratur vorzugehen? Er mag den unvermeidlichen Fritz Müller—Zürich noch schonen (gegen Hauptmitarbeiter kann man wenig tun); aber da finden sich doch würdigere Gegner. Etwan Richard Voss, etwan die Erzähler des „Türmers“ überhaupt.

WER ES NUR SEIN MAG?

„Was es nur sein mag,
Das mich am wachen Tag
Wie im Traum bewegt,
Still in den Schoss mir die Hände legt?
Was es nur sein mag,
Dass ich die Nacht durch lag
Und konnte den Schlaf nicht finden?
Wie verirrte Lämmer schweifen
Meine Gedanken, wie Wolken im Wind;
Mutter schilt mich
Ein unnütz Kind.

Was es nur sein mag?“
Diese Herrlichkeit strahlt aus dem Musenalmanach des Pressevereins 1913. Wer es nur sein mag? wer es nur sein mag? Seine verirrten Schafe schweifen nach einem Gedanken . . . Wer es nur . . . ? Blumenthal? Iwo noch grösser! Bernstein? Bewahre! Gustav ist es, unser lieber, sü sser Gustav der Falke.

„Die Intellektuellen“

Von Marie Holzer

Worte wechseln und der Sinn bleibt. Worte bleiben und der Sinn wandert. Worte sind stationärer als Begriffe. Sie sind nicht so schmiegsam und biegsam, sie sind nicht so nuancenreich als der Begriff der in ewigem Flusse lebt. Worte erstehen und vergehen. Worte reifen langsam zum Leben. So hat auch das Wort „intellektuell“ seine Geschichte. Hat jetzt, jene Deutung Kants in festeren Um-

rissen angenommen, die da sagt: intellektuell sei die Gabe, das Objekt unmittelbar zu erfassen, ein die Schranken des sinnlich-empirischen, des logisch-diskursiven Anschauens übersteigende Erkenntnisart. Jahrzehntlang hat sich alles intellektuell genannt, was in den Reihen der Gebildeten, der Intelligenz stand. Erst langsam hat sich jenem Wort ein neuer Begriff unterschoben, lebt eine alte Auslegung von neuem auf. Und heute wollen wir, dass der Intellektuelle neben dem Bildungsgrad und Reifeausweis, noch eine Reihe anderer Eigenschaften besitzt, ehe wir ihm das Adelsprädikat „Intellektueller“ geben. Nicht das Wissensmass, nicht die Stellung, nicht einmal der Geist allein, sondern ein wundersames Feingefühl der Nerven gehört dazu, das zum Ahnen wird und sein Wesen zum leichtbeschwingten Instrument macht, in dem alle Saiten des dunklen Lebens widerhallen, widerklingen und fortzittern. . . . Dass ihm alles zum Erlebnis wird, dass er jedes Erlebnis in Erkenntnis umsetzt. Der Intellektuelle ruht nicht in sich. Er wird vom fliessenden Gewässer der Erkenntnis vorwärts getragen, immer weiter, immer vorwärts. Er ist ein Schwimmer, dessen Geist die Flossen und dessen Nerven die Fühler sind.

In einem wunderschönen Aufsatz, den Heinrich Mann einmal in der Zeitschrift Pan veröffentlichte, präzisiert er das Wesen der wirklich Intellektuellen, im Gegensatz zu all denen, die in den gleichen Reihen stehen, gleich uniformiert scheinen, denen aber das bewusste Itüpfelchen fehlt und die „Verrat am Geist begehen“, der doch ihr Gott und Führer sein müsste. Der wirklich „Intellektuelle“ opfert sein ganzes Leben der Wahrheit. Der Intellektuelle muss, im Gegensatz zum Intelligenten, Idealist sein und tief im Herzen ein Stück Prophetentum mit sich herumtragen. Er geht von unsichtbaren Mächten getragen einem Ziele nach. Das Ziel lebt im Dunkel der Zukunft, aber er trägt es ahnend in der klopfenden Brust.

In solch ein Milieu Ringender, Suchender, Strebender führt uns Grete Meisel-Hess in ihrem Roman „Die Intellektuellen“, der gross angelegt sich weite Probleme steckt, deren letzte Lösung noch im Dämmer der Zukunft liegt und die nicht entschleiert werden, wohl nicht entschleiert werden können.

Eine kluge Frau sagte mir, als wir von dem Roman sprachen, dessen Erscheinen wir erwarteten, „das wird das Buch unserer Zeit sein,

wir alle könnten ihn geschrieben haben, denn wir alle erleben ihn.“

Das erste Kapitel, das beste, farbenfreudigste des Romans, führt uns in das Haus des jüdischen Gelehrten, Forscher und Professor Diamand, und zeigt uns eine Reihe wirklich interessanter Menschen, die alle Grosses vom Leben erwarten, alle mit hochgespannten Erwartungen dem Leben entgegen gehen. Und wir verfolgen dann das Leben einer bunten Reihe Intellektueller aller Spähren, deren Empfindungswelt, deren seelische Wünsche, deren Affekte sie alle in andere Richtungen führen und doch vorwärts dem dunklen Land der Zukunft entgehen. Wir lernen Berlin kennen, Geistestypen aller Art und alle Probleme werden gestreift mit klugen Worten. Wie ein Intellektueller sich den Sozialisten verbinden will. „Denn wir Intellektuellen sind nicht mehr Schmarotzer der Theorie, wir sind Arbeiter wie die Ihren.“ Und gleiche Chancen für alle — beim Auslaufen, ungleiche Chancen, verschiedene Preise — je nach der Tüchtigkeit im Rennen — am Ziel.“ Wir geleiten Olga, eine der Hauptfiguren des Buches durch ihres Schicksals dunkle Gassen. Wir hören, wie ihr ein Mann werbend naht und sie die Seine wird, und wie er sie verlässt und sie unter dem Schmerz zusammenzubrechen droht, und erst ihr Bruder richtet sie auf, „Mädchen,“ sagt er, „wie sehr hast du die Orientierung verloren! Nun siehst du gar ein Unrecht darin, dass du dich in den Frühling hinauswagtest? Wie feige müsste man sein, sollte einen die Gefahr schrecken, wenn auch nur ein einziger Frühlingstag winkt.“ Und mutig stellt sie sich wieder dem Leben entgegen. Auch über die Liebe werden kluge, verstehende Worte gesagt. „Man kann die Liebe von niemandem erobern oder verscherzen. Denn die Zellen lieben sich und nicht die Willen, die Zellen ziehen sich an oder stossen sich ab! — Auch ist zwischen zweien immer ein bestimmter Vorrat zu verbrauchen. Du kannst ihn nicht erneuern, um länger zu fesseln, und du kannst keine Bande lösen, solange dieses Quantum nicht erreicht ist.“ Und durch manchen Wunsch, durch manchen Verzicht, durch Arbeit und Mühsal ringt sich Olga zur Freiheit durch. Zur Ruhe. Den Weg zur Freiheit findet jeder in anderer Richtung. Ihn allen zu weisen wäre eine schöne dankbare Aufgabe, die ganz zu lösen hier unmöglich scheint. Trotzdem ein kluges Buch, das ein warmfühlender, stolzer, ganzer, ahnender Mensch geschrieben. Ein Intellektueller.

SCHNEELAND

Ich schreite in weite, makellose Schneefelder
Und singe: Du seliges, blühendes Schneeland.
Ganz in deinen Blütenkranz versunken,
Träumt die schöne Welt.
Wie bin ich von dir erhellt,
Wie bin ich von deinem warmen Leben
trunken!
Oh, ich gehe nackten Leibes in deinem Tage
Und singe mein — dein Lied,
Klar und ohne Irren die eine Frage,
Die mich niemals flieht.
Aus dieser einzigen weissen Milde
Formt meine selige Hand neue Gebilde.
Die tragen meines Herzens ganze Glut und
Wilde.

Richard Oehring

PIERROTS SCHMACH

Ich stehe an beschlag'nen Fensterscheiben
Und fühl' gleich Pendeln meine Pulse zittern
Ich wollte heute einen Brief dir schreiben,
Der sollte mich erlösen aus den Gittern.

Der Liebestorheit, die Du mir geschmiedet.
Die Feder schreibt nicht, was ich ihr befehle,
Frostfieber schüttelt mich. Mein Herzblut siedet.
Ich kann es nicht. Ein Würgen schnürt die Kehle.

Ich zähle die Figuren der Tapeten
Des Teppichs Blumen. O, ich möchte weinen,
Sehr lange weinen. Und ich möchte beten,
Die Kniee pressend auf gespitzten Steinen.

Es hülfe nichts. Ich möchte einmal schreien,
Dass mir die Stimme splitterte in Fetzen.
Ich möchte schlafen. Doch die Träume leihen
Den Qualen Bilder, die mich wachend hetzen.

Wie Weissglut wird mich meine Schande brennen.
Ich höre schon die Lieder auf den Gassen,
Die hässlich höhrend meinen Namen nennen.
Ich kann nicht schreiben. Kann von Dir nicht
lassen.

Wie Aussatz muss ich meine Liebe schleppen,
— Der niemals weicht, nicht auf geweihten
Inseln, —

Auf des Kalvarienberges Martertreppen
Von Lügenlippen mit Erhörung winseln.

Heidelberg

Paul Mayer

Die Maler der neuen Sezession

Von Ad. Basler (Paris)

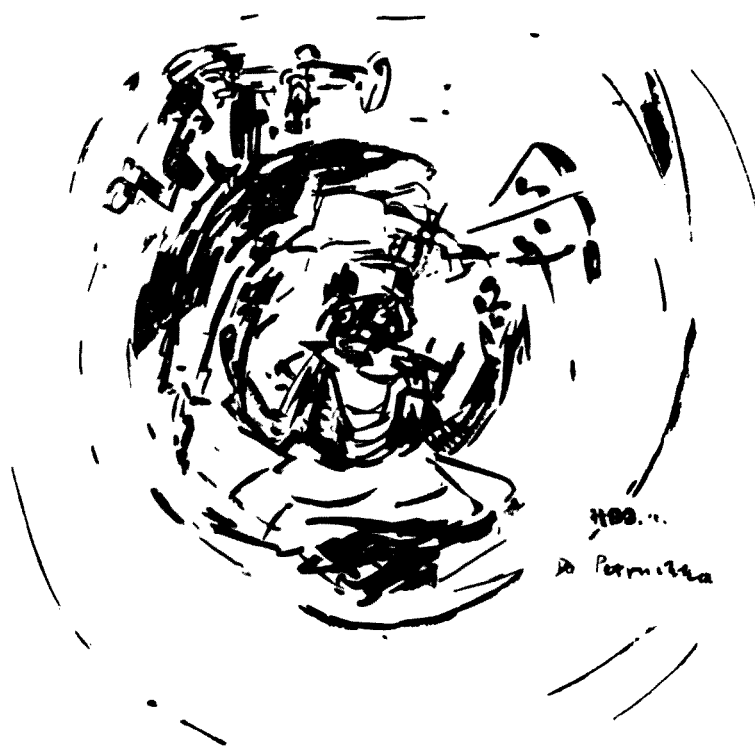
Im Buche „Auf den Wegen der Seele“ hat vor 15 Jahren der Ekstatiker Przybyszewski die symbolistische Aesthetik Munch's der naturalistischen Liebermann's entgegengesetzt, Seit der Zeit haben die französischen Maler den Symbolismus in der Auffassung des Bildes zum Dogma erhoben. In Deutschland aber bewundert man noch die Kunst eines Munch neben der eines Kalkreuth, ebenso wie die eines Pascin oder Pechstein neben Slevogt, Corinth oder Beckmann. Man muss zugestehen, dass in den Kunstverhältnissen in Deutschland ein grösserer Liberalismus herrscht, als in Frankreich. In Paris wäre es monströs, Bilder eines Matisse, Picasso's oder Derain neben denen eines Besnard, Roll oder Simon aufzuhängen. Dort werden die Kategorien streng geschieden, während in Berlin eine Vermengung derselben entsprechend dem Angebot und der Nachfrage stattfindet. Eine spiessbürgerliche Kunst gehört in Paris in einen Salon, wo der spiessbürgerliche Geschmack seine künstlerische Nahrung findet. Die von allem Akademischen befreite, lebendige, erfinderische Kunst dagegen gehört nur den Wenigen, die die neuen Kunstwerke zu erkennen imstande sind. Es ist eine Ambition des Kenners und des unabhängigen Kritikers, eine werdende Künstlerpersönlichkeit zu erkennen. Und so entstehen manche Klassifikationen, die dann die kunsthistorische Phraseologie der deutschen Kritiker zu ihren Gemeinplätzen macht. — In Deutschland scheint mir jeder Mut zu fehlen, das anzuerkennen, was noch nicht klassifiziert ist. Statt dessen heben die Kritiker die akademischen Entstellungen der Kunst Van Gogh's empor, oder sogar eine kunstgewerbliche Malerei, die sich unter dem Einflusse dieses grossen Visionärs in langweiligen Bildern mancher Van Gogh-Verehrer äussert. Es ist dies ein ganz eigentümlicher Einfluss Van Gogh's, der in Frankreich nicht zu denken wäre.

Futurist braucht man gar nicht zu sein und könnte doch das fördern, was der Mehrheit noch nicht zugänglich ist. Man kann sogar dem Kubismus gegenüber sich ganz feindlich verhalten, aber wenn man nur ein klein wenig von wirklicher Kunst versteht, so kann man nicht schweigend vorübergehen an Werken nicht nur

der Nadelman, Kars, Marchand, Burty, Kisling und sogar des Kubisten Leger. Es ist umso leichter, einen Standpunkt gegenüber der Gruppe der neuen Secession einzunehmen, als sie mit einer ebenso bestimmten Aesthetik hervortritt, wie der Blaue Reiter, wie die Brücke, wie die Fauves in Frankreich, die nicht nur auf das allgemein Kulturelle in der Kunst, sondern vor allem auf das Elementar-Schöpferische Gewicht legen.

Mit der Kunst der Neuen Secession tritt eine Neue Konvention in der Malerei hervor, die parallel mit der Schaffenskraft eines Matisse, Picasso, Derain, Friezz, de Vlaminck und (in der Skulptur) mit der Nadelmans geht. Die Kunst eines Richter, Tappert, Cesar Klein, Melzer, Morgner ist der grösste Feind der Virtuosen-Kunst. Sie alle haben die Tendenz, das Ideelle in der Malerei zu verwirklichen. Sie besitzen Sensibilität, Instinkt, äussern sich mit der originellsten Erfindungskraft und Fähigkeit, ein Bild zu organisieren. Sie erstreben einen Stil, indem sie die Wirklichkeit deformieren das Gegenständliche zum Symbolischen emporheben. Es ist eine kosmische Idee der Bewegung, die Richter zu verwirklichen versucht. Bei Rembrandt sah er das Plastische der Naturerscheinungen und den visionären Rhythmus des Lichtes durch das Magische der Kreiseinteilungen der Fläche ausgedrückt. Aber die Mechanik der Fläche ist bei Rembrandt statisch. Richter verarbeitet dieses statische Prinzip zum dynamischen. Das Relief vermeidet er, wie überhaupt das (statische) Plastische und stellt nur dar die Funktionen der Formen in Flächen, welche kreisförmig zu rotieren scheinen und das Bewegliche der Naturerscheinungen offenbaren. — Eine Veredelung der Wirklichkeit finden wir auch bei Tappert, der weniger abstrakt ist und mehr Sinnlichkeit in den Formen ausdrückt. Seine Raumvorstellungen sind vor allem in Flächen geschlossene Kompositionen. Er umgeht die perspektivische Mechanik durch gewisse bewegte Flächen, die bei ihm Expansionskraft haben und die umgebenden Bildteile beleben. Eine jede Formmodifikation wird von einer Farbenmodifikation begleitet, eine jede Farbenmodifikation ruft eine neue Form hervor. Eine nicht passende Farbe würde im Bild lasten, denn es gibt bei Tappert keine toten Flächen, sondern nur funktionierende.

DIE AKTION



RICHTER (PETRUSCHKA) , . . RUSSISCHES BALLET

Aus dem Fragmentarischen der Formenbildung befreit sich Melzer, der aus Volumengleichgewichten dekorative Kompositionen schafft. Es sind dies konzentrierte, abstrakte Gestaltungen, die eine klassische Geschlossenheit haben.

Die lyrischeste Intensität offenbaren die andächtig komponierten Bilder Cesar Klein's, die neben Flächenbau auch kubische Elemente haben. Die Flächenverteilung bedingt bei ihm die rhythmischsten Uebergänge von Form zu Form, von Farbe zu Farbengegensatz. Durch ihre archaisierende Art erinnern manche Bilder Cesar Klein's an alte volkstümliche Holzschnitte.

Das Symbolische der Erscheinungen versetzt in abstrakte Formen und Farbensymphonien der weltentrückte Morgner. Das Mystische seiner Kunst äussert sich in einer durch spektrale Farbenanalyse bedingten Architektur der Dinge, wo Zeit und Raum verschmelzen. Es ist eine absolute Malerei, in der alles Lokale, alles Gegenständliche durch die alleinherrschende, ungebrochene Farbe das Erdhafte verliert. Seine Bilder sind wie brennende Visionen, die man auf den Kirchenscheiben sieht.

Die Maler der Neuen Secession stellen der objektiven, konventionellen Realität der Impressionisten eine ideale Realität entgegen in welcher die Individualität der Gegenstände ins Absolute gehoben wird. — Nur blinde Kritiker können von einer solchen Kunst sagen, sie sei eine Kunstdämmerung. Vielmehr gewahren wir eine Künstlerdämmerung und gehen vom Künstlerischen zur Kunst zurück — zur authentischen, grossen Kunst, wir gehen vom Künstler zum Artisten, der die Vision der Dinge durch einen neuen und strengen Stil verwirklicht.

In dieser Malerei triumphieren die neuen und reinen Expressionen der Raumformen über das Anekdotische der bürgerlichen Kunst. Es ist der Expressionismus, der nach den Worten Moeller vanden Brucks), als Kunst des markanten Ausdrucks die Kunst des vibrierenden Eindrucks ablösen soll. Und es ist eine neue Konvention der dekorativen Flächenverteilung, welche die naturalistische Illusion der Perspektivmechanik beseitigen soll.

Der Fremde

Roman von René Schickele

(14. Fortsetzung)

Aber erinnere dich des Abends im Atelier Frédéric Calons, des Malers, als Lamonde Verse sprach . . . Oedipe Roi. Schon der Tonfall dieser beiden Worte ist wundervoll, und Lamonde ist gewiss ein Genie. Er sprach nur, weil er nachher die blasse Berthe mit sich in sein Bett nehmen wollte. Aber sie bestand darauf, dass du sie küsstest, als sie halb berauscht auf dem Divan lag. Du hattest Scham. Du tatest es nicht. Da sprang Calon auf und wühlte seinen Mund zwischen ihre Lippen. Derweil suchte ihre Hand nach dir, . . . aber du warst klug, du rührtest dich nicht im geringsten, obwohl du wusstest, dass es bei dem Kuss geblieben wäre. Nein, wahrscheinlich rührtest du dich nicht, weil du wusstest, dass es dabei geblieben wäre . . . Jedenfalls hast du sie lieb behalten, denn du hattest den Augenblick, als du sie begehrtest, genossen und liessst ihn vorübergehn. Merke dir das, Paul Merkel, solange es noch Zeit ist: lass alle Kelche, die der Wollust und die der Schmerzen, an dir vorübergehn. Betrinke dich nicht! Sei kein Säuffer. Du hast den Magen nicht dafür, du bringst dich um.

Siehst du, du bist einer Partei treu geblieben, deren Hauptakteure dich abstiessen, weil einer von ihnen dir an einem Abend, als du dafür empfänglich warst, ein paar schöne Worte sagte. Du bist übersättigt bis zum Ekel. Für einige Augenblicke, in denen Malva das Schönste war, das du kennst, hast du dir eine moralische Infektion zugezogen, die vielleicht unheilbar ist. Du hättest sie nicht zu deiner Geliebten machen, sie nicht mit dir durch Strassen, Restaurants und Theater und niemals in die Zimmer deiner Freunde schleppen sollen. . .

Wenige Minuten halten das ganze Leben. Dann zerfliesst es dir unter den Händen. Du kannst nichts tun, es festzuhalten. Jeder Versuch ist nur Verwirrung und Qual. Vergewärtige dir das! Lass diese Einsicht dein Fleisch und Blut werden und im übrigen sei wunschlos . . .

— Aber das ist der Tod. Und du treibst ihm langsamer entgegen, wenn du viel wünschst.

— Dann musst du hundertfache Todesangst leiden . . .

Seine Gedanken verwirrten sich.

VII.

Plötzlich hörte er Schritte neben sich. Jemand fasste ihn am Arm.

Er sah ruhig auf und sagte:

— Guten Abend, Nieland.

— Guten Abend.

Nieland zog ihn die Treppe hinunter. Paul sträubte sich.

— Ich wollte zu Tartre, ich habe mich mit ihm verabredet.

— Es ist gut, ich war gerade oben und suchte dich. Wir sahen dich hier stehn.

— Ich habe Kopfschmerzen und bin zu schnell die Treppe hinaufgelaufen.

— So? . . . Wir treffen einander im Casino de Paris. Ich will mich von Paris verabschieden, weil ich morgen reise.

— Du reist morgen?

Von Paul war alle Angst gewichen. Er hatte sich vergessen. Ein Fremdes ergriff ihn

— Ja, deshalb wollte ich dich sprechen. Das beste wird sein, wir nehmen eine Droschke und lassen uns langsam nach meiner Wohnung fahren.

Auf der Place de Clichy stiegen sie in einen Wagen. Nieland steckte sich eine Zigarette an. Er bliess Ringe in die Luft, schien nachzudenken. Plötzlich:

— Weisst du schon, dass Tartre die kleine Berthe wiedergesehn hat?

Paul wusste nur, dass sie ihm geschrieben habe, er solle . . .

— Ja, also Tartre setzt sich hin und wartet. Nach einigen Minuten tritt die Kleine herein. Tartre steht auf, sie springt an ihn heran, umarmt ihn, küsst ihn, sagt: Einen Augenblick . . . geht hinaus und kommt nicht wieder. Nun wandert Tartre in seinem Zimmer und versichert, es sei das grösste, rührendste Ereignis seines Lebens. Und sie sei ganz, von oben bis unten, in braunen Samt gekleidet gewesen, und der Teufel solle die Staatsjuden holen, die einem ein solches Mädchen wegnehmen.

Paul fand die kleine Berthe bewundernswert.

— Warum bewundernswert?

Weil sie es fertiggebracht habe, einige ihrer Freunde zu beglücken, ohne sie hinterdrein enttäuschen zu müssen. Sie nahm keinen Geliebten.

— Ich glaube vielmehr, dass sie krank war und dabei zu anständig, um . . .

Paul hielt ihn auf.

— Es ist möglich. Aber das hat doch wohl nichts mit deiner Abreise zu tun?

— Das nicht.

Nieland lehnte sich vor und sog an seiner Zigarette. Der Wagen fuhr langsam den Boulevard hinunter. Auf beiden Seiten wurden die Strassenlaternen angezündet. Einmal, als das Licht der Schaufenster das Innere des Wagens überströmte, sah Paul eine krampfartige Falte um den Mund seines Freundes. Das spöttische Lächeln, das einem immer so lebenswürdig folgte, war gefroren. Und das schmale, gelbe Gesicht sank wieder ins Dunkel zurück.

— Sag mal, Merkel, hast du Vorurteile?

Paul lachte mühsam:

— Hast du gestohlen?

Seltsam, ein Lächeln konnte wie eine kalte Leiche sein . . .

— Ja.

Paul begriff nicht.

— Du hast gestohlen?

— Gott, man kann es so nennen.

Nieland raffte sich auf. Er liess das Fenster herunter, warf die Zigarette hinaus und schloss es wieder.

— Hör zu, Merkel, ich verbrauche seit einem halben Jahr das Zehnfache von dem, was mein Vater mir zukommen lässt. Ich habe viele und grosse Ausgaben gehabt . . . Eine Dame hat dieses Geld aus dem Schreibtisch ihres Mannes genommen und mir gegeben. Eines Abends, sehr spät, trat ich aus ihrer Haustür. Im selben Augenblick hielt eine Droschke. Ich drehte mich um, es stand ein Herr vor der Tür und sah mir nach. Ich verschwand um die nächste Ecke. Der Herr aber stürzte die Treppe hinauf, und plötzlich hörte ihn seine Frau an ihre Tür klopfen. Natürlich brauchte sie einige Zeit, um aufzuwachen. Er betrachtete sie aufmerksam, machte einen Rundgang durchs Zimmer und entschuldigte sich, dass er sie gestört habe. Nach einer Weile kam er zurück und fragte, ob sie in seinem Arbeitszimmer gewesen sei. Nein. Und ob sie kein Geräusch im Hausgang gehört habe? Wann? Vor einer Viertelstunde vielleicht . . . Nein, sie hatte sich kurz nach 10 Uhr schlafen gelegt . . . Die Schreibtischschublade des Herrn Gemahls stand offen. Im Schloss stak ein Schlüssel. Was willst du, eine Vergesslichkeit. Aber es fehlten einige hundert Franken. Dies wurde am Morgen der Polizei mitgeteilt. Du rätst mir doch auch, sofort abzureisen, nicht wahr?

Paul packte Nielands Arm und schüttelte ihn.

— Du, ist das alles wirklich so passiert, oder erfindest du?

Nieland schrie auf.

— Ja, ja, frag doch nicht! . . . Ich liebe sie!
 . . . Es ist die Frau von Lamonde.
 Paul sank zurück. Waren denn alle Menschen,
 mit denen er verkehrte, wahnsinnig? Diese
 blonde Frau, die ihr Mann als etwas Höheres
 verehrte, die ihm so rein und zart schien, dass
 er sie floh, nur um sie nicht sagen zu hören:
 „Du störst mich, du bist so laut, du tust mir
 weh“ . . . Einmal war sie krank gewesen —
 Gott, das war ja erst zwei Wochen her. Der
 arme Lamonde hatte nicht mehr auftreten
 können, er hatte wie ein Schatten an seinem
 Schreibtisch gesessen und, die Augen an der
 Decke, die Hände krampfhaft um das Knie ge-
 faltet, auf jedes Geräusch in ihrem Zimmer ge-
 horcht . . . (Fortsetzung folgt.)

Die Aktion brachte bisher Beiträge von:
 Max Adler, Peter Altenberg, Hans Baas, Ernst
 Balcke, Hermann Bahr, Peter Baum, Gottfried
 Benn, Martin Beradt, Alexander Bessmertny,
 Ernst Blass, Franz Blei, Paul Boldt, Georg
 Brandes, Max Brod, Otto Buek, Edward Car-
 penter, Otto Corbach, Richard Dehmel, Arthur
 Drey, Ossip Dymow, Frederik van Eeden, Carl
 Einstein, Emil Faktor, Pastor Emil Felden, S.
 Friedländer, Alfred Gold, Rudolf Grossmann,
 Paris von Gütersloh, Victor Hadwiger, Ferdinand
 Hardekopf, Maximilian Harden, Ludwig Hat-
 vany, Max Herrmann (Neisse), Gustave Hervé,
 Georg Heym, Kurt Hiller, Jacob van Hoddis,
 John Hoexter, Marie Holzer, Heinrich Ilgenstein,
 Franz Jung, Rudolf Kayser, Alfred Kerr, Peter
 Krapotkin, Rudolf Kurtz, Willy Küsters, Hans
 Kyser, Else Lasker-Schüler, Alfred Lichtenstein
 (Wilmsdorf), Heinrich Mann, Rolf Wolfgang
 Martens, Paul Mayer, Grete Meisel-Hess, Prof.
 Eduard von Meyer, Alfred Richard Meyer, Prof.
 Dr. Molenaar, Erich Mühsam, Viktor Noack,
 Richard Oehring, Erich Oesterheld, Max Oppen-
 heimer, Kurt Peschke, Franz Pfemfert, Otto
 Pick, Alexandra Ramm, Arthur Rössler, Ludwig
 Rubiner, Anselm Ruest, Peter Scher, René
 Schickele, Robert Seidel, Arthur Silbergleit,
 Mario Spiro, Ernst Stadler, Max Steiner, Helene
 Stöcker, Nadja Strasser, August Strindberg, Curt
 Thesing, Siegfried Trebitsch, Jacob Wasser-
 mann, Frank Wedekind, Hellmuth Wetzell, Alfred
 Wolfenstein, Cheskel Zwi.

Zeitschriftenschau

DIE SCHAUBÜHNE enthält in der Nummer 5: Schmidtbonas
 Zwischenspiele. Von Julius Bab. — Finsteres Gesicht.
 Von Rudolf G. Binding. — Parsifal in Monte Carlo. Von
 Panurg. — Kiel. Von Alexander Bessmertny. — Wiesel-
 chen. Von Herbert Ihering u. a.
KAIN. Zeitschrift für Menschlichkeit, herausgegeben von
 Erich Mühsam (Kain-Verlag, München). Das Januarheft
 enthält: Das Weltparlament; Trauerfeier; Peter Krapotkin
 u. a., sämtliche Beiträge vom Herausgeber. Das Heft
 kostet 30 Pfg.
SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE. Das 2. Januarheft ent-
 hält: Max Schippel: Das Wirtschaftsjahr 1912; E. Bernstein:
 Das Ergebnis zweier Preussentage; Robert Schmidt:
 Rentenhysterie; S. Katayama: Das japanische Regime u. a.
 Das Heft kostet 50 Pfg.
DER TÜRME. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr von
 Orotthuß (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.) Aus dem Inhalt
 des Februarheftes: Das artige Kind. Von Friedr. Nonne-
 mann. — Da müsste ich ja Tinte gesoffen haben. Von
 Fritz Müller (Zürich) — Heilkunst und Philosophie. Von
 A. Messer. — Türmers Tagebuch u. a.
DIE GÜLDENKAMMER. (Verlag Kaffeehag Bremen.) Das
 Februarheft enthält: Otto Flacke: Aus vier Wochen; Alex
 Ular: Eine moralische Katastrophe; Fritz Wertheim: Auf-
 gaben in China u. a. Das Heft kostet 80 Pf.

Vornotizen

(Nur wichtige Neuerscheinungen werden hier angezeigt. Die Besprechung
 der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION)

VALERIUS BRJUSSOFF. Die Republik des Südkreuzes.
 Novellen. (Hyperion-Verlag, Hans von Weber, München.)
PAUL ZECH. Das schwarze Revier. Verse. (A. R. Meyer,
 Verlag, Berlin-Wilmersdorf.) Geh. 50 Pfg.
FRANZ JUNG. Das Trottelbuch. (Theodor Oerstenberg,
 Verlag, Leipzig.) Geh. M. 2.50.
EUGÈNE DELACROIX. Literarische Werke. (Insel-Verlag,
 Leipzig.)
DIE INSEL-BÜCHEREI. Bücher von bleibendem Werte für
 50 Pfg. das Stück. (Insel-Verlag, Leipzig.)
KARL BORROMÄUS HEINRICH. Menschen von Gottes
 Gnaden. Roman. (Verlag Albert Langen, München 1910.)
 Geh. M. 3.—.
JAHRBUCH DER FREIEN GENERATION 1913, herausge-
 geben von Pierre Ramus. (Verlag „Die freie Generation“,
 Zürich III.) Preis M. 1.—.

AN DIE BUCHAUTOREN UND VERLEGER!
 Ich richte jetzt in der AKTION (nach dem
 Vorbild der Selbstanzeigen in der „Zukunft“) eine neue, ständige Rubrik ein:

UEBER DAS EIGENE BUCH

Die Selbstkritiken werden (dies gilt als War-
 nung!) keineswegs die Kritiker der AKTION
 entlasten. . . Da ich jedoch gewillt bin, auch
 diese neue Rubrik nicht nur pressge-
 selzlich zu verantworten, bitte ich die Auto-
 ren (und Verleger), Werturteile dem Kri-
 tiker zu überlassen. F. P.

Vorträge

Der dritte Abend des LITERARISCHEN CABARETS ONU
 wird am 6. Februar in den Räumen der Reuss & Pollack's-
 chen Buchhandlung, Potsdamerstr. 118c, mit unverändertem
 Programm wiederholt. Einlasskarten sind daselbst, im Vor-
 verkauf und an der Abendkasse, für M. 2.— zu haben.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Ueber die Presse / O. L. Dickinson: Gerechtigkeit und Freiheit / Paris von Gütersloh:
 Das Plagiat als Oekonomie der Kunst / Paul Mayer: Ahasvers fröhlich Wanderlied / Erich Oesterheld: Charles Baudelaires
 „Sarah“ / Paul Boldt: Vormorgens / Leo Matthias: Brief an eine einsame Frau / René Schickele: Der Fremde / Für Ernst
 Lissauer: Strom und Acker / Auf dem Presseball / Beliebte Prallinémischung / Literarische Neuerscheinungen / O. Tappert
 Wilhelm Morgner (Zeichnung).

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 7

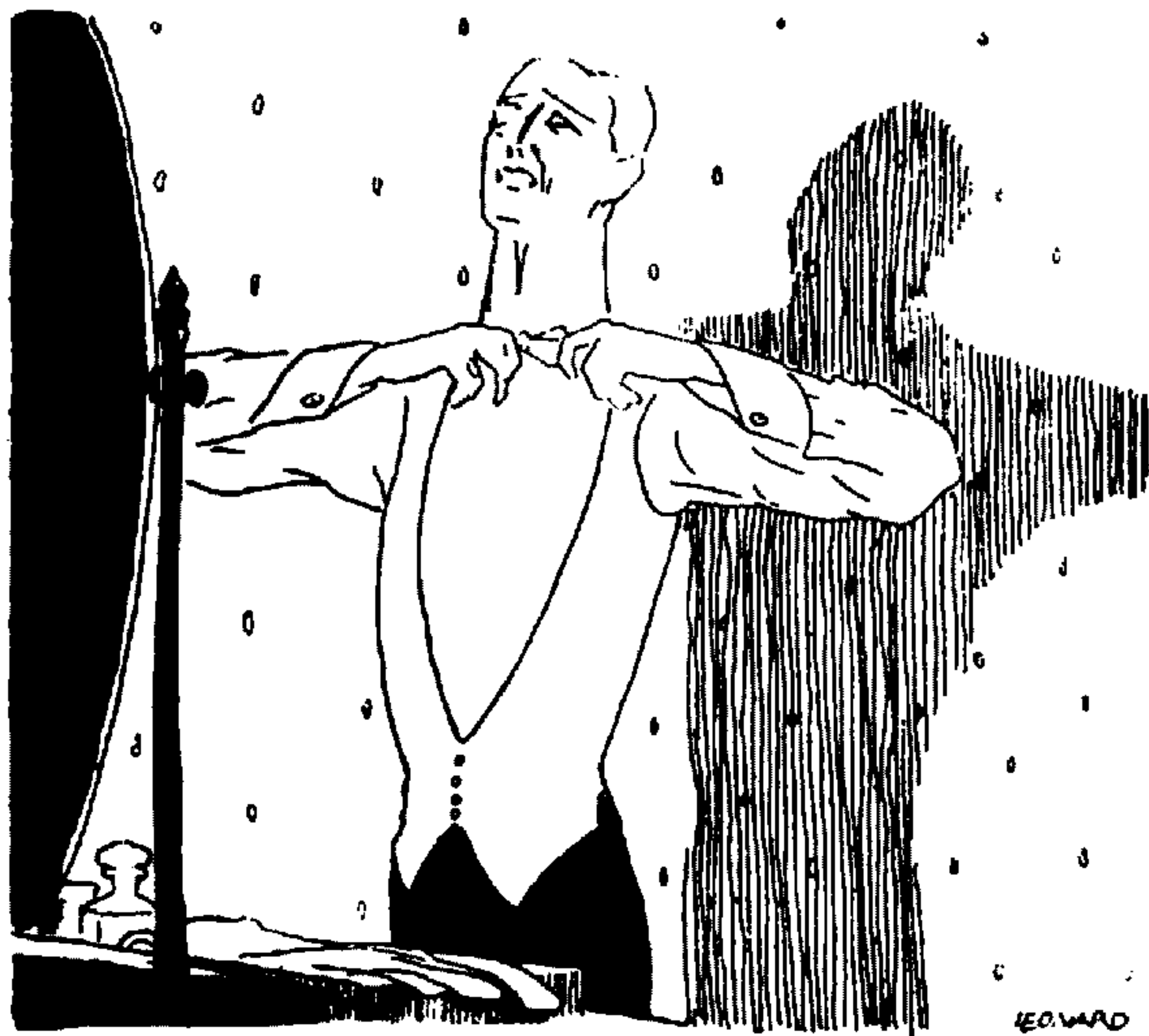
INHALT

Franz Pfemfert	Vom Kompromiss
G. Fuchs	Zur Bekämpfung der Sozialdemokratie
Paul Boldt	Hinrichtung 1918
Rudolf Kayser	Das Gedichtbuch des Ernst Blass
Fritz Max Cahén (Paris)	Boulevard am Morgen
Alfred Lichtenstein	Die Sehnsucht Kuno Kohns
Max Brod	Busslied
René Schickele	Der Fremde

Ein Jugendgedicht Heinrich von Treitschkes — Das dümmste deutsche
Blatt — Bieröde — Zeitschriftenschau — Der zweite Ball der AKTION

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf



Grossen

Elegante Herren-
Ausstattungen
Wäsche • Cravatten
etc.

Charlotten Str. 65
a. d. Leipziger Str. — Amt: I. 7799.

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

3. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 12. FEBRUAR 1918

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-
Exemplare etc. sind an den Heraus-
geber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Strasse 17
zu senden :: :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährl. (excl. Be-
stellgeld) bei allen Postanstalt.,
Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk.
2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf,
Nassauischestr. 17 :: Kommissionär Gust. Brauns, Leipzig

VOM KOMPROMISS

In Deutschland stirbt jedes politische Wollen als Halbheit, als Handelsangelegenheit, als Kompromiß. Bei uns können revolutionäre Energieen nicht einen Tag überleben, — sie werden ausgehökert. Wir feilschen, wo es zu handeln gilt. Was etwa zähe genug ist, eine Biertischdiskussion zu überdauern, was den Leitartikel übersteht, was gar im Parlament nicht restlos totgeredet wird, das erliegt rettungslos der Kompromiß-Seuche. Wir ziehen aus, die Freiheit zu befreien. Wir marschieren letzten Endes allein: wer nicht mit Herz und Hirn mit uns ist, der ist wider uns. Aber wir marschieren doch nur wenige Schritte, ja (sein wir aufrichtig!) wird reden nur eigentlich erst vom Marschieren: in Wahrheit bleiben wir stehen bei Skatbrüdern, denen unser Ziel verhaßt ist, verhaßt sein muß, und kibitzen. Wir wissen wohl: es ist eine faule Glibbrigkeit; wir wissen wohl: diese Gesellen wollen uns vom Wege ablenken; wir wissen: Feinde, Todfeinde sind. Dennoch erträumen wir eine „Verjüngung“ aus einem Bündnis mit der politischen Greisenhaftigkeit. Dennoch wännen wir leichter zu marschieren, wenn wir die Skater nebst Skattisch ins Schlepptau nehmen.

Wir sind resolute Kompromißler, weil „Nicht-Kompromiß in der Politik Verpassen des Anschlusses“ bedeutet. „Wenn faule Mittelparteien zu nichts Selbständigem gut sind, bleiben Sie wenigstens gut zum Bündnismachen“, ist die Formel. Folgen wir einen Augenblick den „Realpolitikern“ in die Bündnismacherei. Wir erhoffen folgende Situation: Mittelparteien drängen beschwörend auf Radikale ein: „Seid gnädig, seid politische Köpfe!

Weiset uns nicht ab, die wir mitkämpfen wollen gegen das Dunkel. Eure letzten Ziele sind nicht unsere Träume. Aber das tut ja nichts: Wir alle wollen die Befreiung des Volkes, wir alle wollen die Reaktion niederringen. Laßt uns vorläufig Weggenossen sein.“ Aber die erhoffte Situation ist leider ganz anders. Trostloser. Beschämend kläglich. Die „faulen Mittelparteien“ drängen nicht nur auf die Radikalen nicht ein: sie wehren sie sogar deutlich ab. Die Mittelparteien wissen sehr wohl: die Interessen der Freiheit sind nicht mittelparteiliche Interessen. Sie wehren ab.

Was bleibt? Dieses: Die Feinde, die uns fürchten sollten, verachten uns. Was bleibt? Des Mittelparteilers Bassermiann boshafte Wort: „Wenn die Herren der äußersten Linken ihre Forderungen durchaus ermäßigen wollen, weshalb sollen wir sie davon abhalten!“ Was bleibt? Nicht etwa: ein Bund für die Freiheit! Es bleibt ein Bündnis für Glibbrigkeit. Nicht etwa: ein kluges Vorwärtsdrängen. Es bleibt das sinnlose Vergeuden von Energieen. Es bleiben (höchstens!) Freisinnsideale, d. h. Verkalkung!

Aber dafür leben wir eben in Deutschland. Wer hier logisch zu sein wagt, wird als „Anarchist“ abgetan. Wir haben sicher im Volke Begeisterungsfähige, aber uns fehlt (in der Politik) der große Begeisterer, der unbeugsame Agitator.

Uns fehlt in der Politik Heinrich Mann. Er, der große Künstler, könnte der politische Erwecker sein. Denn er besitzt die Elastizität des Geistes, das klare, schonungslose Wort, das mitreißen und umstürzen kann.

Franz Pfemfert.

Ein Vorschlag zur Bekämpfung der Sozialdemokratie

Von G. Fuchs

Ich stimme mit den Konservativen darin überein, dass ich, wie sie, die Sozialdemokratie für eines der gefährlichsten sozialen Uebel halte. Aber weil die Motive unserer Abneigung nicht die gleichen sind — die Konservativen halten den Ueberfluss, ich den Mangel an Radikalismus für gefährlich —, darum sind wir auch, was die Mittel zur Bekämpfung der Sozialdemokratie betrifft, nicht einer Meinung. Ich glaube nämlich, die Konservativen rechnen falsch, wenn sie glauben, dass ein neues Sozialistengesetz die Sozialdemokratie zu revolutionären Wildheiten reizen und dass das Grauen vor der bedrohlich im Winde flatternden roten Vogelscheuche die schreckhaften liberalen Spätzlein in das schützende Nest der konservativen Geier treiben könnte. Ich bin, im Gegenteil, der Ueberzeugung, dass es keinen Terror gibt, grauslich genug, die sozialdemokratischen Führer von dem Pfade bürgerlicher Akkomodation abzulenken. Die Sozialdemokratie erscheint nur so bekämpfenswert, weil sie, als die am meisten oppositionell sich gebärdende Partei, die Illusionen des Parlamentarismus am kräftigsten nährt. Allerdings wird sie gerade deshalb, in je weiterem Umfange ihr die Möglichkeit parlamentarischer Aktion geboten wird, umso eher diese Illusion bei ihren treuesten und gläubigsten Anhängern, den deutschen Arbeitern, zerstören. Die Sozialdemokratie krankt daran, dass sie zwei Aufgaben zugleich zu erfüllen strebt, die in einem unversöhnlichen Gegensatz zu einander stehen: die wirtschaftliche Interessenvertretung der Lohnarbeiterschaft zu sein und eine parlamentarische Majoritätspartei zu werden. Die Menge der sozialdemokratischen Wahlstimmen würde sich über eine bestimmte Durchschnittszahl nie wesentlich erheben, unter eine bestimmte Durchschnittszahl nie wesentlich sinken können, wenn sie allein von der Stimmenzahl der Arbeiterschaft abhängig wäre. Ausschlaggebend für das Wachstum der sozialdemokratischen Stimmen über dieses Durchschnittsniveau hinaus und das Sinken bis zu ihm hinab ist nicht die treue Arbeitergefolgschaft, sondern die parteipolitisch schwankende Mitläuferschaft. Diese rekrutiert sich, wie man annehmen darf, im wesentlichen aus den bürgerlichen Kreisen entstammenden, mit bürgerlichen Denk- und Lebensgewohnheiten durchtränkten Schichten der Privat-

angestellten und anderen bürgerlichen Missvergnügten.

Die Arbeiterschaft allein ist nicht zahlreich genug, um jemals eine Mehrheit von Abgeordneten in das Parlament entsenden zu können. Je mehr also die Sozialdemokratie die Vertretung der Arbeiterinteressen hinter das parlamentarische Machtstreben zurücktreten lässt, um so mehr wird sie ihre Aktion dem Geschmack ihrer bürgerlichen Gönner anbequemen, um so mehr von sozialistischem Geist aufgeben müssen, um eine bürgerliche Reformpartei zu werden, wie die anderen auch.

Die Sozialdemokratie wird nur fett davon, dass Regierung und Rechtsparteien die gesetzmässig feste Grenze noch immer nicht erkannt haben, die der sozialdemokratischen Machterweiterung gezogen ist. Philokapitalistische Schichten agitatorisch umwerben und den Sozialismus herbeiführen wollen: das ist Gewitter bei klarem Himmel. Es gibt keine Möglichkeit, Tendenzen, die logisch und völlig einander ausschliessen, diplomatisch und kompromisslich anzunähern. Die Sozialdemokratie hat nur zwei Möglichkeiten: entweder auf die parlamentarische Majoritätspolitik zu verzichten. Denn die Grenze ihrer parlamentarischen Machtmöglichkeiten befindet sich gerade dort, wo der Sozialismus einsetzen könnte. Die bürgerliche Wählergefolgschaft kann nie so hoch anwachsen, dass die Sozialdemokratie, wenn sie ihre parlamentarische Macht betätigen will, auf die Hilfe bürgerlicher Parteien verzichten dürfte. Nie also kann sie zu einer Machtposition gelangen, die es ihr ermöglicht, ihre programmatischen Ziele auf dem Wege der parlamentarischen Aktion zu verwirklichen. Der Glaube an eine sozialdemokratische Parlamentsmehrheit ist also eine Illusion und die Furcht davor ein Aberglaube — ebenso wie es eine Illusion ist, dass der Sozialismus durch sozialpolitische Reformen herbeigeführt werden könnte, die das Kapital- und Lohnverhältnis allenfalls verfestigen, niemals aber beseitigen werden.

Diese Illusion nährt sich nur noch von der Nichterfüllung politisch - demokratischer Forderungen. Je eher die Demokratisierung der parlamentarischen Institutionen in vollem Umfange erreicht ist, umso eher wird die Arbeiterschaft begreifen, dass die Arbeit in den Parlamenten an dem System der freien Lohnsklaverei nicht zu rütteln vermag, und dass der Produzent reine sozialpolitischen Verbesserungen einheimen kann, ohne sie als Konsument wieder herauszahlen zu müssen.

Ich empfehle also als sicher wirkendes Mittel zur Bekämpfung der Sozialdemokratie: Neueinteilung der Reichstags- und Landtagswahlkreise und Uebertragung des Reichstagswahlrechts auf Preussen. Je weniger politisch zu wünschen übrig bleibt, umso rascher wird die Sozialdemokratie dem in Frankreich, Italien, England und den Vereinigten Staaten bereits üppig blühenden antipolitischen Syndikalismus das Feld räumen müssen.

„Damit wäre uns aber erst recht nicht gedient,“ werden nun meine Freunde, die Konservativen, sagen. „Ja, meine Herren, dann bleibt Ihnen nichts übrig, als endlich zu begreifen, dass die Sozialdemokratie kein fürchterliches Gespenst ist, sondern ein Herr im Bratenrock, der seine behäbige Harmlosigkeit hinter einem blutroten Tuch verbirgt. Und eine Gefahr, die keine ist — nicht wahr —, braucht man nicht zu bekämpfen.“

Glossen

DAS DUERMSTE DEUTSCHE BLATT

Falsch geraten, lieber Leser, nicht was du denkst, meine ich. Diesmal hat sich herausgestellt, dass das „Hamburger Fremdenblatt“ alles überragt. Dieses Blatt (es ist hier geprügelt worden, weil es politisch niederträchtig war) dieses freisinnige Blatt bringt es fertig, den Artikel Wetterlés Rechtfertigung, den ich mit meinem vollen Namen zeichnete, wie folgt zu bekämpfen:

„. . . Wir wollen auch dieser Selbstanbetung des Schwaben mit dem Akzent ein paar Worte der Erwiderung mitgeben. Herr Dr. Haegy wird von dem so freundschaftlich-dankbar applizierten Fusstritt seines Landsmannes nicht besonders entzückt sein. Das ist seine Sache. Der biedere Herr Abbé liebt Frankreich. Das ist seine Sache. Das verwehrt ihm niemand, und da er in Deutschland „Kulturmöglichkeit, Geist, Menschheitsgipfel“ nicht findet — vielleicht liegen sie ihm zu hoch? —, da für ihn „Frankreich“ klingt wie „Mutter“, warum eilt er nicht mit schnellster Post in das gelobte Land seiner Seele? . . . Er wird in dem so geschmähten Deutschland, in dem so geknechteten Elsass-Lothringen eine so rücksichtslose Entrechtung der Kirche nicht erleben, wie sie die aufgeklärte Republik beliebt, (das schreibt ein Freisinnblatt, schreibt ein Mensch, der weiss, welche Last uns die Kirche ist). Was soll das alberne Gerede vom preussisch-

deutschen Strafgesetz, gegen das sein Gefühl verstossen soll? Das Strafgesetz, vor dem Herrn Wetterlé graut, droht nicht seiner Liebe zu Frankreich; es droht seinen zu landesverräterischen Handlungen treibenden Hass gegen Deutschland, gegen das Land, in dem er Schutz und — unverdiente — Ehren geniesst, und das er auch in dieser „Rechtfertigung“ wieder verächtlich zu machen sucht.“

Ich habe nur einen Bruchteil der „Erwiderung“ abgedruckt. Es genügt, scheint mir. Aber dem „Hamburger Echo“ empfehle ich die Nummer „Hamburger Fremdenblatt“ vom 28. Januar. Die Redaktion des sozialdemokratischen Organs sei jedoch milde. Beileibe nicht Bosheit weilt beim „Fremdenblatt“. Nur ausgewachsene Ahnungslosigkeit.

BIEROEDE

Er sitzt am Biertisch, halb nach links gewendet, zu seinen Bierkrugs Rechten liegen aufgeschichtet die Untersätze aus gepresstem Filz, mit Bier durchtränkt. Sein Blick ist ohne Glanz und auf's Buffet gerichtet, dieweil die Kellnerin die Zahl genoss'ner Krüge überdenkt und jedesmal, wenn sie ein Mass gespendet, den Hügel aus den Untersätzen freudig häuft. Es handelt sich um einen Mann in reifer'n Jahren. Auf jenem Tuche, das seine Hand mich Gleichmut knüllt, stehn ausserdem noch viele Krüge, die den Tisch befeuchten, vor Männern von verschied'nem Alter, zum Teil bebrillt, die längst vor Alltagsforderungen Haupt und Rücken beugten und höchstens noch beim Biere sich gedankenvoll durch ihre Haare fahren und öde Nichtigkeiten mit gewichtigem Wort vertreten. Doch stumm sitzt jener, zupft sich zuweilen wohl an seinem Umlegkragen, und unterbricht sein Schweigen nur um glucksend aus dem Krug zu schlürfen, worauf er mit gewohnter Handbewegung Bart und Augen wischt und, — wenn wir es, mit Verlaub natürlich, sagen dürfen — mit rotgeblütem Taschentuche Würmer aus der Nase fischt.

Er könnte doch so gut seine alte Weisheit auch
in die Debatte tragen,
doch fällt's ihm gar nicht ein. Er zahlt, knurrt
einen Gruss und geht.

E. F. Hoffmann (Konstanz)

EIN UNBEKANNTES GEDICHT TREITSCHKES

Treitschke kennen wir nur als Historiker. Aber er hat auch einmal andere Ehrgeize gehabt; er versuchte sich als Dichter, siehe: „Ambrosius Dalfinger“. Der 22jährige Student hat da in langatmig-schwungvollen, festrednernden Versen „auch eine Entrüstung“ etabliert, auf deren Hintergründen bewundernde Reminiszenzen an Freiligraths „Auswanderer“ und „Ein Dämpfer kam von Biberich“ sehr einflussreich sich spiegelnd zu finden sind. Hier sei, nicht ungekürzt, der „Ambrosius Dalfinger“ der Bewunderung der Nachwelt ausgeliefert; „Dalfinger, deutscher Cortez, stolz und prächtig“, der übrigens seinen Namen dem Gedicht unbeteiligt, wie eine Hoheit den ihren zum Protektorat einer Rindvieh-ausstellung, hergeliehen hat. Zu finden ist es in einem dicken Privatbuch: „Dichterstimmen der Gegenwart“, vor 57 Jahren in Leipzig erschienen.

HELLMUTH WETZEL

Ambrosius Dalfinger.

Hin fliegt das Schiff, die Räder stöhnen laut,
Rot aus dem Schlotte sprüht die Flut der Funken,
Und Städte, Dörfer, Burgen, kaum geschaut,
So sind sie auch entschwunden und versunken.
Wohin denn, sprich, mit deiner wilden Hast,
Du rasches Boot, vorbei dem Rebenlande?
Hemmt nicht in deinem Fluge dich die Last,
Die du entführst, die Last voll Qual und Schande?
Wohin ihr Armen auf dem Vorderdeck,
Mit eurer Habe leicht bewegten Resten,
Der hohen Truhn unförmlichem Gepäck,
Wohin?! -Ins Land der Freiheit, nach dem
Westen.

Du junger Bursch, der Schule kaum entsprungen,
Ja brüste dich mit deiner blanken Pfeife,
Der Manneszierde, vor der Zeit errungen,
Und blase schmunzelnd deine blauen Reife; —
Sieh du nur trotzig drein, du braune Dirne,
Und mustre mutig mit gefurchter Stirne
Der reichen Schiffsgenossen bunten Kreis; —
Ja lache du nur, harter Bauerngreis,
Mit deinen Enkeln . . . oh ich sah dich gehn
Zur Seite, sah dich lange brütend stehn,
Mit feuchtem Auge und du hast gezittert.
Wohl mag das Herz euch wund sein und er-
bittert,

Ein schweres Joch habt ihr daheim getragen.
Es klagt des Elends viel in uns'ren Tagen;
Die Menschheit schreitet vor, sie darf nicht
weilen,

Der Armut ekle Krankheit auszuheilen
Ja singt nur, singt die alten Melodien.
Bald sind auch sie vergessen und verschwunden.

Unwiederbringlich gleich wie Träume flieh'n
Vom frost'gen Hauch des Tages angeweht —
Kein Ohr wird dort, es wird kein Herz ge-
funden,

Das sich auf alte Lieder dort versteht;
Es ragt kein Mauerrest aus alten Tagen,
Von dem die Enkel traute Märe sagen,
Wie mir das Herz erbebt bei eurem Sange!
Das Rot der Scham färbt mir die feuchte Wange
Und trauernd wend' ich mich, es fällt mein Blick
Im Flug um drei Jahrhunderte zurück —
Und kühn und stolz, wie man kein zweites sah,
So weit auch ich gespäht im deutschen Lande,
So steht dein Bildnis leuchtend vor mir da,
Dalfinger, deutscher Cortez, gross und prächtig!
Ach wie ein Hohn auf uns'rer Zeiten Schande
Scheint mir dein Tun, so heldenstark und
mächtig:

Wie deine deutschen Bürgerbanner standen
Siegreich am schneebedeckten Grat der Anden;
Wie sich mit des Kaziken Federhaube
Der deutsche Landsknecht schmückte, seinem
Raube;

Wie du Varinas goldnen Gau durchdrungen
Mit deiner deutschen Reiter Rosseshufen
Des Orinoco rotes Volk bezwungen,
Dass es gezittert vor den Herrscherrufen
Der Bürgerkönige in Augsburgs Mauern!
Ja, grosse Zeiten sind's, um die wir trauern,
Nicht flohen da als Bettler uns're Söhne,
Gefolgt vom Jammer ihres Vaterlands. . . .
Oh Bild des Stolzes und der Herrlichkeit!
An deinem Zauber häng ich allezeit,
In Wonne halb und halb in Gram versenkt:
Dem Jüngling gleich, der an der Liebsten Bahre
Den gier'gen Staub mit blut'gen Tränen trinkt
und spielt doch noch mit ihrem gold'nen Haare.
Und küsst den Mund, der, einst der Sitz der
Wonnen

Nun kalt und stumm ist wie des Grabes Schoss.
Verdammt ihn nicht! Nur härter wird sein Los,
Wenn ihm der Täuschung kurzer Traum
zerronnen.

So wird auch mir der Blick in jene Zeit
So stolz, so groes, so unerreichbar weit,
Zum Spotte nur. Der alten Tage Grösse
Macht doppelt fühlbar uns're eig'ne Blösse,
Ja selbst der Ruhm wird uns ein Quell der
Klagen —

Das ist der Fluch, den kranke Völker tragen!

Heinrich von Treitschke

Das Gedichtbuch des Ernst Blass

Von Rudolf Kayser.

Wenn die Meinung manch edlen Kopfes vergangener Tage, dass Dichtung Kunst der Anschauung sei, zu Recht bestünde, was wäre dann Lyrik? Ich glaube etwa dies: die meist entstofflichte, geschlossenste und persönlichste Dichtung, da Anschauung hier nichts weiter vermittelt als sich selbst, sich fest zusammenhält im Einheitspunkte des Gedicht-Erlebnisses und von keinem objektiven Punkt gelenkt wird, sondern vom Wissen um das Ich. Wahrheit, Ehrlichkeit, Gültigkeit im Gedicht geben, heisst: Anschauung komprimieren, stets Letztes geben, mit Anspannung aller Seh- und Nervenkraft, erkennen durch Abstreifen alles Ueberflüssigen. Ich sage: Der Lyriker muss den Zeitraum seines Gedichtes bis zum letzten Winkelchen auszufüllen trachten (mit Blut), muss Intensitäten geben und erschöpfen, muss die Einmaligkeit des Erlebnisses im Bewusstsein haben, so glühend, jagend, peitschend, als wenn er glaubte: beim letzten Punkt, beim letzten Versende, sterbe, sterbe ich. Darum: Wahrheit, Ehrlichkeit, Gültigkeit. Der Weg zur Lyrik ist der Weg von Dichtung zur Verdichtung.

Inhalte wechseln (auch Formen sind Inhalte). Die Form bleibt (die zu finden, einem jeden von uns Lust und Sinn auf diesem Planeten gibt). Sie ist die Einheit, die Welt-Erzeugung, die Lebenskraft, der wachende Wahnsinn. Gleichgültig, ob sie das „Fünkchen“ des Meisters Eckehard oder die Monade des Leibniz oder der Gott der Gläubigen heisst, gleichgültig, ob sie in Produzieren oder Reproduzieren beruht. Sie ist die Einheit, die die Inhalte ordnet, sibt und — verachtet. Sie ist die Farbe dieses Erdenseins. Dem Künstler heisst sie Stil, Rhythmus. Ist aber kein Gesetz, keine Enge, kein Schlauch, sondern: die Welt, das Sein, das Rauschen der Stürme, das Tasten und das Rufen um das Glück. Inhalte wechseln. Die Form bleibt.

Die Form: das ist das Gestaltende, die einwirkende Kraft, das Anhauchen der Dinge, der élan vital. Dass sie (beim Künstler) als Stil, Rhythmus . . . an den Werken nicht immer ablesbar, aufschliessbar ist, liegt nicht am Künstler, nicht an der Form, sondern an den Objekten, den Inhalten (und deren Formen). Man vergesse nicht: ein Kunstwerk ist nicht da und

wird herausgestellt, sondern ist qualvoll gemacht. Es ist eine Reaktion und eine Relation (zwischen dem Ich und Du der Welt). Es ist ein Produkt wie das Leben, wie die Form, wie das Erkennen. Es ist das Aussenden von Strahlenbündeln in die Welt, durch ein Fluidum von Zeit und Raum und Gerüchen aller Art. Die Form: das ist das Menschliche des homme créateur, das Ueber-Technische, das Nicht-Formale, die Identität. Sie ist das schlechthin Un-Determinierte. In den Gedichtbüchern sie aufweisen zu wollen, ist keine Aufgabe der Optik und Erkenntniskritik: sondern der Nervenspitzen. Sie ist im ganzen, nicht in den einzelnen Gedichten (deren Inhalten und Formen). Form lässt sich nicht in Formeln spannen.

Damit ist für die Besprechung von Gedichtbüchern viel gewonnen. So müssen diese Sätze endgültig verfälschte Rufe ersticken, wie . . . „Ernst Blass ist ein Grossstadtdichter“. Nein, eher: ein grossstädtischer Dichter. Ihr, die Ihr in Wut gerät, wenn feiste Männer Bilder so erklären: „Dies ist der edle Markgraf Kasimir . . . welcher anno . . . sein Wappen bedeutet . . .“ könnt es nicht begreifen, dass Thematisches auch bei Wortkünstlern — sehr oft Wesentliche, stets aber Sekundäres, Nie-Erschöpfendes bedeutet.

So ziehe ich die Nerven zusammen, mache sie zu stahligen Tasten, zu riesigen Empfangs-Türmen und lasse die rieselnden, züngelnden, schwingenden Wellen auf mich einwirken. Sie kommen durch sickernde Nebel, stumm zitternde Atmosphären, matt konturierte Welten aus einem schlanken blauen Buch „Die Strassen komme ich entlang geweht (Aus Richards Weisbachs Verlag in Heidelberg)“ und schlagen mit heissen Blitzen auf vorgehaltene Nervenspitzen ein.

Ich spüre:

Die Gedichte des Ernst Blass stammen aus dem weissen Glänzen des Intellekts, aus geistiger Erlebnismöglichkeit, aus in uns schlagenden Gelungen dieses Hierseins.

Ihre Form greift über eine Welt, die dem Dichter Symbol-Verwandtes gibt: nervenschütternde Grossstadtstrassen, Caféhausmusiken bei aufwühlenden Gesprächen, erregende (nicht sättigende) Erosen . . . Symbole: für Angelegenheiten eines durchseelten Nerventums.

Alle Stürme wehen hier, die uns nächtige, nervöse, wissende Menschen biegen, unter denen wir lächelnd atmen, unsere Finger weiss in die

Luft recken, und unser zweifelhaftes Glück betasten, Stürme, die uns biegen und doch auch tragen . . . über die violetten Fluten unseres täglichen Atmens, Denkens, unseres knabenhaft träumerischen Seins.

Die Form dieses Dichters: das ist das heisse Lachen der greisen Phrase von „sonniger Jugendzeit“ entgegen, der Kampf gegen geruh-same Heiterkeit, das Erkennen (nicht: die Erkenntnis), das fühlende Wissen, das Ueberwinden und Beherrschen der Realitäten unter blut-schäumendem Erleben.

Ich erzitterte vor der Urgültigkeit dieser Kunst. Das Blasssche Buch ist die Angelegenheit eines Menschentums, das nicht beleuchtet werden braucht, da es selbst leuchtet in den springenden Flammen heutiger Lebendigkeit: in dem Rausch der Sinnlosigkeit, den Denk-Wahrheiten und dem Tasten und dem Rufen und dem Glück. Feinde dieser Kunst sind Feinde der Gegenwart (was nicht heisst: diese Kunst sei nichts als Gegenwart). Die sie bekämpfen, liefern sich dem eigenen Handwerk aus: dem, was neu sie errichteten, was aber nie Kultur wird, ewig zivilisatorisch bleibt, wenn sie nicht den Mut des Bekenners finden. Solche werden nie begreifen, dass man an nächtliche Laternen, an Strassengewoge, Caféhausgeflirr und ähnliche Wirklichkeiten seine Seufzer, seine Jünglings-tränen und Einsamkeiten hängen kann, dass ohne botanisches Blinzeln, ohne Tanz- und Frühlingslieder aus einer noch distanzlosen Gegenwart (mit zerrinnenden, verwehenden Konturen) Gesänge erstehen.

Wird man begreifen, dass alles dies mit „Grossstadt“ trotzdem nichts zu tun hat? Sondern, dass es sich um ein Näherrücken an das eigene Wesen, um ein Herüberneigen über das Rauschen des Blutes handelt?

Rilke spricht einmal von der Ferne der Natur: „Die Landschaft ist ein Fremdes für uns, und man ist furchtbar allein unter Bäumen, die blühen, und unter Bächen, die vorübergehen. Allein mit einem toten Menschen ist man lange nicht so preisgegeben wie allein mit Bäumen. . . Die Natur weiss nichts von uns.“ Ist es da nicht edle Folgerichtigkeit, wenn man sich das zum Ausdrucks-Material wählt, was immerhin die Bindung von Zeit-Räumlichem für den Dichter ausmacht?

Ernst Blass gibt die Wirrnis dieses Seins, so wie sie ihn betrifft: in stumpfen Schmerzen, im händestreckenden Erleben, in mildem Hoffen und heissem Kampf. Ein Wühlen, eine Angst, ein

Zerspringen reckt sich überall empor. Der Dichter weht durch diese Welt nächtlicher Strassen, von dem Rhythmus der Zeit getrieben, und geht doch hinter sich und sucht sich zu packen, lächelnd und fieberblind. Der Tag fällt von seinem Körper, ein gemodertes Kleid. Durch das Gehirn schrillt Abschied und Hoffnung:

Doch von den Höhen plötzlich welche Feier!
Mit sünnend wundervollem Schleier
Hat sich das Leben leise überdeckt.

Und Augen glänzen wie an hohen Festen.
Und blasser seh ich das Gefornite werden
Und reicher und berauscher die Gesten.

Durchs Fenster kommt der Prunk der Nacht
geglitten.

Sei still, mein Lieb! Der Tag hat ausgelitten,
Vielleicht, dass wir noch einmal glücklich werden.

Er sieht die harte Fremdheit der Menschen,
eine Welt, die besteht, nicht den Gesetzen und
Schicksalen untertan, die seine Jugend gefährden.

Die nächt'gen Strassen, feucht und nebelhaft,
Ermüden ihn, so dass er schliesslich weint.
Er sieht sich um, am Ende seiner Kraft:
Häuser bestehn, wachend und versteint.

Blass hat die Fähigkeit, seine Fieber, sein Gleiten, seine Hirnlichkeit einzufangen in das wehende Netz seiner Form, seines Lebens. Daher das Geheimnis dieser (auch von reaktionären Köpfen anerkannten) bestürzende Nacktheit, Ehrlichkeit, Gültigkeit. Er hat die Tiefe, die Lust, die Sehnsucht und das Können.

So kommt es, dass dieses Buch eins der wenigen ist, das nach den grossen Gekrönten George und Rilke einen Fortschritt ermöglicht. So kommt es, dass aus dem Blühen dieses jungen Menschenlebens neue Früchte entstehen und singend die Seelen bevölkern, unter zauberischen Lichtern von Menschentum, Leid und Einsamkeit.

BUSSLIED

Wenn ich gestorben wär —!
Mein Schreibtisch läge leer,
Die Feder weggeräumt,
Das Tintenfass versäumt,
Die Tinte eingestaubt,
Das Löschpapier geraubt,
Das Skizzenbuch im Fache
Wär eine tote Sache

Und ruhte aus wie ich
 Ohn einen weitem Strich.
 Kein Brief käm ferner an
 An den gestorbnen Mann
 Und keiner ging heraus.
 Aus dem verlass'nen Haus.
 Auch wär ein Weinen los
 In meiner Heimat gross,
 Doch hätt' es wenig Kraft:
 Denn ich war feh'lerhaft.
 Ich stiess an viele an,
 Ging ich in meiner Bahn,
 Und wich ich manchen aus
 So nahmen's alle kraus,
 Beleidigendes Wort,
 Der Wohlgeföhle Mord,
 Wo ich auf Güte zielte
 Aus meinem Munde spielte.
 So wurde offenbart,
 Dass meines Herzens Art
 Trotz aller Zügelei
 Nur schlecht und gierig sei.
 Und doch war ich geliebt. —
 Nun lebet unbetrübt,
 Ihr Freunde und ihr Gassen,
 Ich will euch überlassen
 Den ausgeglichenen Seelen,
 Die euch wie ich nicht quälen.
 Gedenket, wie in Jahren
 Wir oft vereinigt waren,
 Nun mög es doppelt schön
 Euch ohne mich ergehn.

Prag

Max Brod

LIED DER SEHNSUCHT DES KUNO KOHN (aus der Geschichte: Der Sieger)

Die Falten des Meeres platzen wie Peitschen
 auf meiner Haut.
 Und die Sterne des Meeres reissen mich auf.
 Von schreienden Wunden ist der Abend des
 Meeres Einsamen.
 Aber die Liebenden finden den guten ver-
 träumten Tod
 Sei bald da, Schmerzäugige, das Meer tut so
 wen.
 Sei bald da, Liebleidende, das Meer erschlägt
 mich so.
 Deine Hände sind kühle Heilige. Hüll mich
 mit ihnen, das Meer brennt auf mir.
 Hilf doch! Hilf doch! . . . Deck mich. Rette
 mich. Heil — mich — . . . Freundin.
 Mutter du.

Alfred Lichtenstein (Wilmersdorf)

HINRICHTUNG 1913

Er heult ein Dunkeln. Horch! — — Sie kommen.
 Hui!

Er schwirrt hervor wie eine Fledermaus
 Gegen die Wände. Fort! Er will heraus; —
 Der Geistliche beginnt: „Ich bitte Sie“ — —

Er sitzt, rutscht wie ein Affe auf dem Steiss
 Zwischen den Pfaffen durch; der fällt zusammen.
 Aber die Wärter greifen ihn, die strammen
 Geübten Männer schnaufen voller Schweiss.

Sie trugen ihn. Er liess Urin, er riss
 Die Hände los zum Schutz an seinen Hals.
 Er schnatterte, er sah nichts weiter als

Den Herrn im Frack: ta-ta-ta-ta-tatt!
 Die Zunge hobelte noch Wortsalat,
 Als ihr das Beil wild durch die Wurzel biss.

Paul Boldt

BOULEVARD AM MORGEN

Ein seltner Hund, den gestern man vermisste,
 kommt jetzt den Boulevard herabgewetzt,
 ein dicker Mann, der eine Trambahn hetzt,
 rutscht aus und fällt in eine Aschenkiste.

Wie grosse Koffer in den Bahnhofshallen
 sind tausend Häuser aufeinanderbalanziert,
 Kamine flüchtig oben drauf geschmiert,
 die wacklig sind und bald herunterfallen.

Fritz Max Cahén (Paris)

Der Fremde

(15. Fortsetzung)

Roman von René Schickele

— Was fehlte ihr denn, als sie vor vier Wochen
 krank lag?

Nieland dachte nach. Dann schnell:

— Es schien so, als ob sie schwanger wäre.

— Ach! . . .

Paul rückte unwillkürlich von Nieland ab.

Wollte der ihn mit sich in eine Katastrophe
 hineinreissen, die Paul noch nicht verstand, aber

— er fühlte sie in allen Nerven, es kam heran,
 ganz sicher, etwas Grässliches, Unvermeidliches.

Da fuhr es ihm durch den Kopf: er wird sich
 erschiessen.

Er fragte:

— Sie hat dir heute morgen geschrieben?

— Ja, zehn Zeilen. Ich solle sofort abreisen.

— Hat Lamonde dich erkannt?

— Du fragst so viel . . . Ich weiss nicht. Sie
 glaubt: nein. Aber ich weiss, dass er mich er-
 kannt hat.

Seine Stimme klang rauh, er hatte sich tief in die Ecke zurückgelehnt.

— Das ist alles, alles gleichgiltig . . . Ich habe Lamonde gern gehabt, ich hatte mir eingeredet, dass sie gar nicht seine Frau sei, und dass ich schliesslich der einzige sei, der sie vielleicht glücklich machen könnte, und so weiter. Sie half mir ja auch dabei . . . Sie ist sehr schön. Ja, nun bin ich tot für sie. Das versteht sich. Er lachte leise, zweideutig. Hasste er sie, oder war er dem Weinen nahe? . . . Er knöpfte seinen Rock zu und setzte den Hut auf.

— Ich wollte dich bitten, sagte er laut, auf mein Zimmer zu gehn und die Wirtin zu bezahlen. Ich habe schon alles gepackt. Nimm einen Wagen und bringe die Sachen nach dem Ostbahnhof. Ich werde heute Nacht mit euch zusammen sein und morgen früh nach Deutschland fahren. Nicht wahr, du tust mir den Gefallen? Wenn du Lamonde siehst, so sage ihm — was du willst. Es ist nichts gutzumachen. Paul zwang sich zu lächeln.

— Du wirst dich doch nicht erschiessen?
Nieland schien erstaunt.

— Erschiessen? Nein, mein Lieber. Das wäre Unsinn. Ich werde mich irgendwo erholen und dann an meine Karriere denken.

Er hatte seine Glacéhandschuhe angezogen und den kleinen Stock mit dem Goldknäuf an den Arm gehängt. Darauf liess er den Kutscher halten und stieg aus.

— Adieu, Merkel, nur keine Angst, es wird noch alles gut gehn. Nachher im Casino. Adieu!

Er schlug die Tür zu.

— Kutscher, fahren Sie weiter.

Nieland stand steif mit grossen, schwarzen Augen und grüsste lächelnd mit der Hand.

VIII.

Der Wagen rollte weiter. Paul erinnerte sich plötzlich, dass er ein Zittern in der Seele seines Freundes gefühlt hatte. Ein kurzes, heftiges Erzittern, wie eine unheimliche Verwirrung alles Fühlens und Denkens, als Nieland auf seine Frage geantwortet hatte: „Erschiessen?“ Er hatte dieses Wort sonderbar ausgesprochen. Eine versteckte Angst war darin gewesen, die gewaltsame Unterdrückung von etwas Grässlichem, das unvermittelt in des andern Seele emporgetaumelt war und ihm alle Kraft hatte nehmen wollen . . . Pauls Herz klopfte mit grossen, dumpfen Schlägen. Er atmete ein über das andere Mal tief auf, er suchte sich Rechen-

schaft über diese Unruhe abzulegen, er war einem rettenden Gedanken dicht auf den Fersen und konnte ihn nicht erfassen. Was war es denn nur? Er fühlte sich wie in einer Volksmenge. Sie stiess ihn vorwärts, rechts und links waren immer Ellbogen, die ihn schoben, er sträubte sich, aber es waren ihrer zu viele. Und man kam immer näher . . . Sie schleppten ihn an einen Abgrund, in den sie ihn hinabzogen. Das alles geschah in der Luft um ihn herum, er konnte sich ihm nicht entziehen.

Er riss sich zusammen. Was ging ihn denn Nieland an? Er hatte ihn geliebt, weil er ihn für einen phantastischen Gentleman hielt — ja, weil er „gezeichnet“ war. Und jetzt, da es ernst wurde . . .

Malva! Er wollte zu ihr. Sich in ihre Arme stürzen, in den Zuckungen, in dem Aufleuchten und Versinken alles vergessen, in erschütternden Tumulten sich vernichten. Nein, sie sollte plaudern, im Zimmer herumgeh'n, lachen!

— Ich bin verloren, sagte er sich. Ich bin verloren. Ich habe keine Widerstandskraft mehr. Alles, was den Untergang entgegengeht, reisst mich mit. Fremde Schicksale ergreifen mich, als wären es meine eignen . . .

IX.

Der Wagen stand still. Paul ging langsam die Treppe hinauf. Als er in Nieland's Zimmer trat, erhob sich Lamonde vom Sofa.

— Bleiben Sie sitzen, Herr Lamonde, sagte Paul müde. Ich bins.

Lamonde setzte sich. Sie schwiegen. Endlich fragte der Schauspieler:

— Herr Nieland hat Sie geschickt, nicht wahr? Paul antwortete nicht.

— Da stehn seine Koffer. Sie sollen sie zur Bahn bringen? Er reisst also ab. Das wäre nicht nötig gewesen.

Paul horchte auf:

— Verzeihung. Sie meinen, es wäre nicht nötig gewesen?

— Nein, wozu denn?

Paul ging auf die Tür zu.

— Ich will um eine Lampe bitten, stotterte er.

— Halten Sie das für unbedingt nötig?

— Wie Sie denken.

Ich bin ein Tölpel, dachte er. Aber ich kann die Stimme dieses Mannes im Dunkel nicht ertragen.

Er sank in einen Lehnstuhl und schloss die Augen. Diese verbissene Verzweiflung rings-

um! Diese stummen, tobsüchtigen Erregungen in der Luft! . . . Er fuhr empor.

— Wie sprechen Sie denn heute, Lamonde, sagte er gequält.

— Wie ich spreche? Ich denke, sehr ruhig? Hat Herr Nieland anders gesprochen?

Darauf erwartete Lamonde offenbar keine Antwort. Die Frage war eine kranke Bosheit, und das sollte verleugnet werden. Die ersten Worte wurden anders ausgesprochen, als die letzten, die so leicht hingegesagt waren; so, als sollten sie nicht gelten. Da sass Paul dem Schauspieler mit kalter Neugierde gegenüber.

— Sie wollten Herrn Nieland sprechen?

— Ja. Sehen Sie, heute abend wurde es mir in meiner Wohnung unheimlich. Ich habe meine Frau für einige Wochen zu ihren Eltern geschickt; sie war eben in der Droschke weggefahren, und ich ging in der Wohnung umher. Ich musste zu jemand hinlaufen und mit ihm sprechen. Wohin sollte ich, wenn nicht zu Herrn Nieland? Nicht wahr, er hat Ihnen doch erzählt, dass wir einander gestern in der Nacht begegnet sind? . . . Er konnte nicht zu uns kommen, er ging also zu Ihnen. Das dachte ich mir, als ich hier die Treppe hinaufstieg. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass die tadellosesten Gentlemen bei solchen Gelegenheiten ein ganz klein wenig zusammenknicken . . . Eigentlich wollte ich ihm nur den Rat geben, keine Dummheiten zu machen.

Nun fühlte Paul auch bei dem ein Zittern durch den ganzen Organismus, die heuchlerische Abwehr des Schreckens, die Todesangst. Das wars. Die Todesangst . . . Und Paul sah diese Blicke der Todesangst in den Augen vieler, vieler; blasse, weggleitende Blicke; er sah sie in seinen eigenen Augen. Alle Menschen wurden gleich vor ihm, fremd und in ihr Schicksal eingeschlossen.

— Nur keine Schiessereien, sagte der andere.

Paul hörte kaum. Er verstand das De Profundis der Gassen. Die Trauer, die ihn manchmal befiel, wenn er hundert Menschen ins Gesicht geblickt hatte, das Ansteckende, Verzehrende solcher Spaziergänge . . .

Es schlich sich in seine Gedanken, dass dieses das Allerverächtlichste am Menschen sei, das, was so sehr ermüde . . .

— Herrn Nieland wurde von meiner Frau geschrieben, dass ich den Diebstahl angezeigt habe. Das ist nicht wahr, ich habe keinen Augenblick daran gedacht. Aber sie hatte sich etwas ausgedacht und wollte es durchführen. Herr Nie-

land sollte sofort verschwinden, sie selbst drängte dann darauf, dass der Diebstahl verfolgt werde. Es bliebe eben ein geheimnisvoller Diebstahl. Sie hatte die Nacht über Zeit nachzudenken . . . Ich sehe jetzt, dass ihr Plan das beste war, was in einer derartigen Lage getan werden konnte. Sie hatte bei der blossen Nähe der Gefahr jeden Gefallen an Herrn Nieland verloren. Unbequeme Aufregungen waren ihr immer verhasst . . . Herr Merkel, Männer haben zu wenig Solidaritätsgefühl, sie sind primitive Hähne geblieben. Ich habe mit dem Herkommen gebrochen. Herr Nieland soll wissen, was geschehn ist, und die Angelegenheit wird auf eine reinliche Weise erledigt sein. Sie werden es begreiflich finden, dass ich diese Nacht unruhig war. Es stand für mich fest, dass der Begriff Ehebruch im besten Fall ein juristischer Altruismus, im übrigen aber nichts anders als die Denunziation eines Grössenwahnsinnigen, eine Lächerlichkeit sei. Ob eine Frau nun eine Begierde unterdrückt, oder ob sie ihr nachgibt, das ist doch wahrhaftig ein und dasselbe. Im Augenblick, da Ihre Frau einen andern als Sie begehrt, gehört sie nicht mehr Ihnen. Aber — dass sie sich schlafend gestellt hatte, und als sie mir kaltblütig entgegentrat und verwundert sagte, es sei niemand dagewesen, sie habe nichts gehört! . . . Ich blieb ruhig, bis ich mich in mein Zimmer eingeschlossen hatte. Glauben Sie mir, so etwas wie die Nacht, die ich da verbracht habe, — wiederholt sich nicht im Leben eines Menschen.

Ueber Paul kam ein Wohlgefühl, das beinahe Behaglichkeit war.

— Herr Lamonde, dass ich diese legendäre Nacht erfahren habe, verdanke ich einer Modistin. Seither bin ich in Angelegenheiten der Liebe die Scham nicht losgeworden. Nach einigen Tagen hatte ich dem Mädchen nichts mehr vorzuwerfen, als meine heimliche Selbstdemütigung in jener Nacht . . .

Paul lächelte im Dunkel. Er sah alles so deutlich vor sich, wie er die Treppe hinaufstieg, sehr glücklich. Es war noch nicht lange her, seit er nachts bei ihr schlief und sozusagen bei ihr wohnte . . . Sie hatte Licht. Er freute sich. Sie sah entzückend aus im roten Schein der verhängten Lampe. Das Pariser Jungensgesicht tief im tiefschwarzen Haar auf dem weissen Kissen. Er klopfte. Er rief; leise, damit ja nicht die Nachbarn aufmerksam würden. Dann hörte er flüstern, und eine entschiedene Männerstimme fragte, ob Paul wünsche, dass man ihn die

Treppe hinunter werfe. Er blieb eine Stunde vor der Haustür stehn, bis ihm vor Kälte die Zähne klapperten. Zu Hause hatte er eine wahn-sinnige Angst, dass es Tag werden könnte, er zog die Gardinen zu und rückte den spanischen Schirm an die Rückwand des Zimmers. Er legte sich dahinter auf den Fussboden und dachte nach . . . (Fortsetzung folgt.)

Zeitschriftenschau

DIE SCHAUBÜHNE enthält in der Nummer 6: Die Geliebten. Von René Schickele. — Brand. Von S. J. — Dem Dichter Thomas Mann. Von Julius Bab. — München. Von Erich Mühsam u. a.

DIE NEUE RUNDSCHAU (S. Fischer, Verlag, Berlin). Das Februarheft bringt einen auch in französischer Sprache noch unveröffentlichten Artikel von Maurice Maeterlinck „Ueber das Leben nach dem Tode“. In demselben Heft beginnt Paul Schlenker die Biographie von Otto Brahm zu erzählen. Robert Hessen schreibt einen aktuellen Essay über den Geburtenrückgang. Hermann Stehr setzt seinen Roman „Geschichten aus dem Mandelhaus“ fort. Hans Reisiger veröffentlicht seine neueste Novelle „Fräul'n Anna“. Jakob Wassermann schreibt über die Texte, die Hugo von Hofmannsthal für Richard Strauss gemacht hat, Lucia Dora Frost über den neuen zweibändigen Roman von Ricarda Huch, Karl Jentsch über den Jesuitismus. Gedichte, kleinere Essays und Anmerkungen füllen das Heft.

DAS LITERARISCHE ECHO. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9. Das 2. Februarheft enthält: Georg Hermann; Peter Hille. — Charlotte Lady Blennerhassett: Einige Worte über die englische Romanliteratur. — Karl Berger: Schillerschriften. — F. Schotthoefner: Der neue Donny u. a.

Vornolizen

(Nur wichtige Neuerscheinungen werden hier angezeigt. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION)

MAX OPPENHEIMER. Sieben Köpfe. Zeichnungen. (Verlag DIE AKTION.) M. 10.—.

WERNER SOMBART. Krieg und Kapitalismus. (Duncker & Humblot, Verlag, Leipzig.)

OTTO FLAKE. Freitagskind. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. M. 3.50.

E. A. NAGRODSKAJA. Der Zorn des Dionysos. Roman. Ins Deutsche übertragen von Alexandra Ramm. (Oesterheld & Co., Verlag, Berlin.) Geh. M. 3.—.

RUDOLF KASSNER. Der indische Gedanke. (Insel-Verlag, Leipzig.) Geh. M. 2.50.

Die Aktion brachte bisher Beiträge von: Max Adler, Peter Altenberg, Hans Baas, Ernst Balcke, Hermann Bahr, Peter Baum, Gottfried Benn, Martin Beradt, Alexander Bessmertny, Ernst Blass, Franz Blei, Paul Boldt, Georg Brandes, Max Brod, Otto Buek, Edward Carpenter, Otto Corbach, Richard Dehmel, Arthur Drey, Ossip Dymow, Frederik van Eeden, Carl Einstein, Emil Faktor, Pastor Emil Felden, S. Friedländer, Alfred Gold, Rudolf Grossmann, Paris von Gütersloh, Victor Hadwiger, Ferdinand Hardekopf, Maximilian Harden, Ludwig Hat-

vany, Max Herrmann (Neisse), Gustave Hervé, Georg Heym, Kurt Hiller, Jacob van Hoddis, John Hoexter, Marie Holzer, Heinrich Ilgenstein, Franz Jung, Rudolf Kayser, Alfred Kerr, Peter Krapotkin, Rudolf Kurtz, Willy Küsters, Hans Kyser, Else Lasker-Schüler, Alfred Lichtenstein (Wilmersdorf), Heinrich Mann, Rolf Wolfgang Martens, Paul Mayer, Grete Meisel-Hess, Prof. Eduard von Meyer, Alfred Richard Meyer, Prof. Dr. Molenaar, Erich Mühsam, Viktor Noack, Richard Oehring, Erich Oesterheld, Max Oppenheimer, Kurt Peschke, Franz Pfemfert, Otto Pick, Alexandra Ramm, Arthur Rössler, Ludwig Rubiner, Anselm Ruest, Peter Scher, René Schickele, Robert Seidel, Arthur Silbergleit, Mario Spiro, Ernst Stadler, Max Steiner, Helene Stöcker, Nadja Strasser, August Strindberg, Curt Thesing, Siegfried Trebitsch, Jacob Wassermann, Frank Wedekind, Hellmuth Wetzel, Alfred Wolfenstein, Cheskel Zwi.



EINLADUNG

Donnerstag, den 13. Februar 1913 wiederholen wir in den Johann-Georg-Sälen, Johann-Georg-Str. 19, den

BALL DER AKTION

Man erscheine im Kostüm der Revolutionen von 1789—1989. Wer reaktionär genug ist, in Balltoilette zu kommen, wird vom Direktorium zu einer Konventionalstrafe von M. 1,— für eine zwangsweise aufzusetzende Jakobinermütze verurteilt.

Das Ballkomitee bilden: Gertrud Eysoldt, Else Berna, Dr. Franz Blei, René Schickele, Max Oppenheimer und Peter Scher.

Ratschläge in Kostümfragen erteilt der Ballausschuss täglich zwischen 5 und 7 Uhr im Atelier des Malers Max Oppenheimer, W. 15, Joachimsthalerstrasse 10.

Eintrittskarten zum Preise von Mk. 5,— sind erhältlich: Kaufhaus des Westens; Theaterkasse im Café Josty, Potsdamerplatz; Buchhandlung Edmund Meyer, Potsdamerstrasse 26. Buchladen Kurfürstendamm und im Verlage der AKTION.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: An Alfred Kerr / Peter Scher: Bethmann Hollweg neuestes Erlebnis Ad. Basler (Paris): Die Maler der Neuen Sezession / Marie Holzer: „Die Intellektuellen“ / Richard Oehring: Schneeland Paul Mayer: Pierrots Schmach / René Schickele: Der Fremde / An die Buchautoren / Gegen Windmühlen / Wer es nur sein mag? / Zeitschriftenschau / Richter (Petruschka): Russisches Ballet (Zeichnung).

Die Aktion

H.R.

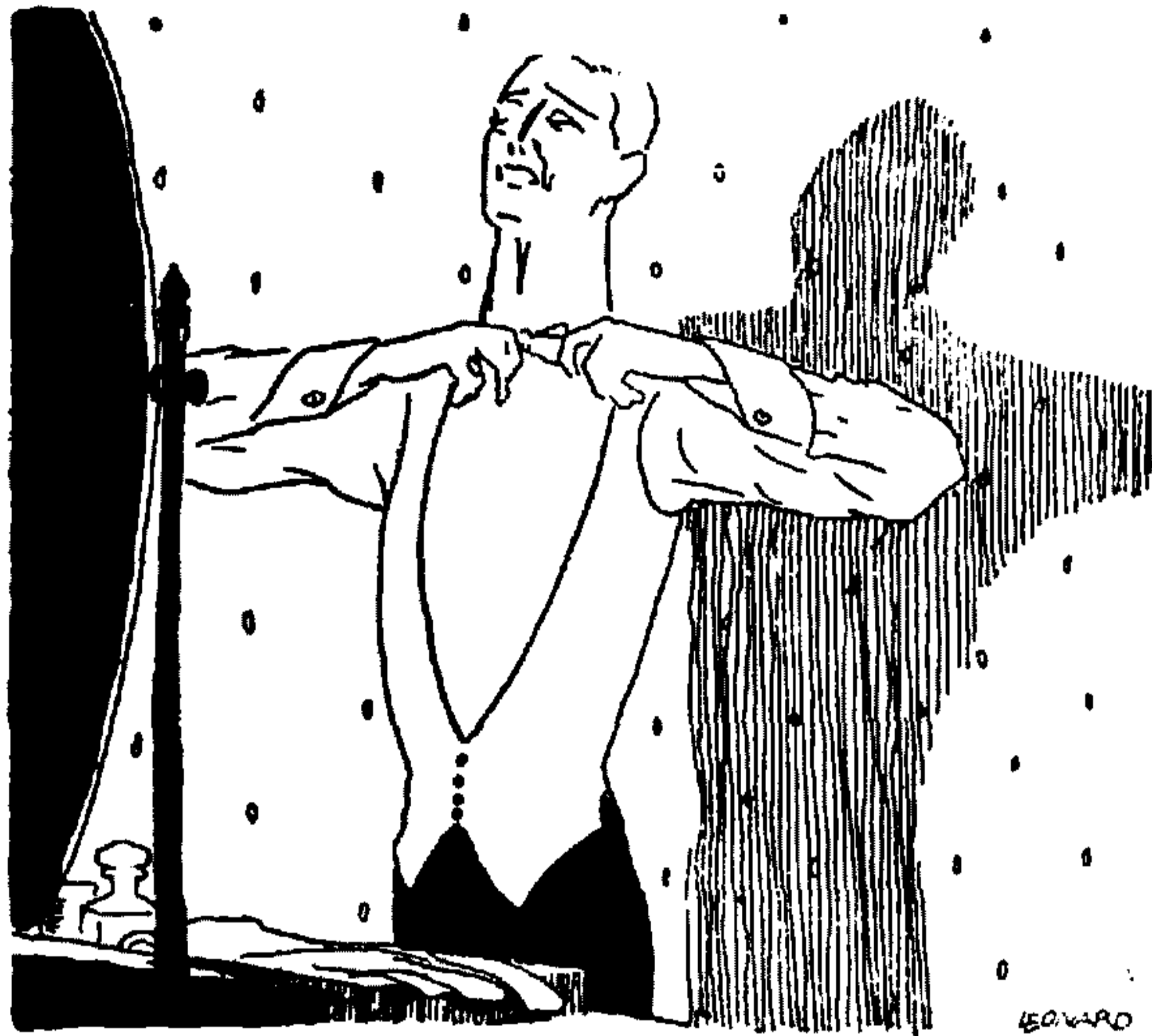
WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 8

INHALT

- Victor Hadwiger Zur Psychologie des Hochverrats
Robert Neulaender Gustav Mahlers Neunte
Otto Pick (Prag) Franz Kafka
Franz Luft Revolutionsball der AKTION
Alfred Lichtenstein Nach dem Balle
René Schickele Der Fremde
Rudolf Kayser Ins Weite
Hellmuth Wetzel Gähnendes Café
- Anlässlich einer Schmierenaufführung — Aphorismen von
fünf Autoren — „Der lose Vogel“ — Der nächste Autoren-
Abend der AKTION — Neue Bücher
- Cécar Klein Zeichnung

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf



Grosser

*Elegante Herren-
Ausstattungen
Wäsche · Cravatten
etc.*

Charlotten Str. 65
a. d. Leipzigerstr. — Amt: I. 7799.

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

3. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

19. FEBRUAR 1913

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Naussauische Strasse 17 zu senden :: Tel-phon Amt Plätzburg Nr 6242 Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljähr. (excl. Bestellgeld) bei allen Postanstalt., Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk. 2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Naussauische Str. 17 :: Kommissionär Gust. Brauns, Leipzig

ZUR PSYCHOLOGIE DES HOCHVERRATS

Victor Hadwiger, der Frühverstorbene, hat, als Dichter, einen selbstlosen Apostel in Anselm Ruest; wer jedoch nimmt sich der wertvollen politischen Schriften Hadwigers an? Nachstehende Zeilen schrieb er mir im Oktober 1910. P.

In der Entwicklung der grossen und kleinen Revolutionen gibt es mehr als eine Gemeinsamkeit. Ja, in ihrer Psychologie sehen sie sich sogar ähnlich, wie die Rassentypen einer sich in aufsteigender Linie entwickelnden Spezies. Deshalb soll man den Männern nachforschen, die in früheren kritischen Tagen von Gut und Böse sprachen und aus dem kochenden Kessel der Masseninstinkte Geniessbares, Festes hervorhoben. Gewiss, oft schrakten sie schon während ihrer Arbeit vor der eigenen Erkenntnis zurück, sobald sie über alle Erwartung schnell ihre Ideen realisiert fanden. Das waren Theoretiker und der Theoretiker wünscht seinem Gedanken ein kommendes Jahrhundert. Aber die Geschichte kümmert sich nicht um die Schüchternheit ihrer Apostel. Sie gibt ihnen, soweit sie ihr zu Willen gepredigt haben, auch dann Recht, wenn sie während der Arbeit hinter der Geschichte und den eigenen Ideen zurückbleiben. In seiner Sonntagsheiligung streift Proudhon, einer der Prediger der „Gleichheit“ und im gewissen Sinne Vorkämpfer der Marx und Engels einen früher vernachlässigten Punkt seines Programms: die Egalität des Rechtes zur Gesetzgebung. Es ist nicht am Platze, dem eifrigen Apostel der Volksintelligenz eine Halbheit vorzuwerfen, wo es sich höchstens um eine persönlich gefasste Tatsache handelt. Derselbe Mann, der den Satz geschrieben hat: „Vom Ge-

horsam ermüdet, erhebt sich plötzlich der Mensch, und lange vor seiner Vernunft hat sein Herz die Gleichheit verkündet“, sagt: „Politik ist — Sache der Wissenschaft, nicht der Meinung.“ — — — Wir greifen diesen Passus auf, nackt wie er gedanklich dasteht ohne Beziehungen auf Proudhons System, ohne Rücksicht auf Berechtigung oder Nichtberechtigung, auf Konsequenz oder Inkonsequenz seiner philosophischen Anschauung, so wie er uns in der Dämmerstimmung der Tage aufflammt, mit aller Innigkeit des Herzens. Am Vorabend der sozialen Verschiebungen ist es mehr am Platze, voraussetzungslos zu empfinden, als systematisch nachzufolgen. Der Satz mag uns im Gedächtnis bleiben, gleichgültig, wie sein Erfinder weiter entscheidet, und wem er die Sache der Wissenschaftlichkeit in die Hände gelegt wissen will. So voraussetzungslos machen wir ihn zum Eigentum unserer Ueberzeugung und berechnen seine Unbekannte. Und wir werden Proudhon recht geben müssen, ebenso wie wir stets unsern Peinigern Unrecht gegeben haben; wir werden vor dem Tribunal unserer eigenen Vernunft die imperialistische Demokratie des französischen Philosophen und Sozialpolitikers verteidigen müssen, wir werden bei aller Gleichmachersucht sagen, dass ein Kaninchenbock von noch so grosser Ehrwürdigkeit uns niemals wird regieren können, auch nicht eine ganze Masse von Kaninchenböcken. Aber wir wollen von der Erkenntnis zu den Temperamenten zurückkehren und die Reflexe der Gegenwart geniessen. Wir glauben es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir

behaupten, dass es so rasch klare und einfache Resultate noch in keiner öffentlichen Abrechnung gegeben hat, wo ein Volk als Rechenmeister auftrat. Jene negative Unbekannte, die Wurzel aus minus 1 ist die Unterdrückerpolitik, die soziale Entmündigung, wie sie gegenwärtig in den beiden konservativsten europäischen Staaten, in Russland und Preussen getrieben wird.

Es sei ein Wort hinzugesagt, das mehr ein Schlüssel zum Verständnis des Proudhonschen Satzes, nicht das Verständnis selbst sein will. Was meint Proudhon, wenn er sagt „Wissenschaft in politischen Dingen“. Der Mensch Proudhon selbst in seiner Entwicklung gibt sicherlich keine juristische Fakultät oder gar eine Diplomatenakademie gemeint, während er schon eine Erklärung. Dieser eitle Autodiktat hat sich zum Lehrer der sozialen Gemeinschaft aufschwung, um diesen charakteristischen Satz zu sprechen. Ein in allen Einzelheiten folgerichtiges fortschreitendes Verständnis für die Entwicklung der Gemeinschaft ist es, was ihn zur Flucht vor der Brutalität und der Verwirrung des vielköpfigen Ungeheuers Massenwille veranlasst. Es war der Respekt vor der Erkenntnis, die den Instinkt überragt, ohne sich deshalb von ihm loszulösen, ihn unberücksichtigt zu lassen. Der Instinkt soll organisiert werden durch die Intelligenz. — — — Die französische Revolution hat es bewiesen, wie die zum Siege gelangten politisch-fortschrittlichen Instinkte sich in Höhepunkten markieren, die sodann als führende Intelligenzen gelten. Es war nicht nur der eine Bonaparte, den die Revolution geboren hat. Das Vertrauen der Masse rankt sich an solchen führenden Geistern, an solchen Bonapartismen der Intelligenz empor, mögen sie demokratische Reden halten oder erklärte Imperialisten sein. Ein Kulturevangelium, eine Epoche des Fortschritts, die aus den gärenden Geistern der Revolution geschaffen wurde, ist ihrer überragenden kosmischen Intelligenz, ihrer „politischen Wissenschaft“ anvertraut.

Proudhons Philosophie fürchtete sich noch vor der Mündigkeit der Masse. In den letzten Jahrzehnten ist vieles, sagen wir ein wenig anders geworden. Die Erziehung zur Macht bei den Massen hat jene politische Enttäuschung, jene Missachtung der regierenden Klasse, die noch immer so hartnäckig Klasse sein will, vollendet. Solche Missachtung und ihre laute Aeusserung gilt als Hochverrat. Wie pathetisch klingt dieses Wort, das wir eigentlich so lächerlich finden auf dem politischen Theater, wie feige ist doch

dieser Begriff. — — — Angst vor dem Kriterium des Volkes ist doch nur Eingeständnis der eigenen geistigen Unfruchtbarkeit und Unzulänglichkeit. Und es ist nichts kränkender und verstimmender als dieses Gefühl der eigenen Lächerlichkeit, wenn es mit Angst oder Verantwortung gepaart wird. Der hereditäre Imperialismus hat sich deshalb mit Gesetzen bewaffnet, Gesetzen, die mit dem Knüppel gegen das empörte Lachen der malcontenten Intelligenz losgehen sollen. — — — Was sollen die Büttel und Denunzianten gegen die Reflexe der Massenseele, und was ist die Folge der lächerlichen Versuche, zu vergewaltigen?? — — — Immer wieder empörtes Lachen!

Aber eine reaktionäre Regierung denkt nie an Folgen ihrer Massnahmen, sie rechnet nur mit Erfolgen derselben, wie eine Kriegspartei gegen die andere. Und ihre Erfolge sind ja gewöhnlich auch nur Gewalttätigkeiten, gleichgültig, ob Blut dabei fliesst oder nicht. Sie selbst sind es, die als Schnauzer und Handabschläger die Schule zum Hochverrat beaufsichtigen und mit Lehrmaterial versorgen. — Das sind Tatsachen, und missgelaunt fragen wir wieder: Wo ist hier die Wissenschaft?

Die klägliche Wissenschaft der bevorzugten Klasse besteht also zunächst in einer nachhaltigen sozialen Feindschaft. Durch die ihr zur Verfügung stehenden überkommenen Gewaltmittel sucht sie ihren Mangel an psychologischer Erziehungskunst zu ersetzen. Anstatt der ihr anvertrauten „Menge“ ihren überlegenen Geist zu beweisen, schwingt sie den Knüppel. Was Wunders, wenn die ungelehrigen Schüler aus der Schule laufen, die ihnen nichts ist als ein Regiment des Krüppels. Wie aber, wenn diese Schüler endlich gelernt haben werden, die Ethik ihrer Freunde und Lehrer zu verabscheuen, wenn sie Laster nennen, was ihnen Studium sein soll, wenn sie als politischen Sadismus bezeichnen, was hier Staatskunst heissen möchte, alle die blutigen und unblutigen Variationen diesseits und jenseits des Memel? Wehe, wenn sie mit den eifrigen Ohren des entlaufenen Schülers nach Osten hinhorchen.

Es gibt nur Relationen im Bereich der sozialen Begriffe insofern diese entwickelungsfähig sind und nicht ganz der Geschichte angehören. Man kann einen Druck, eine soziale Knechtschaft eben so hart empfinden, mag sie sich blutig oder unblutig gebärden, wenn man lediglich in Relationen denkt und empfindet. Es ist nicht gleichgültig, ob man einen podolischen Bauern tot-

schlägt oder einen deutschen Redakteur hinrichtet. Mit welchen Mitteln eine Reaktion arbeiten darf, beurteilt man deshalb am besten mit den Augen des Historikers. In einer Broschüre des russischen Fürsten Krapotkin erkennt man die Mittel der russischen, aus den Aeusserungen der massgebenden deutschen Presse über das preussische Wahlrecht die Mittel der neuen preussischen Reaktion. Die preussischen Politiker haben es endlich gelernt, trotz aller Junkerallüren politisch nicht mehr mit dem Messer zu essen. Das ist aber auch alles. Sonst würde man ja ebenfalls den preussischen Demokraten die Haare ausreissen, die Gefangenen mit Nadeln stechen und ihnen geschnittenes Rosshaar in die Oefnungen des Leibes schieben. Man hat in Preussen andere, ebenso sorgfältig organisierte Systeme der Rache. Das einzig Gute ist, dass man weiter nach Westen liegt.

Wir wollen mit Proudhon schliessen. — „Politik ist Sache der Wissenschaft“. Wie heisst diese in Preussen und Russland? fragen wir uns noch einmal. — — Ein System der Unterdrückung mit allen Räuschen des Unterdrückers antwortet es aus der Tiefe des Volksherzens. Diese dumpfe, schwüle, drohnende Antwort aber ist begleitet von der Melodie der Auflehnung gegen brutale Torheiten der erwählten Klasse. Und gegen diese Melodie, gegen diese dumpfe Marschmusik der Massen, hilft keine Kette. Mehr Wissenschaft meine Herren!

Victor Hadwiger

Glossen

REVOLUTIONSBALL DER AKTION

Von Franz Luft

I.

Blutrot inmitten ragt die Guillotine
und wirft ihr Rotsein strahlenförmig aus
wie eine Palme schattige Baldachine,
und alle Lichter färbt sie rot im Haus.

Rot spiegelt sie die Jakobinermützen,
die Mäntel der Banditen, das Gewirr
nackender Glieder, die wie Schlangen blitzen,
der Schultern und der Brüste Perlgeflirr.

Rot springt ihr Blutgesang, die Marsaillaise,
unter das Volk, sie tanzen Mann und Weib
verschlungen ineinander heiss und böse,
sich stossend wild mit ihrem Unterleib.

II.

Wie munter treibe ich im bunten Meer.
Bin ich der Tintenfisch? ich weiss es nicht. —
Dies violette Wesen blickt so sehr.
Ganz nackt ist jener Jüdin Angesicht,

sie hebt ein Bein, das schimmert im Trikot,
viel irdischer als die Natur es schuf.
Dort steuert einer irr und qualen froh,
Das ist gewiss ein Dichter von Beruf.

Jünglinge schleudern Augen schleierlos
und schwarz wie Sammet brüsk von Weib zu Weib,
siegreiche Mädchen, bis zur Hüfte bloss
üben den wundervollen Schlangenleib.

III.

Inzwischen steht an eine Wand gelehnt
ein würdiger Gast, dem jedes Barthaar fehlt,
die Augen, an des Geistes Werk gewöhnt,
blicken aus schwarzer Brille tief beseelt.

Als dächte er, des Wissens durren Sand
färbt doch die Liebe nur mit Blüten bunt,
so hebt er langsam eine Mädchenhand
und führt sie stumm andächtig an den Mund.

Und wie er leicht hineinbiss, war es mir,
als wenn er einem seltnen Vogel glich,
und eine innre Stimme wuchs in mir
und rief: Das ist der Intellekterich!

IV.

Ach, wie berauschend wird das Farbenspiel.
Die grüne Nacht der Seiden, dunkelrot
von Sternen überfunkelt, im Gefühl
von süssem Schweben zwischen Tag und Tod

Und Prächte östlicher Kulturen glühn
dazwischen auf, kostbar gewirktes Gold,
versunk'nes Violett und fremdes Grün,
das ist in Arabasken aufgerollt.

O, wie das schwimmt in einem Meer von Licht
und Worten — manchmal springt ein Laut heraus,
just hör' ich eine Stimme, welche spricht:
Ich geh doch heute nicht mit Dir nach Haus!

V.

Ist das der letzte Tanz? Zwischen den Paaren
kann man schon viel vom glatten Boden sehn,
sie stürmen drüber hin wie Janitscharen,
es ist ein grosses Stampfen und Gedröhn.

Blutrot inmitten ragt die Guillotine
und wirft ihr Rotsein strahlenförmig aus.
Auf ihrem Treppenbau sitzt Messaline
vom Tanzen müde und sie ruht sich aus.

Ihr Kopf liegt weit zurück, die Augen blicken
unten den Lidern unbeweglich fort.
Der Leib schwingt leise und die Lippen zücken
Erkenntnisse, die schildert nie ein Wort.

NACH DEM BALL

Die Nacht kriecht in die Keller muffig matt.
Glanzkleider torkeln durch der Strassen Schutt.
Gesichter sind verschimmelt und kaput.
Kühl brennt der blaue Morgen auf die Stadt.

Wie bald Musik und Tanz und Gier zerrann . .
Es riecht nach Sonne. Und der Tag beginnt
Mit Schienenwagen, Pferden, Schrei und Wind.
Ein Mann streicht einen Herrenrumpf grau an.

Alltag und Arbeit staubt die Menschen ein.
Familien fressen stumm ihr Mittagmahl.
Durch einen Schädel schwingt noch oft ein Saal,
Viel dumpfe Sehnsucht und ein Seidenbein.
Alfred Lichtenstein (Wilmerdorf)

LEBENSCHATTEN

Drama in vier Aufzügen und einem Vorspiel
von J. Jacobstahl und Ernst Epstein
Selten hat mich etwas so sehr gerührt wie die
Schmierenaufführung des Schauerdramas: Lebens-
schatten, die ich neulich im Theatersaal der
Königl. akadem. Hochschule für Musik erleben
durfte.

Ich will versuchen, das „Drama“ zu schildern.
Es beginnt mit einem Ende, dem sogenannten
„Vorspiel“: Asta, die totkranke Tochter des
Muskel- und Gewaltmenschen Eisen . . (Eisen!)
. . Eisenring und seiner schwächlichen Frau
Eva, muss wohl sterben, ehe noch das Vorspiel
aus ist. So leid es allen tut. Asta verschwin-
det zu diesem Zweck aus der quatschigen,
grünen Bühnenstube, gestützt auf die alte Amme
Kathuschka. Ein unglaublich überflüssiger alter
Nathan — ein pathologisch guter, jüdelnder
Menschenfreund — Frau Eva und der selbst-
verständliche Arzt Doktor Normann (mit edlem
unheilverkündenden Mienspiel) reden in-
zwischen gefühlerisch allerlei über die allgemein
bekannte Tatsache des Sterbens. Zu meinem
Glück kommt Aemmchen Kathuschka bald
schreiend und stürzend wieder auf die Bühne,

weil die arme Asta — o ahnendes Publikum!
— jetzt wirklich mausetot ist. Ein Aufseufzen
der Erleichterung in dem Zuschauerraum. . .
Ein schwindstüchtiger Schrei der Mama, hinter-
her das übliche verhaltene Stöhnen. . . Ein
Hinausgehen des Normann und des Nathan, da-
bei jenes Achselzucken, dass da sagt: ach, wie
traurig ist doch das Dasein! Seht ihr's. Und
herein kommt Robert Eisenring, Vertreter der
Kraft & Gesundheit. Er war lange fern (in
den Krallen eines anderen Weibes), da er keinen
Sinn für Familie und Lebensschatten zu haben
scheint. Eva verhehlt ihm den Tod Aastas keines-
wegs. Ein innerer Kampf tobt in ihm. Dann
will er mit seiner Frau ein „neues Leben“
(so nennt er das) beginnen. Die schwächliche
Eva hat umgehend einen Wutanfall. Sie
quietscht überschnappend, sie hasse ihn schon
lange (geballte Fäuste!). Er habe sie bisher
schlecht behandelt. Jetzt wolle sie nichts mehr
von ihm wissen. Sie tritt heroisch ab. Eisen-
ring aber spricht einen Monolog: — — Toch-
ter tot — — Frau weg — — Schicksal, ver-
wünschtes — — Ein Eisenring — — lässt sich
nicht unterkriegen von Lebensschatten — —
nie — — niemals — — Man sieht noch, wie
er in ein neues Leben steigt. Da schliesst sich
sanft der blutrote Vorhang.

Dies war das Vorspiel. Nach der Pause (zehn
Jahre später) ist der Eisenring nicht mehr
Athlet, sondern ein reicher Kaufmann. Er hat
einen leichtsinnigen Freund Hans und eine
leichtfertige Braut Meta, die im zweiten Auf-
zug schon seine Frau ist. Im dritten Aufzug
kommt ein mehrjähriges Kind Ruth hinzu,
dessen Mutter Meta, dessen Vater eigentlich
(heimlich) Hans ist. Hans hat ausserdem be-
deutende Unterschlagungen in dem Geschäft
Eisenrings gemacht. Deshalb ist der reiche
Eisenring im letzten Aufzug wieder ziemlich
arm. Man merkt deutlich, dass die Lebens-
schatten jetzt auch über ihn gekommen sind.
Er ist wohl schwer rückenmarkleidend, ahnt
alles. Er überrascht den ruchlosen Hans mit
der Meta. Die Katastrophe folgt auf dem Fusse:
Eisenring enterbt Meta, lässt den Hans ins
Gefängnis bringen, dann fällt er tot (Herz-
schlag) auf eine Chaiselongue. Die Enterbte
will sich jetzt auch entleiben. (Das Publikum
nimmt die Geschichte schon lange komisch.
Es hätte sicher einen vergnüglichen Skandal ge-
geben, wenn die unglückliche Meta Wort ge-
halten hätte.) Aber ein Redakteur spricht zu
ihr ungefähr die weisen Worte: Nicht durch

voreiligen Tod sühnt man, sondern durch langes und edles Leben. Wollen Sie? . . . Meta und das „intellektuelle“ Publikum jubeln: ja — —! Und der sanfte Blutrote schliesst sich endgültig. „Lebensschatten“ ist ein trostlos schlechtes Theaterstück. Trotzdem war ich ergriffen wie bei einem Ibsendrama. Noch nirgends offenbarte sich mir so deutlich und rein die Kom-mistragödie vom (dichterischen) Dilettantismus. Ich musste immer daran denken, dass alle die schalen beschränkten Schwafeleien, die dummen tolpatschigen Geschehnisse, die pappigen Kolportagegestalten aus der selben heilig schmerzlichen Himmelssehnsucht geschaffen sind wie Goethes oder Rilkes unsterbliche Werke. Ich habe dem winzigen Herrn J. Jacobsthal, so oft er sich, halb betäubt von seiner plötzlichen Wichtigkeit, unter vielen linkischen Verbeugungen an die Rampe schieben liess, von Herzen zugeklatscht, weil ich kundtun wollte, dass ich, (zwar keinen Dichter) einen von Tod und Dasein gequälten Menschen grüsse. So einer ist gewaltig höher zu schätzen als sein besser angezogenes, tantiges, beschaulich grin-sendes Publikum. Und sein Stück — das unmögliche — ist mir hundertmal lieber als ein unverschämt routiniertes Nichts des Herrn Dreyer oder des Herrn Philippi.

Die Schauspieler waren nicht Dilettanten, sondern mittelmässige und schlechte Schauspieler. Die meisten kommen von der Schmiere, andere gehen erst zur Schmiere. Ich könnte noch manches über die Darstellung und die Regie (die aus lauter Fehlern bestanden) sagen, aber die Einzelheiten haben für den Leser kaum Interesse. Und schliesslich ist Schiller und Sudermann leichter zu spielen als J. Jacobsthal. Dann noch: Der unfähigste, wüsteste Schmierenschauspieler hat — so behaupte ich . . . und will es hier nicht beweisen — tieferen menschlichen Wert als ein Krämer, ein Beamter und vielleicht ein praktischer Rechtsanwalt. Aliwi.

APHORISMEN

Von fünf Autoren

Echte Kunst hat immer Moral, nur die Zuhörer und Beschauer haben oft keine.

Wer der Welt ein Heiland zu sein glaubt, tut gut, mit dreiunddreissig Jahren zu sterben.

Die Welt wurde nicht, die Welt wird.

Künstler wird nur der, der sich vor seinem eigenen Urteil fürchtet.

Es gibt ein ganz untrügliches Kriterium für Genie und Talent und dies besteht darin, dass man sich fragt, wenn man sich einer imponierenden Leistung gegenüber befindet, ob man bei einer hinreichenden Potenzierung des eigenen Vermögens ihrer selbst fähig gewesen wäre oder nicht. Darf man die Frage bejahen, findet man in sich einen Faden, der, gehörig ausgesponnen, sich an dem fremden anknüpfen liesse, so hat man es immer mit einem Talent zu tun und nur im entgegengesetzten Fall mit dem Genie. Im Genie liegt immer etwas durchaus Neues, streng an ein bestimmten Individuum Geknüpftes. Der mittelmässige Poet, der die Abendröte besingt oder ein Sonett auf einen Maikäfer macht, würde es zu einem Gedicht, wie Schillers Spaziergang, oder seine Glocke bringen, wenn seine Kraft millionenfach verstärkt würde; Schiller selbst aber würde nie einen Fischer oder einen Erlkönig erzeugen.

Ich zeige die Wunde am Körper auf, nun sagt man, ich sei in Wunden verliebt.

Die Nuancen sind das Unüberbrückbare.

Fatalismus ist Bequemlichkeit.

Am Ende erlebt man nur viel, um viel zu vergessen.

Stefan George hat ein Erlebnis: das Nicht-erleben-können. Dies dichtet er.

Gönne nur Hervorragenden deine Feindschaft.

Man soll Rätsel nicht um ihr Leben bringen.

Es muss Uebertretungen geben, weil Richter da sind, und um Uebertretungen zu schaffen müssen wir Gesetze haben. — Aehnliches gilt vom Krieg und den stehenden Heeren.

Gustav Mahlers Neunte

Stockender Gesang des Horns gehalten von dumpfen Glockenschlägen, sehnüchtigere Hörnerufe, die sich schmerzhaft von einem bebenden Hintergrunde abheben, und in einem unaufhalt-samen Crescendo gleiten wir in das Chaos der Mahlerschen Weltseele.

„Andante comodo“ betitelt sich dieser erste Satz von Mahlers „Neunter“, und das inhaltlich wie formal mit Unrecht. In diesen Herzensnöten ist keiner Ruhe Platz, es sei eine noch stärker aufwühlende Cellokantilene, es sei ein inniger Gefühlsaustausch zwischen Horn und Flöte (eine weitgehende solistische Technik ist der „Neunten“ überhaupt eigentümlich). Stetig und unabänderlich steigen schmerzbeschworene Hintergründe auf mit Weltgeheimnissen drohend. Blecherne Chöre der Bläser wehen hinein, und schon sind sie von den Tiefen der Bässe aufgesaugt. Und dass dem allem ein Ziel sei, mahnt eine sehnüchtige Melodie, die in den Hörnern ab und zu zu singen begehrt. Doch es bleibt beim Versuch. Gewaltige Fragezeichen türmen sich von neuem auf, und aus den dumpfen Ahnungen heraus löst sich ein Schrei des Weltgefühls, des Ewigkeitserkenntnisses.

Dieser erste Satz der neunten Symphonie ist eng verwandt mit dem ersten Satz der dritten Symphonie. Beiden Sätzen ist formal gemeinsam die rastlose Zerrissenheit, beide auch bringen mit ähnlichen Klangmitteln (es sei nur an das Triolenthema der Trompeten im ersten Satze der „Dritten“ erinnert) kongruenten Inhalt zum Ausdruck. Auch in anderer Hinsicht ist ein Vergleich beider Werke interessant. Wie seltsam! Während Mahler sonst von der traditionellen und ja auch so natürlichen Symphonieform wesentlich nicht abweicht, stellt er in die Mitte der „Dritten“ aufeinanderfolgend zwei scherzhafte leicht bewegte Sätze, in die der „Neunten“ zwei aufeinanderfolgende burleske Sätze. Und das, wie festgestellt werden muss, nicht zum Vorteil des Ganzen.

Im ersten der beiden Mittelsätze der „Neunten“, dem „gemächlichen Ländler“ rumort Humor. Es ist nicht der erdenfreie Humor des Scherzes der Beethovenschen „Neunten“, es ist ein bitterer, etwas verzerrter Humor, der in spröden Klangfarben Grotteskerieen vollführt. Die Bässe grunzen das wahrhaft „täppische“ Hauptthema, das bald im lustigen Wiehern der Bläser retourniert, und so geht es in tanzendem, aber kaum „gemächlichen“ Rhythmus dem in köstlicher Klangfarbe gehaltenen Finale zu.

Und diesem durchaus burlesken Satz von ungewöhnlicher Dimension folgt nunmehr noch ein Satz desselben Charakters im „Rondo“. Dieser Satz mit der Unterbezeichnung „sehr trotzig“ ist geradezu eine Schatzkammer Mahlerscher Klangkostbarkeiten. Geheimnisvolle Beziehungen im thematischen Gewebe, die ihn mit dem ersten Satz der „Neunten“ verknüpfen, geben ihm eine besondere Bedeutung. Trotz allem steht er an falscher Stelle.

Denn „trotzigen“ Charakter im Gegensatz zum „Ländler“ nehmen erst die straffen Rhythmen seines Finale an; im übrigen gibt dieser Satz einen dem des zweiten Satzes durchaus verwandten Inhalt wieder in nur neuer Fassung. Die einzige genetische Notwendigkeit für diese unvoreilhafte Stellung des „Rondo“ scheint ausser seiner den Schlusssatz vorbereitenden Bezugnahme auf den ersten Satz die beabsichtigte Schlussstellung des „Adagio“ zu sein.

Und dieser Zweck heiligt allerdings auch jenes an sich so gefährliche Mittel. Denn nichts ist wohl berufener gewesen, Mahlers letztes Werk zu beenden, als dieser Schlusssatz des Werkes, das „Adagio“. Es ist das eigenste und wohl mit grösste Kind der Mahlerschen Muse. Den Schlüssel zum Verständnis des Verhältnisses der übrigen Teile des Werkes zum „Adagio“ liefern wohl am besten Mahlers eigene — für jedes seiner Werke geltende — Worte aus dem Chor der II. Symphonie:

„Hör auf zu beben!

Bereite Dich, zu leben!“

Die grenzenlosen Klagen des ersten Satzes haben sich über den grimmigen Humor der Mittelsätze geläutert zu einem Schmerz voller Milde und Verzeihen. Auf den beschwingten Fanfaren der Trompeten geleitet er durch Zwiegespräch der Violine, des Basses und Cellos in ein keusches lyrisches Melos. Doch jeder vergehende Schmerz scheint neuen zu gebären. Wieder kehrt das Urgefühl des ersten Satzes, und in seiner Gefolgschaft naht Schmerzüberwältigung, daraus keine Erlösung. Nach mutlosen Ansätzen findet die Seele doch endlich den Weg über singende Streicherchöre und strahlendstes Vibrieren der Geigen zurück zum befreienden Verzeihen, nunmehr „bereit“ zum Leben. Und mit einem Rühren an einen tiefsten und darum beglückendsten Schmerz (es sei nur des geistesverwandten Finale des „Liedes von der Erde“ gedacht) verklingt Mahlers „Neunte“.

Robert Neulaender

CÉCAR KLEIN



CECAR KLEIN ZEICHNUNG

Franz Kafka

Von Otto Pick

Ein einziges Mal erst, in Franz Bleis „Hyperion“, ist uns der Name des Pragers Franz Kafka begegnet. Dort waren, zwischen Verse von Hofmannsthal und ein Claudelsches Dramenfragment etwa, wie zufällig hineingeweht, diese tagebuchartigen Anmerkungen eines seltsamen Mannes zu lesen. Stilistisch von unglaublicher Reife, von der Leichtigkeit französischer Meisterprosa, rhythmisch wie Klagelieder einsamer Mädchen, anspruchslos und ihrer Neuartigkeit bewusst, berichten die knappen, manchmal in einem einzigen Satze alle Auf- und Abschwelungen eines dauernden Gefühls gewährenden Prosastücke etwa die täglichen Erlebnisse eines Menschen aus bürgerlichem Hause. Scheinbar nur. Denn diese neue Art von Betrachter, wie Kafka sie restlos, daher unnachahmbar repräsentiert, sieht nie die Dinge an sich und auch nicht ihren Schein: Die Begriffe verschieben sich, Alltägliches steigert sich zum Ausserordentlichen, Gespenstisches wird wohlvertraut. . .

Kafka empfindet direkt; aber seine Direktheit führt ihn dorthin, wo wir nur auf Irrwegen hinzugelangen pflegen, ohne es zu erstreben. Für ihn wird der zufällige Bekannte, der sich ihm für ein Stück Weges anschliesst, in einer unkontrollierbaren Sinnesaufwallung zum Bauernfänger, zum Erzfeind, den er mit Anspannung aller Kräfte zu entlarven strebt. . .

In diesem Buche wird die Welt als etwas unendlich Rätselhaftes, in seiner derben Wirklichkeit bereits Unwirkliches betrachtet, als eine Art Marktplatz, wo die Menschen einsam herumirren, vieler Gefahren gewärtig, so dass sie misstrauisch einander meiden, jeder den vermeintlichen Gegner zu durchschauen glauben und ausweichend in weicher Scheu verborgenen Gässchen zutragen.

Franz Kafka ist der stets aus seiner irdischen Form Schlüpfende, der unglückliche Durchstürmer seines Zimmers, der Entdecker von Tagesgespenstern, der Melancholische mit der Gebärde der Geschäftigkeit. Scheinbar fröhlich klingt es, was er als „Kaufmann“, „Herrenreiter“, „Junggeselle“ usf. uns erzählt: aber da taucht mitten im Bericht die Kubinsche „andere Seite“ dieser Existenzen auf: Das Undurchschnittliche an ihnen, die Gedanken, die nicht sie haben, sondern die ihnen, als Personifikationen des Dichters suggeriert werden.

Versucht man eine Formel für diese Art der Lebensbetrachtung zu finden, so gerät man in

Verlegenheit. Vielleicht, sagt man sich, ist hier der eigentliche „Indifferentismus“ am Werke, der die Luft hinter den Dingen sehen lässt, da die Dinge selbst ohne Belang und allzu leicht zu durchschauen sind. Oder hat die schlummernde Kraft eines Schwachen hier ihren Ausdruck gefunden? Die heftigen Stellen des Buches lassen es vermuten, z. B. der „Wunsch, Indianer zu werden“, dieser Wunsch, in dessen Aeusserung der Sehnsüchtige allen Schwung und alle Kraftverdichtung seiner unmöglichen Erfüllung legt. Die Art, wie „Entschlüsse“ so lange bis in ihre letzten Konsequenzen durchlebt werden, bis sie die Berechtigung der Ausführung verloren haben, vor allem aber die furchtbare Erkenntnis des Verlassenen, der sich mit der Betrachtung des Lebens von seinem Gassenfenster aus zu begnügen entscheidet, — solche Stellen des Buches „Betrachtung“ verraten die ganze Seelenqual eines neuen, befangenen Kaspar Hauser.

„Betrachtung“ ist bei Ernst Rowohlt, Leipzig, erschienen.

GAEHNENDES CAFE

Die Nacht ringt heut' an einer totgebor'nen
Freude;

Die Langeweile hängt an allen Wänden her
In grossen Fetzen, wie verräucherte Goblins,
Auf denen Göttinnen verzierte Hoffrisuren
Auf würdig flacher Nacktheit balanzieren.

Die unanständig feingeschliff'ne Kühle blinkt
Nicht mehr begehrlieh aus geschminkten Augen;
Die Geige klebt in ihrer faden Süsse

Und fett klatscht breites Gähnen an die Scheiben. —
Ein irgendjemand

Versucht brutal zu sein; plötzlich verstummt er
Hilflos;

Von fernher rollen Züge.

Hellmuth Wetzel

INS WEITE

Komm, lass uns flieh'n, Geliebte, aus der Enge,
Wo Stunden, Raum und Lichter lasten,
Wo spitze Finger in das Hirn mir tasten
Und Alles quält und stösst mich ins Gedränge.

Mich trinkt das Rufen und der And'ren Glück,
Ich sink herab in Niegeborenssein
Und trage Haar und Haut doch und bin mein,
Und lasse nichts als Tränen hier zurück.

Komm, lass uns tauchen in die weiche Nacht,
Die deine blonde Haarflut wird zerwehen.
Ich will von Mond beschienen meine Hände sehen
Und fühlen dumpfig schwere blinde Macht.

Rudolf Kayser.

Der Fremde

(16. Fortsetzung)

Roman von René Schickele

— Und wissen Sie, welchen Eindruck ich von dieser Nacht bewahrt habe? Ein Bildchen mit dem Titel: Frontispiz für das Tagebuch aller bessern Jünglinge. Ein spanischer Schirm in einem unordentlichen Zimmer, hinter dem Schirm liegt ein Jüngling in etwas gequälter Lage am Boden. Vom Fenster fällt das erste Licht herein, und in diesem Morgengrauen sind zwei Knochenhände, die sich oben an den Schirm klammern, und ein Totenschädel, der sich hochreckt und auf den Jungen hinuntergrinst.

— Herr Lamonde, sagte Paul heftig, wir müssen uns entmenslichen. Wir müssen fanatische Impressionisten werden, die von der Hand in den Mund leben, wir müssen gründlich verzichten, aber unbedingt und bis auf den Grund der Seele verzichten. Man findet nirgends eine Sicherheit, als im schrankenlosen, seelischen Anarchismus, der von kurzen, bewussten und unverbindlichen Staatsstreichen unterbrochen wird. Kein Mensch kann uns betrügen, nichts enttäuscht uns. Da wir nichts verlangt haben, kann uns das, was uns geschenkt wurde, jederzeit wieder genommen werden, ohne dass wir leiden müssen: wir haben alles Diktatorische abgelegt und wandeln als Barfüßler in seelischen Bezirken. Wir erfreuen uns einzig der Erinnerung: alles Schöne lebt unvergänglich in uns weiter, weil es unabhängig vom Gegenstand ist, durch den es uns vermittelt wurde. . . Ich habe — gestatten Sie, bitte, dass ich Ihnen das anvertraue — seit meiner frühesten Jugend an einem infernaln Drang nach Beherrschung gelitten. Mein Ideal war, der Sklavenhalter möglichst vieler Schicksale zu sein. Aber ich habe auf die „Thrônes et Dominations“ Verzicht geleistet und hoffe, mich bald endgültig in mich zurückzuziehn. Es ist unwürdig, sich ein Leben unterwerfen zu wollen! Und es tun, ist das Verbrechen. Dieser Unterdrückungsgedanke geht bis zum Gottesbegriff. Der Mensch kann sich erst wahrhaft frei nennen, wenn er dieser Schlinge, die die Natur ihm legt, entronnen ist. Nämlich, dem Drang nach Vergewaltigung, oder, was dasselbe ist: nach Beherrschtwerden. Paul stockte. Lamonde hatte sich auf der Chaiselongue herumgeworfen. Natürlich, es wäre höflicher gewesen, Lamonde zu Ende sprechen zu lassen, aufzustehn und sich mit einigen korrekten Worten zurückzuziehn. Oedipe Roi . .

Er schien sehr zeitgenössisch heute abend. War er denn nicht schon wieder „Mann“ in diesem Salonstück, das er aufführte? Mit den beherrschten Bewegungen. . . Es fiel doch schwer, sich über seine hunderttausend männlichen Ahnen zu erheben.

— Lamonde, ist Ihnen schon einmal aufgefallen, wie schwer es ist, sich in gewissen Situationen mit Anstand zu beherrschen? Das beste wäre, man liefe davon. Denn entweder man beherrscht sich nur unvollkommen, dann ist die unwillkürlichste Bewegung mit Stimmung geladen. Auf Frauen wirkt das am meisten. Es reißt sie zu den tollsten Verlogenheiten hin, es wirft sie um. Vor Männern fühlt man sich geniert. . . Oder aber, man beherrscht sich so vollkommen, dass nicht die geringste Rührung herausspringt, dass man ganz dicht bleibt. Frauen gegenüber ist das undankbar. Sie sind einem bestenfalls im ersten Augenblick sklavisch ergeben, und später, wenn sie aus dem ersten Tête-à-tête erlöst sind, werden sie einen für gefühllos halten. . . Lamonde, ich fürchte, Ihre Frau hält Sie für gefühllos.

Lamonde sprang auf.

— Herr Merkel, ich spreche hier für Herrn Nieland.

Das war die Stimme von Oedipe Roi.

— Setzen Sie sich, bitte, Herr Lamonde. . . . Ich verstehe vollkommen. Was Sie hier sagen, hätten Sie ebenso gern einem Dienstmann erzählt, wenn Sie sicher gewesen wären, dass er über einige notwendige Kenntnisse verfügte.

Paul begann ihn zu hassen. Er fühlte etwas Lauerndes in der Haltung Lamondes. Der Schauspieler hatte ihn mit einigen Sätzen geködert, die aus seiner eigenen Tasche stammten. Was wollte der Mime? Paul ahnte einen Angriff, der noch nicht begonnen hatte. Gegen wen ging dieser Angriff? Gegen Nieland oder ihn, der von der Geschichte wusste. Er brauste auf:

— Zum Teufel, so sagen Sie mir doch endlich, was Sie von mir wollen!

Lamonde, erstaunt:

— Von Ihnen?

— Oder von Nieland, das ist jetzt dasselbe. Ich soll ihm mitteilen. . . Was soll ich ihm mitteilen? Dass Sie nicht daran gedacht haben, ihn anzuzeigen, das ist das erste. Was dann? Dass Sie gelitten haben. . .

Paul unterbrach sich wieder. Und wenn Lamonde noch so sehr Komödie spielte, — sicher hatte er gelitten, sicher. Es gibt keine Aesthetik im Leiden. Man leidet. Ein Hund leidet. . .

Paul wollte seinen Hut nehmen und hinausgehen. Nur nicht sich länger hin- und herzerren lassen. Bei alledem war er beteiligt . . Er hatte Erinnerungen. Sie überfielen ihn beim geringfügigsten Anlass, und dann war er übertölpelt, blind und verbohrt sich . .

— Sie irren, sagte der Schauspieler langsam. Ich möchte Herrn Nieland davor bewahrt wissen, dass er Dummheiten begeht . . .

(Fortsetzung folgt.)

Zeitschriftenschau

DER LOSE VOGEL

Eine kleine Gruppe von Schriftstellern schreibt diese Monatsschrift, um im Zusammenfluss der Kräfte und Leistungen unserer Zeit einen Damm zu ziehen zwischen den Wassern, die von Gott strömen und den Abflüssen für das gemeine Bedürfnis. Es kommt nur darauf an, dass der Mensch die Sicherheit seiner Haltung hat und nicht zufälligen Erfolg und Beifall. Zum anderen Mal rufen hier die Streiter: Was hülfte es dem Menschen, wenn er die Welt gewänne! So ist diese Zeitschrift nach ihrem Programm das Flugblatt der Bergpartei, gegen die Partei der Niederungen. — — Das Programm klingt negierend, aber das Geleistete ist durchaus Erfüllung des im deutschen Leben Vermissenen. Aus den Geschehnissen wird das Diskutable zur Diskussion gestellt und die Leistungen gerichtet nach der Norm ihrer immanenten Notwendigkeit. „General von Bernhardis Buch und der nächste Krieg“ gehört hierher, wie eine Betrachtung „über das Geistliche, den Modernismus und die Metaphysik“. Die Spekulation wird analysiert und Erinnerungen an Bismarck geben das Mass politischer Genialität. Es ist nur natürlich, dass das Temperament des Losen Vogels in den Angelegenheiten der Kunstwertung, der fratzenhaften Proportion der deutschen Kunst zum deutschen Volk sich über die Produktionen für den Bedarf der Arbeitermüdeten erhebt. Einige grosse Beispiele der grossen Kunst sind da, die zeigen, dass trotz der pseudoapollinischen Dekrete der Publikumspäpste, doch noch der aus sich selbst begeisterte Sänger Orpheus unter uns wandert. Da ist eine unerhörte schöne Impression „das sündhafte Mantua“ zu lesen. Aber voran steht hier das Kritische, auch die Wertung des Tanzes, des Theaters, der Mode, und Variationen all dieser Mannigfaltigkeit. Swinburne, die neue französische Lyrik, Gabriel Schillings Flucht in die Öffentlichkeit werden erwogen zur Verehrung, zur Kenntnisnahme und zur Besinnung. Die barbarische Popularisierung exklusiver Kunst wird hier geheilt, indem für die relativ wenigen, die exklusiv geniessen können, eine adäquate Analyse geboten wird. Absolut wird die Zahl dieser schon einige zehntausend in Deutschland betragen. Sie sollten hierher kommen und sich bestätigen lassen, dass Statisten keine Männer sind, und dass die grosse Tat eine Feindin der vielen kleinen Puschwerke des Alltags ist, aus denen sie so hoch ragt, dass der gemeine Blick die Kuppel ihrer Höhe nicht mehr zu sehen vermag. In den fortlaufenden „neuen Gesprächen Goethes mit Eckermann“, in mancherlei Aphorismen und Glossen stellen Wahrheiten blinder Dummheit ein Bein, dass der Mensch sehend wieder aufsteht. Und dann erkennt er sich und die Welt in den gebotenen Beispielen, die er für Anekdoten des Amusements nahm. Aber sie sind Symbole der grossen Bewegung und Erkenntnis, erfunden von den Menschen mit dem grossen Temperament. Auch unserer Zeit fehlen diese Analytiker nicht. Wer Herz und Hirn hat, sei mutig, sich von ihnen erschüttern

zu lassen. Das Wort „an die jungen Deutschen“ spricht von Dienst der grossen Liebe und scheint der stärkste Ausdruck dieser im Grunde ethischen Bewegung zu sein, die es nicht nötig hat zu schreien, weil sie etwas zu sagen hat.

Franz Blei gibt den Losen Vogel heraus, dessen Sachlichkeit den Namen der Mitarbeiter verschweigt. Zuerst mutet diese Anonymität sonderbar an, aber bald freut man sich des Dienstes um die Sache. Was bis heute im Losen Vogel steht (es ist ein halber Jahrgang) möchte ich nicht missen. Alexander Bessmertny

DIE FACKEL, Herausgeber Karl Kraus, Nr. 368/369 enthält: Glossen; Notizen; Verbrecherische Irreführung der neuen Freien Presse u. a.

PAN, Herausgeber Alfred Kerr, Heft 20 enthält: Adolf Josef Storfer: Prinz Eitel Friedrich; Kurt Martens: Eines Menschen Antlitz; Vindex: Aktionärschutz; Alfred Kerr: Gottesgericht u. a.

DIE SCHAUBÜHNE enthält in der Nummer 7: Lied. Von Paul Mayer. — Die grosse Liebe (Heinrich Mann im Lessingtheater.) Von S. J. — Kerkyra. Von Herbert Ihering.

Vornotizen

(Nur wichtige Neuerscheinungen werden hier angezeigt. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION)

HUDSON LOWE. Der sterbende Napoleon. Unveröffentlichtes Tagebuch (Erich Reiss Verlag, Berlin.) Geh. M. 3.—.

PAULA BECKER-MODERSOHN. Katalog ihrer Werke. 1. Lieferung. (Horenverlag, Worpsswede.)

Autoren-Abend der AKTION

Sonnabend, den 1. März, veranstaltet die AKTION den ersten diesjährigen Autoren-Abend. Es werden aus eigenen Werken lesen: Gottfried Benn, Paul Boldt, Alfred Lichtenstein, Richard Oehring, Hellmuth Wetzel, Alfred Wolfenstein. Erich Oesterheld spricht über „Kino und Bühne“, Max Oppenheimer über „Neue Malerei“, Franz Pfemfert über „Die Notwendigkeit des Dreiklassenwahlrechts“.

Wünsche um Einladung richte man umgehend an die AKTION.

DER MONISMUS UND DIE FRAUEN

Unter diesem Titel hält Grete Meisel-Hess auf Einladung der Berliner Ortsgruppe des „Deutschen Monistenbundes“ am 20. d. Mts. um 8¼ Uhr einen Vortrag im Logenhaus, Kleiststrasse 10. Unter dem „Monismus“ wird aber lediglich die wissenschaftliche Weltanschauung zum Unterschied von der dogmatisch-mystischen verstanden.

Druckfehlerberichtigung

In dem Artikel von G. Fuchs in Nr. 7 sind zwei störende Druckfehler zu korrigieren. Es muss heissen in Spalte 2, Zeile 23 von oben: „Die Sozialdemokratie hat nur zwei Möglichkeiten: entweder auf die parlamentarische Majoritätspolitik oder auf den Sozialismus zu verzichten“, und ferner Spalte 2, Zeile 3 von unten: „... und dass der Produzent keine sozialpolitischen Verbesserungen einheimen kann, ohne sie als Konsument wieder herauszahlen zu müssen“.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: Vom Kompromiss / G. Fuchs: Zur Bekämpfung der Sozialdemokratie Paul Boldt: Hinrichtung 1913 / Rudolf Kaiser: Das Gedichtbuch des Ernst Blass / Fritz Max Cahén (Paris): Boulevard am Morgen / Alfred Lichtenstein: Die Sehnsucht Kuno Kohns / Max Brod: Busslied / René Schickele: Der Fremde / Ein Jugendgedicht Heinrich von Treitschkes / Das dümmste deutsche Blatt / Bieröde / Zeitschriftenschau / Der 2. Ball der Aktion

Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 9

INHALT

Erich Oesterheld	Die Kinopest
Maxim Gorki	Das graue Kompromistier
Gottfried Benn	Alaska
Mynona	Siehst du!
Hellmuth Wetzel	Tief in der Mondnacht
Rudolf Kayser	Mary
Paul Boldt	Vorfrühling
Mario Spiro	Spleen
René Schickele	Der Fremde

Wir werden politische Köpfe — Aus Balzac — Der Autoren-
abend im Salon Paul Cassirer — Literar. Neuerscheinungen

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

Kunstsalon Paul Cassirer

Viktoria-Strasse 35

Sonnabend, den 1. März 8 $\frac{1}{2}$ Uhr

Autoren - Abend

der Zeitschrift DIE AKTION

Es werden lesen aus ihren Werken:

Gottfried Benn, Paul Boldt, Alfred
Lichtenstein, Richard Oehring,
Hellmuth Wetzel, Alfr. Wolfenstein

Es sprechen:

Erich Oesterheld: Kino und Bühne
Max Oppenheimer: Politik u. Kunst
Franz Pfemfert: Die Notwendigkeit
des Dreiklassenwahlrechts

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

3. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

26. FEBRUAR 1913

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Strasse 17 zu senden :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährl. (excl. Be- stellgeld) bei allen Postanstalt., Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk. 2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 :: Kommissionär Gust. Brauns, Leipzig

WIE DIE DEUTSCHEN DRAMATIKER BARBAREN WURDEN

Dieser Aufsatz war bereits im Satz, als Herr Kyser seinen von dem Filmisten H. H. Ewers kindisch begrinsten Artikel in der „B. Z. am Mittag“ veröffentlichte. Dass Erich Oesterheld als Leiter einer bekannten Bühnenvertriebsfirma sich so energisch gegen die Kino-Mittäter wendet, ist um so erfreulicher, als ja die Bühnenvertriebsstellen durch die Barbarentat der deutschen Dramatiker finanziell nicht geschädigt sind. Ist übrigens den Herren Hauptmann und Schnitzler die liebliche Tatsache bekannt, dass ihre Kino-Tantiemen von den Filmfabriken als Reklameunkosten gebucht werden? He? Vielleicht berichtet die Tagespresse, der ich den Nachdruck des Oesterheldschen Aufsatzes empfehle, von dieser Tatsache ihren Lesern . . . F. P.

Anno 1775, am 23. Oktober, schrieb das problematische Genie des „Sturm und Drang“, der damals aussichtsreichste Dramatiker Jakob Michael Reinhold Lenz an seinen Kollegen, den Alexandrinerdramatiker Fr. Wilh. Gotter:

„Ich bin nie gewohnt gewesen, meine Sachen zu verkaufen, nur die höchste Not treibt mich dazu“ Und am 20. November desselben Jahres heisst es in gleichem Sinn an Herder: „Wär' ich meiner kleinen Schulden erst frei, nähm' ich durchaus kein Buchhändler honorarium, das mir für jeden Schriftsteller äusserst schimpflich erscheint.“ Das war anno 1775, und Lenzens Worte, die innerlich auch heute nicht ohne Berechtigung sind, haben nach aussen hin das Patina der 137 Jahre angenommen, die sie von unsrer Meinung trennen. Heute ist im Gegenteil jedes Schriftwerk Wertobjekt und sein Verkauf um so schimpflicher, je weniger Honorar es einbringt. Mit Geist Handel treiben, ist gewiss jeder edlen Künstler-

seele zuwider, dieser Handel ist durch den Materialismus der modernen Zeit genügend sanktioniert worden. Der moderne Dramatiker gibt sich mehr denn je als money-maker, als Spekulant auf Metallwerte, den die Gunst des Publikums als Gegenwert bietet; und das gewiss mit um so grösseren Recht, je weniger er die Gunst seines Publikums mit Blechmünzen bezahlt. Heute ist Armut eine Schande und kein Handwerk schändlich, das sich rentiert.

Aber mehr denn je ist das moderne Dramatikerhandwerk auf die launische Gunst des Publikums angewiesen, und so schien es vernünftig, als sich die Tüchtigsten zu einem „Verband“ zusammensetzten, der ihre wirtschaftlichen Interessen vertreten und ihr zumeist undankbares Gewerbe „erträglicher“ machen sollte. Die Erwartungen der „verbündeten“ Dramatiker sind denn auch nicht enttäuscht worden: die Vertriebsstelle des „Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller“ konnte, wie bereits an mehreren Stellen dargetan wurde, im letzten Jahre ziemlich erkleckliche Dividenden auszahlen. Diese erfreulichen Erfolge sollen mir gewiss nicht als Grund zu einem neidischen Angriff auf ihre Organisation dienen, wenn ich diese Erfolge auch als auf falscher Grundlage beruhend nicht gar so hoch estimieren kann, wie es, allen äusseren Anzeichen entsprechend, gegeben wäre. Denn diese beträchtlichen und für jedes Mitglied gewiss erfreulichen Dividenden konnten nicht, wie man annehmen müsste, auf Grund

energischer Ausnützung der dramatischen Produktion ihrer Mitglieder bezahlt werden, sondern zum grössten Teil nur aus den Erträgen der schlimmsten Feindin deutscher Dramatik: der Operette (man denke an die Gilbertschen Operetten, die der Vertriebsstelle angehören), und ich bin gewiss, dass die ersten und ringenden Dramatiker mit den Erfolgen der eigenen Werke nicht ganz so sehr zufrieden sein können. Aber auch dagegen kann man, zumal als outsider des Verbandes, keine Klagen richten, denn es bleibt immer Angelegenheit der Einzelnen, ob sie sich mit diesen Ergebnissen ihres literarischen Ehrgeizes bescheiden können; und schliesslich spricht alles nur für den geschäftlichen Geist und die energische Art des Verbandsleiters, wenn er die Objekte so weit als möglich ausnützt, die dem Geschmack des Publikums am meisten entsprechen. Aber dieser „Verband deutscher Bühnenschriftsteller“, der die schlimmen Feinde des Theaters, des Dramas, und die Benachteiligung seiner Mitglieder mit allen Machtmitteln bekämpfen will, treibt seinen geschäftlichen Spekulationsgeist auf die Spitze hässlicher Gewaltmassregeln und vernichtet auf diese Weise das, was zu fördern ihm Amt und Pflicht gewesen wäre. Und dagegen drängt es mich aufzustehen, da es bislang keiner für mich getan. -Aber zuvor bin ich Erklärungen schuldig:

Vor gar nicht zu langer Zeit protestierte, wie man weiss, die Phalanx der verbündeten Bühnenschriftsteller gegen die kaninchenartige Vermehrung des Kinos und die schädlichen Folgen dieses Kulturauswuchses. Allen Einsichtigen war die Gefährlichkeit und Massensuggestion des Kinos mit seiner von aller edlen Kunst abwendenden Verrohung ernst bewusst, und so hielten wir die energische Reaktion aller, die in der Kunst des Theaters und des Dramas Notwendigkeit und edlen Zweck sahen, für ein Verdienst um die gute Sache und klatschten ihr Beifall. Gewiss mag das Kino in mancher Hinsicht seine Vorzüge haben und für wissenschaftliche Zwecke auch förderlich, vielleicht sogar notwendig sein, aber da, wo es mit der Kunst des Theaters in Berührung kommt, wo es als Ersatz der Bühnenwirkung in den Vordergrund tritt, ist es gemeingefährlich. Die Verinnerlichung des Bühnenbildes bewirkt der dichterische Gedanke oder die Idee im Wort, die auf eine Beseelung des Raumes ausgeht. Bühne und Drama oder Raum und Gedanke gehören so tief innerlich zusammen,

dass alle dramatische Kunst sich auflösen muss, wenn dieses von jenem getrennt wird. Die Filmwirkung ist die bewusste und notwendige Ausschaltung von Gedanken und Wort, gibt nur Raum und Vorgang, gibt nur Bild im Bilde, ist also eine schematische Veräusserlichung jener Kunstform, an der Genie und Geist von Jahrhunderten gearbeitet haben. Die Masse ist der natürliche Feind des Gedankens: ihr genügt die Oberfläche des Geschehens, die logische Aneinanderreihung von Bild an Bild, die Gehirn und Seele ausschaltet, so wie den Oberflächlichen der äussere Mensch für die ganze Persönlichkeit genügt. Sie ist infolgedessen auch der geborne Interessent des Kino unreisst, stromartig, auch die edleren Teile des Volkes mit sich. Das Theater erfordert, soweit es Kunst bietet, Einstellung, Organ, Resonanzfähigkeit, die zum edlen Mark des Volkes gehören. Der schlimmste Feind des Künstlerischen ist die Veräusserlichung, und somit stehen sich Theater und Kino als extreme Pole feindlich und unversöhnbar gegenüber. Denn dieses bezweckt Verinnerlichung und jenes Veräusserlichung; ein Hinströmen zum Kino heisst ein Abwenden vom Theater.

Deshalb war es ernste Pflicht, besonders der Bühnenschriftsteller, gegen die Kinopest energische Massregeln zu treffen, zumal da jene günstigeren Existenzbedingungen sich erfreuen, als die Theater sie je gekannt. Aber die money-maker-Natur des Menschen nützt mit natürlicher Selbstverständlichkeit die Chancen aus, die äusseren Nutzen und Vorteil mit sich bringen. Deshalb ist es begreiflich, wenn auch nicht verzeihlich, wenn nach und nach auch die besten Schauspielerkräfte ihre Tätigkeit den schlimmsten Feinden ihres Berufs zur Verfügung stellen. (Es fehlt in den Direktorenverträgen ein Passus, der wenigstens den ersten Kräften ihre Mitwirkung im Kino untersagt!) Für das immer grösser werdende Lichtspielpublikum ist natürlich die Tatsache ausschlaggebend, dass es im „Kientopp“ für billiges Geld auch ein „Drama“ sehen kann, und gar mit den abenteuerlichsten Geschehnissen und spannendsten Verwicklungen, die die Bühne gar nicht einmal zu bieten vermag. Was ihnen die „Laterna magica“ ihrer Kindertage war, ist ihnen jetzt das Kino, das ermüdende Augenreizmittel: ein konzessionierter Ersatz für die Indianer- und Nic Karter-Geschichten ihrer Jugend.

Doch zur Sache: Kurze Zeit, nachdem sich der „Verband deutscher Bühnenschriftsteller“ in die-

sem Sinne gewehrt hatte, berief er abermals eine Versammlung ein, die das geschäftliche Verhältnis des Dramatikers zur Filmfabrik regeln sollte. Mit andern Worten: die Bühnendichter wurden aufgefordert, auch Kinodichter zu werden und ihre Tantiemen durch finanziell glänzende Abschlüsse mit ersten Filmfabriken zu erhöhen. Diese niedliche Tatsache wurde alsbald durch sämtliche Zeitungen lanziert, die kurz darauf als letzte Aktualität brachten, dass die Bühnendichter von Rang und Wert von jetzt ab auch für's Kino arbeiten würden. Blumenthal war vorangegangen, Gerhart Hauptmann und Arthur Schnitzler, zwei wichtige Stützen der deutschen Bühne, kamen nach. Das Publikum ist natürlich entzückt ob dieser direkten Aufforderung zur Abwendung vom Theater und wird jetzt voraussichtlich seine obligaten Hauptmann- und Schnitzlerpremierer im Lichtspieltheater suchen.

Ich frage mich: Sieht denn niemand die grosse Gefahr, die in diesem durch die Dramatiker und ihren Verband bewirkten Umschwung der Verhältnisse dem ernstesten Theater droht? Besonders jetzt, in dieser krisenreichen Zeit, wo Theater und Pleite sich ergänzende Begriffe geworden? Geschäft ist Geschäft, gewiss! Aber muss diese Lichtspieldramatikerallianz nicht das spärliche Theaterpublikum mit Gewalt aus dem Parterre treiben? Und ist es nicht schimpflich, dass Dramatiker, auf deren Fähigkeiten die Schaubühne bauen konnte, und die nicht mehr auf jeden Pfennig angewiesen sind, sich skrupellos in den Dienst der schlechten Sache stellen, dass ein Hauptmann, ein Schnitzler üblen Film-dichtern ihr mörderisches Handwerk sanktionieren? Das heisse ich eine schändliche Vergröberung dramatischer Kunst, ein barbarisches Charmieren mit Pöbelinstinkten, dem man entgegenwirken sollte. Und keiner erhebt seine Stimme wider dieses moderne Sodom und Gomorrha einer verruchten Zeit, die aus Liebe zum Geld ihre Kunst aus dem Tempel jagt oder zum Gaudium der Masse gefilmten Geist auf die geduldige Leinwand malt!? Und wer ist schuld an dieser schmachlichen Vergröberung des literarischen Triebes? Der „Verband deutscher Bühnenschriftsteller“ und seine money-süchtigen Dramatiker, dieselben, die so wehleidig den Niedergang des Theaters beklagen. Es ist schade um ein Volk von Dichtern und Denkern, das seine dramatischen Ideale in der Bilderreportage sieht.

Erich Oesterheld

Das graue Kompromisstier

Von Maxim Gorki

Auf der Erde führen der Rote und der Schwarze einen blutigen Kampf. Die unersättliche Begierde nach Macht über die Menschen ist die Kraft des Schwarzen.

Der Rote hingegen wünscht sehnlichst das Leben frei, vernünftig und schön zu sehen. In diesem Wunsche ist seine Kraft.

Sein vor Erregung immer zitternder Gedanke beleuchtet die Finsternis des Lebens mit der heissen Flamme des Schönen, mit dem blendenden Lichte der Wahrheit, mit dem milden Lichte der Liebe. Sein Gedanke hat überall die mächtige Flamme der Freiheit entzündet und dieses Feuer umarmt jauchzend und heiss die finstere, blinde Erde und lässt sie von dem Glücke für alle träumen.

Er sagt:

„Alles — für alle! Alle sind gleich, das Herz eines jeden Menschen birgt eine ganze Welt von Schönheit, man darf das menschliche Wesen nicht verletzen, indem man es zu einem stumpfen Werkzeuge der sinnlosen Kraft herabsetzt, niemand soll unterliegen, niemand hat das Recht, jemanden zu zwingen, die Macht als solche ist ein Verbrechen.“

Schüchtern und unsicher, aber rasch bewegt sich zwischen dem Schwarzen und dem Roten der kleine eintönige Graue. Er liebt nur eine satte Wärme, ein Leben voller Bequemlichkeiten. Und wie eine ausgehungerte Dirne an der Strassenecke ihren vergänglichen Leib, so bietet er gerne dem besser Zahlenden seine schmutzige Seele feil . . . Nur, um dass sein Leben dahinfliesst so ruhig und sanft, so weich und bequem, so satt und warm . . . Er ist gerne bereit, jedweder Macht wie ein Sklave zu dienen, wenn sie ihm Wohlstand und Ruhe verspricht. Das ganze Leben ist für ihn ein Spiegel, in dem er nur sich selbst sieht. Er ist sehr lebensfähig, denn er besitzt alle Eigenschaften des Parasiten. Es ist ihm ganz gleichgültig, von wem er sein Essen bekommt — mag es ein Mensch sein oder ein Tier, ein Genie oder ein Schwachkopf. Seine Seele ist der Thron eines schlüpfrigen Frosches, den man Gemeinheit nennt, sein Herz ist ein Reservoir feiger Vorsicht. Er will das Vergnügen geniessen, er lechzt darnach und zugleich beunruhigt ihn eine immerwährende Angst — das macht ihn falsch und doppelzünftig. So oft im Kampf um die Macht der Schwarze als Sieger hervorgeht, hetzt er den Roten vor-

sichtig auf. Heimlich flüstert er ihm ins Ohr: „Siehst du, wie die . . . Reaktion jetzt wieder stark ist?“ Gelingt es einmal dem Ritter der Freiheit und der Wahrheit, seinen grimmigen Feind zu Boden zu strecken, warnt er den Schwarzen: „Du musst auf der Hut sein — die Anarchie . . .!“ Sein Ideal ist immer ein und dasselbe: Ruhe und Ordnung — für sich. Und wenn es auch den geistigen Tod des ganzen Landes kosten sollte. Sieht er den Schwarzen im Kampfe ein wenig ermüden, mengt er sich in den Streit ein, den der Schwarze und der Rote miteinander führen, und betrügt stets beide. Mit Ehrerbietung und vorsichtig sagt er zum Schwarzen: „Ja, natürlich, die Menschen — das ist doch eine Viehherde, und die muss doch unbedingt einen Hirten haben, aber ich glaube, es wäre vielleicht zweckmässig, den Weideplatz etwas zu erweitern. Wenn man ihnen zu dem, was sie jetzt haben, noch ein klein wenig geben würde, würden sie, trotzdem sie weniger haben würden, als sie wünschen, doch mehr haben, als jetzt. Das wird sie beruhigen und der Rote wird aufhören, gefährlich zu sein — denn seine ganze Macht beruht ja nur auf ihrer Unzufriedenheit. Bitte — wenn Sie erlauben — ich will Ihnen bei diesen neuen Einrichtungen gerne behilflich sein.“

Es wird ihm erlaubt und er richtet — für sich — das Leben angenehm, warm und behaglich ein . . .

Der Schwarze wird durch den Verkehr mit dem Grauen weniger grausam, aber dümmer und gemeiner. Der Rote gerät in eine noch stärkere Glut.

Nun spricht der Graue belehrend zum Roten. „Natürlich wäre es schon Zeit, das Leben nach den Idealen einzurichten, aber es können doch nicht alle auf einmal befriedigt werden. Die Rechnung — das ist der Enthusiasmus des Weisen . . . Der Schwarze wird schon nachgeben, wenn wir vorsichtig handeln . . . erlaubt nur, ich werde mit ihm vorsichtig sprechen . . .“

Und es wird ihm erlaubt, oder nicht erlaubt und er richtet — für sich — das Leben warm, ruhig, gemütlich ein . . .

Der Rote wird immer blasser. Der Schwarze breitet die Flügel seiner Macht immer weiter aus, das Leben wird finsterner, der Lebensatem beginnt zu stocken . . . Der Graue trinkt aus seinem schmutzigen Becher mit vollen Zügen das Glück des Friedens. Er kann verraten und ver-

schachern, er ist zu allem fähig, aber nie handelt er recht und nie ist er schön.

Diese kleine, doppelzüngige Schlange ist immer in der Mitte zwischen den Extremen und durch ihr egoistisches Treiben verhindert sie die vollkommene Entwicklung des einen ad absurdum oder des anderen bis zum Ideal. Immer in der Mitte mischt er die zwei Grundfarben des Lebens in eine Farbe, die tonlos ist und fad und schmutzig . . .

Der Graue sucht den Tod desjenigen abzuwenden, was schon zu leben aufgehört hat, er hemmt das Gedeihen dessen, was lebensfähig ist, er ist der ewige Feind all dessen, was schön und kühn ist.

Glossen

WIR WERDEN POLITISCHE KOEPFE

Selbst den Annoncenteil verseucht die Politik: „Auf meiner diesmaligen Einkaufsreise nach dem Orient hatte ich Gelegenheit, grosse Posten Teppiche ausserordentlich billig zu erwerben. In Konstantinopel war ich gerade in den Tagen, an denen Enver-Bei die Umwälzung herbeiführte, und war es mir möglich, die Situation für meinen Einkauf auszunutzen. Die neuen Erwerbungen . . .“

LESEFRUCHT

Armer Jüngling! Sie wollen schöne Werke schreiben und schöpfen aus Ihrem Herzen die Zärtlichkeit, das Mark, die Energie, lassen das alles durch Ihre Feder gehen und breiten es als Leidenschaft, als Empfindung, als schöne Sätze aus! Ja, Sie schreiben, statt zu handeln, Sie siegen, statt zu kämpfen, Sie lieben, Sie hassen, Sie leben in Ihren Büchern; aber wenn Sie Ihren ganzen Reichtum Ihrem Stil gegeben haben, wenn Sie Ihr Gold und Ihren Purpur für Ihre Gestalten verschwendet haben, wenn Sie in Lumpen durch die Strassen von Paris gehen und beglückt darüber sind, dass Sie mit den Standesamtsregistern gewetteifert haben und Geschöpfe namens Adolf, Corinna, Clarissa, Renée oder Manca in die Welt gesetzt haben, wenn Sie mit dieser Schöpfung Ihr Leben und Ihren Magen verdorben haben, dann müssen Sie erleben, wie sie von den Journalisten in den Lagunen des Totschweigens verleumdet, verraten, verkauft und verstossen, wie sie von Ihren besten Freunden begraben wird.

Balzac

Alaska

Von Gottfried Benn

I

Europa, dieser Nasenpopel
Aus einer Konfirmandennase,
Wir wollen nach Alaska gehn.

Der Meermensch: der Urwaldmensch:
Der alles aus seinem Bauch gebiert,
Der Robben frisst, der Bären totschrägt,
Der den Weibern manchmal was reinstösst:
Der Mann.

II

Wir gerieten in ein Mohnfeld.
Ueberall schrien Ziegelsteine herum.
Baut uns mit in den Turm des Feuers
Für alles, was vor Göttern kniet.

Zehn nackte, rote Heiden tanzten um den Bau
und blökten

Dem Tod ein Affenlied:
Du zerspritzt nur den Dreck einer Pfütze
Und trittst einen Wurmhügel nieder, wenn du
uns zertrittst,

Wir sind und wollen nichts sein als Dreck.
Man hat uns belogen und betrogen
Mit Gotteskindschaft, Sinn und Zweck
Und dich der Sünde Sold genannt.
Uns bist du der lockende Regenbogen
Ueber die Gipfel der Glücke gespannt. —

III

Einer sang:
Ich liebe eine Hure, sie heisst To.
Sie ist das Bräunlichste. Ja, wie aus Kähnen
Den Sommer lang. Ihr Gang sticht durch mein
Blut.

Sie ist ein Abgrund wilder, dunkler Blumen.
Kein Engel ist so rein. Mit Mutteraugen.
Ich liebe eine Hure. Sie heisst To. —

IV

Don Juan gesellte sich zu uns:

„Frühling: Samen, Schwangerschaft und Durch-
einandertreiben.

Feuchtigkeiten ein lauter Rausch.

Ein Kind! O ja, ein Kind!

Aber woher nehmen und nicht — sich schä-
men.

Mir träumte einmal, eine junge Birke
Schenkte mir einen Sohn. —
Oh, welch ein Abend! Ein Veilchenlied des
Himmels

Den jungen Rosenschössen hingetragen.
Oh, durch die Nächte schluchzt bis an die
Sterne

Mein Männerblut. —

V

Vor einem Kornfeld sagte einer:
Die Treue und Märchenhaftigkeit der Korn-
blumen

Ist ein hübsches Malmotiv für Damen.
Da lobe ich mir den tiefen Alt des Mohns.
Da denkt man an Blutfladen und Menstruation.
An Not, Röcheln, Hungern und Verrecken —
Kurz: an des Mannes dunklen Weg. —

VI

Gesänge:

1.

Oh, dass wir unsre Ur-ur-ahnen wären.
Ein Klümpchen Schleim in einem warmen
Moor.

Leben und Tod, Befruchten und Gebären
Glitte aus unseren stummen Säften vor.

Ein Algenblatt oder ein Dünenhügel:
Vom Wind geformtes und nach unten schwer.
Schon ein Libellenkopf, ein Möwenflügel
Wäre zu weit und litte schon zu sehr. —

2.

Verächtlich sind die Liebenden, die Spötter,
Alles Verzweifeln, Sehnsucht und wer hofft.
Wir sind so schmerzliche, durchseuchte Götter. —
Und dennoch denken wir des Gottes oft.

Die weiche Bucht. Die dunklen Wälderträume.
Die Sterne schneeballblütengross und schwer.
Die Panther springen lautlos durch die Bäume.
Alles ist Ufer. Ewig ruft das Meer. —

VII

Da fiel uns Ikarus vor die Füße:
Schrie: treibt Gattung, Kinder!
Rein ins schlechtgelüftete Thermopylä! —
Warf uns einen seiner Unterschenkel hinterher.
Schlug um, war alle. —

Siehst du!

Von M y n o n a

Ein gemeiner Kerl zwischen 30 und 40 sass abends auf seinem ekligen Zimmer. Der Kerl sah auch widerlich aus, so verschwiemelt, verschnickt — äh! Hatte allerdings ganz netten Blick an sich, roch nach Fusel und döste ludrig ins Blaue.

Oeffnete sich auf einmal kleine feine Tapeten-tür, und ein geradezu süsser Junge von ca. 3 Jahren kommt an den Ekel ran und schweigt, sieht ihn an, flennt lautlos, immer lautloser. Dem Kerle wird's nicht recht. Solche Lumpen fühlen sich Kindern gegenüber nicht sicher, ihnen wird's so . . . so — (lesen Sie bei Rosegger oder so nach!) Der Junge will dem Kerl ins Auge kucken, ganz dicht, aber der Kerl wendet's Auge weg, will nich, er will nich. Was zu machen? — Der Junge will ihm gerade aufs Knie klettern, da kommt vorn vom Haupteingang aus ein schimmlicher verstunkener Greis rein, grinst zahnlos mit wackelndem Unterkiefer und hält dem Schlingel seine tönernen Tabaksdose hin, in Form eines Grabes. Oho! ruft der ganz verschnupft — was soll mir das? Oller Zipollerich! Wie kommt er mir? Was will er mir? — Der Olle glupscht nach dem Kleinen und will nach ihm langen, aber der Junge klammert sich an den Flapps und wehrt sich. Der Olle wird handgreiflich, der Knabe heult auf und kriegt die wundervollste Rotznase. Der junge Mensch ernüchtert sich, greift zwischen beide, trennt sie mit seinen immerhin recht muskulösen Armen und schnautzt: verfluchte Bagage, was soll mir der ganze Dreck? Da sagt der Olle so leicht hin: „Ick bin dein Alter.“ „Mein Alter? Ne, Aujust, der sieht proprer aus, pfui Deiwel.“ Da sagte der kleine Jammerknabe: „Er meint, du sollst jetzt altern und drauf gehen.“ „Fällt mir nicht ein“, unterbrach ihn der Kuli! „Doch, denn sieh, ich bin dein Kind.“ „Wa —! — doch nicht von Truten mit die Hängelocken?“ „Ne!“ knurrte der Olle, „det Gör meint, er sei du als wie noch 'n Hosen . . . r warst; biste ja leider noch!“ Der junge Mensch brüllt wie rasend: „Was wollt ihr von mir?“ Der Olle: „Krepieren sollste; fertig!“ Der Knabe: „Jrün bleiben sollste wie ich — siehst du?“ Dieses „siehst du?“ klingt dem Aermsten so merkwürdig ins Ohr! Er sieht Beide an. „Wer bin ich?“ flüstert er. Beide antworten: „Du bist die dämliche Jugend des ewig vertrottelten Men-

schenlebens! Wenn du dir doch nur besännest! Wenn du uns doch endlich erlöstest!“ — „Unselig, ein Kind zu sein!“ sagte das Kind: „es ist unselig; Lortzing, du dummer Affenschwanz! Kindheit ist Idiotie, Unmündigkeit: soviel die Menschheit Kind ist, soviel ist sie noch imbezill,“ — „Recht hat er,“ fiel der Greis bei, „soviel sie altersschwach ist, soviel ist sie noch Mist, jawohl Mist.“ „Und da verlangen diese mistigen Ollen noch Ehrfurcht, diese Blutsauger. Und Ellen Key macht sich mit ihrer „Ehrfurcht“ über das Kind her —!! Man sollte ihr mit ihrem Vornamen mores beibringen.“ So raunte nachdenklich der junge Mann. Und laut und deutlich fragte er beide: „Ueber Lortzing und Ellen Key sind alle Akten geschlossen. Was denn nu?“ — „Mensch,“ machte der Olle, „wenn du gloobst ick fühle mir wohl? Mensch, wenn ick deine Muskeln hätte! Folge mir! Ick steh dir bevor, du wirst ich; und du warst selbst diese Rotznase. Mensch, befolge meinen Rat: wenn du wirklich leben willst, mache uns den Garaus, ich sterbe gern um deinetwillen, denn nur die mittleren Jahre, die echte kräftige und weise Jugend verdient Ehrfurcht.“ — „Habe kein Mitleid mit uns,“ rief der Knabe, „wir töten dich, Der Jüngling blickte unentschlossen zum Greis. Da erwürgte dieser den Knaben mit seinen knöchernen Krallen. Der junge Mensch fühlte den furchtbarsten Schmerz, ergrimmete und schlug dem Ollen mit der Faust so auf den Deetz, dass er das alte Gehirn wie ein Handschuh auf hatte. — — Im selben Augenblick machte sein Schmerz der allersonderbarsten Entzückung Platz. Na, nichts ist auch klarer! Der Mensch hatte natürlich die Ewigkeit, Weisheit und Kraft seiner Jugend gegen alle Unmündigkeit von Kindheit und Greisenalter auf ewig geschützt. Mit der Allegorie könnte man nur so um sich haun vor Wut über Lortzing und Ellen (!) Key. Siehst du?

AN MARY

Ich kaufte dir Veilchen, als zum ersten Male
Die Lenzlüfte dies Jahr an meine Fenster klirren,

Und hatte das Lächeln eines Verirrten,
Der heimsucht aus einem verschlossenen Tale.

Wir gingen zusammen durch viele Strassen,
Die quälend mich sonst begleitet hatten.
Doch heute trugen sie leuchtende Schatten,
Die wir lächelnd zu treten uns vermassen.

Blond ruht mein Denken jetzt an deinem Busen
 Und Sehnsucht sich auf deinem Körper wiegt.
 Das Sterben, das seit Monaten auf mir liegt,
 Flicht ängstlich und . . . ich grüsse gesichert
 die Musen.

Rudolf Kayser

TIEF IN DER MONDNACHT

Ich kam von dir und brachte dich mit mir.
 In allen Falten meiner Kleider trug ich dich
 Und goss die Süsse deines fernen Seins
 In meine nachtverkeilte Stube aus;
 Noch waren meine Augen Liebkosung,
 Und meine Hände spürten ferne Tänze
 Und alle meine Zärtlichkeiten schenkt ich an die

Finsternis,

Trunken und königlich verschwendend an mein
 Glück.

Und da ich noch sann . . .
 Stand im silbernen Brand des Monds der
 Himmel,

Zwischen den Aesten,
 Vor meinen schmalen Fenstern die von Wein-
 laub leuchteten.

Hellmuth Wetzel

VORFRUEHLINGSHIMMEL

Blätter wollen im Winde fliegen,
 Winde die Chaussee begleiten,
 Wolken sich auf Winden wiegen,
 Taumelnde Beschwerlichkeiten. —

Und ich komme, seltsam kühn,
 Und als ob ich nicht Ich wäre,
 Aus den Winden, Avenuen,
 Mehr in das Imaginäre.

Paul Boldt

SPLEEN

I

Gelassen ritt ich über Trümmern hin,
 Und zwischen Spur und Spur lag gleiches
 Mass . . .

Und vor mir schimmerte so klar wie Glas
 Der Zukunft Bild mit ebenmässigem Sinn.

Kein Glas ist klar genug, so rein kein Spiegel,
 Es blickte draus ein blasses Angesicht . .

Kommt es nicht näher? Mächtiger wird's
 nicht —

Aufbrechend noch so festen Schlosses Riegel?

Und schaut mich an mit Blicken so vertraut
 Und kündet süssen, engelhaften Laut —
 Und Kühlung, Frieden seine Locken fächeln . .

Soll ich Dir folgen, meiner Seele Einst?
 Spricht Weisheit: „Sieh, es bricht Dein Herz.
 Du weinst.“

So wird mein Mund nicht suchen mehr, nur
 lächeln.

II

Und lächle doch nicht nur, ich steh dir Rede,
 Wenn ich verzagt gleich Wunsch und Ziel ver-
 hülle,

Des Spruchs gedenkend warnender Sibylle,
 Dass jegliches Gefühl ich streng befehde.

Dass nimmer meiner solche Liebe harre,
 Der Tod und Leben eins (o Nacht, die krönt!),
 Durch gleiche Trauer werde nur versöhnt,
 Verzicht auf Glück, nach dem so lang ich
 starre.

Gemach, gemacht . . . das Leid ist süss und
 bitter.

Es bergen deines Mantels reiche Falten
 Der Lust Fanal, der Trübsal Ungewitter . . .

So neig ich denn zu dir mich von dem Pferde,
 Ein Sklave alter zwingender Gewalten,
 Und küsse — wissend, dass ich stürzen werde.

Mario Spiro

Der Fremde

(17. Fortsetzung)

Roman von René Schickele

Paul dachte: Lamonde entschuldigt sich.

. . . Deshalb wird es ihm gut tun, wenn er er-
 fährt, dass meine Frau mir unter anderem ge-
 beichtet hat, dass sie sich in einer kleinen Par-
 terrewohnung beim „Grossen Stern“ trafen, die
 1200 Franken kostete, und die Herr Nieland be-
 zahlen musste. Dazu war natürlich Geld nötig.
 In solchen Fällen nimmt man, wo man findet . .
 Ich habe ihr am Morgen gesagt: Herr Nieland
 war heute nacht hier. Du hattest für ihn einen
 Nachschlüssel zum Schreibtisch anfertigen lassen.
 Du hast ihm von meinem Geld gegeben . . Sie
 leugnete. Das hat mich rasend gemacht, ich bin
 brutal geworden; sie ist zusammengebrochen
 und hat alles gestanden. Alles, verstehen Sie,
 bis in die letzten schamlosen Einzelheiten. Sie
 hat geschrien, dass Nieland sie vergewaltigt

habe, dass sie aus Angst seine Geliebte geworden sei, dass sie zugrunde gegangen wäre, wenn sie noch länger die Lüge vor mir hätte aufrecht erhalten müssen . . . Ich erfuhr, dass sie mich masslos liebe, dass sie mich nie so begehrt habe, wie gerade in dieser Zeit . . . Ich hätte sie nehmen sollen, ich hätte sie schlagen dürfen, und sie wäre glücklich gewesen. Aber nur nicht sie vernachlässigen. Sie sei kein Weib, das geschont sein wolle. Sie hat gewünselt, ich möchte sie nicht fortschicken, sie könne nicht leben ohne mich . . .

Ich habe sie zu ihren Eltern geschickt, damit ihre Sehnsucht nach mir noch grösser werde und sich für immer festige. Ich bin also, sozusagen, glücklicher denn je, und Herr Nieland — kann sich trösten.

X.

Lamonde und Paul sind eilig die Treppe hinabgestiegen.

Vor der Haustüre bleiben sie ungeschlüssig stehn. Der Schauspieler blickt nach rechts und blickt nach links. Er lächelt einem bunten Mädchen zu, das, von Seide knisternd, in einem Aufruhr massiger Parfüms steil an ihm vorüberstreicht. Der Schauspieler badet in ihrem Kielwasser. Seine starke Mimennase, die blauen Augen, die dicken saftigen Lippen beben. Einen Augenblick lang schnüffelt alles an ihm. Wie eine Schnecke, die ihren Kopf zurückzieht, kehrt er in seine Ruhe zurück. Er dreht eine Zigarette. . . . Paul erinnert sich. Jemand sagt:

— „Lamonde möchte seine Frau am liebsten wie eine Kokotte anzieh.“

Nieland sitzt bei Calon auf einem Taburett und sieht dem Schauspieler lächelnd in die Augen. Lamonde zuckt mit der Achsel:

— Es wäre eine Synthese — sagt er, verstummt und hebt plötzlich an, das hohe Lied von der unnahbaren Schönheit seiner Frau zu singen. Nieland sitzt aufrecht auf dem Taburett, lässt seinen Stock zwischen den Fingerspitzen rotieren und hört höflich zu. Das war vor vier Monaten. Paul ruft einen Wagen an. Adieu, Herr Lamonde, sagt er. Lamonde nimmt die Zigarette aus dem Mund. Er klopft die Asche ab, während er Paul ins Gesicht sieht.

— Adieu, Herr Merkel, grüssen Sie, bitte, Herrn Nieland von mir.

Er geht stattlich von dannen.

Paul sieht ihm nach.

. . . Ja, Sie sind ruhig, Herr Lamonde, sehr ernst, ich bemerkte es. Sie haben es mit viel

Kunst fertig gebracht, sich nicht das Geringste zu vergeben. Es soll alles ausgeglichen werden. Nieland wird nicht anders tun. Der Hahnenkampf geht im Geheimen weiter. Aber der Schnabelhieb von heute Abend sitzt. Nieland ist total geschlagen. Er wird zerfetzt und traurig in den väterlichen Hühnerhof zurückkehren. Der Kutscher kommt mit einem Dienstmann zurück. Sie laden die Koffer in den Wagen. Der Dienstmann wird Paul den Gepäckschein nach Hause bringen. Rue de l'Université, Hotel de Nice.

Paul schwingt sich auf den Omnibus Clichy-Odéon. Er wird langsam durch die dicke laue Luft gezogen. Unter ihm ist das viele Licht, sind die fliessenden Farben, die Aufregungen, die Laune der grossen Boulevards. In den Gassen wird der Abend noch schwüler, die Paare gehen langsam, mit schweren Schritten. Aus den Fenstern lehnen Frauen, den Blick unverwandt auf das rote Licht des Boulevards gerichtet. Das tiefe Weiss ihrer Gesichter in der grauen Luft hat etwas Anziehendes, wie Marmorbrunnen in einem abendlichen Garten. Wenn sie ihr Gesicht bewegen, fühlt Paul ein Brausen im Dunkel hinter ihnen. An hundert solchen Lichtern schwankt er langsam vorbei. Sie sind überall, gross und winkend an den Fenstern, sie wandeln stumm wie matte Ampeln in der Tiefe der Zimmer.

Die Fahrt über die Seine ist königlich. Auf den Kais sind die Schaufenster entzündet. Die stille Prozession der Gaslaternen zieht die Ufer herauf und hinunter. Drunten, wo die Dampfboote gleiten, stürmen die Widerscheine der Strassenlaternen und Signallichter zusammen, schaukeln die Wellen ein tiefes Rot, ein Grün, ein Gelb, stocken; erzittert eine einzige breite Welle und füllt sich, in einem tiefen Atemzug, mit dem dunkeln Blau der Luft, das die Sterne versilbern. Rings im Umkreis, wie ein himmlisches Amphitheater, hängt ein roter Schein in der Luft. Dort sitzen die vermummten Götter und sehn der Erde zu, die dämmert.

XI.

Paul steigt aus und geht den Boulevard St. Michel hinauf, wo in der lauen Herbstnacht die Mädchen mit den Studenten auf der Strasse tanzen und die Krebsverkäufer mit niederträchtigen Gesichtern zwischen den Tischchen umhergehen, indes die wilden Frauenhüte sich neigen. Paul biegt in die Rue de l'Université ein. Vor ihm schlendern zwei Burschen und ein Mädchen.

Sie schreien, sie stossen einander. Paul will sie überholen, aber er wird zu Boden gerissen. Neben ihm schlägt es dumpf auf die Kante des Trottoirs und rollt in die Mitte der Strasse. Er springt auf und sieht, wie die beiden Burschen sich hin- und herzerren und einander lautlos, mit einem Röcheln zwischen den Zähnen, knappe, harte Stösse ins Gesicht versetzen. Dem einen fliesst in vielen dünnen Strähnen das Blut übers Gesicht. Er windet sich unter seinem Gegner, presst ihm krampfhaft die Daumen in die Augen. Unterdessen umhüpft die Frau sie wie eine verstörte Gans, mit schlagenden Flügeln, schnarrend, und versucht bald den einen, bald den andern durch Faustschläge auf den Kopf und mit verzweifelten Fusstritten zur Besinnung zu bringen. Plötzlich jagt sie in der Richtung nach dem Boulevard davon. Die Kämpfer halten sich mit langen, zuckenden Griffen umschlungen. Paul hört die Rippen krachen. Sie beissen. Das Gesicht des einen ist ganz mit dem Blut des Gegners beschmiert. . . Da kommt ein dunkler Schwarm mit roten, zottigen Köpfen hinter zwei Polizisten, die wie galoppierende Wettläufer die Ellenbogen in die Seite gepresst haben, auf den Kampfplatz zu. Paul wird an die Wand gedrückt. Man schreit. Man lacht. Man pfeift. Die beiden Kämpfer werden vom Boden gerissen und weggeschwemmt. Ein kleiner verwildeter Bursche bleibt zurück und wischt sich an einem Haustor die blutigen Hände ab. Paul geht schnell davon. Der kleine Kerl hinter ihm pfeift die Internationale.

Er ist bei Malva.

Er sagt ihr, dass er sie liebe, dass er glücklich sei.

Sie lächelt aus tiefstem Herzen und umschlingt ihn langsam, immer tiefer. Sie saugt sich lächelnd in ihn hinein. Dann legt sich ihr Mund auf den seinen. Er packt sie und trägt sie aufs Bett.

— Du sollst mich lieb haben, knirscht er.

— Ich hab dich ja lieb! Ich hab dich lieb!

XII.

Die hohen Türen des Casino de Paris hatten sich wie von selbst aufgetan, die betressten Diener hatten gegrüsst. Durch den dunkelroten Raum schwärmte das Licht der grossen Bogenlampen, und vorn, auf beiden Seiten der Vorbühne, glänzte durchsichtig das Wasser der runden Gläser, worin sanfte Goldfische schwammen. Dort standen auch die hohen Palmen und

die Zypressenstöcke, tiefgrün mit grossen weissen Flecken, in der Versilberung des Lichts. Dicht über den Lampen hing eine mattleuchtende Wolke von Zigarettenqualm, zu der immerfort ein dünner bläulicher Rauch emporstieg.

Die Musik raste gegen den Lärm von Stimmen, die übereilig und sich stossend durcheinander liefen, von Gläsern, die rasselten, von klappernden Stühlen. Schwarze, schwerbeladene Kellner, auf deren Gesichtern der Schweiss wie rote Schminke klebte, führten zwischen den Stuhlreihen und in den Gängen ihre aristokratischen Tänze auf.

Das Parterre fieberte. Blicke schwammen und stockten, sie verbissen sich für einen Augenblick ineinander, und dann schienen sie die ganze Umgebung zu bannen. Paul sah nur das Gewaltsame, das alles andere unterdrückte. Es war seltsam zu beobachten, wie sie endlich voneinander liessen, lächelnd, verächtlich, absichtlich zögernd, oder mit einem jähen Riss. Und wie sie hier und da wiederkehrten und suchten, und die Schönheit derer, die vorüberglitten. . . Die Gebärden kamen heftig und schnell unter den Gruppen, die einander drängten; die Reihen entlang, im grauen Hintergrund unter dem Balkon, wie Quecksilberkugeln in einem Glas, sprang ein aufgeregtes Lachen umher.

In der rötlichen Dämmerung der Loge war Pauls schmales braunes Gesicht mit der weissen Stirn, über die wie ein schwerer Flügel das dunkle Haar fiel, unbewegt der Bühne zugewandt.

Er hat die grossen, kahlen Augen seiner Mutter, dachte Alfred Brauer, der ihn betrachtete, und er empfand etwas wie eine ferne Liebe zu ihm. Er stand neben Paul und fragte:

— Habe ich euch gestört?

Nieland sah mit seinem spöttischen Lächeln zu ihm auf.

— Nein, wir waren gerade zu Ende.

Brauer setzte sich hinter Paul, Nieland gegenüber.

Die kurze, aufgeschwollene Italienerin, die mit unförmig eingeschnürten Bewegungen und im südlichen Feuer der Musik ein neckisches Lied gegurgelt hatte, zog sich grimassierend zurück, die Lampen erloschen.

Am Ende eines Lichtstrahls, der zitternd im dunkeln Raum hing, stand eine Tänzerin in einem weissen Netzkleid, unter dem das Rosa ihres Körpers glühte. Sie sprang in einer heftigen Wendung einen Schritt vor, und indes ihre langen, weissen Tüllröcke einen weiten Bogen beschrieben, flammte sie ganz in einem

Gewitter von grellen Farben, die, eine hinter der andern, über sie hinwegrasten. Sie streckte den Kopf vor und tanzte, hingegeben in der Wildheit heisser Farben, die sie schüttelten, unablässig bestürmt von den Schreien der Musik, und mit ihren finstern Augen, die seitwärts ins Dunkel starrten. Der lange zitternde Lichtstrahl schnellte in den Hintergrund des Theaters zurück, aus den Seitenkulissen floss helles Licht und nahm die Tänzerin in die Mitte.

Nun tanzte sie mit aufgelöstem Haar und sang dazu.

— Merkwürdig, flüsterte Nieland, sie tanzt letzte Zärtlichkeiten, nicht? Sie gibt unerhörte Heimlichkeiten preis, die in lange Umarmungen gehüllt werden, und glänzt dabei vom Scheitel bis zur Sohle. Schön, schön!

Sie wand ihren Körper, warf ihn, nahm ihn zurück. Versank in einem Erbeben aller Glieder, fuhr steil daraus empor, sie hatte die grossen, schlanken Bewegungen eines selbstbewussten Ringers, der ein wenig lässig tut, und die sanften Beherrschungen einer Frau.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Neuerscheinungen

KNUT HAMSUN, VOM TEUFEL GEHOLT. Schauspiel in vier Akten. Autorisierte Uebersetzung nach dem norwegischen Manuskript von Carl Morburger. (Verlag von Albert Langen in München.) Gehftet 3,50 Mark.

Im Mittelpunkt des Ganzen steht eine ehemalige Chansonette, jetzt Gattin eines alten reichen Mannes, dessen siebzigsten Geburtstag man gerade feiert. Sie hat noch einen Liebhaber, der sich aber mit einem jungen Mädchen verlobt und einen glänzenden Posten in Argentinien gefunden hat, weshalb er sie verlassen will. Sein Jugendfreund holt ihn ab, der argentinische „Nabob“, der schlau und Geniesser genug ist, um die umgehenden Liebesaffären sogleich zu durchschauen und sie sich nutzbar zu machen. Ein Leutnant mit Ehrbegriffen, ein heruntergekommener Musiker und Bob, der Neger, mit dem die Chansonette zum Schlusse sich tröstet, schliessen den Kreis. Alle diese Menschen sind, durch Lebenskämpfe aufgerieben, defekt geworden, werden lächerlich oder gemein, sie verkommen in ihrem Innern, — werden vom Teufel geholt.

WILHELM HEGELER, DAS AERGERNIS. Roman. (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane. 5. Reihe, 2. Band.) Pappband 1 Mark, in Leinen 1,25 Mark. In irgend einer Stadt erregt irgend ein Denkmal den Zorn frommer Eiferer. — Eine Agitation wird eingeleitet, Brandreden werden gehalten, eines Nachts wird das Denkmal von fanatischer Hand beschädigt. Dergleichen soll in Deutschland ja vorgekommen sein. Ein Stoff für einen Dichter, um seinerseits den Eiferer zu spielen, Brandreden loszulassen und ein Tintenfass voll Zorn über den Kopf der Eiferer auszugiessen. Aber der Autor dieses Romans gehört nicht zu den Begeisterten. Vielmehr scheint er bescheiden im Winkel zu stehen und sich höchstens schmunzelnd die Hände

zu reiben. Für ihn ist die ganze Affäre nichts als eine menschlicher Art in allen möglichen Formen. Ueberzeugt, dass Tatsachen beredter als Worte, dass einzig unwiderleglich aber die lebendigen Menschen sind, hat er seine Kraft darauf verwendet, all die Personen, die in der kleinen Komödie eine wichtige oder unwichtige Rolle spielen, wesenhaft auf die Beine zu stellen. In dieser Objektivität liegt seine Bosheit. Seine Menschen wirken alle sich aus nach ihrer Eigenart; wenn man über sie lacht, so ist es ihre eigene Schuld. Die Beschädigung eines Denkmals mag keine grosse Begebenheit sein, aber die Manifestationen der Dummheit sind ein unerschöpflicher Gegenstand der Komik.

Zeitschriftenschau

DIE SCHAUBÜHNE enthält in der Nummer 8: Der lebende Leichnam. Von S. J. — Der Kopf der Colette Willy. Von Ludwig Rubiner. — Krimskrams. Von Herbert Ihering. — Der freie Horst. Von Erich Mühsam u. a.

DIE DEUTSCHE RUNDSCHAU (Verlag R. Paetel, Berlin). Das Februarheft enthält Beiträge von: Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz, Paul Bailleu, Enrica von Handel-Mazzetti, Irene Forbes-Mosse, Albert Leitzmann, Theodor Birt, Richard M. Meyer u. a.

DAS LITERARISCHE ECHO. (Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9.) Das 1. Februarheft enthält: Georg Ransohoff: Rabelais. — Helene Raff: Friedrich Naumann als Schriftsteller. — Friedr. Naumann: Autobiographische Skizze u. a.

PAN. Herausgeber Alfred Kerr. Heft 21 enthält: Alfred Kerr: Wassermann-Hofmannthal; Kurt Hiller: Trottelglosse; Th. von Bodisco: Die Freiherren u. a.

Vornotizen

(Nur wichtige Neuerscheinungen werden hier angezeigt. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION)

EMIL HOLAREK. Krieg. Ein Zyklus von 19 Bildern mit Text von Tolstoi u. a. (Verlag Emil Plessner, Berlin NW 87.) Geh. M. 1.—.

PAUL CLAUDEL. Verkündigung. (Verlag der Neuen Blätter in Hellerau.)

HENRI BERGSON. Materie und Gedächtnis. Essay. (Eugen Diederichs Verlag in Jena.) Geh. M. 8.—.

OTTO FLAKE. Freitagskind. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. Mk 3 50.

JAKOB WASSERMANN. Der Mann von vierzig Jahren. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 3.—.

Autoren-Abend der AKTION

Sonnabend, den 1. März, abends 8 $\frac{1}{2}$ Uhr, veranstaltet die AKTION den ersten diesjährigen Autoren-Abend im Kunstsalon Paul Cassirer, Berlin W 10 Viktoria-Strasse 35. Es werden aus eigenen Werken lesen: Gottfried Benn, Paul Boldt, Alfred Lichtenstein, Richard Oehring, Hellmuth Wetzel, Alfred Wolfenstein. Erich Oesterheld spricht über „Kino und Bühne“, Max Oppenheimer über „Politik und Kunst“, Franz Pfemfert über „Die Nötwendigkeit des Dreiklassenwahlrechts“.

Eintrittskarten M. 5.— und M. 3.— im Vorverkauf im Kaufhaus des Westens, in der Buchhandlung Edmund Meyer, Potsdamer Strasse 27b, im Buchladen Kurfürstendamm, Kurfürstendamm 210.

Abonnenten-Vorzugskarten à Mk. 3.— und 2.— nur im Verlag der AKTION.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Victor Hadwiger: Zur Psychologie des Hochverrats / Robert Neulaender: Gustav Mahlers Neunte / Otto Pick (Prag): Franz Kafka / Franz Luft: Revolutionsball der AKTION / Alfred Lichtenstein: Nach dem Balle René Schickele: Der Fremde / Rudolf Kayser: Ins Weite / Hellmuth Wetzel: Oähnendes Café / Anlässlich einer Schmierenaufführung / Aphorismen von fünf Autoren / „Der lose Vogel“ / Der nächste Autorenabend der AKTION / Neue Bücher Cécár Klein: Zeichnung

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 10

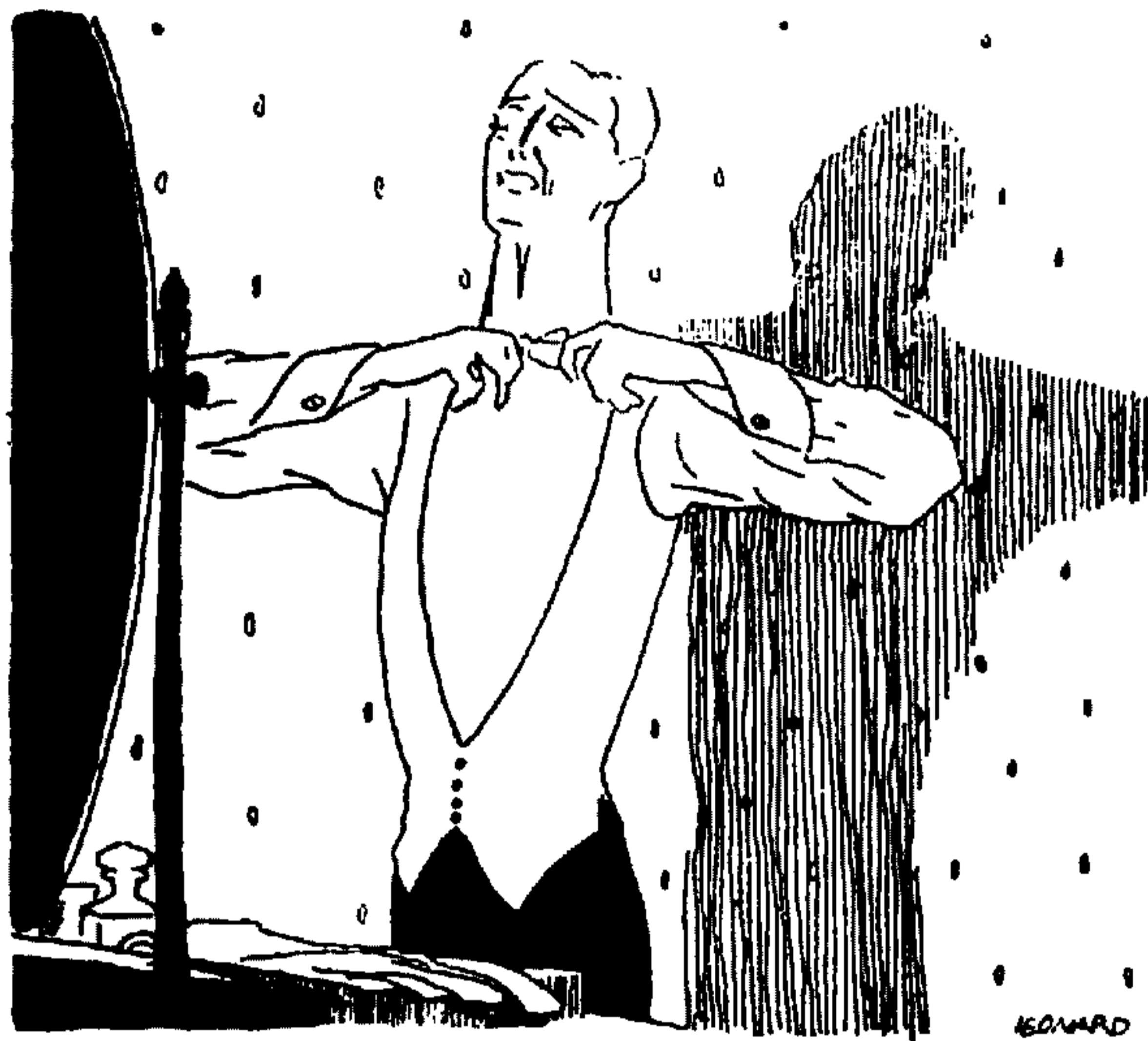
INHALT

- Honoré de Balzac Talent und Journalismus
Sabine Ree Ueber das Buch Vathek
Heinrich Nowak Gustave Flaubert: l'Education sentimentale
Martin Knote Das Grauen
Paul Boldt Impression
Ernst Stadler Auferstehung — Winteranfang
Richard Oehring De Profundis
René Schickele Der Fremde
- Nietzsche contra Cassel — Anekdoten — Beliebte Lyrik — Der Theoretiker Hermann Bahr — Ringsum Klabunde — Die Folgen der Höheit
Jagows erster Unfall — Franz Blei-Abend der AKTION — Nikodemus
Heliogabal Schuster — Literarische Neuerscheinungen

L. Meidner: Nächtliche Strasse in Friedenau (Zeichnung)

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf



Grosser

*Elegante Herren-
Ausstattungen
Wäsche-Cravatten
etc.*

Charlotten Str. 65
a. d. Leipzigerstr. — Amt: I. 4499.

Die Aktion

H.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

3. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

5. MAERZ 1913

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Naussauische Strasse 17 zu senden. :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährl. (excl. Bestellgeld) bei allen Postanstalt., Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk. 2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Naussauische Str. 17 :: Kommissionär Gust. Brauns, Leipzig

TALENT UND JOURNALISMUS

Wo, wie und wodurch mein Brot verdienen? Diese Frage musste ich mir vorlegen, als der Hunger näher und näher an mich herankam. Nach vielen Versuchen stand es bei mir fest, dass der Journalismus einzig und allein mir Brot geben könnte. Aber wie war es möglich, in die Redaktionen einzudringen? Ich will Ihnen nicht von meinen vergeblichen Schritten und Bittgängen erzählen, auch nicht von dem halben Jahr, das ich als Volontär arbeiten, wo ich mir sagen lassen musste, ich verscheuchte die Abonnenten, während ich sie im Gegenteil anlockte . . .

Was uns unser Leben kostet, der Gegenstand, der in langen Nächten der Arbeit unser Hirn müde gemacht hat, all dieses Wandern im Land der Gedanken, das ganze Ergebnis unserer Arbeit, die Schöpfung, der wir Geist und Blut gegeben haben, wird für die Verleger ein gutes oder schlechtes Geschäft. Die Buchhändler verkaufen ihr Buch oder verkaufen es nicht. Das ist für sie das ganze Problem. Ein Buch stellt ihnen riskiertes Kapital vor. Je schöner das Buch ist, um so weniger Aussichten hat es, verkauft zu werden. Jeder hervorragende Mann erhebt sich über die Massen, sein Erfolg steht also im geraden Verhältnis zu der Zeit, die nötig ist, um das Werk zur Geltung zu bringen. Kein Buchhändler will warten, das Buch von heute muss morgen verkauft werden. Auf Grund dieses Systems lehnen die Verleger die gewichtigen Bücher ab, die der hohen Anerkennung bedürfen und sie nur langsam finden.

Ausserhalb der literarischen Welt gibt es keinen Menschen, der die schreckliche Odyssee kennt,

auf der man zu dem gelangt, was man je nach den Talenten Beliebtheit, Mode, Ansehen, Renomee, Berühmtheit, Popularität nennen muss. . . . Alle fallen sie in den Graben des Elends, in den Schmutz der Zeitung, in die Sümpfe der Bücherfabrikation. Wie ährenlesende Bettler nähren sie sich kümmerlich von biographischen Artikeln, von Klatschnotizen, von Pariser Neuigkeiten in den Zeitungen, oder von Büchern, die durchaus logische Lieferanten von Papier und Druckerschwärze bei ihnen bestellen, die einen Schmarren, der in vierzehn Tagen abgesetzt wird, lieber haben als ein Meisterwerk, das sich langsam verkauft. Diese Raupen, die zugrunde gehen, ehe sie Schmetterlinge werden, leben von der Verleumdung und der Infamie, und sind bereit, auf den Befehl eines Paschas vom „Constitutionnel“, der „Quotidienne“ oder den „Débats“, auf einen Wink der Verleger, auf das Ansuchen eines neidischen Kollegen, oft bloss für ein Diner, ein werdendes Talent zu zerreißen oder zu rühmen. Wer die Hindernisse alle überstiegen hat, vergisst den Jammer seines Anfangs . . .

Arbeiten ist nicht das Geheimnis des Glücks in der Literatur, es handelt sich darum, die Arbeit der andern auszubeuten. Die Zeitungsbesitzer sind Unternehmer, wir sind Handlanger. Je mittelmässiger ein Mensch ist, um so schneller gelangt er ans Ziel; er kann ja lebendige Kröten verschlucken, sich mit allem zufriedengeben, den niedrigen kleinen Gelüsten der literarischen Despoten schmeicheln. . .

Honoré de Balzac

Glossen

NIETZSCHE CONTRA CASSEL

Die Deutschen haben „als auf der Brücke zwischen zwei *décadence*-Jahrhunderten eine *force majeure* von Genie und Wille sichtbar wurde, stark genug, aus Europa eine Einheit, eine politische und wirtschaftliche Einheit, zum Zweck der Erdregierung zu schaffen, mit ihren „Freiheitskriegen“ Europa um den Sinn, um das Wunder von Sinn in der Existenz Napoleons gebracht, — sie haben damit alles, was kam, was heute da ist, auf dem Gewissen, diese *culturwidrigste* Krankheit und Unvernunft, die es gibt, den Nationalismus, diese *névrose nationale*, an der Europa krank ist, diese Verewigung der Kleinstaaterei Europas, der kleinen Politik

(„*Ecce Homo*“, Seite 111)

ANEKDOTEN

Bei der letzten österreichischen Mobilisierung wurde auch ein Musiker ausgehoben, der hierauf stracks zur nächsten Wassertonne lief und sich in ihr ertränkte. Das ist der wahrhaft neuzzeitliche Kriegsmut. Der junge Mann konnte das Erschossenwerden nicht mehr erwarten.

Als Siurlai und der Doktor Wolfsohn auf einem Rheindampfer fahren, begeisterte sich neben ihnen ein hamburger Herr an der Landschaft. „Aber Sie finden das ja gar nicht schön“, sagte Siurlai zu ihm, „nur Ihr Wissen verleitet Sie dazu.“ „Um so besser, dass ich was weiss, wenn mich mein Wissen zur Schönheit führt,“ erwiderte jener.

Ein kleiner, aber reinlicher Knabe war durch das Schwarze unter seinen Nägeln gequält. Da er, um sich nicht zu verletzen, keine spitzen Instrumente hatte, versuchte er, es mit den Zähnen zu entfernen. Hierbei biss er sich oft die Nägel ab. Deswegen nannte man ihn Schwein. Sein aufgeklärter Vater wandte sich an einen ebenfalls aufgeklärten Arzt. Dieser stellte leicht fest, dass der Knabe, der in unbewachten Augenblicken die Finger oft und gierig saugend in den Mund steckte, homosexuell sei.

Dr S. Friedländer erkundigte sich in einem Restaurant, was es zu essen gäbe. „Cotelett“, sagte der Kellner. „Und das Gegenteil?“ fragte der Philosoph.

Seit ich keine Zeitung mehr lese, fürchte ich immer, erschlagen zu werden, ohne etwas davon zu bemerken.

Die Prinzessin sagte: „Wie könnte ein Prinz mich lieben? Oh, wie erhaben ist ein Prinz; tausende leitet er, gibt ihnen ihr Schicksal, vollbringt sie, trägt sie. Wie schwer muss dies sein: oh, was könnte ich als ihn stören.“ Dann gab sie sich ohne Träne einem Stallmeister hin.

Mein Grossvater mütterlicherseits fuhr 1911 in einem Omnibus, wo eine Dame mit einem Schosshunde ihm gegenüber sass. Mein Grossvater fragte sie: „Warum kräht der Hund nicht? Warum bellt der Hund?“ Dass sie nicht zu antworten wusste, liess meinen Grossvater den Verfall des Gottesglaubens in der Gegenwart erkennen.

Dzidjivisse

RINGSUM KLABUNDE

Ein Herr S. Klabund (aus Süddeutschland) sendet an Alfred Kerr Lyrik, die bemerkenswert ist, erstens, weil sie auf Telegrammformularen das Licht der Welt erblickte, zweitens: weil folgende Zeilen den Anfang bilden:

Es hat ein Gott mich ausgekotzt,
Nun lieg ich da, ein Haufen Dreck,
Und komm' und komme nicht vom Fleck.

Diese Art, Redaktionen zu beglücken, scheint in der Luft zu liegen. Auch ich kann aufwarten. Auf Original-Klosettpapier gekritzelt, sendet mir ein Dichter aus Apolda folgende Verse:

Der Empfindsame singt:

In leichter Schale schwimmt ein glatter Traum,
Die hohle Wange ruht in schwacher Hand,
Sehr öde und verrucht ist dieser Raum,
Schmerzhaftes Frösteln dringt durch eine Wand

Gespannter Bogen . . . kümmerlich Klavier-
Gehämmer, Kreischen unserer Kinder.
Der Zugwind haftet schräg in jeder Tür.
Zerwalkt und rot sind alle Sünder.

Gar zage stammelt ein geborstnes Schwein —
Die Filter tropfen wie die Regentraufen,
O, welche Lust ein solcher Mensch zu sein,
So leicht beschafft den glatten Traum zu saufen.

HERRN VON JAGOWS ERSTER UNFALL

Ich denke nur an die Erlasse. Wer hat es möglich gemacht, dass die Tollwut eines Köters die Stadt Berlin gefährdete? Herr von Jagow, indem er die Maulkorbfreiheit (für Vierfüssler) proklamierte. Alle Jungfern klatschten ihm Beifall — und nun ist die Hundesperre der Erfolg Jagowscher Fortschrittlichkeit. Wie, wenn der Allgewaltige von Berlin von einem rührigen Staatsanwalt für den Erlass, der sich als fahrlässiges Vergehen gegen die öffentliche Sicherheit erwies, unter Anklage gestellt werden wird? Es ist nichts mit fortschrittlichen Gedanken, Herr von Jagow! —

DER THEORETIKER HERMANN BAHR

hat sich gegen das Geldverdienen der geistigen Arbeiter ausgesprochen. „Es ist mir widerlich, dass einer das Recht haben soll, seine Kunst zu Geld zu machen. . .“ Sagte Bahr. Dann nahm er im Prinzip Rücksicht auf seine Provinzgeschäfte. Und jetzt hören wir, unser Bahr ist nicht nur gegen bar als Dichter zu haben: er schmiert, wenn's genügend Vorschuss gibt, auch Tingeltangelrevuen. Freilich gesteht er durch den Mund seines Reporters nur „Einmal“ — „Einmal in seinem Leben hat sich Hermann Bahr, allerdings nach mancherlei Bedenken, dazu bereit finden lassen, eine Revue zu schreiben. Sie hiess „Die Reise nach Eipeldau“ und sollte im Ronachertheater aufgeführt werden. Der Dichter bekam auf das Stück einen Vorschuss von 7000 Kronen.“ Die Revue war jämmerlich. „Darauf verlangte Direktor Steiner den Vorschuss zurück, eine Forderung, in die Hermann Bahr natürlicherweise nicht einwilligte.“

Ist er nicht herzig, der Vorschuss-bar-Bahr? Herzig ist er.

DIE FOLGEN DER HOHEIT

Es lebte ein Tyrann. Der war streng erhaben und höchst grausam; niemand war wert, seinen Namen oder sonst ein wenig von ihm auszusprechen. Einigen Lobrednern, die sich solcher Dreistigkeit unterfingen, erstickte er die besten Perioden am Galgen. Erstarrende Scheu befahl einen jeden, keiner wagte ein Wort von „IHM“ zu reden.

Der Tyrann starb vergessen zu seinen Lebzeiten, angebellt von seinem Schosshund. Er erinnerte sich selbst nicht mehr seiner Herrschaft und ist nur eine Lücke in der Geschichte, die durch eine wissenschaftliche Hypothese ausgefüllt wurde.

BELIEBTE LYRIK

In dem Tale an dem Hang
Tönt der Vögelein Gesang.
Zwar das Herz ist dir gebrochen,
Das die Welt dir nicht bezwang,
Das ein Menschenalter lang
Stets vergeblich musste pochen
An die Türen. Nicht verklang
Dein Gesang, du bist gerochen.
Liege still, dein Odem weht
Uebers Heimatland, Poet.

Ueber das Buch Vathek

Von Sabine Ree

William Beckford schrieb 1781 Vathek, die Bedeutung dieses literarischen Geschehnisses wird versucht darzustellen.

Ein Buch der artistischen Imagination, der Willkür; die Laune des Spleens wird von Beckford zur Technik gerundet; eine ansteigende Phantastik beginnend mit dem unzähligen Glanz des Kalifats; von dort aufbrechend ein Zug zu Wundern satanischer Mystik, der durchrankt wird von groteskem Spiel; die unermessliche Gier des Vathek, die keusche Perversität seiner Mutter Karathis hemmen und vereinen das Tempo des Zugs zu den Geheimnissen des Eblis.

Vathek ist das Buch der unerschöpflichen Gier, des überspreizten Willens zur Originalität; endend in höllischer Langeweile, verzweifelnder Banalität. (Man kennt Arten einer Langeweile, die Bedeutung, sogar Erhabenheit verrät und durch grosse Werke, schwere Verbrechen, ja Wahnsinn entbunden wird.)

Vathek ist ein Kunstmärchen. Der Glaube an die Realität, die Möglichkeit des Märchens schwand; da der Mythos ausstarb, ging dem Märchen der gläubige Gehalt verloren (das Märchen ist Anekdote des Mythenepos) doch ein Wille blieb, der der Wirklichkeit übermüdet ist, und man bildet eine, die ästhetisch wahr ist im Sinne des ornamentalen bildhaften Zusammenhangs, Tautologie, Allgemeines und Bekanntes meidend. Das Wunder wandelte sich zum Wunderlichen, das Staunen, die religiöse Unbegreiflichkeit wurde Bluff. Das Ehrwürdige, in Gott mögliche, die Unermesslichkeit des Geschehens verengte zum begrenzt Unmöglichem wo am Ausgang die Dinge zernichten oder in bürgerliche Geleise einfahren. Das Kunstmärchen sei als Archaismus gezeichnet, worin kostbare Triebe, die ihre Wirklichkeit verloren, lebendig werden.

Man besitzt hier ein Beispiel, dass Religiöses ästhetisch abwirkt und geheim im Poetischen besteht. (Man erkläre hieraus die öftere Umkehr des „Artisten“ zur Kirche, welche in der immer gefühlten Verwandtschaft ästhetischer und religiöser Transzendenz sich gründet.) Das Kunstmärchen meidet wie der Mythos die Psychologie. Der unnennbare Glaube an den Helden des Mythos wird ästhetisches Erstaunen über die wundersamen Kräfte der Kunst, welche die Realität ausschaltet, deren Kraft und deren Wahrheit in dem kompositionellen Zusammenhang und der Bildkraft wohnt, denen eine rationale Erklärung ebenso entfremdet ist wie der Einheit des mythischen Vorgangs.

Vathek ist ein Gleichnis des unerreichlichen Mysteriums, das einer englischen moralischen Färbung nicht entbehrt. Das Fanatistische ist etwa ein unbekömmliches Regulativ, aber wenn das Buch die Moralität der Grenze leise bedeutet, so weist es auf die Kraft des Imaginären, dieser wahrhaften Essenz hin. Das Leben des Mächtigsten, der jede seiner Willensregungen verwirklichen kann, geht an der Lehre seiner Imagination, an einem begehrten Traum zugrunde. Dies ist die verborgene Idee des spirituellen Buches, in dem die Personen stilisiert sind, dessen Magie sich in mathematisch bestimmte Anschauung umsetzt.

Oft persifliert der Erzähler das Märchenhafte und lässt es zur Grotteske werden; er fiel einem feineren Snobismus anheim, ist der Form des typischen Sehens und Erlebens müde, genießt zur stärkeren Heizung vieles in superlativischer Form, er begründet vor allen Dingen nicht, schreibt er doch geradezu, um mit der Willkür die Kausalität zu beschämen.

Die Menschen des Vathek sind zur Bedingungslosigkeit gesteigert, sie verwerfen vor allem den abbildenden Positivismus und suchen, was ihre Willkür übertrifft, — das unbeantwortete Staunen, dessen Lösung unmöglich, denn für das Fanatistische verliert jeder Gegenstand durch die Existenz den Wert; der Fantast verwirft im tieferen Sinn die Welt, und sein Gott ist Proteus. Der Fantast erschöpft sich leicht, da er die Realität nicht erträgt, sondern weiter hetzt. Beckford erledigte sich an Vathek, er hätte nur variieren können, im gleichen Grundgefühl befangen.

Wir finden in Vathek einen stilisierenden Rationalismus, dem das Organische fremd ist. Seine Wasserfälle, Sonne und Mond, Berge und Wälder sind streng modellierte Objekte, voll ma-

thematischer Funktion. Das Fantastische war für Beckford kein Vorwand für ein Sentiment, romantische Ironie oder einen Vergleich heterogener Momente, diesen Mitteln der Dichter de seconde ordre.

Beckford ist der Vater der Heutigen, die entwicklungslos im Fieber ihres oft intellektuellen Spleens produzieren; diese Künstlichkeit, wo der Stoff sich gewissermassen aus ornamentalen-literarischen Associationen weiterbildet, liegen ein ästhetischer Pessimismus, eine Anaesthetie für das Lebendige, eine besonders reizbare Sensibilität zugrunde. Diese Bestimmtheit weist sie auf das fremde Erlesene; ihre Landschaften, Menschen sind Konstruktionen; diese Dichter zehren mit ihrer Stilisierung den Stoff auf. Ich möchte sie im Gleichnis Schwarzweisskünstler nennen, solche, die mit abstrakten Farben arbeiten.

Vathek versetzt den Leser in einen künstlichen Rausch, einen kühlen, hellen Zustand; Vathek lässt nicht die Blüte auf dem Stengel, er nimmt ihr das Wachstum. Die Blume erinnert ihn an ein Ornament, sie ist ihm als Blume nicht genug, weil nicht sein geometrischer Wille darin ist.

Vathek eröffnet die Reihe der Bücher, welche uns die Erkenntnis und Zucht der reinen Kunst spendeten, diese in das Gebiet der abgeschlossenen Imagination verwies, und ihr die Kraft eines in sich vollendeten Organismus verlieh. Damit wurde dem allegorischen Charakter der Literatur ein Ende gesetzt; zunächst durchdrang die Gewissheit einer isolierten Kunst, die gesetzmässige Willkür, den Stoff. Man sucht kostbare Materiale auf, die aristokratische Technik fordert Auslese und Seltenheit. Wir verspüren etwas von literarischem Kunstgewerbe. Als wertvollste neuere Oeuvres dieser Klasse bezeichne ich:

Mallarme, Herodiade; Flaubert, Herodias, Salambo; Beardsley, Under the hill; Baudelaire, z. B. Harmonies.

Diese Künstler erinnerten uns seit langer Zeit wieder der rhythmischen Anschauungskraft der stilisierten Sinne, der Bildhaftigkeit des Kunstwerks und seiner konstruktiven Art. Sie zeigten, es ist nicht gestattet, mit Kunst Associationen zu erregen (die Ausgeburten der didaktischen Kunst) oder zwischen heterogenen Momenten (grobem romantischen Mitteln) zu voltigieren, sondern dass ein Wort unreal und dicht wie ein Kreis sein muss, die Bilder auseinander hervorgehen im gestuften Wechsel der symbolisier-

ten Organe. Diese Künstler befreiten uns von der langweilenden Wörtlichkeit gegenständlicher Sentimentalität. Die noces spirituelles der Bilder und ihrer Organe, die völlig einem musikalischen Gesetz untertan werden, die Verwendung aller physiologischen Fähigkeit im ästhetischen Gebrauch zur Erzeugung des adaequaten Bildes danken wir ihnen. Diese Künstler zeigten den nützlichen Gebrauch objektiver Kunstmittel; ihre Persönlichkeit verzichtete auf unsachliche Darstellung, sie lehnten das Interessante der komplizierten, so konstruktionslosen Seele ab und zehrten in strengen Eifer die Person in der Zucht der künstlerischen Auswahl auf.

Eines ihrer Gesetze: man gebe konzentrierte Resultate — keine Wege. Ein reiner ästhetischer Platonismus. George zog allzu voreilig daraus den Schluss, das lange Gedicht sei unmöglich. Dies ist wohl eine Frage der Technik, welche in langer künstlerischer Tradition wächst durch Darstellen verwandter Motive. Diese Künstler stellten das Gesetzmässige der Kunst, Technik und Form, wirksam dem zerfliessenden Individualismus unkünstlerischer, analytischer Psychologie — der Kunst als Ausdruck entgegen.

William Beckford: *Vathek*, deutsch von Franz Blei, ist bei Julius Zeitler, Leipzig, erschienen.

Gustave Flaubert, *l'Education sentimentale*

I. FREDERIC MOREAUS RUECKKEHR NACH PARIS

Meine Pulse jagen und glühen . . .
Wahnsinnig tolle Sterne sprühen
Zitterndes Fieber auf meinen Leib . . .
Paris wartet . . . es wartet das Weib . . .

Bleicher als das kommende Morgengrau
Ist meine fieberkalte Stirne . . .
Durch die Nacht leuchtet heute ein grünes Blau . . .
Durch die Nacht lockt der weisse Leib der Dirne,
Die sich lüstern in ihrem Bette wälzt . . .

Zwischen Montmartre und Père Lachaise
Pendelt das Leben und höhnt . . .
Paris, so sah ich dich nie,
Wie ich dich heute ahne . . .
Mein Wagen poltert, dröhnt, stöhnt . . .
Paris, Paris singt: „ma vie, ma douce vie“ . . .

II. MASKENBALL BEI DER MARSCHALLIN Musik.

Wie sich die Töne auf meine Sinne senken . . .
Und die Qual:
An eine, die irgendwo fern ist, denken,
Während der Leib einer anderen reizt . . .
Rosanette tanzt:
Wie sie die Füsse zu meinem Antlitz spreizt,
Und ihre Brüste mir entgegendeht;
Die Nacht leuchtet heute in blauer Gier . . .

III. FREDERIC MOREAUS LETZTES ZUSAMMENTREFFEN MIT MADAME ARNOUX

Und die Dämmerung siegt . . .
Aus schweren, schwarzen Türen tritt das Dunkel
Und bleicht gespenstig meine kühlen Wangen . .

Einst rief dich mein ganzes Leben . . .
Und heute bist du gekommen, . . . mit grauen
Haaren . . .

Du liebst mich . . .
Ich liebte Dich . . .

An dir brauste das Leben, mein Leben, vorbei . .
Du riefst mich nicht . . .
Und heute bist du gekommen . . .

Das Leben ist irgend ein Spass,
Den ein Narr im Bette
Einer verschlafenen Dirne träumte . . .

Die Dämmerung siegt . . .
Langsam vergeht meine Zigarette
In Rauch . . .

Heinrich Nowak

AUFERSTEHUNG

Flut, die in Nebeln steigt. Flut, die versinkt.
O Glück: Das grosse Wasser, das mein Leben
überschwemmt, sinkt, ertrinkt.
Schon wollen Hügel vor. Schon bricht gesänftigt
aus geklärten Strudeln Fels und Land.
Bald wehen Birkenwimpel über windgesträhltem
Strand.
O langes Dunkel. Stumme Fahrten zwischen
Wolke, Nacht und Meer
Nun wird die Erde neu. Nun gibt der Himmel
aller Formen zarten Umriss wieder her.
Herzlicht von Sonne, das sich noch auf gelben
Wellen bäumt —
Bald kommt die Stunde, wo dein Gold in
grünen Frühlingsmulden schäumt —

Schon tanzt im Feuerbogen, den der Morgen
übern Himmel schlägt,
Die Taube, die im Mund das Oelblatt der Ver-
heissung trägt.

Brüssel

Ernst Stadler

DE PROFUNDIS: CHARITE

Auf unserm Aussatz liegen die Laken wie Schnee
— Kühler Schnee deckt die Verruchten der Charité.
Unser Fieber sinnt immer um das eine:
Wir standen auf in einer Nacht, erfüllt
von Angst, dass du uns ewig bliebst verhüllt.
— Du warst strahlend über dem toten All.
Das lag wie ein verlassnes Bett zerwühlt ..
Wie hab ich tiefer dich als je gefühlt
in meiner Liebe frommem Sündenfall.
Wo bist du? — Strassen hat es mich durchhetzt.
Der böse Nachtwind höhnt: was willst du jetzt?
Aus allen Ecken kriechen Spinnenschrecken
— geschwollner Leib zerbricht die dürren Beine —
und weben Netze, die ein Herz umklammern.
In Gossen küssen Säufer Riesenkröten.
Ein Sumpf kommt gnädig; Bettelfrauen jammern,
die schnell verwandelt höhnisch mich um-
schwirren
— O Grauen, das ich jede Nacht durchschwimme.
Wer spielt mit meinem Leid? Klang einer
Stimme:
Komm mit — und eine Hand zieht mich ins
Tor,
um das die Nacht wirft dunklen Trauerflor:

Und irgendwo singt es vergessene Lieder.
Im Dunkeln weine ich besinnungslos:
Wie kamst du spät. Ich fühle deinen Mund
— Geliebte! Heiland, mach mich nun gesund --
Und die betrogenen entsetzten Glieder
erwachen, wissen und vergessen alles.
Höre nie meinen Schrei —

Wach. Die schönen leidseligen Schwestern
kommen.
Aus ihren Gewändern wollen uns Blumen
spriessen.
Wir möchten immer blicken nach euch Frommen.
Doch wir müssen vor Scham die Augen
schliessen.
Ihr kennt ja unsere schmerzvollen Phantasieen.
Ihr seid lieb — ihr habt uns selig verziehen,
ihr Mütter, ihr Schwestern, ihre liebebereiten
Fremdlinge auf der Insel der Entweihten.

Richard Oehring

IMPRESSION DU SOIR

Die Wälder lechzen. Nacht kommt, sie zu
säugen.

Die Kiefern stehen abendrot mit Blüten.
Und wir vom schrillen Weltgefühl Verbrühten
Blecken die Zähne, röcheln schwarz und äugen.
Und speihn Gefühl, das unsern Magen fasste
Wie Tabaksaft. Da liegt etwas! Erkenn,
Ist das nicht ein Sonett! — Dich ängstigen
Die grossen koloristischen Kontraste —:

Des Abends schwarze Wolkenvögel flogen
Im Osten auf vom Fluss der Horizonte.
Gärten vertropft in Nacht, die, als es sonnte,
Wie See grünt und den Wind einsogen.

Einsame Pappeln pressen ihre Schreie
Angst vor den Stürmen in die blonde Stille.
Schon saugen schwarze Munde Atem. --
Schrille

Fabrikenpiffe. Menschen ziehn ins Freie.

Ein rotes Mohnfeld mit den schwarzen Köpfen,
Ragen die Schlote, einsam, krank und kahl.
Die Wolkenvögel, Eiter an den Kröpfen,

Wie Pelikane flattern sie zum Mahl.
Und als die Horizonte Dunkel schöpfen,
Wirft sich der Blitz heraus, der blanke Aal.

Paul Boldt

WINTERANFANG

Die Alleen sind schon entlaubt. Nebel fliessen.
Wenn die Sonne einmal durch den Panzer
grauer Wolken sticht,
Spiegeln ihr die tausend Pfützen ein gebleichtes
runzliges Gesicht.

Alle Geräusche sind schärfer. Den ganzen Tag
über hört man in den Fabriken die Maschinen
gehn —

So tönt durch die Ebenen der langen Stunden
mein Herz und mag nicht stille stehn
Und treibt die Gedanken wie surrende Räder
hin und her

Und ist wie eine Mühle mit windgedrehten
Flügeln, aber ihre Kammern sind lange leer:
Sie redet irre Worte in den Abend und schlägt
das Kreuz. Schon schlafen die Winde ein.

Bald wird es schnein,
Dann fällt wie Sternenregen weisser Friede aus
den Wolken und wickelt alles ein.

Ernst Stadler (Brüssel)



L. MEIDNER NÄCHTLICHE STRASSE IN FRIEDENAU

Das Grauen

Von Martin Knote

Gott bewahre Euch vor unseligen mörderischen Träumen, denen wir in der Erschöpfung der Nacht unterworfen sind.

Erschöpft kam er nach Hause, und seine geschwächte Seele blieb zurück in den Augen der Weiber, in dem Lärm der Wagen und der Ecke eines Gasthauses; er kehrte zurück, um sich mit seinem abendlichen Nichts zum Schlaf zu legen. Er stand auf der Strasse, auf einige Schritte seinem Hause nahe und schaute verstört in die rein leuchtenden Lampen, die über der Mitte der Strasse hingen. Dann stieg er rasch die Treppe zu seiner Wohnung hinauf. Der ging hinter ihm, ein Feind, oder fühlte er sein von dem Tage enttäushtes Selbst? Er schlug hastig die Türe hinter sich zu, verriegelte alles und legte sich zu Bett. Ein seiner steten Gesetze sicherer Nachthimmel stand vor der Stube, von dem er sich abwandte, um die steile Treppe in den Keller des Schlafes hinabzusinken. Noch ein tiefblaues, dann ein rotes Zucken vor den geschlossenen Augen, und er schlief, ein verängstet junges Tier, ohne Seele, denn diese wohnte in den Augen der Weiber, gar in dem nichtigen Gespräch seiner Freunde, irrte reuig unter den blitzenden Reihen der Bogenlampen, und sein Herz stöhnte noch im rasenden Stampfen der Tramway, die ihn hergebracht. Da fühlte er, jemand trat aus der weissen Wand des Schlafgemachs heraus, ein feiner grauer Staub mit einem heißen glühenden Auge, um das sich wachsende Kreise drehten. Diese Kreise rückten näher bis der in die Augenhöhle eingeschlossen war. Eine Stimme hüllte ihn ein, welche eine Weise summt, sie drang aus den Kreisen, die Decke der Stube senkte sich, und vor seinem Bett stand die weisse Nachtluft. Du musst ihn töten, der die Kraft nimmt, du hast einen Feind, sagte das Sausen und er stand gebückt vor diesem seidigen rauchigen Staub, der in die Poren drang. „Er liegt verborgen irgendwo“; er fühlte, eine Gestalt läge in dieser dunklen Höhle.

Suche deinen Feind, dann ist die unbewegte Stille in deinen Ohren — nimm, nimm.

Die Wände rückten näher, der Staub benahm die Luft und umhüllte ihn mehr. Jetzt sah er ihn, da lag er, der die Schwachheit in die Gelenke träufelte, die Laune in den Blick, und den Ekel in den Mund, diesen häufigen Abscheu. Er hörte einen Knall, wachte auf mit verdrehten Augen, und stürzte tot auf den Boden, als

er dem Feind im Sprung zu entkommen versuchte. Erschossen fand ich ihn.

Ich werde versuchen, einige Tage vorsichtig zu leben, um meine Ruhe zu erhalten, was nichts leichtes ist, denn wir werden von der Angst zur Qual geschüttelt.

Der Fremde

(18. Fortsetzung)

Roman von René Schickele

— Jetzt, meinte Paul, sollte sie sich das Kleid vom Leibe reissen und in einem epileptischen Anfall zu zucken beginnen. Dann wäre sie vollendet.

— Ja, darauf läuft alles hinaus, antwortete Niemand zögernd. Und die Augen gross auf die Tänzerin gerichtet, wiederholte er: Darauf läuft alles hinaus.

Aber Alfred hätte sie persönlich kennen mögen. Wer sie wohl aushielte, diese Frau . . . Paul beruhigte ihn.

— Hinter den Kulissen ist sie ein Mädchen wie jedes andere. Ihre Liebe wäre eine erschöpfende, vernichtende Langeweile. So etwas will mit der Reitpeitsche regiert werden, oder doch mit geballten Fäusten, Ihre Liebhaber müssen nach dem Stall riechen.

— Ja, lachte Alfred, wahrscheinlich. Ach, Paul! Und er drückte Paul in einem paradoxen Anfall von Leichtsinne und Zärtlichkeit die Hand. Paul kehrte ihm den Rücken zu und sah angestrengt auf die Bühne . . . Brauer war gut aufgelegt heute abend und natürlich taktlos genug, ihn mit längst verjährten Sentimentalitäten zu behelligen. Es war ausgeschlossen, dass sie wieder Freunde würden. Paul konnte keine Freunde mehr haben, das war vorbei. Warum ihn immer wieder daran erinnern wollen, dass er sich früher vor ihm lächerlich gemacht hatte! Paul brauchte ihn nicht mehr! Er brauchte ihn nicht! Und der andre verzieh ihm das nicht; oh, Brauer hatte seinen Freund Merkel redlich gehasst . . . „Paul, entweder du unterdrückst mich, oder du behandelst mich wie einen entfernten Bekannten . . . Beides passt mir nicht.“ Er konnte böse aussehen, der Kleine, wenn er es mit seinen Gefühlen bekam. Anfangs hatte Paul ihn dann immer zurückerobert. Sie hatten „sich ausgesprochen“, und es hatte sich schliesslich gezeigt, dass sie doch ein Herz und eine Seele seien. Händedruck! . . . Verschämtes Andeuten von Umarmungen . . . Paul biss die Zähne zusammen. Ekelhaft war das! Wie er den Kleinen dann zurechtzettelte, ihn neben sich setzte und ihn

glauben machte, dass er ihn nicht entbehren könnte . . . „Du bist ein Dichter, und ich bin es nicht. Aber wir fühlen ähnlich, wir haben dieselbe Tradition, du bist mir das, du bist mir jenes“ . . . Und der Grössenwahn Brauers versöhnte sich . . . Plötzlich schoss Paul das Blut in den Kopf. Genau so war Mary Carell mit ihm umgegangen . . . War er schon so weit, dass sich in seinem Leben alles nur noch wiederholte? Hörte er vom Leben nur noch die Kehrreime? . . .

Nieland beugte sich zu ihm. Mit abgewandtem Gesicht, flüsternd:

— Wohin hat er sie geschickt? Zu ihren Eltern? Nach Genf? Bist du sicher?

— Ja, ja, zu ihren Eltern.

Hinter sich hörte er Alfred Brauer tief aufatmen, und ein Gedicht fiel ihm ein, ein Gedicht von Brauer:

Ich möchte schlafen, ewig schlafen, wenn die Menschen fröhlich sind . . .

War es das? Er erschrak heftig.

— Ich bin müde, sagte Alfred.

Paul fühlte, wie etwas in ihm ängstlich zuckte. Er wollte sich umdrehn und zu Alfred sprechen. „Nicht, du, nur das nicht! Du bist doch immer der Stärkere von uns beiden gewesen, wenn du es auch nicht weisst, du hast so viel Gesundheit in deinem Empfinden, du bist von Natur fröhlich und gut, du wirst mich überleben, und dein grosses Talent“ . . .

Er blieb starr sitzen. Es wäre nutzlos. In jedem arbeitete sein Schicksal.

— Alfred, hast du heute Malva gesehen?

Alfred liebte sie ja. Sie war ihr Gemeinsames. Der Junge erinnerte manchmal an sie. Dieses tiefe Aufatmen, dieser Druck von Trauer, der sich auf Paul übertragen hatte . . . Ja, das war Malva. Und es war das, was ihn schwach werden liess vor ihr.

— Ja, ich habe sie bis zu deiner Tür begleitet.

— Ach!

Paul drehte sich hastig um, sie sahn einander in die Augen. Aber an Alfreds Blick erhärtete langsam der seine. Ihr Hass wurde in wenigen Augenblicken einer dem andern gleich. Alfreds Stimme zitterte:

— Ich habe mit ihr von dir gesprochen. Ich wollte nicht, dass sie zu dir hinaufginge . . .

Er warf einen Seitenblick auf Nieland und stürzte mit einem jähen, zornigen Entschluss aus der Loge.

Nieland schien nichts bemerkt zu haben. Auf der Bühne liefen jetzt kleine Japaner mit grin-

senden Gesichtern und wirbelten und stürzten in gewagten Sprüngen durcheinander. Ihre kurzen, schrillen Zurufe schossen hin und her, hoben sie auf, warfen sie auf die Schultern eines andern, rissen sie über alle Hindernisse hinweg. Ein letzter Schrei, und sie kamen geruhig grinsend vor die Rampe und verbeugten sich so ruhig, als ob sie nur ein kleines Lied gesungen hätten. Dann begannen sie von neuem. — Sieh doch, flüsterte Nieland, den Blick des Kleinen, der mit den Augen den Sprung abmisst . . . Eben grinste er noch, jetzt, während er die paar Schritte zum Anlauf zurücktritt, ist sein ganzes Gesicht eine starre, unheimliche Spannung, er sieht dem Tod in die Augen . . . Sieh nur, mit welcher grausigen Selbstbeherrschung, . . . und jetzt springt er ihm mit zusammengebissenen Zähnen und flammenden Augen über den Kopf . . . Diese beherrschte Vabanque-Gebärde, die wie ein Todesschauer über das ganze Theater hinstreicht. Fühlst du? . . . Da, und jetzt dieser wütige Beifall . . . Das sind die Schauspiele der Zeit!

Paul wurde von der Aufregung, die sich im ungeheuern Beifall des Theaters austobte, mitgerissen, er musste mit den andern klatschen, er musste wie sie aufstehn, er schrie. Und das kam ihm alles so bekannt vor, es berührte ihn so in seinem Innersten, der ganze Mensch war in Aufruhr . . . Er wandte sich zu Nieland . . .

— Jetzt die Marseillaise! Die Marseillaise, schrie er. Als der Beifall losbrach, war es nicht anders, als wenn ein Reiterregiment sich hinter seinem Führer in die feindlichen Reihen stürzt. Derselbe Wurf und derselbe Zusammenprall. Die Marseillaise! schrie er. Man sah ihn gestikulieren, und dann verstand man ihn. Die Marseillaise! Die Marseillaise! Es schwoll zu einem unverständlichen Gebrüll an, in dem das scharfe S des Wortes wie eine geschwungene Waffe zischte. Klirrend und rasselnd wie die Rüstung eines Riesen setzte sich das Lied in Bewegung. Man sang und pfiif, man fiel lachend in die Stühle zurück.

Paul setzte sich, an allen Gliedern zitternd. Er schnitt eine Grimasse.

Soeben war ich 16 Jahre alt und glaubte an Napoleon wie an einen Gott. Das ist doch die schönste aller bestialischen Aufregungen, das farbigste aller schlechten Fieber . . . Er beherrschte sich, als er Nielands spöttischem Blick begegnete . . .

Uebrigens genügt es, Krieg und Heldentum auf diese doch sehr harmlose Weise zu geniessen.

Ich wenigstens fühle mich völlig befriedigt. Hast du die Frauen gesehen? Schön waren sie! Eine Amazonenschlacht muss etwas Grossartiges sein. Es fiel ihm ein: solange die feindlichen Heere mit klingendem Spiel aufeinander losgehn und das Handgemenge nicht begonnen hat. Und schon war er erschöpft, voll Ekel und masslos traurig, wie nach einer billigen Ausschweifung, die er hätte verleugnen wollen. — Gehn wir, sagte er. Ich halte es hier nicht mehr aus. (Fortsetzung folgt.)

Literarische Neuerscheinungen

BRUNO SCHRADER: „Die französische Revolution.“ — Friedrich der Grosse.“ (Hansa-Verlag, Hamburg.) — Meisterbilder in Farben: „Dürer.“ — „Holbein.“ — Leonardo da Vinci.“ (Schlesische Verlagsanstalt, vormals: Schottländer, G. m. b. H., Berlin.)

Unter den Neuerscheinungen von illustrierten Geschichtswerken populären Stils erregten einige Publikationen des Hansa-Verlages in Hamburg meine Aufmerksamkeit. Da war von Wilhelm Preusse „Die französische Revolution in Wort und Bild“, ein Bilderwerk, das durch die kunstverständige Auswahl der Illustrationen, Reproduktionen von Originalen der besten Künstler älterer und neuester Zeit, tieferes Interesse herausforderte. Mein Interesse ward reichlich belohnt durch die Lektüre des verhältnismässig umfangreichen Textes. Wenn sich der Verfasser vielfach auch damit begnügte, die vornehmsten älteren Historiker sprechen zu lassen, so bekundet doch auch dabei die Auswahl den treffsicheren Blick und die Beherrschung der Materie. Wo der Verfasser oder „Herausgeber“ wie er sich bescheiden nennt, selbst das Wort ergreift, verspürt man ein leises philosophisches Lächeln. Machte mich diese Physiognomie schon stutzig, so wurde ich noch neugieriger auf den Wilhelm Preusse, als ich seine Kongenialität mit dem Verfasser, bezw. Herausgeber des ebenfalls im Hansa-Verlage und in genau demselben Gewande erschienenen Bilderwerkes: „Friedrich der Grosse und seine Zeit“ entdeckte. Der Name Wilhelm Preusse auf dem Titelblatt der Revolutionsgeschichte mußte mich an wie ein kaustischer politischer Witz, und dem Bruno Schrader, dem Verfasser eines bei Seemann in Leipzig erschienenen glänzenden Werkes über die Campagna di Roma, der bekannten Musiker-Biographien: Berlioz; Händel, Mendelssohn, dem Herausgeber der Neuauflage von Bremers Handlexikon (sämtlich bei Reclam, Leipzig) ist dieser Witz schon zuzutrauen. Erkundigungen an massgeblicher Stelle bestätigten mir, dass meine Vermutung zutrifft: Wilhelm Preusse heisst Bruno Schrader. Dass Schrader auch auf dem Gebiete der Kunstgeschichte zuhause ist, bekunden die in der Sammlung: Meisterbilder in Farben bei Schottländer, jetzt Schlesische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Berlin erschienenen Bändchen: „Holbein“; „Dürer“ und „Leonardo da Vinci“. Auf wenige Seiten zusammengedrängt gibt Schrader hier das Resultat emsiger gelehrsammer Tiefseeforschung.

Zeitschriftenschau

SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE. Herausgeber Dr. J. Bloch. Heft 4 enthält: Frida Ychak: Exakte Naturwissenschaften; Wilhelm Hausenstein: Flaubert; Karl Kollwitz: Aerzte und Krankenkassen; Robert Schmidt: Das Theatergesetzprojekt u. a.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Erich Oesterheld: Die Kinopest / Maxim Gorki: Das graue Kompromissstier / Gottfried Benn: Alaska / Mynona: Siehst du! / Hellmuth Wetzel: Tief in der Mondnacht / Rudolf Kayser: Mary / Paul Boldt: Vorfrühling / Mario Spiro: Spleen / René Schickele: Der Fremde / Wir werden politische Köpfe / Aus Balzac / Der Autorenabend im Salon Paul Cassirer / Literatur. Neuerscheinungen

DER TÜRMEER. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.) Aus dem Inhalt des Märzheftes: Der Scheideweg. Von Klara Hofer. — Menschen, die vorübergehen. Von Ilka v. Michaelsburg. — Der Pseudofrühling zur Jahreswende 1912/13. Von Pfarrer W. Schuster. — Türmers Tagebuch. — Wo sind die Meister? Von Hermann Kienzl. — Frieda Gentes. Von Friedrich Kämpfer. — Wieland der Schmied. Von Dr. Karl Storck.

DIE SCHAUBÜHNE enthält in der Nummer 9: Kritik der Kritik. Von S. J. — Dramaturgische Resignation. Von Julius Bab. — Théâtre paré. Von Panurg. — Der Flötenspieler. Von Grete Meisel-Hess u. a.

KAIN. Herausgeber: Erich Mühsam (Kain-Verlag, München). Nr. 11 enthält: Polizeidiktatur; Buchrezensionen; Für Wetterlé; Eugen Dühring u. a. Das Heft kostet 30 Pfg. Probenummern gratis durch den Herausgeber.

PAN. Herausgeber Alfred Kerr. Heft 21 enthält: Alfred Kerr: Verweile doch; Max Brod: Wieder bei Flaubert; H. J. Gramatzki: Nordpol-Unflug u. a.

DIE NEUE RUNDSCHAU (S. Fischer, Verlag, Berlin). Im Märzheft beginnt Arthur Schnitzler seine neueste Erzählung „Frau Beate und ihr Sohn“, Briefe von Friedrich Nietzsche an Franz Overbeck, die von höchstem Interesse sind für die Absichten und Arbeiten Nietzsches, werden in einer Auswahl zum ersten Male veröffentlicht. H. O. Wells schreibt über den „Sozialismus und die Familie“. Richard Dehmel veröffentlicht ein grösseres Gedicht „Die Musik des Mont Blanc“. Herbert Eulenburg schreibt einen Dialog über die modernsten Lyriker, Julius Elias über Lovis Corinth. Die politische Chronik von Junius und „Anmerkungen“ füllen das übrige Heft.

Vornotizen

(Nur wichtige Neuerscheinungen werden hier angezeigt. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION)

THOMAS MANN. Der Tod in Venedig. Novelle. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. M. 2.50.

MAX BROD und FELIX WELTSCH. Anschauung und Begriff. Grundzüge eines Systems der Begriffsbildung. (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.) Geh. M. 6.50.

NIKODEMUS HELIOGABAL SCHUSTER. Gesichtete Schriften. Erscheinen in acht Tagen in Nr. 11 der AKTION.

Franz Blei-Abend der AKTION

Der nächste Autoren-Abend der AKTION ist Franz Blei gewidmet. Er findet Mitte März im Salon Cassirer statt. Vorbestellungen auf Karten (à 5 und 3 M., für Abonnenten à 3 und 2 M.) wolle man umgehend an den Verlag der AKTION, Nassauische Str. 17, richten, da nur noch wenige Plätze zu vergeben sind.

Die nächste Sondernummer der AKTION

soll einem neuen Mann den Weg in die Öffentlichkeit bahnen: dem Dichter und Philosophen

NIKODEMUS HELIOGABAL SCHUSTER

Literarhistoriker der Zukunft (denen die Werke von N. H. Schuster mehr bedeuten müssen als etwa unseren Literarhistorikern R. M. Lenz und Georg Büchner) werden sich mit der seltsamen Tatsache beschäftigen, dass unsere Zeit die Schriften dieses Dichters und Philosophen jahrelang völlig ignorierte, dass unsere Zeit Paul Schüler-Tingeltangelien verschlang, obwohl ihr ein Nikodemus Helioagal Schuster lebte.

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 11

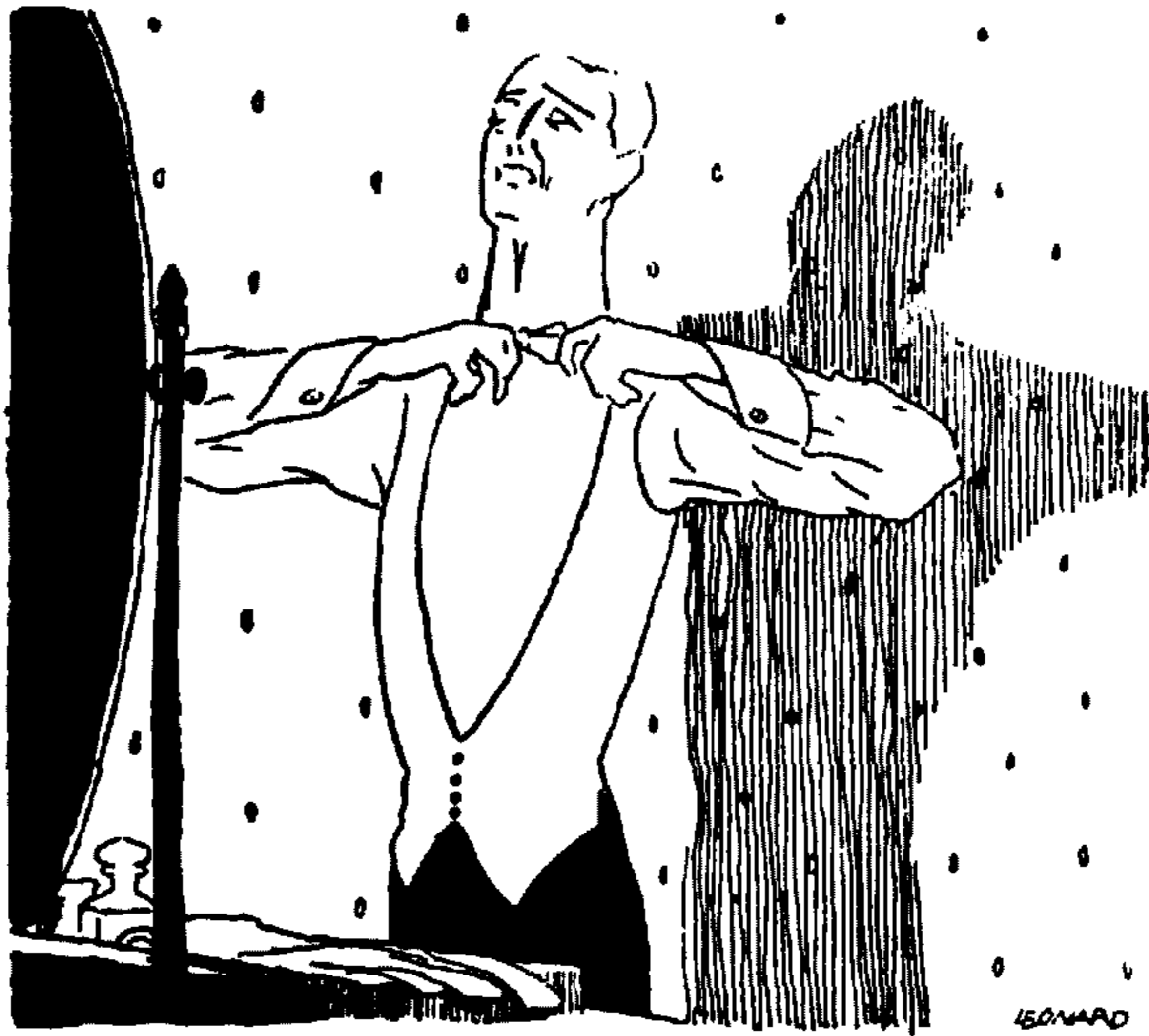
INHALT

Franz Pfemfert	Die Ungehemmten
Nikodemus Schuster	Aus dem Tagebuch
Nikodemus Schuster	Brief an den lieben Gott
Nikodemus Schuster	Bei Mama; Ein Idyll
Ernst Stadler	Sommer
René Schickele	Der Fremde

Franz Blei-Abend der AKTION — Zeitschriftenschau

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf



Grosser

Elegante Herren-
Ausstattungen
Wäsche · Cravatten
etc.

Charlotten Str. 65
a. d. Leipziger Str. — Amt: L 7799.

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

3. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

12. MAERZ 1913

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Naussauische Strasse 17 zu senden :: :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährl. (excl. Bestellgeld) bei allen Postanstalt., Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk. 2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Naussauischestr. 17 :: Kommissionär Gust. Brauns, Leipzig

DIE UNGEGHEMMTEN

Es gibt kein Halten mehr. Das Volk steht auf, der Sturm bricht los. Schon ist Lokales und Vermischtes vom patriotischen Veitstanz erfasst, morgen geht es an die Annoncen. Wollen wir nicht täglich zweimal vom Ekel geschüttelt sein, wir müssen das Zeitungslesen bis zum Herbst einstellen.

Alles ist ein Herz und eine Hirnlosigkeit. Republikanische Demokraten und jesufromme Casseler wetteifern im Fabrizieren von Jubelstimmung. Eben noch hat diese Gesellschaft männerstolz vor Wählerohren nach dem freien Wahlrecht getobt, an das „uneingelöste Königswort“ erinnert, der Junkerhochburg Preussen Verachtung gezollt, . . . da läuten die Glocken, — und die Aufrechten, die Nachfahren der Acht- undvierziger verlassen hastig den Börsensaal und die Volksversammlungen und stürmen zur Kirche, dankend, dass Gott es erhalten, so rein, so schön und hold, dieses Vaterland.

Wahrlich, er ist zum Speien, dieser ungehemmt jubelnde Liberalismus. Wenn Konservative heute festen, wenn die Kreuzzeitung und die Tägliche Rundschau freudig erregt sind, so hat diese Erregung innere Berechtigung und Würde. Uns, die wir die Vaterlandslosigkeit als Kulturideal preisen, die wir den Patriotismus als eine gefährliche Verirrung der Menschheit bekämpfen, uns fehlt das Organ, die konservativen Räusche nachzuempfinden: doch wir können darüber so wenig lachen, wie wir uns etwa über den Kopfputz eines Indianers oder über den verzückten Tanz der Derwische lustig machen können. Sind diese patriotischen Empfindungen auch längst panoptikumreif, lesen sich die Kreuzzeitungsfest-

artikel auch wie Sprüche auf alten, verwitterten Grabsteinen: unser Spott schweigt angesichts dieser in ihrer Greisenstunde ängstlich nach lieben Erinnerungen tastenden Weltanschauung. Wir bringen die Verlogenheit nicht auf, dem absterbenden Todfeind eine Sympathiekomödie vorzuspielen. Wir treten achtungsvoll beiseite.

Unsere Liberalen jedoch fühlen sich nicht gehemmt. Sie müssen dabei sein. Innerlich haben sie zu dem Geist von 1813 ungefähr die gleichen Beziehungen wie zu dem Gottesgnadentum Wilhelms II., aber sie müssen dabei sein. Wäre die Sinnesrichtung der patriotischen Bänkelsänger Arndt & Co. heute in Deutschland ausschlaggebend, die von christlichen Gefühlen erfüllten Casseler würden stöhnen, wie die Juden in Russland. Dennoch: die Casseler müssen 1813 feiern. Dass sie in der jubelnden Monarchie stets als Bürger dritter Klasse behandelt worden sind und behandelt werden — nach den Festen werden sie es wieder gestehen. Nach den Festen werden sie sich wieder als Sturmgessellen von unentwegter Steifnackigkeit etablieren, jetzt jedoch, wo patriotisches Fühlen Saisonmode 1913 ist, jetzt sind unsere Liberalen betende Hurra-Jubelpatrioten, wie die „Staatsbürger-Zeitung“ sich bessere kaum wünschen kann. Aber das entspricht ja dem Ruf dieser Helden, das ist ja das berühmte deutsche Bürgertum. Die Regierung tut recht daran, den Patriotismus dieser Untertanen praktisch auszunutzen solange der Taumel es ermöglicht. Die neue Wehrvorlage bildet nur den Anfang. Die Echtheit der Casseler Gefühle wird noch eine schärfere Belastungsprobe zu bestehen haben: die Regierung

ist gewillt (diese Mitteilung wird nicht dementiert werden!) dem Reichstag in wenigen Wochen auch die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit (in etwas verklausulierter Form) zuzumuten! Ein teures Jubiläum, Herrschaften, aber die Ungehemmten sind dennoch so froh. Sie dürfen dabei sein.

Franz Pfemfert

Aus dem Tagebuch

Von Nikodemus Schuster

Vor dem Affenhaus im Zoologischen hörte ich ein Freudenmädchen zu einem andern Freudenmädchen sagen: „Es fehlt ihnen nur das Geld.“ Der Anstrengung der Berliner scheint es gelungen zu sein, die Hübschlerinnen zu Philosophinnen gemacht zu haben. Die erstaunliche Hingabe der Berliner Männer an den Gelderwerb entspringt somit aus dem begreiflichen Bestreben, jenen konstatierten einzigen Unterschied zwischen sich und den Insassen jenes Käfigs quantitativ so bedeutend zu machen, dass er jenen Punkt erreicht, wo die Quantität in die Qualität umschlägt. Man sage also nichts mehr gegen das Geld!

Jederman weiss, wie mir bei den Affen einfällt, dass die Berliner Schimpansin in unsern guten lieben Professor Schillings, der zum ersten Mal wilde Tiere im Freien mit Blitzlicht usw., verliebt ist. Die Kunde dieser Liebe — so gross war sie — kam bis nach Paris, wo ein Gelehrter an Schillings schrieb, er möge doch im Interesse der Wissenschaft den Annäherungen der Schimpansin keinen andern als den unter Liebesleuten gebräuchlichen Widerstand entgegensetzen, weil es doch, im Interesse der Wissenschaft, sehr wichtig wäre, zu erfahren, was dabei herauskäme. Professor Schillings vermochte es nicht über sich und der Wissenschaft dieses Opfer zu bringen. — Bei den Affen soll der Brief des Pariser Gelehrten eine grosse Aufregung hervorgerufen haben. Sie wollen einen Schutzverband gegen die Verschlechterung ihrer Rasse durch Vermischung mit Menschen gründen. Wer fühlt das den Affen in Berlin nicht nach?!

Wie jedermann weiss, ist die Liebe das einzige Mittel, die Frauen zu bekommen, die für Geld nicht zu haben sind. Deshalb kommt die Liebe in den Grossstädten immer mehr herunter. Bald wird sie im Legendären verschwunden sein. Die

Lyriker der AKTION haben sie sogar als dichterisches Requisit schon aufgegeben. Und Neunzehnjährige denken, wenn sie bei einem Mädchen liegen, an nichts sonst als an die Lues, — und an einen Reim darauf.

•

Eine schöne Dame, die manchmal in die nicht immer ganz für sie angenehme Lage kommt, die Ehen anderer zu brechen, wurde unlängst von der ehelich Gebrochenen vor den Richter citiert als Zeugin dafür, dass sie mit dem Gatten der Klägerin eben jene Lage eingenommen habe, die zu der Anwesenheit der schönen Dame vor dem Richter führte. Dieser zeigte der Dame, der entzückend schönen, die Photographie des Mannes, mit dem sie usw. Denn sie wusste von gar nichts, kannte weder die Frau, noch den Mann. Sagte daher, als man ihr die Photographie zeigte: „Wie soll ich das wissen? Sie müssen mir die Photographie des nackten Herrn zeigen, damit ich ihn erkennen kann.“ Ich hätte nie gedacht, dass so viel Griechisches im heutigen Berlin noch sein könnte! In Paris wäre diese, die so sprach, dadurch berühmt geworden. In Berlin aber wurde sie nur vom Richter zu würdigem Benehmen ermahnt. Diese Stadt lässt eben keine Bedeutung aufkommen. Siehe N. Schuster.

•

Wenn man aus dem Fenster des sechsten Stockes herunterfällt, so hat man, wenn man am ersten Stock vorbeifliegt, nicht den Gedanken: Gottseidank, jetzt bin ich gleich unten. Aber Bethmann-Hollweg . . . Hier wurde ich durch ein Telefongespräch unterbrochen, das ich mit M. O. Soc Jes. hatte. Darüber hab ich vergessen, was ich sagen wollte. . . . Was für ein formidabler Schafskopf dieser M. O.! Und vor solchen Leuten fürchtet sich der deutsche Bürger liberaler Zeitung! Er hat allerdings seine einzige Kenntnis von den Jesuiten aus einer Legende, die ein schwacher Rest jenes Jesuiten ist, der in Sue's Ewigem Juden als der Inbegriff aller Scheusslichkeit vorkommt, ein melodramatischer Bösewicht im Stile des Schauspielers Grube. Mein Gott ja! Es gibt keine Institution von einigem Alter, die nicht irgendwann einmal eine grosse Gemeinheit war. Und die katholische Kirche übertrifft als die älteste aller Institutionen darin alle andern. Der kaiserliche Automobilklub kann natürlich noch nicht viel auf dem Gewissen haben. Der Streit darüber ob die Jesuiten harmlos sind oder nicht, dieser Streit ist sehr harmlos. Viel wichtiger scheint mir,

dass es von Innen her mit den Jesuiten zu Ende ist: sie tun nur mehr so als ob sie säten! Sie tun nur mehr so als ob sie ernteten! Sie freuen sich, dass man sie wichtig nimmt, denn das belebt den Gestus, aber der Geist ist seit etlichen vierzig Jahren in vollkommenen Verfall. Denn der Geist der katholischen Kirche ist seit Newman und Kierkegaard nicht mehr beim Klerus. Und wie das immer war: die katholische Renaissance kommt von den Laien. Die heutigen Jesuiten aber sind weder Gute- noch Bösewichte, sie sind arme gottverlassene Häscherln, die halt leben wollen.

Man hörte in den Debatten wieder oft den ganz sinnlosen Satz „Ich respektiere jede ehrliche Ueberzeugung.“ Nur Eunuchen können das sagen. Ich sag's vielleicht auch einmal, wenn ich mit 70 Jahren vertrottele. Spricht einer eine Meinung aus, die ihm schaden kann, so ist er mutig, nicht ehrlich. Die Ehrlichkeit ist nämlich was ganz Verstecktes, Innwändiges, an äusseren Zeichen gar nicht zu erkennen. Ausserdem sagt die Ehrlichkeit gar nichts über den Wert einer Ueberzeugung aus, und auf den Wert kommt es wohl doch schliesslich an, nicht? Am ehrlichsten sind die Verrückten; die zweifeln keinen Moment, und sagen einem sofort: so bin ich. Diese Leute mit der ehrlichen Ueberzeugung sperren sich in dem Zimmer einer Idee ein und schmeissen den Schlüssel beim Fenster hinaus. Mein Gott, was ist das viel, eine Idee, zwei Ideen! Alle oder gar keine! Das andere ist Faulheit: man ludert auf dem Bett seiner Idee herum und brüllt jeden, der zum Aufstehn auffordert, an: ich liege auf meiner ehrlichen Ueberzeugung. Nimm dein Bett und geh, du Kerl!

Das sogenannte Problem in den modernen Theaterstücken ist in der folgenden Geschichte ebenso einfach wie erschöpfend definiert:

Ich: Was ist denn das für ein Vogel, der da singt?

Er: Das ist ein sehr merkwürdiger, seltener Vogel.

Ich: So, so?

Er: Das ist der Wachtelkönig, ein Wandervogel, der im Winter in Aegypten lebt.

Ich: Das ist doch nicht merkwürdig.

Er: O doch! Er geht nämlich zu Fuss nach Aegypten.

Ich: Erlauben Sie, wie kommt er denn über das mittelländische Meer?

Er: Na, so viel kann er schon fliegen.

Dass man den Reichen einmal ihr vieles Geld wegnehmen wird, das ist sicher. Ebenso sicher ist aber auch, dass sie es hergeben werden. Es wird da keineswegs eine Rauferei sein, und die Sozialisten fühlen das dunkel, wenn sie vom Hineinwachsen und ähnlichem sprechen. Es wird sich nämlich konform zu den ökonomischen Forderungen eine parallel laufende Reihe des psychischen Verhaltens bilden, und dies sich darin äussern, dass der Reichtum sein moralisches Prestige verlieren wird, wie er jetzt schon sein aesthetisches verloren hat und dabei ist, sein intellektuelles zu verlieren. Reichtum wird bei den Reichen selber als etwas Unanständiges, Unmoralisches gelten, als ein menschlicher Defekt, als kompromittierend. Man wird ihn erst verheimlichen, so tun als wäre man nicht reich, die Gewohnheiten des Reichen verlieren, um sich schliesslich nur mehr als ein mit der Verwaltung dieses Reichtums Geplagter vorzukommen, — wie gern wird man sich da expropriieren lassen! Ganz gewiss: es wird eine Zeit kommen, wo reich zu sein für lächerlich und ordinär gelten wird. Seien wir also sehr stolz auf unsere Armut!

Wir haben in Deutschland drei sehr witzige Köpfe, Kerr, Kraus und Harden, und so spinnenfeind sind sie einander, dass Kraus es wie eine Insulte empfinden wird, mit Harden hier durch ein „und“ verbunden, Kerr froh sein wird, von Kraus wenigstens durch ein Komma getrennt zu sein. Dass Kraus, der sehr gut schreibt, dass Kerr, der oft brillant schreibt, Harden wegen seines kümmerlichen „schönen Stil“ auslachen, das reicht für solche Feindschaft nicht hin. Die politischen Ueberzeugungen? Ich wüsste nicht, dass einer von den dreien welche hätte, die so leidenschaftlich wären, dass er den andern mit Rattengift vernichten möchte. So viel ich weiss, haben die drei sich auch nie wegen einer Frau zerkriegt. Sollte es die Witzigkeit sein, die sie also feindlich gegeneinander macht? Ist der Witz nicht aber Eitelkeit? Kraus gibt sie unumwunden zu. Kerr wird keine Schwierigkeiten machen, wenn man ihn eitel nennt, was ja auch ausserdem nicht der geringste Fehler weiter ist. Harden, der Eitelste wohl, wird sicher ablehnen und von der Sache reden. Harden war Schauspieler, Kraus wollte es werden, war es gelegentlich, Kerr ist sehr interessiert für alles Schauspielerische und hat einen vortrefflichen Blick dafür. Es sind Verwandtschaften da, die den ersten Grund zum

Hass geben, den Nebendinge fördern. Alle drei geben Zeitschriften heraus, — ein toller Traum: Kraus (grosse Pause), Kerr (grosse Pause), Harden sollten zusammen eine Zeitschrift herausgeben, mit Harden als stillen Sitzredakteur. Das wäre der beste Witz der drei witzigsten Köpfe Deutschlands. (Fortsetzung folgt.)

Brief an den lieben Gott

Von Nikodemus Schuster

Lieber Gott im Himmel, ich will dir einen Vorschlag machen,
Und bitte dich, Guter, höchstens darüber zu lachen,
Nicht aber mich schon so viel Geprüften noch ärger zu schinden, —
Was hast du davon? In den Tugenden und in den Sünden
Hast du mir besonderes zu leisten nicht zubeschieden,
Ich bin einer aus den vielen gewöhnlichen Menschen hienieden,
Nicht gut, nicht schlecht, und ich denke mir, solche
Die sind dir lieber als diese komplizierten Strolche,
Ob sie nun mit Heiligkeit dir nahzukommen suchen
Oder als aufständige Teufel dich und deinen Himmel verfluchen.
Ich kann mir denken, was für grosse Unannehmlichkeiten
Diese Ausnahmemenschen deiner himmlischen Einfachheit bereiten,
Und was für Sorgen du hast bei Tag und Nacht,
Bis du diese Genies dir irgendwie konform gemacht,
Du guter, lieber, bescheidener Gott für uns armen Leute!
Und das ist es gerade was mich heute
Auf den Gedanken gebracht hat, dass du dich erholen müsstest
Und dass du es gerne tätest, aber nur nicht recht anzufangen wüsstest.
Ich weiss es. Und wenn auch für mich ein Vorteil dabei ist,
Sieh, ich bin ein armer Kerl, dem es manchmal nicht einerlei ist,
Dass es ihm so hundeelend auf dieser Welt geht,
Nichts zu essen oft hat und nicht weiss, wo sein Zelt steht,

Und hat er schon einmal seine Liebsucht auf ein Mädchen gerettet,
Nicht weiss, wo ein Lager finden, worauf er die Gütige bettet..
Also wenn ich dabei auch mich, o Gott, beschenke,
Während ich an deine so nötige Erholung denke, —
Lass gut sein, es ist drum nicht weniger herzlich gemeint,
Wenn es auch auf den ersten Blick nur egoistisch scheint.
Einen Fehler hab ich, ich sage ihn gleich: dass ich Gedichte schreibe,
Aber da ich das saudumm und ohne jedes Talent betreibe
Und mir elend damit mein armes Nachtmahl verdiene
(Für 20 Pfennig Brot, eine Wurst und Freitags eine Sardine)
So wirst du in deiner grossen Güte darüber hinwegsehn
Und wirst mich nicht deshalb lassen auf einem Fleck stehn,
Dass alle mich „Dichter“ schimpfen und vor mir ausspucken
Und als ehrliche Leute von mir weit wegrucken —
Und jetzt pass auf, lieber Gott, jetzt kommt die Sache,
Wie ich dein Glück und meines in Einem mache:
— Wir tauschen! Lass mich einmal acht Tage du sein!
Ich lasse die acht Tage Alles in schönster Ordnung und Ruh sein,
Hab keine Angst, dass ich mich schlecht aufführe
Und etwa gar an deine Weltregierungsmaschine rühre —
Ach nein! Ich will nur acht Tage ein sicheres gutes Bett haben,
Nicht mehr mit den Hotelbettwanzen mein ewiges Gefrett haben,
Ordentlich essen, jeden Tag, wenn es sein muss, baden,
Mir ein paar Engel zum Klaviervorspielen einladen,
Deine guten Zigaretten rauchen, deinen türkischen Kaffee brauen
Und seelenvergnügt zum Himmelsfenster hinunterschauen
Auf Berlin, wo du
— also nochmals, nicht wahr, ich rühr dir nicht an,
Was so dein spezielles theologisches Ressort ist,

Ehrenwort! Wenn etwas von deinem besonde-
ren Hausrat bricht, dann —
Dann darfst du mich ziehen, wo schmerzhaft
mein Ohr ist, —
Nein, nein, nein, ich will es nur einmal so gut
haben,
Wie mir von dir und deinen englischen Knaben
Meine verstorbene Mutter oft erzählt hat,
Wenn sie zum Abendbrot die Kartoffel ge-
schält hat —
Ach wenn ich nur schon hin wär, sagte sie dann,
So sehr sehnte sie sich nach deinem himmlischen
Kanaan.
Schau, ich weiss ja nicht recht, ob meine Mutter
nicht log,
Damit uns die alten Kartoffel besser schmeckten,
Nach denen wir uns weiss Gott nicht die Finger
leckten,
Ich bin ja nicht sicher, ob sie mich mit dem
schönen Himmel nicht betrog, —
Ich probier's. Schlechter kann das Essen bei
dir unmöglich sein
Als dieses schon stinkende Schinkenbein,
An dem ich und mein Köter abwechselnd nagen.
Und jetzt, lieber Gott, jetzt lass dir sagen,
Was alles dir für Annehmlichkeiten
Sich in diesen vertauschten acht Tagen bereiten.
Du kannst zum Beispiel am Café des Westens
vorbeigehn,
Und drinnen die berühmtesten Dichter Deutsch-
lands dabei sehn,
Wie sie im Schweiss ihrer Füsse und Angesichter
Bei jedem Glas Bier werden immer grössere
Dichter,
Und ein Wunder noch siehst du da, ungeheuer,
Hier bebrüht ein Hahn die hohlen Eier!
Des Ferneren kannst du dich unter den Linden
Auf einmal inmitten begeisterter Scharen be-
finden,
Die warten, bis ER oder jemand von seiner Familie
Vorbeifährt in einem trompetenden Automobile.
Du kannst im Reichstag den Oertel hören
Oder wenn dir das mehr Spass macht den
seligen Röhren
Nur den Bethmann Hollweg kann ich dir nicht
versprechen,
Der ist immer wo „Hier“ steht und da nicht
zu sprechen.
Er hat einen gar sehr empfindlichen Magen,
Und kann Medizin weder von links noch von
rechts vertragen.
Am Abend aber da musst du zu Reinhardt gehen;
Vergeht dir das Hören, so doch nicht das Sehen.
Und nicht genug wirst du mir wissen des Danks,

Gehst du nachher als Onkel vom Lande ins Palä-
de Dangs,
Und siehst hier, wie Jagow im Sittlichen waltet
Und Frauenschönheit sich ohne Falten zu haben
entfaltet.
Bist du aber müde vom Herumgehn in den
graden Strassen,
So kannst du dich hinsetzen und von Oppen-
heimer malen lassen
Oder wen sonst dir Paul Cassirer empfiehlt,
Weil der in Berlin die bildende Kunst befiehlt.
Zum aesthetischen Tee lass dich von Blei ein-
laden,
Wenn du von Aesthetik auch nur was merken
wirst an den Waden
Der schönen Damen, die wie er glaubt, in ihn
verliebt sind,
E. B. zum Beispiel, dieses schlankste irdische
Himmelskind.
Auch bei Herrn Heymel findest du, wenn er
nicht gerade herrenreitet oder schiebt,
Das angenehmste was man in Berlin an Frauen
begleitet oder sozusagen liebt.
Die Leitartikel von Theodor Wolff kanst du
lesen und ihre Politik ergründen,
(Mit deiner Abneigung gegen die Juden wirst
du dich in Berlin rasch abfinden.)
In Fischers Rundschau genügt ein Blick,
Du gibst sie samt dem Losen Vogel raschest
dem Kellner zurück.
(Zum Ausschlafen hast du nämlich wieder im
Himmel Zeit,
Jetzt ist die Parole: höchste Munterkeit!)
Und ist alles vorbei, so kaufst du bei Wertheim
ein
Das Mitgebrachte für deine liebsten Engelein ..
O lieber Gott, sag nicht, du kennst das alles
schon,
E. B., das Tageblatt, den grossen Kaiser und
den kleinen Kohn —
Natürlich kennst du Alles, aber doch nur von
Weiten
Sub Specie Aeternae lässt du dein grosses Auge
darüber gleiten,
Wie ich ja auch deinen Himmel nur von Weiten
kenne
Und ihn den Himmel ja nur vom Sagenhören
nenne ...
Versprach ich noch zu wenig? O es gibt noch
viel viel mehr!
Was weiss ich armer Kerl, wie gross, wie sehr
Sehr gross der Reichtum deine Welt, besonders
in Berlin!

Ich streife daran ja nur so an den billigen
 Enden hin,
 Ein armer Hund wie ich! Dich aber wird es
 amüsieren,
 Die Dinge, die du schufest nah zu sehn,
 Du bist ja ein Herr, ich kriech ja fast auf allen
 Vieren —
 Du solltest doch einmal statt meiner hier inmitten
 stehn
 In Deiner Welt! Und mich, mich lass in meinen
 Himmel gehn,
 Denn wenn alle, meine Mutter hat nicht gelogen!

Sommer

Mein Herz steht bis zum Hals in gelbem Ernte-
 licht wie unter Sommerhimmeln schnittbe-
 reites Land.
 Bald läutet durch die Ebenen Sichelsang: mein
 Blut lauscht tief mit Glück gesättigt in den
 Mittagsbrand.
 Kornkammern meines Lebens, lang verödet, alle
 eure Tore sollen nun wie Schleusenflügel
 offen stehn.
 Ueber euern Grund wird wie Meer die goldne
 Flut der Garben gehn.

Ernst Stadler (Brüssel)

Bei Mama. Ein Idyll

Von Nikodemus Schuster

PERSONEN: Die Mama.
 Ihre Tochter Anna, die
 sich Anette de Prime-
 rose nennt.
 Ihre andere Tochter
 Clotilde.
 Der Baron, Anettens
 eleganter Freund.

Die Szene passiert vor dem kleinen Häuschen,
 das Mama auf dem Land nahe der Stadt be-
 wohnt, in dem kleinen Gärtchen, das dazu gehört.

ANETTE. Na, wie findest du Mama? Ist sie
 nicht nett?

BARON. Entzückend ist sie.

MAMA. Ach Gott. . . Es ist sehr ehrenvoll
 für mich, Herr Baron, dass Sie mich da herausen
 aufsuchen. Ich kann ja nichts bieten. . . .

BARON. Aber ich bitte Sie!

ANETTE. Hast du nicht von dem Cognac,
 Mama, den dir Harry schickte?

MAMA. So eine Flasche reicht bei mir Mo-
 nate, mein Kind, — natürlich hab ich noch.
 Gleich hol ich ihn. (Ab ins Haus.)

BARON. Wie rührend das ist: das kleine
 Häuserl, das Garterl, die Mama, der Cognac
 von Harry. . .

ANETTE. Ach ja, ich werde ganz weich . . .
 und da glaubst du nicht, dass ich eine Seele
 habe!

BARON. Gewiss hast du, Anette. Aber die
 Seele, weisst, das ich doch mehr für Jüngere,
 für meinen Vorgänger Harry zum Beispiel. Ich
 kann doch nicht für alles aufkommen.

ANETTE. Cyniker!

BARON. Man muss sich beschränken.

ANETTE. Ich hab Mama doch sehr lieb, —
 sie hat mir viel Haue gegeben.

BARON. Sei ihr dankbar dafür.

ANETTE. So stell ich mir das Glück vor: ein
 kleines Haus, ein Garten, Aussicht auf die
 Eisenbahn.

BARON. Und der Daimler im Schuppen, der
 uns hergefahren hat. . .

ANETTE. Dir ist alles ein Witz.

BARON. Der Daimler ist kein Witz, mein Kind.
 Schau, der Cognac!

MAMA (mit dem Cognac) Der Graf Harry,
 der hat mich auch einmal mit Anette besucht,
 — war ein reizender Herr. Anette hat immer
 nur reizende feine Herren gekannt.

ANETTE. Was hast du denn da in dem Beel,
 Mama?

MAMA. Das ist Salad. Ach wenn dein Vater
 noch lebte, der hat so gern Salad gegessen!

BARON. Ein sympathischer Anlass, oft und
 geführt seiner zu gedenken.

MAMA. Wie meinen, bitte?

BARON. Ioh meine, die Schnecken werden ihn
 fressen.

MAMA. Das tun sie wirklich, da haben Sie
 recht, kaum dass er den Kopf herausstreckt.

ANETTE. Du musst eine Vogelscheuche hin-
 einstellen, Mama.

BARON. Einen schönen Pflaumenbaum haben
 Sie da.

MAMA. Ich glaube, es ist mehr ein Kirsch-
 baum.

BARON. Sie glauben? Sind Sie denn nicht
 sicher?

MAMA. Wissen Sie, lieber Herr, die Vögel,
 kaum dass so was wie ein Obst sich bilden
 will, dann fressen's die Vögel weg.

ANETTE. Du müsstest die Nacht durch mit
 einer Laterne daneben steh'n, Mama.

MAMA. So war sie immer. Immer sich lustig
 machen über mich. (Anette ist ins Haus ge-
 gangen.)

MAMA. Sie sind gut zu ihr, Herr Baron, und sie verdient es. Die Freude meiner alten Tage. Sie dankt es einem, was man an ihr getan hat. Nicht jede tut das. Ah, wenn Clotilde so wäre!

BARON. Clotilde?

MAMA. Meine ältere. Mein Sorgenkind. Vielleicht weil ich sie so verwöhnt habe, wie sie klein war. Sie ist seit fünf Jahren verheiratet mit einem elektrischen Installateur, — vier Kinder, und das Elend im Haus, — ja wenn ich mich auf die verlassen hätte!

BARON. Dafür hat Anette alles vergolten.

MAMA. Ja, die ist gut und brav. Und dankbar für das, was man für ihre Erziehung getan hat. Man schuftet ja nur für die Kinder, nicht? Und die Mädchen kosten ein schweres Geld.

BARON. Wem sagen Sie das!

MAMA. Die Menschen haben ja nicht alle die gleiche Berufung, wie unser Pfarrer sagt. Aber was mich ärgert, das ist, wie sich die Andern mit Anette stellen. Wenn Clotilde sie aufsucht, um Geld zu fechten, natürlich, dann muss sie es heimlich tun, damit der Mann es nicht merkt. Und wenn der von ihr spricht, — wie im Theater ist es, wenn's grausig wird und einer so fürchterlich zu reden anfängt. Glauben Sie, der würde den Cognac da trinken? Und mag doch ganz gern einen Guten.

BARON. Da weiss er wirklich nicht was er ausschlägt.

MAMA. Manche hat eben kein Glück im Leben. Und jetzt kriegt sie das Fünfte.

BARON. Mein Gott, die Liebe!

MAMA. Ach was, es ist das Elend. Und was hat man sich Mühe gegeben, die Kinder auf den rechten Weg zu bringen! Religiös erzogen alle beide, denn die Religion ist die Hauptsache, und da muss ich das mit Clotilde erleben!

ANETTE (kommt zurück). Mama, du könntest einen Kaffee kochen.

MAMA. O wenn mir der Herr Baron die Ehre geben wollen. . .

ANETTE. Er wird schon. Auf Kaffee verstehst du dich.

MAMA. Gleich soll er fertig sein. (Ab ins Haus.)

BARON. Sorgen hat so eine Mutter. . . (am Zaun geht der Pfarrer vorüber.)

ANETTE. Ein Geistlicher, das bedeutet Unglück. (Wendet sich ab.)

BARON. Ich wusste gar nicht, dass du antiklerikal bist.

ANETTE. Du wirst blöd. Ich weiss doch längst, dass die Geistlichen Männer sind.

BARON. Die Männer pflegst du doch sonst nicht als dein Unglück zu betrachten.

ANETTE. Als mein Glück vielleicht? Dich? Idiot.

BARON. Mein Gott, ich muss mich damit abfinden. Was sonst kann man machen!?

ANETTE. Auf der Kommode drinnen sah ich meine Photographie von der ersten Kommunion . . . ganz gerührt hat es mich . . .

BARON. Das merk ich.

ANETTE. Man hat ein Herz.

BARON. Wer zweifelt?

ANETTE. Und daneben das Bild meiner braven Schwester als Braut mit ihrem Elektriker.

BARON. Dem so stolzen Bürger.

ANETTE. Dem Schafskopf, ja. Woher weisst du?

BARON. Mama.

ANETTE. Aber ich leih ihn mir schon aus. Ich leih ihn mir schon aus. Uebrigens ein ganz strammer Bursche. Dem Bild nach.

BARON. Warst du nicht bei der Hochzeit?

ANETTE. Ich war damals in Nizza.

BARON. Und seitdem?

ANETTE. Ich leih ihn mir aus, den Genossen.

BARON. Den Genossen oder den strammen Jungen?

ANETTE. Einen durch den andern. Eine Rache muss der Mensch haben.

BARON. Es geht nichts über eine religiöse Erziehung.

ANETTE. Ich bitte dich, nicht über die Religion zu spotten. Du hast deine Qualitäten, aber das verstehst du nicht.

BARON. Siehst du, mein Kind, ich habe mich für die Freidenkerei entschieden, weil man damit auf die bequemste Weise davon dispensiert ist, Gedanken zu haben. Dass ich ein Idiot bin, hast du ja selbst schon konstatiert.

ANETTE. Dir bekommt dieses friedliche anständige Milieu nicht —; du wirst spitzig. Wir wollen heimfahren.

BARON. Wie du meinst. Aber ich hab mich schon so auf den Kaffee gefreut, und Mama scheint es auch, nicht?

ANETTE. So sag's doch gleich, dass ich ein undankbares Kind bin, — das meinst du doch damit.

BARON. Aber das ist doch Clotilde!

ANETTE. Diese dumme Gans. Heiratet sich da so einen Kerl, der ihr nichts zu beissen gibt,

ihr ein Kind ums andere macht, und sie oben-drein betrügt.

BARON. Woher weisst du denn das, Anette?!

ANETTE. Ein Elektriker, — man kennt doch das! Kommt in alle Häuser, wann er will, kommt und geht, tut so herum, in der Küche, mit dem Stubenmädels, — ich kenne doch die Elektriker. Der Vater von Clotildens Brut wird nicht anders sein.

BARON. Und das willst du also aus Rache ausprobieren.

ANETTE. Weil mich diese Gans ärgert mit ihrem Getue.

BARON. Was tut sie denn so Schlimmes?

ANETTE. A was!

MAMA (kommt aus dem Haus, verlegen erschrocken ärgerlich).

BARON. Der Kaffee!

MAMA. Gleich ist er fertig, nur noch (leise zu Anette). Gerade ist Clotilde gekommen. Ich kann nichts dafür. Und sie sagt, sie muss mit dir sprechen. Und geht nicht weg.

ANETTE. Schau an, Clotilde. Na also. Wieder einmal muss die Schwester herhalten, die der Herr Gemahl nicht beim Namen nennt, ohne ein lebenswürdiges Wort dabei. Sag nichts, ich weiss.

MAMA. Ein ungebildeter Mensch, was willst du.

ANETTE. Ich werd ihm's beibringen. Clotilde soll herauskommen. Hier hab ich mehr Luft. (Zum Baron.) Schau dir einstweilen die Umgebung an oder erkläre der Mama ein Automobil. Das wird sie sehr interessieren. Abmarsch.

BARON. Gott beschütze Clotilde!

MAMA. Sag ihr's nur ordentlich! (Beide ab ums Haus herum.)

ANETTE (geht zur Tür, die ins Haus führt und ruft) Clotilde! (Und geht wieder in die Mitte des Gärtchens, wo sie auf dem Stuhl sich niedersetzt und mit ihrem Schirm im Wegsand herumfährt.)

CLOTILDE (erscheint in der Tür im dritten Monat schwanger. Bleibt erst stehn, kommt dann langsam näher.) Anna!

ANETTE. Erstens heisse ich immer noch Anette. Und dann weiss ich alles. Auch wenn du mirs nicht geschrieben hättest. Und ich hab dir geantwortet. Ich hab nicht einen Pfennig. Mama kostet mich schon genug.

CLOTILDE. Ich hab dir nicht alles geschrieben, Anette. Zwei Kinder sind krank . . .

ANETTE. Zur Taufpatin von keinem hab ich euch gepasst.

CLOTILDE. Du weisst doch, Anette, meine Schwiegermutter . . . mein Mann . . .

ANETTE. Den schickst du mir, verstehst du, mit dem will ich zurecht kommen.

CLOTILDE. Du weisst doch Anette, dass er nicht wollen wird. Er darf ja nicht einmal wissen, dass wir beide uns sehen.

ANETTE. Ich bin schon mit andern fertig geworden. Du schickst ihn. Wenn ihr übrigens reich genug seid, um euern Stolz zu bezahlen, so braucht man mein Geld nicht.

CLOTILDE. Weisst du noch, Anette, wie es dir einmal schlecht gegangen ist, hab ich dir nicht jede Woche was gebracht, so schwer es mir wurde?

ANETTE. Hab ich dir's nicht zurückgegeben? Also. Und du? Gestern hab ich's zusammengezählt. 845 Mark sind's. Ich hab das Geld auch nicht gestohlen. Verdien doch selber. Arbeite. Ich muss auch arbeiten! (Sie blickt zum ersten Mal auf.) Was? Schon wieder? (Tupft Clotilde mit dem Schirm leicht auf den Bauch.)

CLOTILDE. Ja. . . .

ANETTE. Und das nennt sich eine anständige Frau. Schweinerei.

CLOTILDE. Was weisst du, Anette! Macht man's dem Mann unbequem, so sucht er sich sein Vergnügen wo anders, und so . . .

ANETTE. Das wird dein Herr Gatte auch so machen, meine Liebe. Man kennt die Elektriker.

CLOTILDE. Und er ist ausser Stellung, durch den Streik. . .

ANETTE. Bin ich die Streikkasse?

CLOTILDE. Du kannst mich nicht so fort-schicken, Anette.

ANETTE. Weil mir vorhin ein Bild unter die Augen kam, nur deshalb. Da. Hundertzwanzig Mark. Ich schreib es zu dem andern. Und eine Bedingung: Du schickst ihn mir. Uebermorgen abends um Sechs. Und . . . sollte er am andern Morgen nicht zu Haus sein, so mach dir keine Sorgen, — du kannst ihn bei mir abholen kommen. Den Herrn Gatten, den stolzen. Jetzt Abmarsch.

CLOTILDE. Du hast ein gutes Herz, Anette.

ANETTE. Ja, zu meinem Schaden, ich weiss. Leb wohl. Und vergiss nicht: übermorgen abend um sechs erwart ich ihn. Dem will ich den Kopf waschen. Ich will doch sehn, ob ich nicht Taufpatin bei dem Jüngsten da werde! . . Und lass dir auf meine Rechnung die Zähne

machen, Clotild, man läuft nicht so herum. Ich geb deinem Mann die Adresse. Und die falschen Haare sind auch nicht dazu erfunden, dass man Sophakissen damit stopft. Wie man, bei deinem Aussehn noch immer Kinder kriegen kann, ist mir rätselhaft.

CLOTILDE. Ich dank dir, Anette. Leb wohl. Ich schick ihn. (Geht ins Haus, trifft an der Türe mit dem Baron zusammen, der da schon eine Weile stand und nun tief den Hut zieht.)

BARON (kommt vor). Die Schwestern!

ANETTE. Bitte, erinnere mich nicht noch daran. Ich habe sie mit einem Taler zum Teufel gejagt.

BARON. Du gute Schwindlerin! Und den Mann?

ANETTE. Wenn es mir passt, lass ich ihn den Taler abverdienen.

MAMA (tritt in die Hausschwelle). Darf ich bitten, der Kaffee ist fertig.

VORHANG.

Der Fremde

(19. Fortsetzung)

Roman von René Schickelc

XIII.

Auf der Strasse atmete er freier. Man lässt sich halt immer von den schönsten Gebärden imponieren, . . . und jedes schöne Schauspiel endet gespenstisch und trauervoll. Man stürzt sich aus einem vierten Stockwerk, weil man während eines Augenblicks geglaubt hat, dass man herrlich flöge . . . Die bravsten Menschen machen sich einen Beruf daraus.

Nieland ging versunken neben Paul her. Er hörte nicht darauf, was der andere sprach, und Paul schwieg.

Aber nun nahm Nieland Pauls Arm. Paul fühlte, wie Nieland sich unmerklich an ihn lehnte. Das wollte er nicht!

Es darf sich keiner an ihn lehnen, er verträgt es nicht, es ist die ganze Last einer fremden Seele, die ihn erdrücken will, dieser Mensch wird schreien! Paul fürchtete sich. Zugleich aber war er neugierig. Das Spiel der Vermutungen in seinem Gehirn hatte begonnen. Wie wird Nieland es sagen, dass er leidet? Er ist erschüttert, es wird ihm schwer fallen

Empfand Paul nicht eine gewisse Genugtuung, da er den gepanzerten Gentleman erschüttert sah? Es war doch eine namenlose Verlogenheit, wie ein fertiges, kühles Kunstwerk in den Strassen und zwischen seinen Freunden herumzugehen und dann mit der Vorsicht eines Be-

dienten sich in das Schlafzimmer einer Frau zu schleichen . . .

Nein, nur Anstand.

Aber . . . da sah er ja, wie es endete! Lamonde kannte ihn. Seine Parade war vorzüglich. Er hatte den Vorteil, dass er das Handwerk kannte. Nieland war entwaffnet.

Nielands Stimme kam freundlich zögernd:

— Es gibt Frauen, die sich nur im Ehebett wahrhaft umarmen lassen. Sie bringen es sonst einfach nicht über sich, von Sinnen zu werden, sich hinzugeben. Ihre Ehebrüche sind Pfschereien, und schliesslich, schliesslich verlieben sie sich aus schlechtem Gewissen in ihren Mann. Die bequemste und koketteste Puppe liesse sich dann mit Emphase von ihrem Mann ein Kind machen. Sie entdecken ihre Muttergefühle.

— Du hasst sie? fragte Paul.

Nieland richtete sich auf. Er schüttelte den Kopf.

— Nein, . . . ich glaube nicht, ich spreche ja nicht von ihr, Lamonde hat mich vergiftet . . . mit einer so durchsichtigen Roheit . . . und es hat trotzdem gewirkt! Wenn ich nur die Zeit fände, ruhig nachzudenken, um mir ein Bild von ihr zu machen, so wie sie war . . . Du hast sie ja gekannt. Wie fandest du sie? Sie war schön, nicht wahr? Nein, nein, du weisst nichts . . . Ich sah nur immer ihre grauen Augen, die mich schwindlig machten, wenn sie mich mit diesem langen, zersetzenden Blick ansah, den schmalen Körper, der sich in den Hüften biegt . . . die glatten, schmiegsamen Linien vom Hals bis zu den Füßen, die immerfort so leise in Bewegung sind . . . Dabei weiss ich ganz bestimmt, dass ich nie, nie das Gefühl hatte, wir seien miteinander verschmolzen, wir besäßen einander so sehr, dass wir nur noch ein einziges Wesen seien, die Frau, die ich in den Armen hielt, gehörte mir mit Leib und Seele. Nein, immer stand etwas dagegen, es war eine Härte in ihr, die dumme, böse Härte, die nicht schmelzen konnte, und die feindlich blieb. Ja, feindlich! . . . Es wäre nicht so schlimm gewesen, wenn man mich gezwungen hätte, einen hartgefrorenen Boden mit den Fingern aufzukratzen, um etwas herauszuholen, das vielleicht einige Meter tief vergraben läge. Die Finger bluten wenigstens, und man weiss, wo man graben soll, und dass man doch zum Ende kommt, wenn man nur recht lange geduldig bleibt, man sieht doch einen gewissen Erfolg . . . Nicht wahr, Paul. Nicht wahr? Das weiss ich ganz genau, und ich hasse dieses

Unglück, aber dann seh ich sie nicht, ich denke nur an meine jammervollen Erfahrungen . . . So bald ich sie leibhaftig vor mir sehe, weiss ich nichts mehr davon. Ich bin von ihrem Bilde geblendet und ganz so, als ob sie zum ersten Male sich mir geben sollte und das die grosse Erfüllung wäre . . . Es ist schwer, sich da auszukennen, glaubst du?

Er lachte höhnisch, in kleinen heftigen Stössen, schmerzvoll und ganz leise; wie ein Betrunkenner, der einen Monolog hält, fuhr er fort:

— Wenn sie sich nur ein einzigesmal vergessen hätte! Ich wäre ihr so dankbar, und alles wäre gut. Aber so — Es ist nicht möglich, dass es damit zu Ende sein soll. Wir müssen zusammen in einer fremden Stadt sein, wo sie sich an mich gewöhnen kann, ohne gestört zu werden. Verstehst du, das ist es ja, hier wurde sie immer aufgeschreckt. Eine solche Frau wächst nur ganz sacht in einen hinein. Sie lässt sich in ihrem Tiefsten nicht fortreissen . . . Ich werde über Genf fahren —

Er sah Paul scheu von der Seite an.

— Nicht wahr, ich soll über Genf fahren?

Und da Paul mit der Achsel zuckte:

— Es ist meine Pflicht, sagte er sanft, nichts unversucht zu lassen. Sonst werde ich wahnsinnig. Glaube mir, Paul, ich werde tobsüchtig, wenn es mir nicht gelingt . . .

Er stand in der Mitte der Strasse, die geballten Fäuste plötzlich dicht unter dem verzerrten Gesicht.

Er schüttelte sie und stampfte den Boden.

(Fortsetzung folgt)

Zeitschriftenschau

DIE SCHAUBÜHNE enthält in der Nummer 10: An Hölderlin. Von Arthur Silbergleit. — Ariadne auf Naxos. Von S. J. — Dramaturgische Hoffnungen. Von Julius Bab. — Berliner Cabarets. Von Kurt Tucholsky u. a.

PAN. Heft 23 enthält: René Schickele: Die Leibwache; Adolf Behne: Bruno Taut; S. Klabund: Verse; Alfred Kerr: Kino u. a.

LA NOUVELLE REVUE FRANÇAISE. Sommaire du No. 51: Paul Claudel: Cantique de la Pologne; Albert Thibaudet: L'Esthétique des trois tradition; Francis-Vielé Griffin: Le Geste de Saül etc.

DIE DEUTSCHE RUNDSCHAU (Verlag R. Paetel, Berlin). Das Märzheft enthält: Oskar Walzel: Friedrich Hebbel; M. Morris: Bonaventura; Handel-Manzetti: Stefana Schwertner u. a.

DIE GÜLDENKAMMER. Die unter diesem Titel von der Kaffeehag-Gesellschaft herausgegebene Zeitschrift wird bitter langweilig redigiert. Die besten Arbeiten verpuffen wirkungslos, wenn sie in eine temperamentsarme Umgebung gestellt werden. Die Redaktion (drei Namen sind

für die Langeweile verantwortlich) verpatzt, was doch so gut gemacht werden könnte. Die Idee, eine Industriegesellschaft dem Geist dienstbar zu machen — in der kapitalistischen Presse ist das Gegenteil der Fall — scheint mir zu gut, als dass sie derart verquatscht wird, wie es heute in der Guldenkammer geschieht.

DAS LITERARISCHE ECHO. Das 2. Märzheft enthält: Leon Kellner: John Galsworthy. — John Galsworthy: Aus: „Der Demonstrationszug“. — Erich Oesterheld: Baudelairiana. — Charles Baudelaire: Zwei Gedichte u. a.

M RZ. Nr. 10 enthält: Paul Graf von Hoensbroech: Feuerbestattung. — Ludwig Rubiner (Paris): Das Buch vom Zöllner Rousseau. — Wilhelm Herzog: Notizbuch u. a.

Vornotizen

(Nur wichtige Neuerscheinungen werden hier angezeigt. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION)

FRANZ BLAZEK. Das Feuer. Sexual-psychologischer Roman. Mit sieben Illustrationen von Tholey. (Pariser Verlagsanstalt, Hans Zepp, Paris 16, rue Lamartine.) Geh. 3.—

KARL NEURATH. Das Domgut. Roman. (Lit. Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) Geh. M. 4.—

HENRI BEROSON. Schöpferische Entwicklung. (Eugen Diederichs Verlag, Jena.) Geh. M. 6.—

RICARDA HUCH. Der grosse Krieg in Deutschland. Roman. (Insel-Verlag, Leipzig.) Zwei Bände. Geh. M. 7.—

Franz Blei-Abend der AKTION

Der nächste Autoren-Abend der AKTION findet Mitte März im Salon Cassirer statt. Franz Blei wird aus seinen Manuskripten lesen. Vorbestellungen auf Karten (à 5 und 3 M., für Abonnenten à 3 und 2 M.) sende man umgehend an den Verlag der AKTION.

MITTEILUNG DES VERLAGES

Die zweite Januar-Nummer 1913 erschien als
LYRISCHE ANTHOLOGIE

Sie ist dem Gedächtnis Georg Heyms gewidmet und enthält: Beiträge von Hans Baas, Ernst Balcke, Gottfried Benn, Alexander Bessmertny, Ernst Blass, Paul Boldt, Max Brod, Arthur Drey, S. Friedlaender, Reinhold Frühling, Max Herrmann (Neisse), Georg Heym, Kurt Hiller, Jakob van Hoddis, E. F. Hoffmann, Rudolf Kayser, Alfred Kerr, Willy Küsters, Alfred Lichtenstein (Wilmersdorf), Leo Matthias, Paul Mayer (Bonn), Alfred Richard Meyer, Erich Mühsam, Richard Oehring, Erich Oesterheld, Anselm Ruest, René Schickele, Mario Spiro, Ernst Stadler (Brüssel), Hellmuth Wetzel, Alfred Wolfenstein.

Diese Sondernummer, ist fast vergriffen und kostet im Einzelverkauf

1 MARK

Neu hinzutretenden Abonnenten wird sie ohne Erhöhung des Abonnements nachgeliefert.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Honoré de Balzac: Talent und Journalismus / Sabine Ree: Ueber das Buch Vathek / Heinrich Nowak: Gustave Flaubert: l'Education sentimentale / Martin Knote: Das Grauen / Paul Boldt: Impression / Ernst Stadler: Auferstehung — Winteranfang / Richard Oehring: De Profundis / René Schickele: Der Fremde / Nietzsche contra Cassel / Anekdoten / Beliebte Lyrik / Der Theoretiker Hermann Bahr / Ringsum Klabunde / Die Folgen der Hoheit / Jagows erster Unfall / Franz Blei-Abend der AKTION / Nikodemus Heliogabel Schuster / Literarische Neuerscheinungen / L. Meidner: Nächtliche Strasse in Friedenau (Zeichnung)

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 12

INHALT

Ludwig Rubiner	Brief an einen Aufrührer
Ludwig Rubiner	Mein Haus
Nikodemus Schuster	Tagebuch
René Schickele	Der Fremde
Rudolf Kayser	Friedrich Hebbel
Gustav Specht	Lateinische Verse
Franz Jung	Dagne

Ich bitte um ein Dementi — Grete Wiesenthal — Literarische
Neuerscheinung — Der Franz Blei-Abend der AKTION

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf



Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

3. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 19. MAERZ 1913

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Naussaische Strasse 17 zu senden :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 (inverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen)

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährl. (excl. Bestellgeld) bei allen Postanstalt, Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk. 2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Naussaische Str. 17 :: Kommissionär Gust. Brauns, Leipzig

BRIEF AN EINEN AUFRÜHRER

... Sie fragen mich weiterhin an, ob ich ein Mittel wüsste, das die Haare gründlich chemisch weiss färbt. Sicherlich gibt es so ein Mittel, und es wird Ihnen eine Zeitlang helfen können, im glaubwürdigsten Aufzuge als alter Mann unbeobachtet arbeiten zu können. Aber, wissen Sie es noch nicht, ich bin garnicht der, an den Sie sich um Kostümierungen wenden dürfen. Ich verstehe auch nichts von der Romantik der Revolution, denn ich verstehe nichts von Einzelfällen, von Stolz oder Mantelwürfen. Nur weil ich in Paris lebe — darum weiss ich noch lange nichts vom lustigen Leben. Wie Sie zu den Menschen reden wollen, das muss ich Ihrem Körper überlassen; oder (ohne das Letzte zu verschweigen) dem Körper Ihres nächsten Kameraden, wenn Sie hochgehen. Aber womit Sie erregen, was der Sinn Ihrer Erinnerungsrufe sein kann, das will ich Ihnen sagen, an meinem runden Tisch, vor dem Tintenfass, das nicht mit Sprengstoff gefüllt ist. Und als eine Einzelzelle, solange isoliert in ihrem Protoplasma, bis sie das Zucken einer andren Zelle, irgendwo in der Welt, spürt.

Dann noch, Sie sind der Körper, Sie strecken den Arm aus. Drum muss ich Ihnen über die erregendsten Dinge dieser Erde die abstraktesten Worte sagen. Ich muss Sie wissen lassen, dass immer irgendwo in diesem Zusammenleben der Menschen eine Willensmaschine da ist, nach der Sie und Ihre Kameraden handeln oder immer gehandelt haben. Lassen Sie sich, mit allen Voraussetzungen Ihres denkenden Lebens, das Entscheidende ohne Verkleidung sagen, sein Knochiges, sein Gerüst. Das, wonach Sie, in der Umsetzung des Körperlichen, handeln müssen. Also abgezogen, konstruktiv, auf Denkgitter projiziert

Meines Sinnes wär es, am Ende viele tausend Blätter aus weissem Papier alle Monat unter die Leute zu bringen, auf deren jedem nichts andres zu stehen brauchte als die gewiss schönsten Worte unserer Sprache: Freier Geist. Heut erscheint mir diese tautologische Fassung als die machtvollste an Wirkung.

Weil sie ein Entschluss ist. Weil sie Zusammenhauen von historischen Hemmungen ist. Weil sie Umsetzung vieler betrachtender Stunden in einem Endsinn ist. Weil sie weit weg ist von Farbigkeit, von Eingehülltsein; von Melodie.

Von Dichtung. Von Mitläufertum; von Genüssen; fern von Kunst. Herrlich. Des weiteren eine Kriegserklärung. Bewusst gegen alle Schwindler (die, um sich die kleinen technischen Vorteile ihres Schriftsteller-, Maler-, Musikgewerbes zu erhalten, den eigenen anständigen Menschen zu verstecken suchen). Denn dies alles handelt vom anständigen Menschen.

Heute glaube ich endgültig: es ist nötig, dass unsere Mitlebenden immer wieder in Unruhe gestellt werden. Nicht, indem man sich über sie lustig macht, da ja die Ueberlegenheit bloss das Leben in die Länge zieht. Sondern durch das Beispiel. Es handelt sich in der Welt, diesem Leben Zusammen, um den Anständigen Menschen. Dies ist uns allen sicher. Wir wissen von ihm, wir erwarten ja nie ein anderes. (Und allein die Lügenhaftigkeit eines Sociologen wird versuchen, hier Definitionen anzubringen. Man kennt die Methode und ihre Motive.) Nur darum geht es, dass man zu jeder Zeit die Grundantriebe unsrer überhaupt möglichen Existenz der Oeffentlichkeit bloss zeigt. Meinetwegen in der schmierigsten Illumination eines billigen Transparents. Oder mit Pathos. Oder mit Sentimentalität. Oder mit irgend einem Mittel, das den Körper in Erschütterung bringt; ihn ahnen lässt, dass der mittelmässigste Tod — der nur uns alle eine Sekunde besonnen zittern macht — besser ist als die mirakelvollste Hinaufstufung. Den einen Moment nur regen können! in dem alle Gewohnheiten abfallen als historische Kostüme. In dem alle selbstverständlichen Annehmlichkeiten des Lebens garnichts nützen, sondern

allein die Feuererinnerung unseres Kollektivdaseins. Dass wir da sind, mit vielen — die gewisslich dasselbe merken. Und die auf uns warten.

Alles Wort ist Schwindel, alle schöne Rede ist Beschwindelung. Das Wirkliche für unsere Ohren, das unbetrügerische Sinnvolle liegt einzig in der verschliffensten, verbrauchtesten, faulsten Rede; bei der keiner schon mehr was Besonderes denken kann.

Vielleicht ist heut der allerabgebrauchteste Ausdruck aller Ausdrücke das Wort: freier Geist.

Gut. Sagen Sie es, sprechen Sie es aus. Schreiben Sie es: verbreiten Sie es. Und Sie haben die Propaganda durch das Beispiel. Sie holen bei Ihren Mitmenschen einen Maelstrom von unterdrückten Empfindungen herauf. Die Umsetzung aller Hemmungen (die den Einzelnen gewiss götterähnlich individualisierten) in ein deutliches, klar gezeigtes Resultat. Resultat. (Und das ihn wieder in die Menge einreihet.)

Diese ungeheuerliche Transposition des Seelischen in gestalthaftes Dasein sprengt auf unserer Erde alle Riegel zu den Instinkten der Mitlebenden. Menschenhaftes Beispiel — einzig von Wert in unserm Leben — ist da, sowie nur Einer mit Bestimmtheit, und der unbedingten Aussichtslosigkeit des Manns vor dem Schafott, Gedachtes ausspricht. Ausspricht. Dies Letzte in die Welt ejaculiert: Der freie Geist.

Doch sind noch einige Anhänge da, deretwillen ich die bedingungslose Rede vom freien Geist liebe. Ein Protest? Ja, sie ist ein Protest gegen die verschmierten Hirne von Liebhabern der schönen Künste, von Sektierern der Empfindung, von vegetativer Hochnäsigkeit der Sammler, oder nur so kleiner Leute wie unsere neuen alexandrinschen Poeten. Denn nichts auf der Welt ist gemeiner, verschmitzter, tiefer in schweinischer Hilflosigkeit versunken als die Künstler unserer Zeit und ihre Schriftsteller. (Jeder ein Ego, jeder ein Erleber, jeder ein besonderer Beschauer der Dinge! Und jeder Lump ein Erklärer.)

Aber „Der freie Geist“ — ist das nicht die Rede von 1848? Ja.

Die gewohnte Abkürzung der Polemik mit Hinrichtungsabsichten ist, einen Gegner als aufrechten Achtundvierziger auszuläuten. Das bedeutet einen dicken Mann mit grauem Bart und Brille, wie etwa Franzosen den deutschen Professor denken. Und es ist ein Mensch, der sich an der Einbildung Demokratie vollsäuft, um beim Kegelspielen mit dem Trinkglas auf flacher Hand gegen Minister zu poltern.

Aber was geht uns ein Datum an? Nun, dieses centrierte eine Zeit, in der Tagesschreiber dicke Romane fertigten, Reporter Gedichtbände ausgaben, Pauker Philosophie mimten. Sehr merkwürdiges Datum — ein Schimpfwort für Künstler, eine Verlegenheit heute für die Bürger, eine Lächerlichkeit für die geordneten Systematiker der proletarischen Umwälzung (durch Abwarten). Offenbar ein Protest-Datum.

Oder — da man diesen gebrechlichen Klätschern wohl mal auf die Historie hauen muss — oder führen diese epileptisch datierenden „Gegner“ etwa mit List einen kurzbeinigen Politiker aus der Bismarckzeit an? rechnen sie auf Ahnungslosigkeit des Zuhörers durch geschwinde Ueberredung, hegen sie die komische Hoffnung, ein Geduldiger werde vielleicht die Bürgerphrase irgendeiner Kaiser-Friedrich-Liberalie besinnungslos mit dem Wissen um lebendige Kraft vertauschen lassen?

Ah, vielleicht rufen Sie sich alle eine Sekunde nur zurück, wo zu Deutschland in den letzten Jahrhunderten Menschliches sich regte. Menschliches, kein Begriff, sondern der Zustand eines einzigen Moments, der Augenblick, in dem klar wird, dass nichts, nichts, nichts zu verlieren ist. Dass es nicht zu lehren, zu verbessern, zu entwickeln gilt — sondern zu beseitigen. Zu stören. Zu zerstören: Hindernisse zu sprengen; die Klumpen der Materie zur Explosion zu bringen. Auf dass ein Funke, ein Wissen ums Erste, eine Gewissheit vom Geist in uns allen plötzlich und gemeinsam hinauf springe. Ho, was nachher ist, das ist gleich; es gilt nur einmal, einmal an unser wahrhaftes Dasein in uns — und in allen — zu erinnern. Wann gab's das bei Deutschen, wenn nicht um jene Zeit! O, wir wissen alles selbst: dass die Katastrophe klein war, dass sie in eine „Bewegung“ auslief, dass sie Staatliches zeugte und auch amerikanische Zeitungsbesitzer fett werden liess. Aber. Aber sie war doch da; sie spritzte doch hoch, sie machte Unruhe. Und nicht durch Sammeln von Unterstützungsgeldern sondern durch das Beispiel. Durch das Lebendige an Körpern; durch indiscutable Handlungen, Gefahren, Wutausbrüche. Nie vorher und nie später hatten die gesammelten Menschen deutscher Sprache und deutschen Benehmens diesen Mut der Aufrichtigkeit. Dieses Ziel der Intensität. Diese Fähigkeit zur Expansion! (Und ich weiss selbst, warum die Geschichte schief auslief!)

Es ist die sinistre Narkose der heutigen Gesellschaft, die immer wieder zwingt, historisch zu kommen, wo es sich doch um Angelegenheiten des Anfangs handelt. Uns Erste. Die entsetzliche Verkümmern der Zeitgenossen steht immer wieder da in der Angst vor sich selbst, in der feigen Sorge entschieden anders Gesprochenes zu vernehmen, in dem Verstecken der eigenen Anständigkeit. (Und heute muss noch immer bestimmt gesagt werden, dass es sich nicht um Systeme der Anständigkeit handelt, sondern um die unanzweifelbar in der Welt vorhandene Anständigkeit selbst. Die Angst der Havarierten unserer Zeit findet ja immer gewisse Mode-Symbole — das historische, das sociologische, das psychologische — um mit Hilfe von Definitionen eigene lepröse Gebreche zu vertauschen.)

Schnell noch Dummheiten abtun. Die dämliche Wahrheit ist doch, dass hinter allem Misstrauen gegen den deutschen Aufruhr eine absurde Vorstellung steckt. Zwänge man, sie deutlich auszusprechen, zeigte sich Blödsinn. Vielleicht „zu jener Zeit gab es keine Kunstwerke. (Und nun ganz toll:) Zum Beispiel Stefan Georges Gedichte nicht.“ Und wollte man einigen Kretins wirklich erwidern, könnt man doch nur sagen: jeder Lummel weiss, dass Corneille, Hölderlin, Alfieri, George — mächtige Kunst-Energien — in jeder Epoche (Epoche) selten waren.

Wieder hinauf. Man muss aus solchen Tagen das Wort überliefern „Die schlechteste Madonna ist mir wichtiger als das bestgemalte Stilleben“. Und dieser Spruch des Mannes, der die Lobrede auf Jean Paul ätzte, bleibt ewig; bleibt für uns, weil er besitzloser, wissend verarmender, für immer unverkäuflicher ist als die berühmten Spargelbünde, an denen die Kunsthändler reich werden. Doch (zu schweigen von Bakunin, zu schweigen von Proudhon, die im Draussenland standen) blühte in jenen Jahren nicht der grösste deutsche Mann, Stirner? Der deutlichste Seelenschreiber seit Meister Eckhart, der gedrängteste Bauherr des Bewusstseins vom Aufruhr, der Lehrer der Katastrophen, der kalt hitzende Verkünder der Brände. Und seit Denkmöglichkeit der Erste, der alles Erworbene von uns ablöst, alles Zufällige zermodern lässt, alles Zeitliche in seiner Gesetzlosigkeit entdeckt. Ein Mann, bestrahlend im hellen Lichtkreis das dunkelste Bewusstsein, die Erinnerung an embryonal atomische Zustände, an Dasein in

Zellen-Frühe. Aufleuchten lässt der, was uns treibt aus Tagen vor unserer Geburt her. Unser Erstes, unser Menschliches, unser Anständiges. Und unser Gemeinsames: den Geist (ein Wort dessen panoptikumartiges Alter niemand härter erwiesen hat als Er). Den Geist, der gewisslich frei ist. Frei — unzufällig, unzeitlich, unbesitzlich — ewig und frei; gerade so alt wie es diese Attribute aus Volksversammlungen sind. Dass die Volksversammlung Unrecht hat, ist eine dumme, von individualen Affen aufgestellte Behauptung. Natürlich, natürlich, sie hat auch nicht Recht. Das wissen wir selbst. Aber dazu ist sie gar nicht da. Sie ist da, um festzustellen, Resultate definitiv zu zeigen. Und aus dem einzigen Moment, wo die Kellner und die Biergläser und die Zigarren gleichgültig werden, und wo man dran ist, Tische umzuschmeissen — aus diesem Moment kommt ein Sinn hervor, den jeder längst kennt, und den ungestört auszudenken jeder sich schämt. Hier kann — —

hier kann das bewusst werden, was wir Geist nennen. Unsere Wucht kann (kann) vorstossen. Unser Dasein kann einmal im Leben ein Ziel haben: Alles Schwingen Ausser-Uns brennt blendend durch unsere Einzelheit hindurch! Gut — mögen einige hingehen, und darnach Fresken auf Kalkwände malen, dass nach Jahrhunderten versprengte Völker noch in ihnen sich bejaht finden; es mögen Leute diese Sekunde professionell vernutzen, um göttliche Dramen zu schreiben. Doch sagt dies nichts für die Schreiber und Maler, und alles für den Geist. Denn, hören Sie mich für diesen Ton, den wir alle hassen, und der uns unsere Kindheit vergällt hat, als wir begannen zu denken. Hören Sie mich für den Ton „Frei“. Wie soll man das sonst nennen, dies lebendige Gewächse das — nicht mit dem Definitiven, dem Festgestellten, dem in uns allen Gegebenen; mit den Resultaten nicht verkittet ist; nicht wolkig darum brütet, um Realisten oder Mystizismen zu zeugen. — Sondern diese helle, unzweifelbare, nimbische Kraft, die von den Resultaten erst ausgeht, die sie nicht bildet oder umbildet, nicht äusseres oder inneres Ding produziert. — Sondern das Gegebene, letzt Erschienene, Befassbare . . . lenkt. Lenkt: des Gelenkten Organisches erweist, sein Wirkungsfähiges. Seine Latenz zum Zusammenhang. Da wird das Gegebene, das Ding, das Körperhafte mit einem Mal zum Sammler der Kräfte; zum Bild; zur Haltung, unter der man liebt und hasst. Zum

Gleichnis, das zu führen scheint und mit dem wir in die ewigen Katastrophen der Empörung stürzen (und das uns zur religiösen oder politischen oder sozialen Draperie wird). Wie soll man das sonst nennen, das die trümmerhafte Zufälligkeit der Massendinge in Notwendigkeit zusammenzwingt, nicht durch Quantitatives, Gleich-ebenes, Stufung, Entwicklung; auch nicht durch „Einswerden“. — Sondern lenkend, lenkend, gerade aus unseren eigenen Entkörperungen, aus unserem Nicht-Bemessbaren und Unzeitlichen; zuletzt gesprochen, aus unserem Menschlichen. Was ist das, wenn nicht der **Freie Geist**.

Wir sind beladen mit dem Gedächtnis an alle Klumpen des Massenhaften, an Daten des Realen, welche alle der freie Geist als Bilder und Kulissen bewegt, hingeworfen, umgeschoben hat. Alles Ding, das nicht belebt ist, wird ja für uns alt und abgebraucht sein. Darum nur schien uns das Feuer und der Wind, und das Meteor und der Blitz, darum dünkte uns das Schöpferische, der Geist der frei lenkt, alt und verbraucht.

Doch klar zu sein, dass dies da ist, der freie Geist; und mit Willen und Bewusstsein, im schwunghaften Herunterstreifen aller eitrigen Hemmungen, die uns Jahre auf der Haut brannten, laut zu nennen: was wahrhaftig in unserer Welt schafft — ist das noch grosser Mut? Es ist nur eine Konfession.

Monat März. In der neutralen Stadt Paris.

Ludwig Rubiner

Glossen

ICH BITTE UM EIN DEMENTI

Die es wissen können, behaupten:

Die neue Wehrvorlage wird dem Reichstage auch die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstpflicht zumuten.

Die es wissen können, behaupten:

Diese inhaltsschwere Vorlage wird zurückgehalten werden, bis die preussischen Landtagswahlen vorüber sind, um (wörtlich:) — „den Parteien der Linken die Möglichkeit zu nehmen, die im Reichsinteresse notwendigen Forderungen der Regierung in einer die Wähler irreführenden Weise auszunutzen.“

Die es wissen können, behaupten:

— — Doch genug. Erst sollen diese zwei Punkte nicht dementiert werden. Dann wollen wir weiter sehen. Ich hoffe, die Presse wird meine Bitte um ein Dementi unterstützen . . .

F. P.

GRETE WIESENTHAL

In leiser Delice schwebt sie an den Säulen. Abends — im Hebbel-Theater — sie tanzt; hinter Gittern glitschig getürmter Haartouren, wo der Vorhang ihr gelegentlich den Kopf abreisst; fliesst sie über blauen Segeln, seligstem Thron (während mich auf der Galerie sixtinische Damen beklemmen). Befreit, straft sie die gleichmässig verfettete Musik Lügen: transparente Dreiecke der Ellbögen steigen empor; der Hals wie eine gewundene Säule; o Schmerz der flatternden Gelenke; einen Dolch stösst sie die Hand an den Griff des Lichtgefässes, das sie über Eros' Schlaf trägt. In Bögen streben die Arme über sie. Und sie flammt zu dem Gott. Als weit ein Dunkel hereinflackt, sie verweht und zerreisst; treibt das allzu gierige Licht zu der Feststellung, dass Hofmannsthal einen Vorgang, der der Worte enträt, für eine Pantomime hält. Aber zwischen Schatten wühlen die Beine des Mädchens hinab in die Trunkenheit der Nebelmeere. Wieder werfen, die die Schwerkraft zur Sonne zurückzieht, Gelenke, zerbrochene, sich an die vergleitende Gewissheit.

In einer Pantomime, in der Hofmannsthal ein Mädchen, das Räuber als Köder benützen, dem Gefühl rettet, indem er es als gestohlen und missbraucht dem Mitleid preisgibt: aber die Hände Grete Wiesenthals fallen aus den Gelenken, verschlossen taumelt sie. Bis ihr eine Schnapsflasche als Quelle aller Möglichkeiten in die Hand gedrückt wird. Und von keiner Mauer bedrängt steigt über die Türme ein Springbrunnen, mit Sternen spielend, wehend im Blau. — Tausendmal von der Angst der Winkel und Mauern Ueberwundene, Freunde, die Ihr dies Mädchen liebt, hört Ihr auf, Euch um das Leben zu kümmern?

Das Ende der Pantomime ist mehr für die Mitleidigen. Aber noch einmal entbrennen hinter Segeln alle Weiten; o Fieber der Paläste, Gold und Flöten. Noch einmal ging über diesem Theaterabend die Sonne auf.

Therese Bauer

DAGNE

Eine Frau wird Jahr um Jahr geschmäht. Von dem Gesindel, das sich um Kultur müht, von Literaten, Frauen, Professoren, Studenten, von Polen, Schweden und Deutschen. Eine blonde, blasse junge Frau.

Sie kam zu einer Zeit, da man sich anschickte, den neuen Menschen zu suchen. Sie hatte die Erkenntnis, die Gewissheit, den siegjubelnden

Erfolg, sie kam mit ihrem singenden, spielenden, brausenden, heulenden Blut, und jubelte zu denen, die den neuen Menschen suchten.

Es waren da zwei Männer, die um dieser Erkenntnis willen sich zerfleischten. Ein Nordländer, schwerfällig, knetend, verbissen und doch voller Glückszuversicht, und einer mit dem Blut der Steppe, mit fiebernder Sehnsucht und ekstatischen Schreien, glückstrunken und zweifelnd. Sie fühlten Dagne, aber sie verstanden nicht ihre Aengste, Bitten, Tränen, Flüche, Fusstritte. Sie waren die, die am reinsten gesucht hatten, Menschen und Dichter, sie verstanden sie nicht, aber sie glaubten. Sie waren Menschen und Dichter, gehetzt, voll quälender Ahnungen.

So kam es, dass einer sie in sich hineinfress und blutend ausspie, die Fäuste ballte, während der andere chaotische Hymnen in zeretzter Schönheit schuf. So kam es, dass, als sie Kinder gebar, der eine kalt von dannen reiste, sich aus den Hämmern der Räder eine stahlharte Hülle schlug, während der andere heulend zu ihren Füßen scärie und sich selbst vergass.

Sie selbst wollten sich nicht verstehen. So kam es, dass sie wie Kreaturen und Literaten sich gegenüberstanden, den Hut in der Hand, voller Bosheit und vergiftenden Lügen.

So kam es, dass der eine lächelte, als der andere starb.

Dagne aber war längst von ihnen gegangen. In einem elenden Hotelzimmer im Kaukasus erschoss sie sich und einen harmlosen armseiligen Studenten, der sie um ihretwillen liebte. Es war wie eine Tändelei, sie ging lächelnd, ohne Gruss und liess der blinden, tauben, faulen Menge ein Fragezeichen zurück.

Und doch waren die beiden Männer Menschen und Dichter. Die Welt kennt ihre Verzweiflung und Liebe, und noch will fast niemand verstehen. Es gibt noch Leute, die in ihrem verbitterten und knirschenden, taumelnden und schreienden Tanz um die Tote dieses singende, spielende, brausende, heulende Blut nicht fühlen. Die nicht hören, dass es das tränenerstickte Gebet eines reinen, grossen Menschen ist.

Man gräbt in Briefen und literarisch verseuchten Erinnerungen, man hat den einen, noch ehe der andere starb, lebend begraben und sich die Ohren zugestopft, man beschmutzt Jahr um Jahr eine Frau, die ihr Blut für uns alle hingegeben hat — — — —

Bande!

Franz Jung

Mein Haus

Von Ludwig Rubiner

Um mein Haus sind Strassen, Kreise von
Brunnen. Plakatsäulen.
Gemüseläden. Uhrmacher mit Schmuck. Finstere
Brunnen. Plakatsäulen.
Polizisten stehn vor Theatern. Die Untergrund-
bahn stürzt in ihren Köcher.
Weisse Kellner mit Tassen. Zeitungsjungen
laufen. Kutscher reden zu Gäulen.
Unter der Brücke fahren Dampfer durch
gemalte Lampen.
Kaufleute winken vor den Türen. Die
Bäckereien dampfen.
Menschen stehn um einen Ueberfahrenen. In
geheizte Kirchen gehn Gepäckträger.
Alte verteilen Zettel. In Gerichtssälen sprechen
und schweigen Kläger.
In Trompetenwagen sitzen Frauen mit Schleiern.
Frauen verkaufen Kastanien an Ecken.
Menschen unter Kuppeln sehen nach Sternen.
Finder rechnen auf Papier Formeln.
An den Lichtern in Zimmern sitzen Denker
gekrümmt und murren.
In den Tanzsälen lächelt man. Einbrecher
kommen aus Verstecken.
Einsame im Schatten essen schnell Brote.
Geldhäuser werden geschlossen.
Menschen mit Säcken suchen Weggeworfenes.
Empörer lesen Reden.
Paare sitzen an Tischen und streiten. In Hotels
erschiessen sich Menschen verdrossen.
Die Sonne ist auf und untergegangen. Der
Mond ist oft zu sehen.
In bewachten Krankenhäusern liegen Menschen
auf niedrigen Kissen.
Hinter Türmen von Kasernen treten Soldaten
mit groben Händen
Man peitscht geschwächte Menschen
festgeschnallt in den Gefängnissen.
In kalten Wohnungen sind Greise, die
jungfräuliche Kinder schänden.
Es klingelt in roten Fabriken, Müde lösen
siedende Pfiffe.
Ueber alten und neuen Dächern drehn sich
gelbe Luftschiffe.
Auf grünen Fischteichen ziehen die Ruderer
Netze und Schnüre.
Bettler mit Bündeln schreiten auf Lehmwegen
um spitze Steine und kalte Regenlachen.
Ein Fleischer tritt vom Wagen in eine auf-
geklinte Türe.

Hunde bellen schrill auf einen Juden mit einem
 Pack alter Sachen.
 In heissen Feldern zerren gebuckelt braune
 Bauern.
 In breiten Wäldern schlafen Arme und
 Brandstifter. Es lärmt von Holzhauern.
 Ueber weisse Meere mit Kabeln werden
 Auswandererschiffe auf und nieder gebogen.
 In langen Ländern werden die Hungrigen
 ermordet. Häuser fallen grau um.
 Menschen im nassen Blut unter spitzen Kanonen
 haben blaue Messer gegen
 schwere Pferde gezogen.
 Zerquetschte liegen unter halben Balken. Ferne
 Telephonzellen sind stumm.
 Eingehüllte mit alten Flinten schiessen knochige
 Tiere auf kalten Meilen im Schneegesträuch.
 Auf weiten Oeden leben Verlassene in Unrat
 und Höhlen ohne Geräusch.
 In Affenparadiesen springen nackte Schwarze
 durchs blaue Licht.
 Golfmeere fliegen mit Flaschen und Schlamm
 zu Inseln und Muschelketten.
 An kleinen Dächern auf wackligen Strassen
 besprechen alte Frauen das Mittagsgesicht.
 Vor geordneten Zeitungssälen erwarten steife
 Raucher den Ausgang der Wetter.
 Die Briefträger führen dicke Taschen auf runde
 Treppen.
 Schläfer träumen oder sind bleich. Laute
 Lastkutscher schleppen.
 Eilige gehn über dunkle Steine. Wagen gleiten
 auf Strassen. Mein Haus. Aus
 dem Schornstein steigt Rauch.
 Umher sind Sonne. Mond. Die Abendsterne auch.

Aus dem Tagebuch

Von Nikodémus Schuster

Unlängst sah ich in einem Variété eine Sängerin ein Couplet mimen; es handelte von ihrem Liebhaber, den sie erwartete, und was sie mit ihm machen würde. Man war vollkommen im Bilde. Ich bin überzeugt, drei Viertel der Zuschauer machen es im Leben genau so wie die Dame da oben, oder werden es so machen oder würden es so machen, wenn der Liebesfall einträte. Nicht weil die Dame genau das Leben nimte, die Natürlichkeit, — mir kam alles sehr unnatürlich vor und albern. Und doch war es das Leben. Die mehreren Menschen beziehen nämlich ihre Leidenschaften oder mindestens den Ausdruck dafür, Mimik und Vokabeln, aus diesen sonderbaren auf allerlei Bühnen vorgemachten

Zwittergebilden, halb Cliché, halb Wirklichkeit, und diese Gebilde fallen in das Leben der Meisten und werden da wirklich. Die meisten Menschen leben Pastichen. Nicht nur in der Politik, sogar in der Liebe.

Es war sehr schamlos was die Dame da oben machte. O, nicht so, dass Mütter nicht ihre Töchter . . . o nein, in dem Sinne war es ganz so korrekt wie es nur immer eine um das Wohl der Bürger besorgte Polizei verlangt. Und doch war das schamlos. Es entblösste die Seele von gut drei Vierteln der Anwesenden, die gar nichts dagegen hatten, dass man ihre Intimität vorführte. Im Gegenteil: sie waren sehr einverstanden damit und passten gut auf, dass ihnen kein Detail entginge, das ihnen ja gehört, aber in der Uebung noch nicht vertraut war.

An diesen Variétéindruck musste ich denken, als ich eben ein Buch aufschlug, in dessen Vorwort der Verfasser sich entschuldigt, eine Liebesgeschichte geschrieben zu haben, was eine bedauernde Beschäftigung sei. Muss man dem Manne nicht Recht geben? Man wird es sicher einmal. Ich glaube, es wächst eine Generation heran, welcher die durch die erotische Pürsche etwas verfallene Intelligenz verdächtig und verächtlich vorkommt. Die ehemals so beliebten Trinklieder wurden von Untersuchungen über die Trunksucht und die Säuferleber abgelöst. Die Liebesromane werden dasselbe Schicksal durch die Analysen der Freudschüler erfahren. Denen ja jetzt schon jede Liebesgeschichte nichts sonst ist als ein pathologisches Paradigma. Ich kann mir ganz gut eine Zeit und eine keineswegs ferne Zeit denken, die den Liebesbeziehungen der Geschlechter ein ebenso geringes Interesse entgegenbringt wie der Verdauung oder den sonstigen Körperfunktionen, über die kein schöngeistiges Gerede ist. Eine Zeit, in der man es taktlos finden wird, wenn einer von der Liebe spricht. Und geistlos, wenn einer über Liebe einen Roman schreibt. Das Thema wird in die medizinische Literatur fallen.

CLEMENS BRENTANO ZUM GEDAECHTNIS

Patiens virgo Catarina —
 dulce gliscit Tua vox:
 tam sollemnis noctium nox,
 efflorescit tam divina.

Mox patescit haec sementis!
 Jesus pastor pascit nos . . .
 Flammans crescit Tuum os
 inter lacrimas Clementis.

N. M.

Incipit ver! Jubilate, iuventus!
Zephyrus roseus, roscidus ventus
ludit solaribus tuis capillis,
ludit, amicola, mentibus illis,
quae oriuntur Aprile . . . Aprile,
cor rigorosum inflammant virile!
Nuda, o filiola, tua labella,
mammam dulcissimas, omnia bella!
Ride hi-hi! ride ha-ha!
omnia nuda et oscula da!

M. J.

Intelligisne hunc latentem sensum,
me turbulenta occupantem hora?
Firmissime amato me! et mora
secretum hoc intelleges immensum!
Secretum unum infinite pensum:
te amat Amor! floribus decora,
florete virgula, venusta Flora,
cor virginis, re nulla deprehensum!
Decora te! decora me! amata!
nos lucida exspectat felix via,
poetica, iuventa odorata . . .
Tu!! Tibi credo, soror mea pia!
in terris, in excelsis es beata,
o Domina, Madonnola Maria!

Gustav Specht

Friedrich Hebbel

Von Rudolf Kayser

Er ist in mancher Hinsicht der Repräsentant seines Jahrhunderts. Er war voll von Aktivitäten wie seine Zeit und wie diese anschlusslos und auch von aussen vereinsamt. Er war, wie sie, von Grund aus politisch, indem er der Tat mehr bedurfte als der Melodie. Sein Denken strebte nicht zum System, wollte keine Stütze, keine Weltanschauung sein, sondern rein progressiver Trieb, zweck- und abschlusslos. Er suchte keine Stellungnahme zu Vergangenheiten, sondern strebte vorwärts, um über den Moment hinwegzukommen und selbstherrlich weiterbauen zu können. Er ist grüblerisch, schwerfällig und konstruktiv wie sein Jahrhundert, das nicht von sich loskommen konnte und im steten Schwanken zwischen Reaktion und Revolution den Anschluss an sein Gestern und Morgen zu verlieren drohte.

Am Ende seines Lebens grübelt Hebbel über die Berechtigung seiner Sehnsucht und ihrer Erfüllungen und schreibt an die Stelle seiner früheren Götter den Namen, der einige Jahrzehnte vorher den Studenten Heinrich Kleist bis in den

Lebensnerv zu zerstören drohte. Statt Goethe: Kant, sagt der alternde Dichter und sein Jahrhundert spricht es mit.

Wir sind erst jetzt dahin gekommen, das Wesen dieses hundertjährigen Ringens zu erkennen, wie wir auch jetzt erst das Werk Hebbels verstehen. Ein Zug geht durch die heterogenen Elemente dieses (nun beschlossenen) Zeitabschnittes, ein Licht glänzt über die tausend Augen seiner Fragen und Konflikte: grausend, taumelnd, in qualvoller Sehnsucht. Unter den früheren Weltanschauungen und Dogmen hatte es sich verflüchtigt, doch diesem Jahrhundert, das dem Ererbten den Rücken kehrte, kam es wieder: das Erschrecken vor dem Leben! Man hatte ernsthaft und gründlich philosophiert, ob es Substanz, Einheit usw. sei. Doch jetzt packte es einen selbst und fragte nach seinem Sinn. Das war das Neue: dass man das Leben nicht mehr als etwas Gegebenes nahm, sondern als einen schöpferischen Prozess, als ein Ordnen von Inhalten, denen gegenüber man nur die Fragen kennt: Warum? Weshalb?

Friedrich Hebbel wurde in diesem Sinne der Dramatiker des Lebens, wie Fichte, Nietzsche und Bergson Philosophen des Lebens sind. Vorher brachte man es in seinen Inhalten, Zufälligkeiten und Einzelfällen auf die Bühne oder wie bei Shakespeare als Historie, als sich entwirrendes Chaos. Hebbel brachte es selbst, als schöpferische Macht, als Wille, der in Menschen sich individualisiert. Er sagt: „Meine Stücke haben zu viel Eingeweide, die der anderen zu viel Haut“; seine brauchten eben nicht die isolierende und percipierende Haut. Hebbel erfindet nicht, sondern deduciert, ähnlich wie die attische Tragödie, nur ganz anders. Er stellt die Menschen in die Strömung und sieht zu, wie sie es ertragen. Er gibt Schicksale, die nicht seelische Verwicklungen sind, sondern Auseinandersetzungen mit dem Sein. Er gibt den Menschen Realitäten in die Hand, damit sie an ihnen fühlen, dass sie sind, und alle Schicksale und Perspektiven gehen auf diesen einen Punkt, wo die verschleierte Maja thront.

Wir sind durch Ibsen zu Hebbel gekommen. Wollte man beide in den wesentlichen Bindungen charakterisieren, so könnte man sagen, dass der erstere mehr das Lebendige, der zweite aber das Leben gibt, dass Ibsen das Allgemeine im Einzelfall, Hebbel das Einzelne im Allgemeinen sieht, dass der Jüngere durch Erfahrung, der Ältere durch den Begriff das Sein erfasst.

In Hebbels Tagebüchern lesen wir: „Das ganze Leben ist ein verunglückter Versuch des Individuums, Form zu erlangen“ und „Unser Leben ist der aufzuckende Schmerz einer Wunde“. Auf derartige Feststellungen kam es ihm an. Sein Werk will nichts anderes als dies: die formenden Gewalten erschliessen, die treibenden Stürme des Daseins geben. Er wählt dazu den indirekten Weg, indem er die Menschen ihr Sein erschaffen und aufbauen lässt. Doch der Schluss ist stets die Erkenntnis dessen, was sie getrieben hat: dies Geschöpf-Sein, wo man selbst schafft; dies Gewollt-Sein durch eine ausser dem Ich liegende Macht. Wenn das Leben Schmerz einer Wunde ist, so ist es das Produkt desjenigen, der die Wunde schlug, und hat in ihm seinen Sinn. Und das ist das Dramatische: dass dieser erlittene Schmerz notwendig das Leben schafft, dass dieser vom objektiven Willen gelenkte Versuch zur Form schlechthin das Leben ausmacht . . .

In der Art des Charakterisierens zeigt sich diese Auffassung. Hebbel zeichnet die Menschen nicht durch psychische Bewegungen, egocentrische Seelenvorgänge, durch all das Zerwehte und Durchkämpfte einer Menschenexistenz. Er gibt die Gestalten nicht in ihren subjektiven Möglichkeiten, sondern als die verschiedenen Möglichkeiten des Lebens überhaupt. Er stellt seinen Menschen Ziele, die nicht die Entfaltung von Persönlichkeiten bewirken sollen, sondern die des Willens, der ihr Leben schafft. Holofernes sucht sich seinen Feind, nicht um seine Kräfte spielen lassen zu können, sondern um sich an diesem Widerstande zu erkennen. Judith lebt und zerbricht durch ihre Tat. Go'lo ist nicht schlecht, sondern er wird ein Schurke; sein Leben ist schurkisch. Er tritt vor Gott und fragt nach seinem Schicksal: „Er aber tat ein Wunder — und warum? Damit in mir der Schurke reifen kann.“ Er wird zum Teufel, weil er leben soll, sonst hätte ihn Gott von der Turmspitze herabgestürzt. Herodes will Marianne nach seinem Ende töten lassen, nicht aus übermässig eifersüchtiger Veranlagung, sondern weil er die Sicherheit seines Lebens, die ihm Marianne gibt, erst voll auf besitzt, wenn sie nach seinem Tode noch Gültigkeit hat.

Wenn Ibsen Symbole gibt für menschliches Wollen, so gibt Hebbel Symbole für das Leben, für den Willen. Und da das Wesen des Symbols nun einmal „abstrakt“ ist, so sind es bei Ibsen die Handlungen, bei Hebbel die Menschen, die abstrakt erscheinen.

Das Leben als Form: diese neue Stellungnahme bedingte auch eine neue ethische Wertung. Da nicht die einzelne Individualität in Frage steht, sondern das Lebens-Symbol, das sie darstellt, so ist auch ihr Handeln kein Wertmesser und Förderer ihrer Eigenart, sondern: die Manifestation des Willens, die Erfüllung des Lebens. Daher ist es für Hebbel gleichgültig, „ob der Held an einer vortrefflichen oder verwerflichen Bestrebung scheitert“.

So stehen die Menschen Hebbels auf einer Bühne, die abstrakt und ideell ist, weil Tragödien auf ihr gespielt werden, deren Stimmungen (überpersönlich und übermenschlich) einem Jahrhundert entstammen, das die Frage nach dem Sinn des Lebens am stärksten erschütterte.

Der Fremde

(20. Fortsetzung)

Roman von René Schickel

Dann schritten sie schweigsam durch leere Gassen, zwischen starren Häusern, unter dem dunkelblauen Himmel, der mit winzigen weissen Sternen gespickt war. Manchmal fuhr ein langer Windstoss über die Dächer hin, die ganze Strasse erschauerte, irgendein Fensterladen rührte sich leise. Und die Stille der Nacht, in der gleichmässig und so verloren das Echo ihrer Tritte wanderte, senkte sich lastend auf Paul herab. Aus dem Weiten kam es, aus dem Sternenraum, und vereinsamte ihn . . . Es war seine eigene Atmosphäre, die sich dicht um ihn geschlossen hatte, und in der er schritt, in der er fühlte. Er dachte: das sind die Nächte, in denen die Gedanken der Wachenden laut werden . . . Laut, laut! Ein Hellhöriger müsste ihren wirren Chor zwischen dem unendlichen, bestirnten Himmel und der bleichen Erde vernehmen. Es sind die Einsamen, die träumen und denken. Das ist sie, die Sprache der Erde, die da ins Leere, ins Dunkle hinaufsteigt. Kein andres Gehirn auf Erden hat diese Macht! . . . Er war der Mensch, losgelöst von den Zufällen des Einzelwesens, er war nichts anders mehr, als der reine Mensch, die Gattung . . . Und hatte in der Welt niemand neben sich und über sich keinen Herrn. Es war gerade so, als ob er tot wäre. Jedes Band, das ihn mit andern Wesen, mit so vielen zusammengehalten hatte, war gerissen.

Nirwana . . .

Paul lächelte.

— Nein, ich denke, das ist der einzige Tod, den ich fassen kann: dass ich mich losgelöst

denke von allem, was ausser mir ist. Ich muss kämpfen, dass ich ein solcher Nachtwandler werde im Leben. . . Dann bin ich unverwundbar, und mein Glück hört nicht mehr auf zu singen. Ich muss ein ungläubiger Heiliger werden. . .

Sie gingen über den Boulevard Montmartre. Der Weg zwischen den Bäumen war ganz finster, unförmige Schatten bewegten sich schwer, wie etwas Versunkenes darin, wie etwas, das ertrunken ist, und das nun die Seepflanzen festhalten; aber am Ende flammte, wie ein Fanal, das Kaffeehaus zwischen den Bäumen.

XIV.

Calon sass in eine Ecke des Sofas gedrückt und rauchte mit Aufmerksamkeit seine Zigarette. Er warf einen Witz unter die Gesellschaft und lächelte dann verschämt vor sich hin. Wenn er mehr als zehn Worte sprach, war er bemüht, seine Stimme hart zu machen. Aber es gelang ihm nie; unruhig und verwirrt erzählte er zu Ende. Die Art, wie er die von ihm entkleideten und verrathenen Geschöpfe mit den heuchlerischen Tailen ansah, war eher ängstlich. Er zuckte zusammen, wenn eine auf ihn zukam, aber sobald sie ihm den Rücken zuehrten, verfolgte er sie mit einem langen, fest anliegenden Blick, der von den Gestalten einen sorgfältigen Abdruck zu nehmen schien.

— Ich male nie, erklärte er gerade einem hohen Weib, dessen Busen dicht über seinem Gesicht hing. Ich projiziere meine Bilder direkt auf die Leinwand. Das Verfahren ist mein Geheimnis. Tartre, den man unterbrochen hatte, drehte sich unwillig um.

— Kind, geh schlafen, riet er väterlich. Du kannst doch nicht jede Nacht so lange aufbleiben. Der ganze Teint geht zum Teufel, — und er setzte Paul neben sich auf einen Stuhl und fuhr fort. Ein Dutzend Gesichter, die Paul im selben Augenblick hasste, da er sie hier wiederfand, sah gespannt auf den Dichter, dessen aufrührerische Unentwegtheit in Verbindung mit seinem Haarwuchs durch die jahrelangen Bemühungen von Witzblättern und Gerichtshöfen zu einer gewissen Autorität gelangt war.

Nieland isolierte sich, indem er den „Gaulois“ zur Hand nahm. Als Tartre ihm wegen seines reaktionären Spleens den üblichen Verweis erteilte, tat Nieland mehr, als er sonst zu tun pflegte. Er bestellte nicht nur einen Punsch für Tartre, sondern er verlangte noch ausserdem

den „Figaro“, den „Temps“, das „Echo de Paris“, kurz, alle konservativen Blätter, die er kannte, und zitternd in einer Aufregung, die niemand verstand, schwor er, nicht eher zu ruhen, bis die gesamte konservative Presse vor ihm läge. Er habe das wüste Geschrei satt, fügte er halblaut hinzu.

Tartre kümmerte sich nicht darum. Er sprach vom Generalstreik. Calon lächelte über seine Zigarette und erledigte seine kleinen Audienzen, indes Nieland alle fünf Minuten dem Kellner den Namen eines Blattes zurief und allmählich seine Sammlung konservativer Blätter vervollständigte. Zehn Menschen tauschten politische Ansichten und extravagante Psychologien aus, mit denen sie sich im Laufe des Tages versehn hatten, jeder bestrebte sich, seine eigne Formel zu produzieren, an einer fixen Idee zu leiden, stärker, kränker, eigentümlicher zu erscheinen, als er war. Unterdessen ging in Paul folgendes vor:

Alles, was gesprochen wurde, wandte sich mit geschliffenen und blitzenden Messern gegen ihn. Er sass zusammengekrampft und den Blick unverwandt auf diese innerliche Metzerei gerichtet, in der sein Ehrgeiz, seine Liebe, die Sehnsucht und alle Kraft verbluteten. Diese Menschen sind Idioten oder Kranke, dachte er. Aber jede ihrer Aeusserungen gehört irgendwie mir, gehört zu meiner Vergangenheit oder Gegenwart. Es war ein groteskes, ein barbarisches Marionettenspiel seiner unwillkürlichen Regungen und der bedachten Gefühle, eine aufdringliche Satire, die sein Wesen in höhnischen Verzerrungen wiedergab. Welche Unzucht! Welche Qual! Und die Qual war doch das einzige, wodurch er jetzt eben lebte. Er klammerte sich an diese letzte Hoffnung, dass er sich leiden fühlte, sinnlos, ohne Ende. Er starrte auf den Zug der Fratzen und sog alle Hässlichkeit aus ihnen mit langen zitternden Blicken, die manchmal das Bewusstsein verloren und jäh aufschrakten. Sagte jemand etwas Prinzipielles, so merkte Paul sogleich die Schwäche, die verdeckt werden sollte, er erkannte die Hässlichkeit, die verschönt, die Qual, die verleugnet wurde, und hinter allem fühlte er die ängstliche Unsicherheit der Menschen, die immer nur vor dem lauernen Ungetüm in ihrem Innern zurückwichen, der Verzweiflung, die sie zerreißen wollte. — Herrgott, wie konnten sie nur diese Todesangst ertragen?! Und er fragte sich, woher die Menschen den Mut nehmen zu leben, wie überhaupt der Mensch in der Welt möglich sei.

Er wollte gehn — nach Hause, sich angekleidet aufs Bett werfen und schnell einschlafen! Aber er konnte sich nicht fortreißen. Er war zu müde. Und dann der entsetzliche Heimweg, das schale Wiederkäuen der Eindrücke des Tages, wenn man haltlos all dem Widerlichen ausgeliefert ist: Sätzen, die im Ohr eitern, Gesichtern, die dicht vor einem grimassieren, und vor allem seinen eigenen Erbärmlichkeiten, . . . der Scham, der Selbstverachtung — Es war unmöglich, dem zu entrinnen. Man lag dann zu Hause im Dunkel mit ausgebranntem Gehirn und so erschöpft, dass man glaubte, nun könnte irgend so ein gutgeführter Dolchstoß einem ganz gleichgültig sein, man dächte nicht daran, sich zu wehren, während man zugleich keinen Augenblick daran zweifelte, dass sich nur ein menschlicher Schatten neben dem Bett zu erheben brauchte, um einen alsogleich in ein angstvoll sich wehrendes Tier zu verwandeln. Man lag und lag im Dunkel und wälzte sich herum und wartete lauernd, fiebernd vor Ungeduld auf den Augenblick des Erlöschens, auf den Schlaf, auf die Vernichtung — — Ob nicht einmal der Abend käme, da man die grausam zögernde Vernichtung in einer jähen, unwiderwilligen Bewegung der Ungeduld gewaltsam beschleunigte? . . .

Aber nun begann Tartre ihn auf eine besondere Weise zu interessieren. Es war etwas in seiner Stimme, das ihn fesselte, und nicht nur in der Stimme . . .

(Fortsetzung folgt)

Literarische Neuerscheinungen

PETER ALTENBERG, „Semmering 1912“ Skizzen. (Berlin, S. Fischer, Verlag.) Geh. 3 50 M., geb. 4 50 M. Es sind ganz kleine Sachen, klein dem Umfang nach, und wie in allen seinen früheren Bänden spaziert eine ganze bunte Welt vor diesem Adam vorbei, der ihr die Namen gibt. Ein Hotelstubenmädchen und eine Komtesse, ein Gespräch mit einem sechsjährigen Mädchen und eines mit der Mutter eines zwölfjährigen Knaben, Bergschönheit und Stadtschönheit, Gartenkultur und Hygiene, Toiletten, Wetter, Lebensform, Sterbensform, unversiegbare Freude an der Welt, unversiegbare Bitterkeit gegen die Welt, — alles das bildet einen bestrickenden Reigen von Erscheinungen und Gedanken. Eines der kleinen Kapitel des Buches heißt: „Noch nicht einmal Splitter von Gedanken“; aber das Buch ist überall von wirklichen Gedanken, von unmittelbaren Lebensgedanken. E. W.

Vornolizen

(Nur wichtige Neuerscheinungen werden hier angezeigt. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION)

ARTHUR SACKHEIM. Magnificat. Gedichte. (Verlag Carl Reissner, Dresden.) Geh. Mk. 2.—

PETER SCHER. Holzbock im Sommer und andere aktuelle Lyrik. (A. R. Meyer, Verlag, Wilmersdorf.) 50 Pfg.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: Die Ungehemmten / Nikodemus Schuster: Aus dem Tagebuch — Brief an den lieben Gott — Bei Mama; Ein Idyll / Ernst Stadler: Sommer / René Schickele: Der Fremde / Franz Blei-Abend der AKTION / Zeitschriftenschau

ALOIS HILMAR HUBER. Der Liebe wunderbarlich Wesen. Eine Romandichtung. (Xanten-Verlag zu Leipzig.) Mk. 3.—
ARNOLD ZWEIG. Die Novellen um Claudia. (Kurt Wolff Verlag früher Ernst Rowohlt, Leipzig.) Geh. Mk. 3.—
FRANZ HELD Ausgewählte Werke. (Verlag Eberhard Frowein, Berlin.) Geb. Mk. 3.50.
GABRIELE REUTER. Ellen von der Weiden. Roman. S. Fischers, Verlag, Berlin.) Pappbd. Mk. 1.—
THOMAS MANN. Der Tod in Venedig. Novelle. (S. Fischers, Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 2.—
ANNETTE KOLB. Das Exemplar. Roman. (Ebenbürt) Geh. Mk. 3.50.

Zeitschriftenschau

DIE FACKEL. Herausgeber Karl Kraus, No. 370 371 enthält: Der Automat; Glossen; Notizen; Glossen; sämtliche Beiträge von K. K. Preis 50 Pfg.

DIE ZUKUNFT. Herausgeber Maximilian Harden, No. 24 füllt ein Essay (1813) von Harden Preis 50 Pfg.

PAN. Herausgeber Alfred Kerr, No. 24 enthält: von Rothkirch und Panthen: Einige ernste Worte; emmy hennings: Jetzt muß ich!; Max Hermann: Verse; Herrmann Essig: Der schöne Beck. Preis 50 Pfg.

SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE. Herausgeber Dr. J. Bloch. Heft 5 enthält: Erdmann: Jesuitengesetz und die Liberalen; Julius Bab: Heibel; Max Hochdorf: Dichtkunst u. a. Preis 50 Pfg.

Franz Blei-Abend der AKTION

Der nächste Autoren-Abend der AKTION findet den 28. März im Salon Cassirer statt. Franz Blei wird aus seinen Manuskripten lesen. Vorbestellungen auf Karten (à 5 und 3 M., für Abonnenten à 3 und 2 M.) sende man umgehend an den Verlag der AKTION.

MITTEILUNG DES VERLAGES

Die zweite Januar-Nummer 1913 erschien als
LYRISCHE ANTHOLOGIE

Sie ist dem Gedächtnis Georg Heyms gewidmet und enthält: Beiträge von Hans Baas, Ernst Balcke, Gottfried Benn, Alexander Bessmertny, Ernst Blass, Paul Boldt, Max Brod, Arthur Drey, S. Friedlaender, Reinhold Frühling, Max Herrmann (Neisse), Georg Heym, Kurt Hiller, Jakob van Hoddis, E. F. Hoffmann, Rudolf Kayser, Alfred Kerr, Willy Küsters, Alfred Lichtenstein (Wilmersdorf), Leo Matthias, Paul Mayer (Bonn), Alfred Richard Meyer, Erich Mühsam, Richard Oehring, Erich Oesterheld, Anselm Ruest, René Schickele, Mario Spiro, Ernst Stadler (Brüssel), Hellmuth Wetzel, Alfred Wolfenstein.

Diese Sondernummer ist vergriffen und kostet im Einzelverkauf

1 MARK

Neu hinzutretenden Jahres-Abonnenten wird sie ohne Erhöhung des Abonnements nachgeliefert.

Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 13

INHALT

- * * * Der Börsenbericht der grossen
Presse
- Gerhard Kornfeld Der Kampf der Generationen
- Kurt Hiller Kolleg in Ophir
- Alexander Bessmertny Franz Blei
- Friedrich Eisenlohr Raubvögel
- Alfred Wolfenstein Krankes Wohnen
- Gustav Specht Die Liebesformel
- René Schickele Der Fremde
- Gottfried Benn Englisches Café
- Der Franz Blei-Abend am 28. März — Maximilian Harden —
Die Jagd auf Bassermann — Mitteilung der Redaktion —
Ueber das eigene Werk

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

ADOLPH BURCHARDT SÖHNE

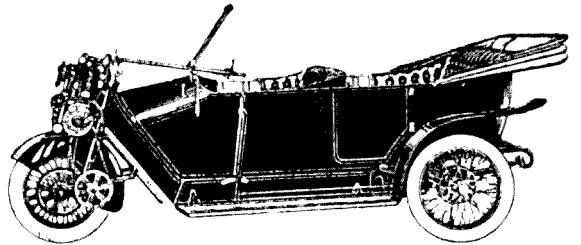
— INHABER —
ERNST BURCHARDT
KGL. PR. HOFLIEFERANT
JÄGERSTR. 26

NEUESTE KÜNSTLER- TAPETEN

entworfen von
PROF. BRUNO PAUL
PROF. E. R. WEISS
PROF. EMIL ORLIK
PROF. F. A. O. KRÜGER
RUD. ALEX. SCHROEDER
TH. TH. HEINE
ERNST HAIGER
CURT TUCH



Phänomobil



Ein Gebrauchsfahrzeug allerersten
Ranges, von grundsolider Arbeit

Im Betriebe der weitaus billigste
kleine Wagen auf dem Weltmarkt

≡ Stark, komfortabel ≡
vorzügl. gefedert, für schlechteste
Strassen gut geeignet, ein ganz
≡ grossartiger Bergsteiger! ≡

Phänomen-Werke, Zittau

in Sachsen

Behördlich festgestellt

wurde, dass wiederholt auch in der letzten Zeit die Marken

• Duke of York • Duke of Edinburgh •
• Königin von Saba •

gefälscht und nachgeahmt werden

Wir warnen daher vor Ankauf dieser minderwertigen Nachahmungen

Alle Qualitätsraucher wollen daher nur echte

Garbáty fordern

Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

8. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

26. MAERZ 1918

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Naussauische Strasse 17 zu senden :: :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährl. (excl. Bestellgeld) bei allen Postanstalt, Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk. 2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Naussauische Str. 17 :: Kommissionär Gust. Brauns, Leipzig

DER BÖRSENBERICHT DER PRESSE

Einer, der die „Informierten“ täglich bei der Arbeit sieht, schreibt mir diese Zeilen als Einleitung zu einer Artikelreihe, die den Handelsteil der „grossen Presse“ auch für nicht an der Börse Interessierte demaskiert. . . P.

Die Börse ist eine individuelle Frau, sie lässt den, der sich einfühlt, nicht zu kurz kommen. Der Kampf gegen Animierbankiers und Winkelblätter, die hinter dem Zugehörigkeitsdokument Börse Worte wie Rundschau, Nachrichten, Post, Ratgeber etc. setzen, ist lächerlich und verlogen. Diese Blätter wollen nichts verbergen, sie gehen mehr oder weniger drängend auf Inseratenfang aus, sie bekommen von den Grossbanken ihr Almosen, weil sie irgendwie mit dazu gehören, und alles liegt offen und klar — ebenso wie die Montagszeitungen oder die Berliner Wochenblätter, ob sie Roland, Salon, Herold, Kritiker etc. heissen, verdienstvoll für jenen Tratsch sorgen, der unbedingt den Reiz einer schönen Frau vervollständigt. Diese Casca, Artaxerxes, Silesius, Alins, Vasa etc. mit ihren „Kritiken“, Spaziergängen, Rundums sticheln, kitzeln und hetzen Personen oder Gesellschaften bitter grollend, mit pathetischen Staatsanwaltsmanieren, oder wohlwollend boshaft, aber mit der Geste eines Menschen, der dazu gehört und sich dabei fühlt. Sie wissen, oder deuten an, appellieren, aber alles bleibt beim Alten. Höchstens, dass manchmal sich Aktionäre zu Gruppen zusammenfinden, Proteste loslassen und inserieren, fast immer die gleichen Leute, sie sitzen fast immer um denselben Tisch, und fast immer lauert hinter ihnen derselbe Rechtsanwalt. Ich nenne das Offenheit und finde es sehr verdienstvoll und sehr schön

Aber — die, um im Jargon zu bleiben, solide Presse, unter der auch der Vorwärts verdienstmassen figuriert, rümpft die Nase wie eine alte Jungfer, die nicht gern sieht, daß jemand zur Frau geht. Das ist jene Presse, die einen Redaktionsstab für Handelssachen unterhält und täglich ihren Lesern den Börsenbericht serviert, die solide anständige Presse ohne Ausnahme von 1000 bis 300000 Abonnenten.

Dieser Börsenbericht gibt vor, klar und offen und objektiv zu sein, und der kommt so zustande: Die Kursdifferenzen werden mit Klischeeworten umschrieben: schwächte sich ab, matt, rückläufige Tendenz, wenig aufnahmefähig, Glatstellungen finden statt, Material in schwachen Händen, Verkaufsforders etc. — entsprechend, ebenso bei Kursbesserungen. Was um 11 Uhr noch unberechenbar, leitet man um 1 Uhr aus den Morgenblättern ab, New-York, Eisen- und Ruhrkohlenmarkt, Politik. Der Ultimomarkt bleibt Geheimnis der Grossbanken. Tag für Tag wird automatisch überall dasselbe geschrieben, jeder Schuljunge kann es lernen. (Auch die B. Z. spielt eine Rolle.) — Dagegen der Kassamarkt. Ein Mann mit schäbigem Cylinder kommt ins Pressezimmer und verkündet an jedem Tisch: Grosse Umsätze in dem und dem Papier, denn —; da ist der Kurs gestrichen, weil — und so weiter. Man schwitzt, schreibt nach und freut sich über die Menschenfreundlichkeit, die der geplagten Presse hilft. Dann kommt wieder ein Mann und so weiter. (Das ist der wahre Idealismus.) Der Chefredakteur braucht Informationen, lässt durch den Jüngsten rumfragen, hören (denn, weil) glaubt Leuten, die wissen, was und warum es in die Presse kommen soll, glaubt dem Mann, der von 1-2 Uhr mit Feldherrnmiene herumsteht, Bilanzen und Prospekte automatisch weitergibt und berufen ist, hinter klaren Telegrammen Mystifikationen zu wittern. Die Presse glaubt und schreibt, und alle Bäcker, alle Rentner, alle Leute, die nicht dazugehörig sind, glauben und lesen und hören und zahlen und finden Dementis, die so anfangen: Wie man uns in Bestätigung und teilweiser Ergänzung unserer gestrigen Notiz mitteilt. . . (In Krotoschin und Posemukel gibt es Leute, die an Zufall glauben.)

Vor etwa zwei Jahren wurde der Versuch gemacht, die Handelspresse als bestechlich hinzustellen. Ich finde das nutzlos, langweilig und immer für den Einzelfall zu spät. Es ist wichtiger, ihre Dummheit, Unverfrorenheit und Gewissenlosigkeit an den Pranger zu stellen.

Der Kampf der Generationen

Von Gerhard Kornfeld

Der Kampf der Generationen — das ist der grausamste, schicksalsreichste, durch kein Weltparlament zu schlichtende Krieg. Er braust durch die Weltgeschichte, und sein Echo erfüllt Literatur, Kunst und Philosophie. Dafür seien diese — in willkürlicher Auswahl — als Zeugen berufen: Friedrich Wilhelm I. und sein Sohn Friedrich (der spätere „Grosse“), Artur Schopenhauer und seine Mutter (deren Verhältnis beinahe typisch ist für die Beziehungen zwischen dem „grossen Manne“ und seinen — körperlichen — Erzeugern), Shakespeares Lear und seine Tochter (die einmal einen Pyrrhussieg erringen), Schillers Ferdinand, Luise, Carlos. — Doch diesen Kampf kämpft beinahe jeder täglich.

Seine erste Wurzel ist: der groteske Anspruch der Zeugergeneration auf Liebe, Dankbarkeit, Pietät der Sprossen. — Zwei Geschöpfe gehorchen einem Naturtriebe (oder — noch scälimmer — einem materiellen Zweck: Fideikommisskinderei!), setzen ein neues Wesen in dieses fragwürdige Dasein. Und jedenfalls, ohne es vorher gefragt zu haben. Dafür: Dank? — „Das Junge“ wird in den Jahren ärgster Hilflosigkeit ernährt, gekleidet, behaust. Bei neun Zehnteln der Menschheit kümmerlich genug. Und dafür: Liebe? — Der Rest vergällt den Nachkommen das bischen Wohlstand durch ewiges „Es-ihnen-Vorhalten“ und vergisst, dass alles Bedeutende — überhaupt in practicis — leichter ex nihilo, als irgendwo anders her, errungen wird, und dass Armut besser ist, als an-erzogene Bedürfnisse, die beim Verlassen des elterlichen Hause nicht befriedigt werden können. Und dafür: Pietät? — — Doch dies ist alles noch der Menschheit besserer Teil. Denn es werden auch Kinder in die Welt gesetzt: alkoholvergiftet, syphilitisch, tuberkulös, lahm, blind. Und dafür: Liebe, Dank, Pietät? — Vom Geistigen hier ganz zu schweigen. Denn eine so geartete Erzeugersippschaft kann natürlich nur vor dem plump und augenfällig „Seienden“, „Fertigen“ Respekt haben, nie aber vor dem Werdenden, der dem „gärenden Most“, und gar wenn er sich etwas absurd gebärdet. Statt sich darauf zu beschränken, den Leib des Kindes für den Kampf mit der Welt systematisch zu trainieren, nörgeln sie beständig an unabänderlichen Charaktereigenschaften herum, die doch nur von ihnen selbst oder — durch ihre

Vermittlung — von ihren Ahnen stammen können, und achten nicht der Warnung des Dichters:

„Verletze nicht durch kalten Ton
Den Jüngling, welcher dürftig, fremd
Um Hilfe bittend zu dir kömmt —
Er ist vielleicht ein Göttersohn.
Siehst du ihn wieder einst, sodann
Die Gloria sein Haupt umflammt,
Den strengen Blick, der dich verdammt,
Dein Auge nicht ertragen kann.“

Aber einer der wenigen ganz Ehrlichen, leidenschaftlich Trotzigen, ehern Aufrichtigen, Multatuli-Douwes-Dekker, hat so zu seinen Kindern gesprochen: „Ihr seid noch klein und würdet mich nun nicht begreifen, doch einmal wird die Zeit kommen, da werdet ihr lesen, was ich hier sage. Nun denn, so ich mich gegen euch berufe auf meine Vaterschaft . . . lachet mich aus! So ich je euch Untertänigkeit vorschreibe . . . spottet meiner! So ich je von euch Liebe forderte . . . weil . . . weil . . . wie soll ich sagen? Liebe, weil ich etwas verrichtete, bevor ihr bestandet; Liebe, weil . . . Ergänzt den Schluss, Kinder, ihr werdet es können, wenn ihr reif seid, zu lesen, was euer Vater schrieb — ergänzt meine Worte! So ich je Liebe forderte d a r u m . . . bewerfet mich mit Kot! Lachet mich aus, spottet mein, bewerfet mich mit Kot, so ich je Untertänigkeit oder Liebe fordere . . . darum! Lebet der Meinung, dass jener Bibeltext in den „Geboten“ verdorben ist von Uebersetzern. Ja, ja, so ist es. Glaubet mir; es stehet geschrieben: „Hasse deinen Vater, dann wirst du lang leben!“ Erprobt es nur! Ich möchte wohl einmal einen „Herrn“ sehen, der die Macht hätte, euch zu hindern, eure Mutter lieb zu haben, und verhiesse er auch zehn lange Leben, in zehn Ländern zugleich! Mit oder ohne Bibeltext, mit oder ohne Gebot werden sie und ich eure Liebe zu verdienen wissen d u r c h Liebe. Wer das nicht kann, hat auf Liebe keinen Anspruch! Eure „Untertänigkeit“ wird bestehen, solange und insoweit mein Geist mehr entwickelt ist als der eure, weil ich ein paar Jahrzehnte früher begonnen habe. Diese Spanne Zeit werdet ihr bald eingeholt haben, vor allem, da ich, ach so oft stehen bleibe auf meinem Wege! Kinder, ihr werdet mir nichts zu danken haben, denn das, was ich für euch tat n a c h eurer Geburt, und selbst das nicht. Die Liebe findet ihren Lohn in sich selbst. Ach, wäret ihr schon so weit, dass ihr meine „Ideen“ könntet lesen und

alles, was ich bewahrte für euch allein. Ach, hörte ich es schon: Wir haben dich lieb, o Vater, doch du hattest dazu nicht nötig, unser Vater zu sein!“ — — —

Aber die Multatulis sind unter den Menschen dünner gesät, als die Perlmuscheln im Meere. Und die meisten Väter gehören zu denen, die „genau wissen, wieviel ihre Kinder sie an Unterricht kosten, aber nicht, wieviel sie von ihnen lernen“. Und die sich dann noch über ihrer Kinder Lieblosigkeit und Pietätlosigkeit beklagen und besonders über Undankbarkeit, diese „Erfindung falscher Wohltäter“! —

Die zweite Wurzel des Kampfes der Generationen liegt hier: die Masse der Menschen versteht noch nicht, jung zu sein und jung zu bleiben. Wirklich gibt es Schiaren Unglücklicher, die nie — wenigstens nicht mit Bewusstsein — jung waren. Immer fertig. Immer lebensklug. Immer „Bürger“. Und grössere Scharen sind es, die wohl einmal glühen konnten für Fernes, Hohes, Unmögliches, die aber erstarrten vor dem Eishauche des „praktischen Lebens“. Sie sind der Jugend ärgste Feinde, denn sie kennen den Schatz, über den der Gegner verfügt. Nicht augenblicklich, jahre- und jahrzehntelang mag das „Erfrieren“ geschehen, bis so ein armes Menschlein nichts weiter ist, als — bestenfalls — eine gut funktionierende money-making-machine. Sowas arbeitet dann „geistig“ mit den paar Formeln, Gedanken, Idealen, die es bis achtzehn, zwanzig mehr oder minder unverdaut geschluckt hat, und zeigt sich allem „Neuen“, aller Jugend hartnäckig verschlossen. Solche Väter, Mütter, Tanten und Grosseltern können mit ihrer aufgeblasenen Verstocktheit ein junges Menschenkind zum Wahnsinn und zur Vernichtung bringen. Am Grabe aber sagen sie: „Wir haben dem Kinde sein gutes Essen, seine Kleidung und Wohnung gegeben. Wir haben es standesgemäss erziehen lassen. Wir haben es in der Krankheit gepflegt. Und ihm den guten Weg weisen wollen. Wenn es verrückt wurde, ist's nicht unsre Schuld. Wir haben unsre Pflicht getan.“ — Diesen armseligen Eiszapfen ist ja alles ihnen Unbekannte „verrückt“. So aber sind von 100 Eltern 99. Es sind die lieben, zärtlichen Verwandten, von denen Oskar Wilde einmal launig sagt, sie seien einfach eine langweilige Sippe, die nicht die geringste Ahnung habe wie man leben, und nicht das schwächste Gefühl, wann man sterben solle. Und wie wenige sind es, die jung waren

und bleiben und sagen dürfen: „Nur wer sich wandelt, bleibt mir verwandt.“ — — —

Die Eltern wollen Liebe ernsten und säen — Hass. Ja, ihr ewig Verblendeten, Jugendvergessenen! Habt ihr's nicht hundertmal gesagt, hundertmal ruhig mitangehört: „Ich hab' es schwer gehabt. Mögt ihr euch jetzt auch plagen“? — Und so wird künstlich noch das Naturgesetz verschärft, das heisst: „Weil dir, dass du ein Enkel dist!“ — Denn wirklich: wird es nicht täglich, stündlich auf jedem Gebiete schwerer, etwas Tüchtiges zu leisten? Setzt ihr Väter doch unbedacht wie das liebe Vieh die Kinder in die Welt! Das einfache Fortschreiten der Dinge aber macht ja schon bei mässigem Bevölkerungszuwachse durch das blosse Anschwellen des „Materials“ jede neue Arbeit schwieriger, als jede voraufgegangene auf gleichem Gebiete. Und da steht ihr alten Toren protzig gelassen da und stöhnt: „Wär ich noch einmal jung!“ Prost Mahlzeit! Ihr lägt im Dreck! — Carnegies Energie, Fleiss, Intelligenz und Glück genügen längst nicht mehr, um Carnegies Milliarden heute neu zu schaffen. Und ein neuer Goethe müsste nicht nur die gesamte vogoethische Kultur, sondern auch das Riesopus des neunzehnten und des Beginns des zwanzigsten Jahrhunderts in sich aufnehmen und künstlerisch gestalten. Von diesem Standpunkt ist die „Zeitlosigkeit des Genies“ eine leere Phrase. Der Meister selbst hat's zugestanden: „Ich freue mich,“ sagt er am 15. Februar 1824 zu Eckermann, „dass ich jetzt nicht achtzehn Jahre alt bin. Als ich achtzehn war, war Deutschland auch erst achtzehn, da liess sich noch was machen; aber jetzt (1824!!) wird unglaublich viel gefordert, und es sind alle Wege verrannt. Deutschland selbst steht in allen Fächern so hoch, dass wir kaum alles übersehen können, und nun sollen wir noch Griechen und Lateiner sein, und Engländer und Franzosen dazu! Ja, obendrein hat man noch die Verücktheit, auch nach dem Orient zu weisen, und da muss denn ein junger Mensch ganz konfus werden. . . . wie gesagt, ich danke dem Himmel, dass ich jetzt, in dieser durchaus gemachten Zeit, nicht jung bin. Ich würde nicht zu bleiben wissen. Ja, selbst wenn ich mich nach Amerika flüchten wollte, ich käme zu spät, denn auch dort wäre es schon zu helle.“ — — —

Wer aber reicht der neuen Generation die Hand, sich hinaufzuschwingen? Muss jede aufs Neue ihre besten Kräfte im Hinaufklettern verpuffen und griesgrämig und verbittert oben ankomm-

men? — Wer nimmt endlich von der Menschheit den Fluch der rachsüchtigen Alten „Ihr sollt's nicht besser haben als wir“, der sich süht bis ins tausendste und abertausendste Geschlecht? — — — Von Ewigkeit her leidet die Menschheit an der Sterilität des „Anciennetés- und Autoritätsprinzip“ das jeden zielsicheren Fortschritt hemmen muss. Und so war bis heute noch jedes Jahrhundert ein „Jahrhundert des Greisen“. — Doch: „es naht gen den Tag“. Väter kommen, die wie Douwes-Dekker denken: „Es ist nicht wahr, dass ein Kind Untertänigkeit und Liebe schuldig ist seinen Eltern. Diese elende Vorschrift ist erfunden zur Bequemlichkeit von Eltern, die Mangel fühlten an geistigem Uebergewicht und zu faul waren oder zu dürr von Herzen, um Liebe zu verdienen.“ Es kommt die Generation, die fühlt, dass sie für das blosse „In-die-Welt-setzen“ eine Riesenschuld den Kindern abzutragen hat. Und die sie abträgt durch Liebe, Verstehen, Verzeihen und — Mit-jung-bleiben! — Nicht ökonomische noch politische oder religiöse Mittel sind es allein, die das „goldene Zeitalter“ heraufführen können. Der Friede zwischen den Generationen muss der Menschheit die ewige Verjüngung bringen. — — —

Glossen

EINE JAGD AUF BASSERMANN

wird seit längerer Zeit von der „Süddeutschen Nationalliberalen Korrespondenz“ veranstaltet. Diese Parteistimme, die ungefähr das Reaktionsärste bejubelt, was Nationalliberale bisher zu bejubeln wagten, die einfach als konservativ angesprochen werden darf, möchte Herrn Bassermann niederschreiben um jeden Preis, selbst auf Kosten des Wörtchens — liberal. Nationalliberale, die der AKTION „Gerechtigkeitsgefühl“ nachsagen, schreiben mir, es sei nötig „für Bassermann etwas zu tun“. Ich bin nicht der Ansicht. Ich begrüße die Demaskierung der nationalliberalen Partei. Ich bin nicht nur nicht empört darüber, dass die Süddeutsche Nationalliberale Korrespondenz „scharf macht“ — ich sehe in diesem Scharfmachen den wahren Charakter der unsäglichsten Partei. Bassermann verdient die Hetze: entweder man ist nationalliberal; dann hat man konservativ zu fühlen; oder man kehrt der Partei den Rücken. Herr Bassermann möchte Unmögliches zusammenbringen, möchte fünf Seelen in einer Brust hegen, Herr Bassermann verdient die „Süddeutsche Nationalliberale Korrespondenz“.

F. P.

MAXIMILIAN HARDEN

Maximilian Harden sprach jüngst in der Philharmonie über die gegenwärtige und die voraussichtliche zukünftige Rolle der deutschen Nation im weltgeschichtlichen Drama Europas. Er malte schwarz auf grau. Schon sieht er das prachtvolle Germanentum umstrickt von den listigen verschlagenen Feinden im Ost und West und Süd, — sieht Oesterreich-Ungarn erdrückt von dem „Slavenwall“, dem „Slavengebirge“, im Süden und Osten, dessen Massen sich vorschieben gen Norden und Westen und das Deutschland verdrängen, zersplittern, zermalmen. Eine Bewegung, die England, Frankreich und Russland gemeinsam betreiben . . . Hie Slaventum, hie Germanentum werden die Völker brüllen im Getümmel des Entscheidungskampfes um die Vorherrschaft in Mittel- und West-Europa . . .

Maximilian Harden sprach annähernd zwei Stunden lang.

Es war sehr interessant, was Harden sagte; interessanter noch wie er es sagte.

Ungemein kokett ist Harden seinen Leuten gegenüber. Rasch und tänzelnd tritt er auf. Man denkt unwillkürlich an das Auftreten einer schon etwas patinierten Ballerina. Der Frack prall auf Taille gearbeitet; die Achseln hochkantig ausgepolstert. Die schneeweisse Weste von kühnem Schnitt, das elegante Beinkleid so eng wie ein Trikot. Die grosse weisse Blume im Knopfloch, das so nett in die Stirn frisierte krause Haar — „Sehr interessant!“ flüstern die Damen im Auditorium, „sehr interessant!“ Und die Operngläser richten sich auf den Redner.

Man sieht's: Harden fühlt voller Wonne, wie er wirkt, es erfüllt ihn mit Wohlbehagen, entzückt ihn, es macht ihn eitel. Wie er allmählich die weissen engen Handschuh von den Händen zupft — nach der ersten halben Stunde seines Vortrags ist der linke herunter, der rechte wird etwas rascher erledigt. Danach tritt das Taschentüchlein als Dekorativum auf. Meist ruht die Rechte auf der Halsöffnung der Wasserkaraffe. Das wirkt auf empfindsame Menschen angenehm, zudem Harden das Gefäss bald benutzt, um — diese Geste ist ebenfalls gut studiert — seine Lippen zu benetzen. Das aufmerksame Auge bemerkt noch andere kleine brüchige Stellen in der Politur dieser hochzivilisierten oder auch hochkultivierten Persönlichkeit.

Wie Harden schreibt, so spricht er. Er legt Sorgfalt auf die Herauskehrung der individuellen Note. Er unterstreicht sie, und das stört. Eine wirklich starke Persönlichkeit wirkt unwillkür-

lich. Bei Harden merkt man die Absicht, die gedrillte Absicht, und man muss lächeln. Die Kunstpausen vor jedem betonten Wort, die etwas aufdringliche Mimik, die den Hörer mit aller Eindringlichkeit sagen zu sollen scheint: „Ist das nicht geistreich? Ist das nicht geradezu blendend?“ — mit einem Wort, die Koketterie wirkt. Inmitten eines Satzes flocht Harden ein: „Ja — ich weiss, dass das alles sehr langweilig ist — ich könnte es ja durch allerlei — — — Mittelchen interessanter gestalten. Glauben Sie mir, ich hätte dabei ein sehr leichtes Spiel!“ Eine Aeusserung, die etwas unbedacht war. Es ist zu bekannt und selbst von Hardens Verehrern nicht bestritten, dass Mäxchen Mätzchen macht. Und niemand wird im Saale gewesen sein, der Harden — es nicht geglaubt hätte, dass ihm das Spiel mit so allerlei rhetorischen Mittelchen kinderleicht falle.

Jedesmal, wenn ich Harden sprechen sehe, bedauere ich, dass er statt des Ruhmes eines Mannes der „Welt des Scheines“ den Schein eines Weltmannes erwählt hat. Harden hatte das Zeug, ein grosser Schauspieler zu werden. . .

Bonaventura

Franz Blei

Von Alexander Bessmertny

I.

Franz Blei schrieb sein Bedeutsamstes im Ur-Pan und in der Insel, er gab den Hyperion heraus und den Losen Vogel. Seine vermischten Schriften erscheinen bei Georg Müller.

II.

Franz Blei führte uns zu den exquisiten alten Franzosen, er brachte Paul Claudel nach Deutschland, er zeigt auf Max Brod und Sternheim. Er hat sich für Künstler eingesetzt wie einer, dem es auf die Kunst ankommt.

III.

Franz Blei schrieb den Prinzen Hippolyt und den Beau, über die deutsche Kultur, über Gott und die Frauen und über Beardsley, Rops und Wilde; über den Dichter und das einzige Rokoko. —

IV.

Jeder Satz von ihm ist Programm; ist Verneinung von Unterhaltung und Zweck, und Stabilisierung der schönen Künste als einziger Wirklichkeit wie ein rocher de bronze. Er zeigte uns im Kunstwerk die letzte Steigerung; und zeigte uns an Beispielen solche, die es versuchten sich in der Hingabe zu steigern: Helden, amoureuse

Frauen und Künstler. Er lehrte uns die Bändigung und den Dienst zur Erfüllung des Gebotes der Vergeistigung.

V.

Er hat bei allem das Spielerische, weil er mit der Wichtigkeit seiner Dinge, die Gleichgültigkeit aller Dinge weiss. Sein Gebet trifft den Ewigen als Schrei und echot als Gelächter zurück.

VI.

Die Entzückungen über seine Worte sind Momente unseres Erfülltseins vom grossen Stil, der den grossen Menschen bedeutet: grade und leuchtend und verdeutlicht im Spiegel kristallener Bilder und Geschichten.

VII.

Aber er ist kein Apostel, denn er wirbt nicht. Er ist kein Literat, denn er zankt sich nicht. Er ist kein Typus: Er ist ein älterer, eleganter Herr mit einer schwarzen Hornbrille vor dem mythologischen Kopf. Und er hat als Tarnkappe seiner olympischen Wiederkehr eine Allongeperücke, die ihm das verlebte 18. Jahrhundert aufsetzte, weil es ihn posthum entbehrt.

VIII.

Aber aus der Masse der Historie strahlen seine Augen zum deutschen Olymp, wo die Götter Künstler sind. Er ist Hermes Musagetes, der Praeceptor Germaniae, der pathetisch deutsche Analytiker.

IX.

Aber er ist nicht Herausgeber der einflussreichsten deutschen Revue; er ist nicht der geistige Chef der bedeutendsten deutschen Zeitung. Man sammelt sich hier nur wo einer zu begaffen oder zu bewerfen ist, und er ist sogar keine Schiessbudenfigur, auf die anzulegen sich verlohnte.

X.

Denn er lebt im Lande der unterernährten Dichter und Denker.

DIE LIEBESFORMEL

Champagne Batist die Lilienstickerei —
Langhüftige Form dessin direktoire —
Der Banddurchzug aus goldnem Hexenhaar —
Gepresste Seide aus der Tartarei . . .

Uhrfeder-Zauber! doppelt Stahl! samt drei
Paar Haltern! Spitzen-Ansatz! zart und klar —
Mond-Mandelöl! Mohnknospe vom Bazar!
Schwan! — Ablanatanalba — Du bist frei! . . .

Was scheu in Formeln sich nicht fassen lässt —
Dies seltsam Seltne, unbeweglich Wehe —
Umschreibt im Tanz der Zirkel Deiner Zehe . . .

Triumph des Schwelgens — grauenvolle Nähe —
Erschöpfte Scham — der Schauer letzter Rest —
So gottverlassen Mensch an Mensch gepresst . . .

Gustav Specht

RAUBVOEGEL

. . . Und all die Lüste sind nun Qualen worden,
die schwarzen Vögeln gleichend mich umschweben,
in Hass und Hohn schwirrende Flügelhorden,
und die von meinem heissen Herzblut leben.
Ihr Flügelschlagen trifft mich jede Nacht . . .
Voll Cier seh ich sie um mein Lager sitzen,
wie eine Mörderschar, die mich bewacht,
und deren Augen grell wie Dolche blitzen.
Und jede Nacht hör ich ihr heisres Schrein,
wie Geier schreien, wenn sie hungrig sind,
ohnmächtig fühlend, wie mein tiefstes Sein
aus tausend Wunden blutend mir zerrinnt.

Friedrich Eisenthal, Paris.

KRANKES WOHNEN

Dieses Geln im trüben Tunnel der Strasse . . .
Bleiche Fenster spielen an mir vorbei.
Oben des kleinen Himme's Einerlei
Wirft in die Scheiben ein schiefes Lachen.

Trocken kreischt die hündisch liegende Strasse,
Die mein Fuss in Unruh und Hass gebraucht.
Niedre Luft, von Stadtgerüchen durchraucht,
Speit auf meine Stirn aus pfeifenden Rachen.

Gähnend endet die Strasse.
Und die zuckenden Lippen atmen ins Freie
hinaus,

Wo sich warm der Tiefe Grün und goldene
Hoheit umfängt . . . !

Doch ich werde mich wenden . . . dumpf ge-
drängt . . .

In der Gewalt der Häuser bin ich zu Haus.

Alfred Wolfenstein.

Kolleg in Ophir

Von Kurt Hiller

An der Hochschule für Vorgerückte, Ophir, hielt
jüngst Lil Turkher, Professor der deutschen Lit-
teratur, folgende Vorlesung — die ich, in fast
wörtlicher Uebersetzung (höchstens Turkhers
manchmal zu heftige Konzentriertheit ein wenig
mildernd), hier wiedergebe:

I.

Philosophische Kunst fordern, heisst nicht:
eine Kunst fordern, in der von Philosophie die
Rede ist. „Schloss Nornepygge“ des Böhmen
M. Brod gilt mir nicht deshalb als ungeheure
Schöpfung, weil sein Held ein Werk über die
Willensfreiheit schreibt. Und wer, wie Dela-
croix, Raffaels „Schule von Athen“ für annä-
hernd kitschig hält, der wird sehr recht haben,
sich durch den Hinweis, dass, mit Cortège,
Platon und Aristoteles auf diesem Fresco lust-
wandeln, in seinem Urteil nicht beirren zu
lassen.

Aber philosophische Kunst fordern, heisst: eine
Kunst fordern, die so ist, dass Menschen, die
viel gedacht haben, sich nicht bei ihr langwei-
len, welche mithin von Menschen, die viel ge-
dacht haben, herrühren muss. Philosophische
Kunst fordern, heisst: in Gleichgult gegen sämt-
liche Volks- und Snobsunterhaltungen; die hei-
teren wie die ernsten; die, welche der Verdau-
ung zuträglich, und die, welche ihr hinderlich
sind, . . . eine Kunst fordern, die zeigt (und sei
es durch Mitschwingendes, durch Ungesagt-
Unsägliches, durch eine Untermelodie), dass ihr
Urheber jene zentralen Menschheitsfragen mit
dem Herzen seines Hirns erlebt hat, welche, von
Anbeginn zu Anbeginn, das Schicksal dem Geist
aufgibt; Fragen, die es in sich haben, einmal
leidenschaftlich erfasst, die Atome einer Psyche
für immer umzukonstellieren.

Philosophische Kunst fordern, heisst: Tiefe for-
dern. (Man hüte sich, Tiefe mit Scharfsinn zu
verwechseln . . . und Philosophie mit einer prä-
philosophisch unumgänglichen Einzeldisziplin,
deren Stoff: mathemateskes Be-denken des Den-
kens . . . nur Fach- und Flachköpfe ganz aus-
füllt.) —

II.

Höchst wunderbar und zu tierischem Weinen
verföhrend bleibt die hoffnungslose Rätselhaf-
tigkeit dieses Phänomens „Da-sein“; das so Be-
seligende wie Zerrüttende seiner Einzigartigkeit;
der Umstand, dass mein Ichbewusstsein, zwi-
schen den mystischen Ufern Geburt und Tod,
in die grenzenlose Wüste der Zeit eingebettet
ist . . ., die der Verstand als gleichfalls irgend-
worein gebettet sich vorstellen müsste, um sie
zu begreifen. Jene totale Urteilslosigkeit, zu
der wir der Welt gegenüber verdammt sind —
da wir doch nur mittels Vergleichung zu urtei-
len vermögen und eine zweite Welt, eine Un-
Welt, eine Welt, die nicht mit sich selber iden-
tisch, nicht wiederum Welt oder Weltbestand-

teil wäre, sich keineswegs vergleichsweise heranziehen lässt —: diese kindische Hilflosigkeit unsrer (dabei mit dem Trieb zur Herrschaft doch ausgestatteten) Vernunft, dieses Fiasco aller Metaphysik, dieser ewige Triumph des Nihilismus (und nicht etwa der theoretischen Skepsis nur, sondern durchaus auch des Nihilismus in ethicis; denn woher sollen die obersten Werte genommen werden, wenn vom Urgrund und Wesen des Seins, vom Sinn des Lebens, vom Ziel der Welt nichts feststeht?) —: oh, diese Lage erschwert einem geistigen Geschöpf das Hierbleiben sehr; als klar verharret vor seinem Blick die Schwindelhaftigkeit aller dialektischen Dennochs; und bloss das, was es mit dem ungeistigen gemein hat: diese fragwürdige, unheimliche, komische, heilige A t m e n s l u s t, . . . verhindert es, sich samt seinem Problem auf eine gordische Weise zu erledigen.

III.

Seltene Naturkraft! So mächtig und unwiderlegbar, dass sie noch ihren gefährlichsten Widersacher, den Geist, sich zum Werkzeug und Helfershelfer zu machen versteht. Was tut nämlich der (philosophische) Künstler? Er gibt dem nihilistischen Erlebnis auf neue und immer neue Weise Form. Den ganzen Kreis psychischer Tatbestände, der jenes Erlebnis zum Mittelpunkt hat, wandelt er formulierend ab; und formulierend setzt er sich über das tragische Wissen hinweg, wonach alles Tun, die Formulation eingeschlossen, sinnlos bleibt. Gerade die äusserste Qual ist es, aus der er seine Freude zieht; gerade des Nicht-Werts Fixierung erhebt er zum Werte. Worin besteht, während jeder unprivaten Minute, sein Handeln? Darin, dass er der Erkenntnis seiner Ohnmacht Macht entsaugt; mehr: dass er der Erkenntnis des Unwerts von Macht . . . Macht entsaugt. Und er fährt in dieser Uebung fort, . . . bei allem Bewusstsein ihrer Dreckigkeit. Wenn die letzte Vergasung des Ethischen . . . Konsequenz heisst, so frage ich: mutet dieses Verhalten ethisch an? Wahrhaftig, dass Skepsis an allen Kulturen einen Kultus der Skepsis gebiert; dass jeder Verneinerich und Schopenhauer sich und sein Verneinen gewaltig bejaht; dass ohne Rest alles, selbst die Mortalität noch, sich zu Vitalität umlügt —: das erleichtert es . . . Meta-Zynikern sehr, die Erdbewohnerschaft einzuteilen in Ochsen, Schweine und Leichen; will sagen in solche, die nichts ahnen; solche, die wissend

dennoch weitermachen; und solche, die mutig die Konsequenz ziehn. Die Ochsen würde, wer so einteilt, wohl gegen sich haben; denn die Ochsen lassen sich ihr Glück nicht gerne schänden. Ja, er würde sie sogar dann gegen sich haben, wenn er gestünde, sich selber zu den Schweinen zu zählen. . . Und am ende hätten die Ochsen gar nicht so unrecht; denn . . . woher nimmt das Schwein die Befugnis, zu werten? Würde die Geltung eines Ethos, welches „Folgerichtigkeit“ postuliert, von einem Schweine . . . nicht erst zu beweisen sein?

IV

Harmoniker sind gegen philosophische Kunst. Harmoniker pflegen dergleichen turbulente Schlüsse und Zirkelschlüsse . . . mit schönen Augen als „krankhaft“ zu verwerfen. Wohin beharrliches, muskulöses, unfeiges, alleweil zu Ende strebendes, nie ablenkbares, zähes, selbst durch den Aspekt des Todes nicht totzukriegendes Denken den Menschen mit Notwendigkeit führt, — das nennen schwachköpfige Schauten (wie der begabte Poet Jakob Schaffner) krankhaft und ischariothhaft. Dort, wo vielleicht die Welt widerlegt ist, meinen sie, der Geist sei es.

„Intellekt“ — dieses Wort ist diesen Büffeln das rote Tuch. Sie assoziieren bei „Intellekt“ sofort britische oder semitische Rassenunarten: seelenloses, berechnendes Verstandesklappern; Nüchternheit, Spitzfindigkeit oder giftige Spielerei; etwas, was kalt ist und schielt. Allenfalls sei er ein Akzedenz; ein Notbehelf; ein unentbehrlicher, aber glücklicherweise jederzeit ausschaltbarer Apparat; eine Sache neben dem eigentlichen, dem echten, wahren, wertvollen Leben: als welches vom Gefühl gebildet werde. „Gefühl“ und „Intellekt“ — auf dieser Antithese für arme Leute reiten die Harmoniker blondgelockt herum. Oh, sie ahnen nicht, dass das sogenannte Gefühl vom sogenannten Intellekt beträchtlich determiniert werde, — vorausgesetzt, es ist welcher vorhanden! Dass er „lebensfeindlich“ sei —: ja, das dürfte stimmen, . . . aber nicht Hänschen Rotwang entschuldigen, dem er fehlt. Und dass sich das „Gefühl“ über des Intellekts „lebensfeindliche“ „Sophistereien“ „kühn hinwegsetzt“, das dürfte genau so wenig für den grösseren Wert des Gefühls besagen . . . wie die Tatsache, dass ein Floh sich über einen Elefanten „hinwegzusetzen“ vermag, für den höheren Adel des Flohs.

V.

Man treibt mit dem Worte „Gefühl“ einigen Unfug. Umso lieber, als es ja eine Personalunion darstellt, durch die gewisse ganz heterogene Begriffe miteinander verbunden sind. Unter ihnen stechen zwei hier hervor. Einmal bedeutet „Gefühl“ eine blosser Modalität von Bewusstseinsabläufen, einen Schmelz, eine „Betonung“ (wie die Zunft sagt); also eine bestimmte Form intellektueller (oder sensueller) Inhalte. Diese Art Fühlen lässt sich, da sie nichts Selbständiges, nichts dem Denken Koordinables ist, sondern es nur begleitet, in gar keinen Gegensatz zu ihm bringen; und der philosophische, ich meine der unfach-philosophische Kopf wird dieses Fühlen mit Enthusiasmus bejahren, . . . weil, wo es fehlt, das Denken zu etwas Blutlosem, Lebensfernem, Mechanischem, zu . . . Wissenschaft verkümmern muss. Dagegen ein zweiter Begriff von „Gefühl“ (und er ist es, den die Harmoniker meinen) besagt: einen dumpferen Vor-Zustand der Erkenntnis; jenes Verschwommensein und selige Nichtzuendegelingen, das den Bildungsphilister zu einem Typus macht, der uns weit heftiger anwidert als der des Barbaren. „Gefühl“, in diesem zweiten Sinn, bedeutet ein anthropologisches Stadium, das relativ zum Geist das primitivere ist und welches der philosophische Kopf darum nicht gelten lassen kann. Behauptet jedoch der Harmoniker, auf dieser Stufe sei das Individuum frischer, fruchtbarer, lebensfähiger als im Stadium des Intellektualismus, so hat er recht . . . und stellt fest, dass die Dummheit lebensfähiger ist als die Einsicht.

VI.

Lassen Sie also (da die Stunde um ist und ich Ihnen eigentlich von erzählender Literatur heutiger Deutscher berichten wollte) . . . lassen Sie also, meine Herren, den epischen Papier-Gaurisankar, den hirnlöse Fabulierer jährlich verursachen, getrost unerstiegen; fallen Sie auch weder auf die „Anekdote“ noch auf den „neuen Détail“ hinein, noch gar auf die Bierburleske mit Hintergrund. Sondern studieren und geniessen Sie, wenn Ihre Zeit Ihnen lieb ist, „Bebuquin“, diesen unendlich gedankenreichen, obzwar zu privatterminologischen Roman, den Carl Einstein jetzt der Weltgeschichte übergeben hat; lesen Sie die Schriften Robert Musil's; und vor allem versenken Sie sich wieder und wieder in die tiefen, üppigen, rührenden Bücher des grossen denkenden Künstlers Heinrich Mann.

ENGLISCHES CAFÉ

Das ganze schmalschuhige Raubpack,
Russinnen, Jüdinnen, tote Völker, ferne Küsten
Schleicht durch die Frühjahrsnacht. —

Die Geigen grünen. Mai ist um die Harfe.
Die Palmen röten sich. Im Wüstenwind. —

Rahel, die schmale Golduhr am Gelenk:
Geschlecht behütend und Gehirn bedrohend:
Feindin! Doch deine Hand ist eine Erde:
Süssbraun, fast ewig, überweht vom Schoss. —

Freundlicher Ohrring kommt. In Charme d'orsay.
Die hellen Osterblumen sind so schön:
Breitmäulig gelb, mit Wiese an den Füssen. —

O Blond! O Sommer dieses Nackens! O
Diese jasmindurchseuchte Ellenbeuge!
O, ich bin gut zu dir. Ich streichle
Dir deine Schultern. Du, wir reisen:
Tyrrhenisches Meer. Ein frevelhaftes Blau.
Die Dorertempel. In Rosenschwangerschaft
Die Ebenen. Felder
Sterben den Asphodelentod. —

Lippen, verschwärmt und tief gefüllt wie Becher,
Als zögerte das Blut des süssen Orts,
Rauschen durch eines Mundes ersten Herbst. —

O wehe Stirn! Du Kranke, tief im Flor
Der dunklen Brauen! Lächle, werde hell:
Die Geigen schimmern einen Regenbogen. —

Gottfried Benn

Der Fremde

(21. Fortsetzung)

Roman von René Schickele

— Ich reise morgen in den Norden, sagte Tartre. Sobald die Arbeiter einiger Kohlengruben, die man vergessen hatte, organisiert sind, schliesst sich der Ring, der Paris, das vermaledeite Verbrecherherz, unklammert und auf einen Wink auseinandersprengt. Wir sind Millionen. Aber wir warten, bis wir unbedingt sicher sind; denn es muss alles mit einem Schlag vollendet sein. Der Generalstreik wird das ganze System der Zentralisation mit einem Griff ausrenken, und das so gründlich, dass nicht einmal mehr der Versuch einer Restauration möglich ist.

Er erzählte von den abenteuerlichen Reisen durch ganz Frankreich, die er seit zehn Jahren im Dienst der Agitation unternahm, von seinen Kerkerstrafen, von Aufständen, er nannte Zahlen, Ortschaften, Namen, und plötzlich sah Paul von ferne und wie in einer Staubwolke die schlotternde Gestalt Ivan Tartres, die in fiebrhafter Tätigkeit war und vom grossen, frucht-

baren Leben überfloss. Er handelt doch, dachte Paul. Er ist in die tiefste, noch unbewegte Masse untergetaucht. Den Spross einer alten kränklichen Bürgerfamilie nähren unverbrauchte Energien. Er hat Boden gefasst . . . Jetzt erblickte Paul den Dichter im dumpfen Lärm aufgeregter Massen, die überall hervorkamen, die der Horizont in grossen Strömen über das Land erbrach, mitten in schwarzen, wimmelnden Mengen, deren Marsch ungeduldig die Erde stampfte, es ging vorwärts, ja, es ging vorwärts, die hagere, schiefe Gestalt mit dem wildbehaarten Kopf stiess und drängte, ihre grotesken Gebärden griffen unter sich, wie in lebendiges Erdreich hinein, und rissen grelle Schreie, weithin flammende Drohungen aus, die sie in gekrampften Händen wie Trophäen schüttelten . . .

Oh, Paul verstand. Es war wie eine Offenbarung über ihn gekommen. Er brauchte nicht die Republik und das handelnde Bürgertum der Verderbtheit und der Heuchelei anzuklagen. Ein solcher Jammer kann den Hass gebären, und der Hass hatte aus Tartre einen Helden gemacht. Man musste tief in sich hinabsteigen, um der Tat fähig zu werden. Man musste die primitivsten Sprungfedern des Mechanismus springen lassen, um in Bewegung zu kommen. Heute brauchte man die stärksten, die letzten Reizungen, man musste bewusst das gerade Tier im Menschen hervorkitzeln und auf sein Heulen das Tempo des Fühlens und Denkens einstellen. Jenseits der Verzweiflung winkte nur eine Rettung: Die Tat, die alle Fähigkeiten eines Menschen steigert, ihn auf einen Gipfel emporpeitscht, ihn im Rausch aller entzündeten Kräfte gegen alles abschliesst, was einen Menschen verwirren, zersplittern und schwächen kann. Tatre hatte recht: dort, wo er die Kraft dafür gesucht hatte, ja, dort lebte sie noch, dort allein. Aber diese Möglichkeit gab es nicht mehr für Paul. Er hatte sie in seiner frühesten Jugend verloren. Seine Phantasie hatte sich in den Träumen von unerhörten Verwirklichungen müde getobt, er hatte den Glauben an seine Phantasie eingebüsst. Ausserdem liebte er zu sehr die Dinge, die nichts als schön sind, und den vielfältigen Schimmer der Gedanken an der Sonne. Farinata degli Uberti war kein Lehrer für ihn. Der Verächter, der bei Dante aufrecht in seiner flammenden Höllenkluft stand und verachtete, ruhte von grossen Taten aus, Paul kannte nur eines, das immer und unveränderlich ihn beherrschte, das ihn mit finsterner Ge-

walt anzog, und das er immer näher fühlte: den Abgrund der Vernichtung, die Nacht, in der ein Licht erlöscht, die Springflut von Stille, wenn die Musik verstummt — das Ende.

XV.

Als Paul Merkel an einem schwülen Septemberabend in sein Zimmer trat, sah er eine Gestalt auf dem Bett liegen und wusste, dass es Malva war.

Die Weisse des Himmels stand brennend im offenen Fenster, der Himmel war von Spannung wie zerrissen. Paul fühlte, dass es eine schmerzhaft Lust wäre, den Zeigefinger langsam auszustrecken. Er zitterte am ganzen Leib und musste sich an die Tür lehnen, mit so unbegreiflicher Gewalt war er von der plötzlichen Gegenwart der Geliebten ergriffen.

Sie lag unbeweglich zwischen den dunkeln Vorhängen des Betthimmels, das Gesicht in die Kissen gedrückt. Der eine Arm hing über den schweren Falten des Rockes am Bett herunter, vom andern sah Paul nur einen roten Schimmer, der an der Wand im Dunkel flackerte. Das tiefe Rot der Bluse glich einer unförmigen Blüte, und diese Blüte hatte ein fieberhaftes Leben, das in einem geheimnisvollen Zusammenhang mit der Unruhe des Abends draussen stand. Der herabhängende Arm war ein ungeheuerlicher Staubfaden, der von Blut und Feuer strotzte.

Eine zügellose Leidenschaftlichkeit bemächtigte sich seiner hilflosen Sinne. Es war nicht Malva; aber dort im Dunkel war die Glut längst verausgabter Leidenschaft, waren die Aufregungen vieler Stunden, so viel Qual, so viel Lust, Gleichgültigkeit, kraftloses Verstummen und heisere Schreie, all das entflammte und verrauchte Leben lag da aufgehäuft, ein ewiges Feuer, das dieser Abend geheimnisvoll schürte, und das unter der dicken Asche nie verlöschen konnte. Es war sein eigenstes Leben, sein Blut, das tönte, und dessen schreckliche Stimme ihn nie verliess, das nur begehrlischer würde, je länger er sich zu verleugnen suchte, und das ihn auf jeder Flucht eifriger, in jedem Versagen heisser verzehren würde. Er begriff, dass er jeder Leidenschaft, der er einmal nachgegeben hatte, rettungslos verfallen war. Selbst der Atem unerfüllter Wünsche wiche nie von ihm . . .

In seiner bitteren Schnsucht rief er ihren Namen! Malva erhob sich langsam und setzte sich auf den Rand des Bettes. Während sie ihr Haar zurückstrich, sagte sie:

— Ich habe gewartet, bis du mich riefst. Ich fürchtete mich, weil du im Zimmer standest und mich sahst und nichts sagtest.

Er setzte sich neben sie, nahm sie in die Arme wie ein Kind und begann mit schmeichelnder Hand ihr Haar zu ordnen. Sie rührte ihn, er küsste ihren Scheitel, die Stirn. War sie nicht ein reizendes Gefäß, worin seine unlauteeren Freuden gekocht hatten! Einsam und unfassbar drang ein weisser Glanz aus ihrer Seele, der immer über die Zweideutigkeit der Leidenschaften siegte. Sie verstand es, sich hinzugeben, sie!

Malvas Kopf war auf seine Schulter gesunken. Sie hatte leise gesagt, dass ihre Mutter am Sterben sei. Erst jetzt kamen Paul ihre Worte zum Bewusstsein, und nur allmählich, während er sie an sich drückte.

Er liess sie los und stammelte erblassend:

— Wirklich?

Dann sprang er auf und liess sich auf den Stuhl vor dem Schreibtisch fallen.

Der Himmel draussen schien zu sieden. Schwalben jagten mit ängstlichen Schreien durch den Hof. Im geheimnisvoll gedämpften Lärm der Strasse surrte die Kirchenglocke von Saint-Sulpice.

— Sie möchte dich noch sehn. Alfred hat mich geschickt, damit ich dich hole.

Als Paul noch immer nicht antwortete, fragte sie:

— Wollen wir gehn?

Paul ging einige Male durch das Zimmer. Er suchte seinen Hut und vergass es.

Er stand wieder unbewegt vor seinem Schreibtisch. Nach einer Weile bemerkte er, dass er seinen Hut ansah. Er nahm ihn.

— Bitte.

(Fortsetzung folgt.)

Zeitschriftenschau

PAN. No. 25 enthält: Alfred Kerr: Bretonenland; S. Klabund: Verse; Alfred Kerr: Kritik als Stand u. a.

DAS LITERARISCHE ECHO. Das 1. Aprilheft enthält: Arthur Eloesser: Bürger Schippel; C. Bry: Heinrich Federer; Ed. Heyk: Begriffe und Formen der Bibliothek u. a.

Vornotizen

(Nur wichtige Neuerscheinungen werden hier angezeigt. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION)

PELADAN. Das allmächtige Gold. Roman. (Georg Müller, Verlag, München.) Geh. M. 4.—

FRANZ BLEI. Vermischte Schriften. 4 Bände. (Georg Müller, Verlag, München.)

LUDWIG RUBINER. Essays. (Ernst Rowohlt, Verlag, Lpzg.)

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Ludwig Rubiner: Brief an einen Aufrührer — Mein Haus / Nikodemus Schuster: Tagebuch / René Schickele: Der Fremde / Rudolf Kayser: Friedrich Hebel / Gustav Specht: Lateinische Verse / Franz Jung: Dagne / Ich bitte um ein Dementi / Grete Wiesenthal / Literarische Neuerscheinung / Der Franz Blei-Abend der AKTION

Über das eigene Werk

RICHARD ELSNER. Moderne Dramatik in kritischer Beleuchtung von Richard Elsner. Heft 1—15 (Wedekind, Frühlings Erwachen; Halbe, Jugend; Wildenbruch, Rabensteinerin; Hardt, Tantris der Narr; Hauptmann, Oriselda; Hauptmann, Die Ratten; Schönherr, Glaube und Heimat; Stucken, Gawan, Lawal, Lanzelot; Schnitzler, Das weite Land; Sudermann, Bettler von Syrakus; Hardt, Oudrun; Hauptmann, Gabriel Schillings Flucht; Christudramen; Wedekind, Franziska). Ernst Elsner, Verlag, Pankow. Jedes Heft 0.30 Mk.

Die Sammlung bringt ausführliche und durchaus unabhängige Besprechungen der bedeutendsten dramatischen Erscheinungen der Gegenwart. Sie will eine Schule zur Bildung eines idealen von Sensationalität freien Theaterpublikums sein, das bei aller Schätzung der Bühnenwirksamkeit eines Stückes des innern Wertes der dramatischen Dichtung nicht vergißt. Daneben verfolgt sie den Zweck, durch begründete Kritik an der Entwicklung des modernen Dramas mitzuarbeiten. Dr. Richard Elsner.

Franz Blei-Abend der AKTION

Der nächste Autoren-Abend der AKTION findet den 28. März im Salon Cassirer statt. Franz Blei wird aus seinen Manuskripten lesen. Vorbestellungen auf Karten (à 5 und 3 M., für Abonnenten à 3 und 2 M.) sende man umgehend an den Verlag der AKTION.

MITTEILUNG DES VERLAGES

Die zweite Januar-Nummer 1913 erschien als LYRISCHE ANTHOLOGIE

Sie ist dem Gedächtnis Georg Heyms gewidmet und enthält: Beiträge von Hans Baas, Ernst Balcke, Gottfried Benn, Alexander Bessmertny, Ernst Blass, Paul Boldt, Max Brod, Arthur Drey, S. Friedlaender, Reinhold Frühling, Max Herrmann (Neisse), Georg Heym, Kurt Hiller, Jakob van Hoddis, E. F. Hoffmann, Rudolf Kayser, Alfred Kerr, Willy Küsters, Alfred Lichtenstein (Wilmersdorf), Leo Matthias, Paul Mayer (Bonn), Alfred Richard Meyer, Erich Mühsam, Richard Oehring, Erich Oesterheld, Anselm Ruest, René Schickele, Mario Spiro, Ernst Stadler (Brüssel), Hellmuth Wetzel, Alfred Wolfenstein.

Diese Sondernummer ist vergriffen und kostet im Einzelverkauf

1 MARK

Neu hinzutretenden Jahres-Abonnenten wird sie ohne Erhöhung des Abonnements nachgeliefert.

Die nächste Nummer bringt den Schluss des 2. Buches vom „Fremden“. Es folgen dann zwei kürzere in sich abgeschlossene Dichtungen von René Schickele: „Das Meer“ und „Das Lächeln Venedigs“. — Im übrigen sei bemerkt: Werke in Fortsetzungen zu zerstückeln ist nicht das Ideal der AKTION. Jede Nummer soll abgeschlossen wirken. Wenn dennoch in einigen Fällen (Einstein: „Bebuquin“; Schickele: „Der Fremde“) von der Regel abgewichen worden ist, so rechtfertigt der Wert der Dichtung das Abweichen.

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 14

INHALT

- Franz Pfemfert Das Jena der Vernunft
Otto Gross Die Ueberwindung der kulturellen
Krise
A. Err Das Vaterland ruft!
Nikodemus Schuster . . Aus dem Tagebuch
Max Brod Liane de Vriès
Paul Boldt Frühling
René Schickele Der Fremde
Alexander Bessmertny . Am Ende
Margarete Rosenberg . Verse
- Die Wächter der Kunst — Japans Niedergang — Das Jubi-
läumsjahr — Literarische Neuerscheinungen — Börse und
Presse — Der nächste Autoren-Abend der AKTION — „Brief
an einen Aufrührer“

HEFT 20 PFG.

VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

ADOLPH BURCHARDT SÖHNE

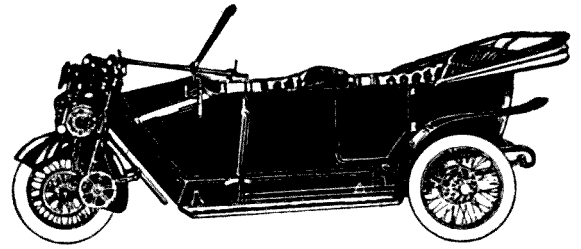
— INHABER —
ERNST BURCHARDT
KGL. PR. HOFLIEFERANT
JÄGERSTR. 26

NEUESTE
KUNSTLER-
TAPETEN

entworfen von
PROF. BRUNO PAUL
PROF. E. R. WEISS
PROF. EMIL ORLIK
PROF. F. A. O. KRÜGER
RUD. ALEX. SCHROEDER
TH. TH. HEINE
ERNST HAIGER
CURT TUCH



Phänomobil



Ein Gebrachsfahrzeug allerersten
Ranges, von grundsolider Arbeit

Im Betriebe der weitaus billigste
kleine Wagen auf dem Weltmarkt

≡ Stark, komfortabel ≡
vorzügl. gefedert, für schlechteste
Strassen gut geeignet, ein ganz
≡ grossartiger Bergsteiger! ≡

Phänomen-Werke, Zittau

in Sachsen

BIOCITIN

Wer gut nährt, heilt gut, sagte der verstorbene berühmte Kliniker Prof. Dr. v. Leyden. Dies ist auf keinem Gebiete so zutreffend, wie auf dem der Nervenschwäche und nervösen Störungen jeder Art. Denn diese Störungen sind in den meisten Fällen dadurch bedingt, dass durch Ueberanstrengung, Aufregungen, Ausschweifungen usw. die lebenswichtigste Substanz der Nerven und des Gehirns, das Lecithin, im Uebermass verbraucht worden ist, so dass sie nicht wieder aus der täglichen Nahrung, die nur geringe Mengen Lecithin enthält, ersetzt werden konnte. Hier schafft nun das Nervennährmittel Biocitin Abhilfe, indem es dem Körper jenen unentbehrlichen

Stoff wieder zuführt und dadurch die Nerven wieder kräftigt. Das im Biocitin enthaltene, nach dem patentierten Verfahren von Hofrat Professor Dr. Habermann gewonnene Lecithin ist nämlich *physiologisch rein* und von derselben Beschaffenheit wie das Lecithin des menschlichen Gehirns und Nervensystems, und darin liegt die Ueberlegenheit des Biocitins gegenüber den zahlreichen Nachahmungen, die in der letzten Zeit angeboten werden. Jeder, der ein Kräftigungsmittel braucht, verlange daher **vollkommen kostenlos** eine Geschmacksprobe von Biocitin nebst einer belehrenden Broschüre von der Biocitin-Fabrik G. m. b. H., Berlin S 61. K 5.

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

3. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

2. APRIL 1918

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-
Exemplare etc. sind an den Heraus-
geber, Berlin-Wilmersdorf, Naussaische Strasse 17
zu senden :: :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährl. (excl. Be-
stellgeld) bei allen Postanstalt,
Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk.
2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf,
Naussaische Str. 17: Kommissionär Gust. Brauna, Leipzig

DAS JENA DER VERNUNFT

Wenn die Herrschaften der „Friedenswarte“, die nobelpreiswerten Fried, Suttner etc. Feingefühl besitzen, sie werden jetzt für fünf Minuten mit der Schusswaffe Frieden schliessen und sich eine Kugel in den Schädel jagen. Schwanken sie, glauben sie wieder mit leeren Phrasen über das Alberne ihrer Existenz hinwegtäuschen zu können, wagen sie etwa noch einmal auf ihre „zwanzig-jährige Arbeit“ zu verweisen, dann wollen wir ein Gelächter anstimmen, das diese Sportsverbindung auseinander treiben wird. Diese Fünf-Uhr-Tee-Antimilitaristen, deren Phrasenreichtum unerschöpflich war, haben abzutreten! Wir werden es fürderhin nicht dulden, dass offensichtlich bankrotte Unternehmungen ernstes Wirken durch seichtes Quatschen diskreditieren.

Aber nicht nur die Spezialisten für tantenhafte Humanitätsfaxen sind erledigt. Abgetan sind auch die liberalen Kulturharlekine, aufgedeckt ist (und das bleibt die wichtigste Tatsache) die Wertlosigkeit des sozialdemokratischen Antimilitarismus. Der Rüstungstaumel der Welt wäre heute undenkbar, die Anwärter auf methodischen Menschenmord wären heute eine unbedeutende Sekte, wenn die Partei, die die Völkerverbrüderung programmatisch vertritt, ihre volle Pflicht getan haben würde. So aber stehen wir heute, wo wir vor hundert Jahren standen: ein hohles tönendes Wort, — und die Völker werden sich wie Tiere zerfleischen.

Die Wehrvorlagen in Frankreich und Deutschland sind das Jena der Vernunft, der Menschheitsentwicklung, der Menschengeuld. Diese Wehrvorlagen bedeuten einen brutalen Appell an die kulturwidrigsten, indianerhaftesten Instinkte. Dass ein solcher Appell gewagt werden kann, das allein

entscheidet. Belanglos bleibt, ob eine Milliarde oder eine Million der Ausdruck dieser Unsittlichkeit ist: eine gesittete Generation würde es als Schmach empfinden, die Umrechnung einer Tollheit in Mark und Pfennig überhaupt zu erwägen. Wir aber rechnen. Der demokratische Chefredakteur des Berliner Tageblatt fürchtet nicht für seine Fensterscheiben: er sieht einen Handel vor sich und sucht Offizierspatente für Juden herauszuschlagen. Wolff wird, wenns trifft, wieder den Kulturfaktor mimen; heute scheint ihm eine Barbarei diskutierbar, wenn nur der Ehrgeiz der Herren Sternberg und Levy dabei in Rechnung gezogen ist. Und wie er, so die andern. Nicht einer wird von der Scham geschüttelt: alle prostituieren die Vernunft, um Parteigeschäfte zu machen.

„Aber das Volk will es; wir sind ja nur Wortführer des Volkes.“ Die so reden, suchen die Schande mit Pflichtvergessenheit zu entschuldigen. Das ist ja das Erbärmliche, das Niederschmetternde: dieses Volk ist durch seine Parteibonzen derartig verdummt worden, dass ihm das kulturelle Ehrgefühl völlig abgeht. Dieser Gesellschaft haben die Besten umsonst gelebt! Geschäftsgewandte Pressehelden missbrauchen das Schlagwort vom „Fortschritt“, um der Menge zu schmeicheln. Nicht die Kultur, sondern das Abonnement ist das Ziel. Das Abonnement oder der Stimmzettel. Beides ist nur zu haben, wenn die Verdauung der Umworbenen nicht gestört wird.

Die Vernunft hat ihr Jena erlebt. Wird ein Jena folgen? Erst wenn es gelingt, das Volk von der Vormundschaft der Presse und der Mandatsinteressenten freizumachen.

Franz Pfemfert

Dies ist das Ueberwältigende in diesem neuen Wahrheit-Begreifen müssen, dass wir von dem Eigentlichen, Wesentlichen, vor allen Fragen unvergleichlich Fragenswerten — von unserem Sein, unserem inneren Leben, von Uns, vom Menschen bis zu diesen Tagen nichts gewusst haben, ja nicht einmal danach zu fragen imstande gewesen sind. Was wir zu wissen lernen, das ist, dass jeder Mensch von uns, so wie wir heute sind, nur einen Bruchteil dessen innehat und als sein Eigen kennt, was seine psychische Persönlichkeit in ihrer Gesamtheit umfasst.

Ausnahmslos in jeder Psyche ist die Einheit der Gesamtfunktion, die Einheit des Bewusstseins durchgerissen, hat sich ein Unbewusstes abgespalten, das sich der Führung und Kontrolle durch das Bewusstsein und jeder Selbstwahrnehmung überhaupt an sich entrückt erhält.

Ich muss die Kenntnis der Freudschen Methode und deren wesentlichen Ergebnisse als bereits allgemein voraussetzen. Seit Freud verstehen wir die Unzweckmässigkeiten und Unzulänglichkeiten des psychischen Lebens als Folgerungen innerer Erlebnisse von intensiv konflikterregendem Affektgehalt die seinerzeit — vor allem in der frühen Kindheit — als unauflösbar scheinend aus der Kontinuität des ichbewussten Innenlebens ausgeschaltet wurden und seither aus dem Unbewussten als Kontrastmotive und unbeherrscht zerstörend weiterwirken. Ich glaube, dass das wesentlich Entscheidende für das Zustandekommen der Verdrängungen im inneren Konflikt gegeben ist — unerreicht bleibt, was Carl Wernicke über den Konflikt als Krankheitsursache geschrieben hat — mehr als in der Beziehung zum sexuellen Moment. Die Sexualität ist das universelle Motiv für eine Unendlichkeit an inneren Konflikten, nicht an sich selbst sondern als das Objekt einer Sexualmoral, die in unlösbarem Konflikt mit allem steht, was Wert und Willen und Wirklichkeit ist.

Es zeigt sich, dass das eigentliche Wesen dieser Konflikte im tiefsten Grund sich stets auf ein umfassendes Prinzip zurückführen lässt, auf den Konflikt des Eigenen und Fremden, des angeboren Individuellen und des Suggestierten, das ist des Anerzogenen und Aufgezwungenen.

Dieser Konflikt der Individualität mit der ins eigene Innere eingedrungenen Autorität ist mehr als jemals sonst der tragische Inhalt der Kindheitsperiode.

Tragisch gerade desto mehr, je reicher in sich selbst, je fester in der Eigenart die Individuali-

tät veranlagt ist. Je intensiver und je früher das Widerstandsvermögen gegen Suggestion und Eingriff seine schützende Funktion beginnt, um soviel intensiver und soviel früher wird der zerreissende Konflikt vertieft und verschärft. Verschont sind nur die Naturen, deren Individualitätsanlage so schwach entwickelt und so wenig widerstandsfähig ist, dass sie unter dem Druck der Umweltssuggestionen — dem Einfluss der Erziehung — geradezu der Atrophie verfällt und überhaupt verschwindet — Naturen, deren richtunggebende Motive endlich ganz aus überkommenem fremdem Material an Wertungen und Gewohnheiten des Reagierens sich zusammensetzen. Bei solchen Charakteren zweiten Ranges kann eine — scheinbare — Gesundheit sich erhalten, d. h. ein ungestörtes Zusammenfunktionieren der seelischen Totalität oder, besser gesagt, des Seelenrestes. Jedwedes Individuum dagegen, das irgend höher steht als diese Normalität von heute ist unter den bestehenden Verhältnissen ausserstande, am krankheitsschaffenden Konflikt vorbeizukommen und seine individuelle Gesundheit zu erreichen, d. h. die harmonische Vollentwicklung seiner individuellen, in angeborener Anlage präformierten höchsten Möglichkeiten.

Man versteht aus all dem, dass derartige Charaktere bisher, gleichgültig in welcher Erscheinungsform sie sich offenbaren — ob gegen Gesetze und Moral, ob positiv über den Durchschnitt hinausführend oder in sich zusammenbrechend und krank — mit Abscheu oder Verehrung oder Mitleid als beunruhigende Ausnahmen empfunden und auszumerzen versucht worden sind. Man wird verstehen, dass heute die Forderung besteht, diese Menschen als die Gesunden, die Kämpfer, die Fortschrittler gutzuheissen und von und an ihnen zu lernen.

Es ist keiner der Revolutionen, die der Geschichte angehören, gelungen, die Freiheit der Individualität aufzurichten. Sie sind wirkungslos verpufft, jeweils als Vorläufer einer neuen Bourgeoisie, sie sind geendet in einem hastenden Sicheinordnenwollen in allgemein geltende Normalzustände. Sie sind zusammengebrochen, weil der Revolutionär von gestern die Autorität in sich selbst trug. Man kann jetzt erst erkennen, dass in der Familie der Herd aller Autorität liegt, dass die Verbindung von Sexualität und Autorität, wie sie sich in der Familie mit dem noch geltenden Vaterrecht zeigt, jede Individualität in Ketten schlägt.

Die Krisenzeiten hoher Kulturen haben bisher immer die Klagen über das Lockern der Ehe und der Familienbande in Gefolgschaft — die Ehe ist eine vorwiegend bäuerliche Institution — man konnte indes aus dieser „Unsittlichkeitstendenz“ den lebensbejahenden ethischen Schrei nach Erlösung der Menschheit nicht heraushören. Es ging alles wieder zugrunde, und das Problem der Befreiung von der Erbsünde, der Verklavung der Frau um der Kinder willen, blieb ungelöst.

Der Revolutionär von heute, der mit Hilfe der Psychologie des Unbewussten die Beziehungen der Geschlechter in einer freien und glückverheissenden Zukunft sieht, kämpft gegen Vergewaltigung in ursprünglichster Form, gegen den Vater und gegen das Vaterrecht.

Die kommende Revolution ist die Revolution fürs Mutterrecht. Es bleibt gleichgültig, unter welchen Erscheinungsformen und mit welchen Mitteln sie sich vollzieht.

Glossen

JUBILAEUM DES JAHRES 1913

Parademärsche protzen schroff und klirrend
An Fensterscheiben. Lichter stehn bereit
Um Kaiserbilder. Weihrauch wogt verwirrend.
Mit Orden ist ein Gehrock-Feld beschnitten.
Die Jugendwehren fluten über Schollen.
Denkmäler jubeln. Kirchen kriegen Luft.
Studenten trampeln protzig und geschwollen.
Bierreden werden in den Wind gepufft.
Die Bürger rudern mit gesalbten Flossen.
In Schulen werden Kinder zugespitzt.
Aus Hirtenflöten wird ganz scharf geschossen.
Jungfrau zerplatzen. Herz und Hose schwitzt.

Max Herrmann (Neisse)

DIE WAECHTER DER KUNST

Die Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ hat eine Rubrik „Die Kultur der Gegenwart“, welche im allgemeinen gut redigiert ist und das Blatt über das Niveau des Familienjournals erhebt. Aber Prof. Eduard Engel, der grosse Wälzer über Stilkunst schreibt, hat dort das ständige Referat über Literatur inne. Erstaunlich ist es, mit welchem Geschick er gerade die banausischsten und subalternsten unserer „Dichter“ herauszufinden und herauszustreichen versteht. Sich selbst überboten hat er aber in einer der letzten Nummern. Dort bringt er die folgende „literarische Be-

sprechung“ — samt dem Bild des Gefeierten — in der wir vorderhand den Namen nicht ausschreiben wollen, um ihn dem Leser als Ueerraschung zu vergönnen.

„F. M. . . .“, dieser neben Roda Roda fleissigste, geistreichste Spötter unsrer Tage, hat einen neuen köstlichen Sammelband seiner Geschichten: „O Frieda!“ (E. Fleischel in Berlin) erscheinen lassen, und es genügt, ihn einfach anzuzeigen, denn wer F. M. . . . ist und was er uns bedeutet, das weiss die Welt, in der man sich nicht langweilt. F. M. . . . schreibt, soviel ich weiss, nur in Prosa, und für seine absonderlichen Geschichten ist sie die notwendige Form. Er hat sich seine sehr eigentümliche, dabei sehr natürliche Prosa geschaffen, oder besser: nicht geschaffen, sondern sie ist, was jede gute Kunstprosa sein soll, der vollkommene Ausdruck seines inneren Wesens.“ — Und wer meinst du, lieber Leser, ist dieser Dichter, dessen Ruhm so schallend verkündet wird, dass auch die Besten nicht mehr Anerkennung wünschen könnten? Wer ists?? Sein Portät in der Stellung des versonnenen Denkers schmückt das Blatt. Es ist: Fritz Müller (Zürich)!

JAPANS NIEDERGANG

In dem „Kulturteil“ der Zeitungen wird folgende Ungeheuerlichkeit gedruckt:

„Von Prof. Dr. Ino Kubo ist in einer der grössten japanischen Zeitschriften eine Uebersetzung der lyrischen Gedichte von Hugo Salus zugleich mit einer Biographie des Dichters erschienen — ein interessantes Dokument für die immer weiter um sich greifende Verbreitung und Schätzung deutscher Literatur in Japan.“

Das Libelleneiland ist nicht erst auf den Hund, es ist gleich auf Herrn Salus gekommen. Armes Japan! Es war vor mehr als 1000 Jahren, da blühten dir Verse wie diese (716 n. Chr. geschrieben!):

Japan

Bald ist die Stunde der Heimkehr.
Die Seele sieht im Traum
Kasugas Dächer funkeln;
Sie sieht den letzten Baum.

Sie sieht des Berges Konturen,
Die Blume, die sich erschliesst,
Und den Mond, der über die Fluren
Sein silbernes Licht ergiesst. . .

Meinung über die Liebe stammt: „Schmutzige Gegend, lächerliche Bewegung, kurzes Vergnügen.“ Sie könnte von Liebermann sein.

Wenn ein Mann daran denkt, sich zu verheiraten, fängt er an, sein Leben zu reformieren; und das ist ja auch ganz natürlich. Das Unglück ist nur, dass er gleichzeitig auch seine Sprechweise, seine Meinungen, seinen Charakter reformiert, und fast immer schneller als das die menschliche Natur erlaubt. Er komponiert sich eine Fassade, das heisst, er täuscht halb sich selber und meistens vollkommen die andern.

Man muss allerdings zugeben, dass das Milieu, in dem sich der Bräutigam in einen Gatten verwandelt, der Freimütigkeit nicht sehr günstig ist. Es gibt in diesem Milieu immer Leute, ältere Damen meistens, die ganz genau wissen, was man als einwandfreier Bräutigam in allen möglichen Situationen zu sagen und zu tun hat. Riskiert besagter Bräutigam anfangs einige Heresien gegen diese Orthodoxie, so gibt er bald den ungleichen Kampf auf und redet das, was man will, dass er redet. Auf dem Theater hat man diese Komödie hundertmal gesehen, darüber gelacht, — aber das rottet sie im Leben nicht aus.

Nun ist es aber ein recht schlechter Start für die Ehe, besser erscheinen zu wollen als man ist. Denn hier ist es nicht so wie im Krieg, wo die Täuschung des Feindes den Sieg bedeutet oder dauerhafte Vorteile. In der Ehe ist es unmöglich, lange den Gegner zu täuschen. Wenn es keinen grossen Mann gibt, der vor seinem Kammerdiener gross ist, wie soll ein durchschnittlicher Mann vor seiner Frau den Theaterhelden spielen, ohne ausgepiffen zu werden? Man soll sich von Anfang an so einfach und so durchsichtig als möglich zeigen, wenig versprechen, um mehr halten zu können, als man versprochen hat. Es gibt in fast allen Familien ein ungeschriebenes Gesetz, nach dem ein jeder dem andern schmeichelt und ihm was vormacht, um ihm zu gefallen. Ein wahres Wort inmitten solcher hergerichteter Gespräche wäre eine Art Skandal, und viel mehr in den Augen der unter das hochzeitliche Messer gebeugten Iphigenie als in jenen der Eltern und Grosseltern, die mindestens wissen, wie das Leben läuft.

Anders ist dieses unvermeidlich: die Frau instruiert sich auf Kosten des Mannes, und sie macht eine Erfahrung jedesmal, wenn der Mann etwas von seinem Prestige verliert. Und während sie entdeckt, dass ihr Gott aus versilber-

tem Messing besteht, sieht er vor sich eine Frau entstehn, die er nicht kannte und die sich nicht kannte. Deshalb ist jede Ehe nach einem Jahre wieder von vorn anzufangen. Und diese neuen Flitterwochen sind eine viel gründlichere Probe als jene ersten im Hotel am Lido.

VERSE

Eine achtzehnjährige Dichterin schreibt der AKTION diese Verse

Wir werden herrlich aus Wunsch nach Freiheit.
Der Körper dehnt sich,
dieses Zerrende nach geahnten Formen
gibt ihm U e b e r s p a n n u n g.
Schwere Hüften schauern sich zu langem Wuchse;
im Straffen beben wir vor innerem Gefühl.
Wir sind so schön im Sehnen, dass wir sterben könnten.

Zwei gehen nackt durch einen Wald;
sie schreiten hoch
und lachen mit den Vogelschreien.
Der wunde rasende Klang würgt ihre Kehlen.
In ihren Hauten brennen sie eisig,
Atemstücke brechen aus verschütteten Massen.
Menschen reissen sich höher:
ihr Kopf starrt vor;
Augen, die tief bluten,
stürzen in Schädel zurück.
Arme und Beine sind Stricke;
sie meistern krachende Leiber.
Zwei fühlen sich breit verschmelzen und berühren sich nicht.
Sie schlingen sich um Bäume und brechen
entzwei.

M a r g a r e t e R o s e n b e r g

AM ENDE

Mit mir schritt mein Schwert,
Mädel trug das Pferd.
Lied floss aus der Flöte
Und die Sonnenröte
Sprang auf meinen Herd.

Krücke ward mein Schwert,
„Dirne“ heisst das Pferd,
Zum Gequäk der Flöte
Paart sich Frosch und Kröte
Auf dem kalten Herd.

A l e x a n d e r B e s s m e r t n y

FRUEHLING

Als trügen Frauen in den Straussenedern
 Das junge Licht wie eine weisse Fahne,
 Gehörten alle Häuser reichen Rhedern
 Und wären Schiffe, schwimmt um die Altane
 Die blaue Luft! Oh, jetzt in einem Kahne
 Auf Wassern fahren, süssen Morgennebeln
 Entgegensteuern, gleich dem leisen Schwane
 Die Wellen teilend mit den schwarzen Hebeln.
 Geh in die Leipzigerstrasse! Geh ins Freie!
 Schön ist die Wollust! Gott ein guter Junge.
 Die Dirnen sommern, brünstiger als Haie!
 Ich habe Geld! Ich bin so schön im Schwunge.
 Sonette aus Sonne kitzeln mir die Zunge!
 In meiner Kehle sammeln sich die Schreie!

Paul Boldt

Liane de Vriès

Von Max Brod

Der Reklamograph: interessanter, als man glaubt. Dann schnellte eine „akrobatische Neuheit“ über die Variétébühne, dann hielten Clowns Violinen und Glocken an Drehbänke, und es klang wie eine Art von Musik, so sollte es auch sein. Die Kulisse oftbenutzten Herbstlaubs erzitterte vom Urwaldgekreisch dressierter Kakadus und von ihren springenden Farben. Gut, gut, all das sind Versprechungen — kommt sie noch nicht? Ich sah sie versteckt hinter den turnenden Arabern, hinter dieser temperamentvollen Wüste, hinter synkopischen Engländerinnen, hinter der Pause, die den Riesensaal hell machte und all die blauen schönen Zigarrenrauchwolken zu den Wolken des Plafonds trieb, zu den Fächerspiegeln, den Verzierungen. Aber sie zeigte sich nicht. Noch diese Germania mit kantigen Hüften musste auftretend sie verdecken und Zigeunerweisen geigen, mit ihrem Bogen alle Ziehbrunnen der Pussta heben, pizzicato und im Flageolet, wobei passenderweise ihre Postichen kräuselnd in Unordnung gerieten, während zur nächsten Cantilene doch wieder schon der gehörige Augenaufschlag in Bereitschaft war. Geh schon weg! Und auch du, ade, Amerikanerin, die den Kunststücken der Brüder hilft, auf sie zeigt, im tiefsten Mundwinkel ihren Goldzahn aufblitzen lässt. Ade, geh schon weg. . . .

Dann trat Liane de Vriès auf. („Während dieser Nummer wird nicht serviert.“ Das Plakat ist von Damaré in Paris gedruckt und schlecht. Ein Freund hat mir erzählt, er habe in der Nacht, nachdem er sie gesehn, nicht schlafen

können. . . So sammle ich schnell noch, vor dem erregten Moment, alles, was ich bisher von ihr weiss.) Musik. Ich schliesse die Augen. Und dann sehe ich sie, sie steht da auf der Bühne, und ich höre sie und es ist die Sprache, die Sprache Flauberts. Da steht sie, so wie ich mir immer die Pariserin meiner Legenden vorgestellt habe, ich habe Paris noch nie gesehn; da ist nun das Vorbild der mondainen Wochenschriften, der Bilder von Fabiano, Gosé, Galanis, de Mouvel, das Vergnügen meiner einsamen Abende im Kaffeehaus, nächstens werde ich davon schreiben. Da ist sie, und es ist keine Enttäuschung, nein, eher war das Erwarten eine Enttäuschung, denn ich hätte sie sehnsüchtiger erwarten sollen. . . . Ihr Hut, das Kleid mit Flittergold, und dazu geben die vielen echten Perlen eine Harmonie, eine Harmonie im höheren Sinne, o jenseits, dort wo auch die Wurzeln von Minus-Eins schweben! Die Perlen, die solitären Brillanten und an Ketten die Schmuckstücke, neben ihrer Schönheit sagen sie tautologisch noch einmal dasselbe: „Man muss mich lieben, alle lieben mich.“ Das sagen die Schmuckstücke, das sagt die Schönheit auch allein. Denn sie ist schön. Hab ich's noch nicht gesagt? . . . Sie ist schön und so weiss, andere werden vom elektrischen Reflektor beleuchtet, sie wirft ihr Licht in den Reflektor, beleuchtet ihn. Toilettekünste, wendet eine ein. Aber mach es ihr doch nach, kleine Hausfrau, eben wirst du von der Bühne her aufgefordert, nicht eifersüchtig auf deinen Mann zu sein: denn dieser Kuss gilt gerade ihm! Sie ist schön — können diese Hände auch Wärme geben? Unmöglich, daran zu glauben! . . . Ganz ruhig nun betrachtet, denn es ist höchste Zeit, einige wertvolle Beobachtungen zu machen: ihre Brust liegt im oberen Fünftel etwa des Leibes, das macht ihn stark und schlank zugleich, schafft Raum für männerartige Freiheit des Unterkörpers, für die in Müllers System geliebten Korsettmuskeln. Wie gesund sieht sie aus, wie schön und gesund. Lieber noch als mit ihr sein . . . möchte man sie sein! Sie ist so rein, gewaschen, überwacht, Sündfluten von Reinigungsbädern förmlich müssen durch ihre Haare gegangen sein, dass sie so nass glänzen und so trocken sind. Das ist unbegreiflich, obwohl nichts unbegreiflich ist. Und diese freie Stirn, das intelligente Achselzucken, dieses Sich-wenden einer grossen Dame, wobei der nackte Rücken mit Grübchen, Schatten, Sehnen, Anhöhen erscheint. Gewiss ist sie witzig, das sehe ich an

ihrem nackten Rücken, und gut, brav. Alle schönen Frauen sind brav, nur bei Maupassant und andern schlechten Autoren (Wiener Schule!) sind sie's nicht. Und siehst du, sehn Sie . . . ich habe Recht gehabt, sie hat deutsch und scheidisch gelernt, um uns etwas zu sagen. Was ist das für eine Szene? Ein Kellner kommt auf die Bühne, bringt ihr einen Brief. Jetzt fetzt sie den Brief auf, ihr Zeigefinger als Messer, wie der sich ins Seidenfutter wühlt und einen Schlitz macht, um den sich Locken des Papiers aufbäumen! Sie erklärt uns alles: jemand möchte sie zum Souper einladen: „Sind Sie es? Oder Sie in der Loge, auf der Galerie?“

Strophenweise antwortet niemand, natürlich, weil alle wie im magischen Banne liegen und vielleicht auch nicht so perfekt die Sprache Flauberts beherrschen, und das gibt ihr Gelegenheit zu ihren aufreizenden Mienen, zu dieser ewig lügenerischen, ironischen Geste: „Niemand will mich, ach warum will mich niemand?“ Den Finger an der Lippe steht sie da, weinerliche Vorwürfe heuchelnd.

Ihre andern Kuplets. O schönster Abend meiner Saison heuer, neben Variationen von Reger . . . Die andern Kuplets: Sie ist Masseuse und streichelt ihre Umrisse, modelliert sich, zu unserer grösseren Aufmerksamkeit. Oder sie hat was Schönes, sie gefällt und weiss nicht warum. „Fragt nur eure Söhne, die wissen's.“ Oder sie muss lachen, von unsichtbarer Hand gekitzelt.

Oder das kleine Erschrecken, die Halbkreise (statt Halbellipsen) der Augenbraunen, der Mund, der ein o sagt, weil er einmal rund sein möchte, nach seiner sonst so sanft geschwungenen Form. Die Klappen des Kleides an ihrem Busen und zwischen diesen Klappen, das feste Licht im Ausschnitt locker, doch nicht schwankend. Nun verteilt sie Blumen und ist einfach das, was sie ist, ohne Gesang und Pointen: eine schöne, gutartige, gescheite Frau, ein Aktivum des Weltalls. . . . Zum Schluss verbeugt sie sich tief . . . ein Kollektivkuss, den sie in ihre hohle Hand gibt und ausstreut; dennoch bin ich in Dankbarkeit beschämt. . . .

Mein lieber Freund, auch ich habe die Nacht darauf nicht geschlafen. Ich musste das da schreiben. (In erster Linie nämlich bin ich Schriftsteller, nicht Erotiker.)

Der Fremde

(22. Fortsetzung)

Roman von René Schickele

XVI.

Vor der Tür, die Paul schon zu jeder Stunde des Tages und der Nacht geöffnet hatte, hielt Malva ihn fest. Er hatte gewohnheitsmässig aufgeschlossen.

— Ich fürchte, es wird zu einem Auftritt kommen, sagte sie und sah ihm ängstlich in die Augen.

Paul zuckte gleichgültig mit der Achsel und stiess die Tür auf. Diese Tür, die sich in seinen Träumen auftat, um Malva durchzulassen. Sie ging an ihm vorbei, und er folgte ihr.

Auf der Treppe begegneten sie einem Priester, der mit mitleidsvollem Gesicht vor Malva den Hut zog.

Darauf sass Paul in einem Zimmer am Fenster und hörte, wie Alfred Brauer auf ihn einsprach. Von Zeit zu Zeit trat eine Pause ein, und dann sah Alfred sich um. Dort an der Wand gegenüber schlummerte die kranke Frau. Die Vorhänge waren über das Bett gezogen. Auf einem runden Tischchen brannte eine Nachtlampe, deren Licht in einem gequälten Kreis über den Tisch, über Malvas Kleid, über die Vorhänge des Bettes lief; ein gelber Kreis, voll ruhig leuchtender Funken.

Draussen braute die Stadt ihren höllischen Lärm; jede Minute schoss es siedend herauf und fiel platschend in die Tiefe zurück.

Malva sass am Bett und sah ihren Bruder ruhig an.

Paul hörte zu, was Alfred von seinem vergeudeten Leben erzählte; wie er sich langsam zugrunde gerichtet habe.

— Die Liebe hat mich verblödet. Ich habe nur eine Frau geliebt, und sie hat mich verachtet, weil ich nicht zu verderben war.

. . . Warum erzählte ihm dieser Mensch seine eigensten Angelegenheiten, da er ihn doch nicht darum gebeten, da er sich nie dafür interessiert hatte. Ja, er holte zum Schlag aus, er breitete eine Szene vor, und unterdessen genoss er die Niederträchtigkeit, sich vor Paul und vor seiner Schwester zu demütigen. Er machte sich Mut. Und nun verriet sich Alfred in einer plötzlichen Wendung, aus der wie dicker Eiter der Hass quoll. Er trat an Malva heran und beugte sich zu ihr; es schien, als müsste er sich die Worte aus der Kehle reissen.

— Siehst du, er ist gleichgültig. Er weiss, was ich will, und er denkt nicht einmal daran, für

dich einzutreten. Er kämpft mit keinem Wort um dich.

Malva machte eine langsame Bewegung der Abwehr gegen das weisse, verzerrte Gesicht vor ihr.

— Er braucht es nicht, antwortete sie.

— Du stehst für dich ein, du? Hier liegt deine sterbende Mutter, und hier stehe ich. Und ich, ich sage dir, jetzt beginnt mein Amt. Ich werde dafür sorgen, dass der Teufel dich nicht mit Haut und Haaren verzehrt und . .

Seine Stimme senkte sich, es trat eine plötzliche Stille ein . . Paul hörte den Atem dreier Menschen, die sich an irgend etwas anzuklammern suchten, um über den reissenden Abgrund hinwegzukommen.

— Und ich kämpfe um dich, weil ich dich liebe. Ich liebe keinen Menschen so wie dich. Das klang wie eine Drohung.

Paul schoss das Blut in den Kopf, seine Hände ballten sich . .

— Lass das, zischte Malva. Ich verbitte mir das.

Ihre Stimme schlug über.

Alfred ging plötzlich auf Malva zu; aber sie streckte schnell die Hand gegen ihn aus, und er blieb stehn.

— Malva, flüsterte er, siehst du, wir müssen einander helfen. Wir sind bald ganz allein auf der Welt, wir beide . . Denke doch an deinen Verlobten, an Axel, er liebt dich, du hast ihn doch auch lieb gehabt, ja ja, du hast ihn sehr lieb gehabt. Wenn er wüsste!

Eine neue Springflut der unsauberen Geister warf sich mit englischem Gesang ins Zimmer und schlug Alfreds Stimme zu Boden.

Alfred wartete einige Augenblicke, dann fuhr er fort:

— Du schreibst ihm doch noch! Du hast nicht gewagt, mit ihm zu brechen . .

Er sah zu Paul hinüber.

Malva sass erstarrt. Ihre Augen ruhten gross auf Paul.

— Warum betrügst du ihn, Malva?

Alfred fragte leise, eindringlich.

Malva schüttelte heftig den Kopf.

— Paul . . begann sie langsam, und ihre Augen ruhten gross auf ihrem Geliebten. Und sie wiederholte:

— Paul.

Paul sagte lächelnd und wie nebenbei zu Alfred:

— Ich habe nicht gewollt, dass sie mit ihm

bricht. Verstehst du? Ich habe es nicht gewollt.

Der andere staunte, und höhnisch:

— Ach? . . Du hast nicht gewollt? Das ist grossartig. Wenn du ihrer satt bist, willst du sie an Axel abgeben, und es ist, als ob nichts gewesen wäre . . Natürlich! Dass mir das nicht früher eingefallen ist!

Er schnellte herum und zeigte mit dem Daumen hinter sich auf Paul:

— Der dort verrät dich. Malva, ich weiss, dass er dich verrät. Es kommt, wie ich gesagt habe. Ich weiss es aus Erfahrung . .

Malva fragte mit rauher Stimme:

. . Wie bleich sie war, wie schön sie war!

Malva fragte:

— Wieso? . . Was weisst du aus Erfahrung?

Sie betonte jedes Wort.

— Sprich leise, schrie Alfred. Er sah sich nach dem Bett um und schrie noch lauter Paul ins Gesicht:

— Weil ich ihn kenne. Weil ich ihn mit andern Frauen gesehen habe! Mit deinen Vorgängerinnen!

Paul sass gelähmt und starrte ihn an. Er wollte aufspringen . . Schuft — Schuft! —

— Schuft! schrie er.

Malva fuhr vom Stuhl auf. Sie blieb regungslos stehn und lauschte. Die Mutter hatte gerufen. Sie rief wiederum, ein schwerer Seufzer:

— Alfred.

Malva riss die Bettvorhänge auseinander. Alfred stürzte zum Bett und brach aufheulend zusammen. Er bedeckte die Hände der Kranken mit Küssen, sein Körper zuckte auf und ab.

— Mutter, Mutter, schluchzte er.

Malva stand aufrecht neben ihm.

— Malva?

— Ja, Mutter.

— Ist er da?

— Ja, Mutter.

— Hat Alfred mit ihm gesprochen?

— Ja, Mutter.

— Und willst du ihn verlassen?

— Was?

XVII.

Nach einer Ewigkeit von Nacht und Stille wurde Paul heftig hin und her gerissen und wachte auf. Gleichzeitig vernahm er ein Pochen und Rütteln an der Tür. Zuerst glaubte er, es sei Morgen und der Portier wecke ihn. Dann sah er Malva, und die Lampe brannte.

Malva stand über ihn gebeugt und hielt ihn mit beiden Armen fest.

— Öffne nicht, flüsterte sie.

Es schoss ihm durch den Kopf —: Alfred! Er sprang auf und ging zur Tür. Malva hielt ihn zurück:

— Öffne nicht. Ich fleh dich an. Öffne nicht! Alfred befahl mit heiserer Stimme, dass man öffne. Man solle ihn hereinlassen, wenn man kein Feigling sei —

— Er spielt den Wahnsinnigen!

Malva biss die Zähne aufeinander. Sie war bleich vor Hass.

Ob sie denn vorher abgeschlossen habe, fragte Paul. Sie nickte.

— Er spielt den Wahnsinnigen, weil er dich töten will.

Und als Paul sie noch immer erstaunt ansah:

— Ja, — du müsstest ihn wohl niederschossen.

Laut setzte sie hinzu:

— Nimm deinen Revolver.

Alfred brüllte und rannte mit aller Gewalt gegen die Tür. Sie widerstand. Das Haus schien von den Fusstritten zu erbeben, mit denen er die Tür bearbeitete.

— Nimm ihn, nimm ihn, wenn du Zeit hast!

Ein langes, schmales Brettstück in der Tür schlug klatschend auf den Boden. Man sah Alfreds Fuss in der Öffnung, und nun fasste seine Hand hinein und versuchte, das ganze Brett herauszureissen.

(Schluss folgt)

Vornotizen

(Nur wichtige Neuerscheinungen werden hier angezeigt. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION)
 GEORG HEYM. Der Dieb Novellen. (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.) Mk. 3.—

THEOPHILE v. BODISCO. Im Hause des alten Freiherrn, Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 4.—

BERND ISEMANN Lothringer Novellen. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 3.—

HERTHA KÖNIG. Emilie Reinbeck. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Mk. 4.—

PAUL CLAUDEL. Der Tausch. Deutsch von Franz Blei. (Hyperion-Verlag, Hans von Weber, München.) Mk. 3.—

Das in der vorigen Nummer vornotierte Essaybuch ist nicht von LUDWIG RÜBINER sondern von Herbert Eulenberg.

Zeitschriftenschau

DER LOSE VOGEL. Eine Monatsschrift. Herausgeber Franz Blei. (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.) No. 8,9 enthält: Epigramme; Mailand; Das Unvergängliche; Ein Wort über Rudolf Borchardt; Moralische Fruchtbarkeit; Geheimgesellschaften u. a.

DIE SCHAUBÜHNE. No. 13 enthält: Epstein: Das Theatergeschäft; Paul Mayer: Gedicht; Paul Stephan: Isabeau u. a.

DIE NEUE RUNDSCHAU (S. Fischer, Verlag, Berlin). Das Aprilheft bringt den Vortrag von Julius Meier-Gräfe „Wohin treiben wir?“, der bereits in der AKTION besprochen worden ist. In demselben Heft schreibt Lawrence von Mackay über die Beziehungen von Deutschland und England. Die Briefe von Franz Overbeck an Friedrich Nietzsche werden in einer ausgezeichneten Auswahl veröffentlicht. Arthur Schnitzler setzt seine Novelle „Frau Beate und ihr Sohn“ fort. Kleinere Essays von Georg Wegener über den Südpolfahrer Scott, von Hermann Stehr über Gercard Hauptmanns Roman „Atlantis“, die politische Chronik von Junius und allerlei Bemerkungen füllen das Heft.

Literarische Neuerscheinungen

ARTHUR SAKHEIM. Magnificat - Gedichte. (Dresden, Verlag von Carl Reissner 1912.) Eine hauptsächlich stofflich orientierende Kritik mag Arthur Sakheim mit der scheinbar unverwundlichen Katalogmarke „Neuromantiker“ versehen. Damit ist aber über die Gattungsmerkmale seiner Kunst wenig ausgesagt. Allerdings ist er der Sänger „mystischer Avalune“ und er verschmäht nicht Nixen und Nornen und Talismane und Opale. Seine Requisitenkammer ist überhaupt bis ans Dach gefüllt, meist mit selbsterworbenem Gut, gelegentlich auch mit entliehenem. Die überreiche Habe weiss er mit einem Geschick zu verwenden, dass schon fast der Verdacht entsteht, man habe es lediglich mit einem Kunstgewerbler des Wortes zu tun, mit einem Arrangeur gutgestellter Bilder, mit einem Drahtzieher archaisch aufgeputzter Marionetten. Und man könnte sich versucht fühlen, das nun längst schon zur Sektenparole entwertete Wort „l'art pour l'art“ auf die Eingangspforte zu schreiben, durch die man in den Tropengarten der Sakheimschen Kunst eingeht. Aber wenn der Dichter durch seine Treibhäuser geleitet — die „Vielzuvielen“ bleiben besser draussen — erblühen Orchideen, die sich in Gesichte verwandeln, von denen wir wissen, dass sie Träume sind und an deren Realität wir doch glauben, wenn unser allzu decent lächelnder Führer mit seiner narbenlosen Hand uns den Weg weist. Unser Blut gerät selten in Wallung, aber unsere Nerven zittern. Die bewusste Abwehr der Wirklichkeit ist bei Sakheim keine patzige Pose sondern notwendiges Erlebnis seines von einem überstarken Kunstwillen beherrschten Wesens. Viele werden ihn „intellektuell“ oder „aesthetisch“ schimpfen, aber einige, die nicht immer vom Dichter Nackttänze der Seele und Flagellantenspiele des Hirns heischen, werden sich nach diesem Buche zuraunen: Ecce poeta.

Paul Mayer

BRIEF AN EINEN AUFRÜHRER. Am Schluss meines Briefes, den ich der AKTION Nr. 12 schrieb, befindet sich an einer durchaus plausiblen Stelle ein Wort, das wirklich anzuwenden mir mein Diktionär bis jetzt leider nicht Gelegenheit gab. Der Setzer hat dieses Wort erfunden; es heisst „schwung-haft“. Ich nehme nicht an, dass einer der Leser sich an den Schlussabsatz meines Briefes erinnert; es wäre darum kindlich, das wirkliche Wörtchen aus meinem Manuskript noch anzuführen. Es muss genügen, einen Begriff, der mir nicht zusteht, seinem Eigentümer zurückzugeben.

Ludwig Rubiner

Der nächste Autoren-Abend

der AKTION ist André Gide, Péguy, Carl Einstein und Ludwig Rubiner gewidmet. Er findet am 23. April statt. Vorbestellungen auf Karten (à 2 M., für Abonnenten à 1 M.) richte man an den Verlag der AKTION.

Wir bitten unsere Freunde, für den Autoren-Abend rege zu agitieren. In dieser Saison werden noch zwei Abende (Novellen-Abend und Gertrud Eysoldt-Abend) folgen.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Anonym: Der Börsenbericht der grossen Presse / Gerhard Kornfeld: Der Kampf der Generationen / Kurt Hiller: Kolleg in Ophir / Alexander Bessmertny: Franz Blei / Friedrich Eisenlohr: Raubvögel / Alfred Wolfenstein: Krankes Wohnen / Gustav Specht: Die Liebesformel / René Schickele: Der Fremde / Gottfried Benn: Englisches Café / Der Franz Blei-Abend am 28. März / Maximilian Harden / Die Jagd auf Bassermann / Mitteilung der Redaktion / Ueber das eigene Werk

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 15

INHALT

- Franz Pfemfert An den deutschen Reichstag
Stanislaw Przybyszewsky Dagny, Strindberg und ich
Ludwig Rubiner Eine Zeitschrift ist etwas Wichtiges
René Schickele Der Fremde (Schluss)
Nikodemus Schuster . . Aus dem Tagebuch
Paul Boldt Mondschein
Johannes Lang Nachtlid
- Anekdoten — 1813 — Der Epigone spricht — Was bedeutet
die Wehrvorlage — Kommerzienrat Lissauer — In Erwartung
der Rufung — Literarische Neuerscheinungen

HEFT 20 PFG.

VERLAG , DIE AKTION , BERLIN-WILMERSDORF

JACOBY
BOY

Delikatessen-Haus
am Zoo S.H.
Charlottenburg, Joachimsthalerstr.
Ecke Kantstr.

Stadtküche
Alle Delikatessen der Jahreszeit
Hummern Aulfem Kaviar
Spezialität
Tafelfertige Speisen
Verfand nach auswärts

Menu
Vorrichtige
kostenlos

Preisliste
portofrei

Teil. Stetnpl. 1590-1591

Institut „Dendome“ ♦ Berlin W

Potsdamer Straße 118! (Nähe Gützowstr.)

Vornehme **SCHÖNHEITS-PFLEGE**
PARISER

Massages von M. 3.00 an Manicure

Crème de Fraises: la perle des
crèmes. verleiht zarten, matten Teint
Astringent des Maharanis:
Sicherer Erfolg bei Doppelkinn

Depôts:
KOPP & JOSEPH, Potsdamer Strasse 122
FRANZ SCHWARZLOSE, Leipziger Str. 56
C. F. SCHWARTZE, Mauerstrasse 81



HERRMANN GERSON

Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs und Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin

Spezialhaus für

WOHNUNGS-EINRICHTUNGEN
BERLIN W., WERDERSTRASSE 9-12

Gardinen : Tischdecken : Kissen : Stickereien : Möbelstoffe : Gobelins
Deutsch-Englische Teppiche : Orientalische Teppiche : Möbel : Voll-
ständig eingerichtete Zimmer : Einzelne Möbel : Antike Möbel

ADOLPH
BURCHARDT SÖHNE

— INHABER —
ERNST BURCHARDT
KGL. PR. HOF-LIEFERANT
JÄGERSTR. 26

NEUESTE
KÜNSTLER-
TAPETEN
entworfen von
PROF. BRUNO PAUL
PROF. E. R. WEISS
PROF. EMIL ORLIK
PROF. F. A. O. KRÜGER
RUD. ALEX. SCHROEDER
TH. TH. HEINE
ERNST HAIGER
CURT TUCH

✠

Phänomobil



Ein Gebrauchsfahrzeug allerersten
Ranges, von grundsolider Arbeit
Im Betriebe der weitaus billigste
kleine Wagen auf dem Weltmarkt

≡ Stark, komfortabel ≡
vorzügl. gefedert, für schlechteste
Strassen gut geeignet, ein ganz
≡ grossartiger Bergsteiger! ≡

Phänomen-Werke, Zittau
in Sachsen

Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

3. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

9. APRIL 1913

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-
Exemplare etc. sind an den Heraus-
geber, Berlin-Wilmersdorf, Naussaische Strasse 17
zu senden :: :: Telephon Amt Plätzburg Nr. 6242
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährl. (excl. Be-
stellgeld) bei allen Postanstalt,
Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk.
2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf,
Naussaische Str. 17 :: Kommissionär Gust. Brauns, Leipzig

AN DEN DEUTSCHEN REICHSTAG

Meine Herren Volksvertreter! Sie haben (für die nächsten Jahre) die Mandate sicher in Händen. Kein Proteststurm betrogener Wähler kann Herrn Bassermann oder Herrn Wiemer oder sonst wem das werteschaffende M. d. R. entreissen. Sie sind stolze Selbstherrscher von Volkes Gutgläubigkeit und Feigheit. Wenn Sie nur die Geste des Volksmannes nicht unterlassen, dann brauchen Sie keinen Volksverrat zu scheuen, dann dürfen Sie sogar (was Sie ja auch im Augenblick tun) den Patriotismus gegen Scham, Vernunft und Kulturgewissen ausspielen. Nichts, meine Herren, braucht Sie schrecken. Sie haben die „Post“, die „††-Zeitung“ und Herrn Keim als Bundesgenossen; und wenn die Welt voll Teufel wär, nichts kann Ihnen widerfahren.

Glauben Sie mir, meine Herren, ich meine es mit diesem Zuruf bitter ernst. Ich schätze Ihre sonstige Tätigkeit nicht nur nicht: ich verachte sie. So jedoch, wie Sie im Moment wirken, so heiter rücksichtslos, so ehrlich volksfeindlich, so entzückend brutal, so, meine Verehrten, dienen Sie der Freiheit! Was der Sozialdemokratie in vierzig Jahren nicht gelungen ist (weil sie zaghaft, reformerisch blieb), Sie haben es in vierzig Stunden erreicht: Sie entkleideten den blödsinnigen Begriff „Patriotismus“ und zeigten ihn nackt, schamlos nackt, als Barbarei. Seit Sie (und die Presse, die von Ihnen bedient wird) die viehischste Seite des Vaterlandsgedankens entblösst haben — es sind kaum zwei Wochen vergangen — ist eine bürgerliche Antinationale entstanden, eine bewusst vaterlandslose Bürgerpartei, die heute bereits mehr als 2000 Mitglieder zählt. Seit Ihrem schmachvollen Versagen, meine Herren Fortschrittler, ist auch die Sozialdemokratie endlich zu der Einsicht

gekommen, dass es zwecklos ist, Verstecken zu spielen mit dem Ideal der Vaterlandslosigkeit. Die Arbeiter haben das Diplomatenamt satt. Und die Führer (das klang aus allen Reden der letzten Demonstrationsversammlungen klar heraus) werden die Konsequenzen ziehen müssen.

Also, meine Herren Volksvertreter, wirken Sie nur so weiter. In diesen Tagen wird Ihnen eine „Erklärung“ der ersten deutschen Geister zugehen, die also lautet:

„Die Wehrgesetze, die dem deutschen Volke jetzt zugemutet werden, widersprechen dem Kulturgewissen und kompromittieren Deutschland vor der Geschichte. Weit entfernt, eine Friedensgarantie zu sein, reizen diese Wehrgesetze vielmehr die übrigen Staaten zu neuem Wettrüsten und erschweren die friedliche Annäherung der Nationen.

Da die Wahrscheinlichkeit leider nicht besteht, dass der Reichstag die Wehrevorlage ablehnt, sei hier festgestellt, dass das geistige Deutschland sich seiner sogenannten Volksvertretung schämt.“

Lassen Sie sich dennoch nicht stören, meine Herren. Zwar werden sich die Unterzeichner der Erklärung nicht als „sozialdemokratisch“ abtun lassen. Zwar ist es ein Protest des Geistes gegen eine skrupellose Ungeistigkeit. Aber was tut das? Sie haben (wenn auch unter falschen Voraussetzungen) Ihre Mandate, Sie haben damit die Macht, und Sie haben, zur Beschönigung jeder Untat, Ihren Patriotismus. Franz Pfemfert

liegen. Ja, die ganze intellektuelle und moralische, politische und soziale Geschichte der Menschheit ist nur ein Reflex seiner ökonomischen Geschichte.

Alle Zweige der modernen Wissenschaft, der wahren und uninteressierten Wissenschaft, laufen darauf hinaus, diese grosse, fundamentale und entscheidende Wahrheit zu verkünden, die Wahrheit: die soziale Welt, die eigentlich menschliche Welt, die Menschheit mit einem Wort ist nichts anderes als das höchste Entwicklungsprodukt, die erhabenste Manifestation des Tierischen — wenigstens für uns und bezüglich unseres Planeten. Aber da jede Entwicklung notwendigerweise eine Negation einschliesst, nämlich diejenige der Basis oder des Ausgangspunktes, so ist die Menschheit zu gleicher Zeit und dem Wesen nach die planmässige und fortschreitende Negation des Tierischen in den Menschen, und es ist gerade diese Negation vernünftig, weil sie natürlich ist, historisch und logisch zugleich, unabänderlich, wie es die Entwicklungen und die Verwirklichungen aller natürlichen Gesetze in der Welt sind; gerade sie ist es, welche bildet und erzeugt das Ideal, die Welt der intellektuellen und moralischen Ueberzeugungen, die Ideen. Ja, unsere ersten Vorahren, unsere Adams und Evas waren, wenn nicht Gorilla's, so doch wenigstens sehr nahe Vettern der Gorilla's, Omnivoren, intelligente und trotzig Tiere, in einem höheren Grade als die Tiere aller anderen Rassen mit zwei kostbaren Gaben ausgestattet: mit der Fähigkeit zu denken und dem Bedürfnis, zu revoltieren.

Diese beiden Gaben, ihre fortschrittlichen Wirkungen vereinend, repräsentieren die negative Macht in der positiven Entwicklung der menschlichen Tierheit und erzeugen demzufolge alles, was es Menschliches in den Menschen gibt.

Das System der Idealisten lehrt uns das direkte Gegenteil. Es ist die absolute Umkehrung aller menschlichen Erfahrungen und der universellen und gesunden Vernunft, welche die wesentliche Bedingung für jede menschliche Verständigung ist, welche von der so einfachen und von altersher anerkannten Wahrheit, dass zweimal zwei vier ist, ausgehend bis zu den erhabensten und kompliziertesten wissenschaftlichen Betrachtungen gelangt, und welche im übrigen nie etwas anerkennet, was nicht durch das Experiment und durch die Beobachtung der Dinge und Ereignisse exakt bestätigt ist, welche die einzig zuverlässige Basis für alle menschliche Kenntnis ausmacht.

Man begreift vollkommen die allmächtige Entwicklung der materiellen Welt, des organischen und tierischen Lebens und der historisch individuell sowohl wie gesellschaftlich fortschreitenden Intelligenz. Es ist dies eine ganz natürliche Entwicklung vom Einfachen zum Komplizierten, von unten nach oben oder vom Niedrigen zum Höheren; eine Bewegung, konform allen unseren täglichen Erfahrungen und folglich auch konform unserer natürlichen Logik, den unserem Geiste eigenen Gesetzen, die sich immer nur bilden und entwickeln können mit Hilfe dieser selben Erfahrungen, und sozusagen die geistige, gehirnmässige Reproduktion derselben, ihr durchgedachtes Resumé sind.

Weit entfernt dem natürlichen Wege von unten nach oben, vom Niedrigen zum Höheren und vom relativ Einfachen zum Komplizierteren zu folgen; anstatt natürlicher- und vernünftigerweise den fortschreitenden und wirklichen Uebergang von der Welt, welche man unorganisch nennt, zur organischen, zur Pflanzen-, zur Tierwelt und dann zur speziell menschlichen Welt, von dem Stoff oder dem chemischen Wesen zu dem Stoff oder dem lebenden Wesen und vom lebenden Wesen zum denkenden Wesen anzunehmen, nehmen die Idealisten, besessen, verblendet und getrieben von dem göttlichen Phantom, das sie von der Theologie geerbt haben, den absolut entgegengesetzten Weg ein. Sie steigen von oben nach unten, vom Höheren zum Niedrigeren, vom Komplizierten zum Einfachen hinab. Sie beginnen mit Gott, sei es als Person, Substanz oder göttliche Idee: und den ersten Schritt, den sie dann tun, ist ein furchtbarer Absturz von den erhabenen Höhen des Ideals in den Schmutz der materiellen Welt, von den absoluten Vollkommenheit in die absolute Unvollkommenheit, von dem Gedanken in das „Sein“ (die Welt) oder vielmehr vom höchsten „Sein“ (Wesen) in das Nichts. Wann, wie und warum das göttliche, ewige, unendliche Wesen, der Inbegriff absoluter Vollkommenheit, wahrscheinlich durch sich selbst gelangweilt, sich zu diesem verzweifelten Salto mortale entschlossen hat, das ist es, was kein Idealist, kein Theologe, kein Metaphysiker, kein Poet bisher jemals sich selbst oder den profanen Menschen hat begreiflich machen können. Alle vergangenen und gegenwärtigen Religionen und alle transzendenten Systeme der Philosophie laufen auf dieses einzig dastehende und gefährliche Mysterium hinaus.

Es ist offenbar, dass dieses furchtbare Mysterium unerklärlich ist, d. h. dass es absurd ist, ab-

surd allein deswegen, weil es sich nicht erklären lässt. Es ist offenbar, dass, wer auch immer für sein Wohlbefinden, für sein Leben desselben bedarf, auf die Vernunft verzichten und, wenn ihm dies möglich ist, zu einem naiven, blinden und stupiden Glauben zurückkehren muss, mit Tertullian und mit allen aufrichtigen Gläubigen jene Worte, welche die Quintessenz der Theologie selbst resumieren, wiederholen muss: „Credo quia absurdum“.

Dann hört auch jede Diskussion auf und es bleibt nichts mehr als die triumphierende Unvernunft des Glaubens. Aber sogleich steht man alsdann einer anderen Frage gegenüber, der Frage: Wie kann in einem intelligenten und gebildeten Menschen das Bedürfnis entstehen, an Mysterien zu glauben?

Dass der Glaube sich in dem Volke bewahrt hat und namentlich in den ländlichen Bevölkerungsklassen in noch höherem Grade als in dem Proletariat der Städte — nichts ist natürlicher als dies.

Das Volk ist leider noch sehr unwissend, und wird durch die systematischen Bemühungen aller Regierungen, welche mit vollem Rechte diese Unwissenheit als eine der wesentlichsten Bedingungen ihrer eignen Macht ansehen, ständig in Unvernunft erhalten. Ermüdet durch seine tägliche Arbeit, beraubt der Musse, eines geistigen Umganges, der Lektüre, kurz fast aller Mittel und eines grossen Teils der Anregungen, welche das Denken in dem Menschen entwickeln, nimmt das Volk sehr häufig ohne Kritik und en bloc die religiösen Traditionen hin. Dieselben umgaukelten es von der frühesten Kindheit an in allen Lebenslagen und ausserdem noch künstlich in seinem Herzen genährt, werden dieselben bei ihm zu einer Art Geistesgewohnheit und gar zu häufig mächtiger sogar als seine natürliche Vernunft.

Es gibt noch einen anderen Grund, welcher den absurden Glauben des Volkes erklärt und in gewisser Hinsicht sogar rechtfertigt.

Dieser Grund ist die elende Lage, zu welcher es sich durch die ökonomische Organisation der Gesellschaft in den zivilisierten Ländern Europas verdammt sieht. In intellektueller und moralischer Beziehung ebenso, wie in materieller, auf das Minimum einer menschlichen Existenz reduziert, gefesselt an dieses Leben, wie der Gefangene an seinen Kerker — ohne einen freudigen Horizont, ohne die Möglichkeit eines Ausweges,

ohne jede Aussicht auf eine bessere Zukunft sogar — müsste das Volk die einzig dastehende Gemütslosigkeit und Blasiertheit der Bourgeoisie haben, um nicht das Bedürfnis zu empfinden, dieser Lage zu entrinnen. Aber für diesen Zweck gibt es nur drei Mittel: zwei derselben sind phantastischer, eins ist reeller Natur. Die beiden ersten sind das Wirtshaus und die Kirche, das dritte ist die soziale Umwandlung. Dieses letztere wird in viel höherem Grade als die anti-theologische Propaganda der Freidenker imstande sein, den religiösen Glauben und ausschweifenden Gewohnheiten des Volkes, die in einem engeren Zusammenhange stehen, als man es gemeiniglich glaubt, zu zerstören. Indem sie an die Stelle der zu gleicher Zeit illusorischen und brutalen Genüsse körperlicher und geistiger Ausschweifungen die ebenso delikaten wie reichen Genüsse der in jedem und in allen entwickelten Menschlichkeit setzen wird, wird die soziale Umwälzung die Macht haben, zu gleicher Zeit alle Wirtshäuser und alle Kirchen zu schliessen. Bis dahin wird das Volk in seiner Masse glauben und wenn dies nicht von seiner Vernunft zeugt, so zeugt es doch von einem berechtigten Bedürfnis.

Heitere Fälle

DER KAISER WIRD ANGEDICHTET

Ich erfahre diese interessante Tatsache durch den vom Reichstagsabgeordneten Georg Davidsohn hervorragend gut redigierten „Abstinenten Arbeiter.“ Hat da ein „Hohenzollernwirt“ namens Berke seine „gesammelten Werke“ drucken lassen. Wer ist Berke? Hier ist ein Gedicht, „Sr. Majestät Kaiser Wilhelm II. zum 50jährigen Geburtstag gewidmet.“ Da dichtet „der ehemalige Gefreite des 1. Garde-Regiments zu Fuss“ Strophen wie die folgende:

50 Jahre sind nun dahin,
Seitdem wir hatten Dich im Sinn;
Drum trinken wir heut' vom besten Wein
Auf Dein Wohl vom alten deutschen Rhein.

Auch bist Du wohl im ganzen Land
Als Friedensfürst bekannt,
Und solange, wie der Friede ist,
Du der allergrösste Kaiser bist.

Das wurde dem deutschen Kaiser zugestellt. Es folgte:

Euer Wohlgeboren erwidere ich auf die gefällige Zuschrift vom 5. d. Mts. ergebenst, dass Se. Majestät der Kaiser und König von dem

ingesandten Abdruck des von Ihnen zu Allerhöchstihrem Geburtstag verfassten Gedichts mit Interesse Kenntnis zu nehmen geruht haben.

Der Geheime Kabinettsrat.

In Vertret.: v. Eisenhardt.

Dieser Fall hat nur heitere Seiten.

VERDRAENGTE EROTIK

In den „Berliner Neuesten Nachrichten“ vom 25. April maskiert eine „deutsche Frau“ ihre sexuelle Sehnsucht also: „Deutsche Frauen, tut das Eure dazu, dass Beleidigungen wie die von Nancy, von Lunéville nicht möglich sind, dass jeder deutsche Mann es für seine Ehrenpflicht hält, . . . so aufzutreten, dass eine Wiederholung unmöglich ist. Wenn der einzelne Mann dabei fällt — lieber in Ehren sterben, als in Unehren leben. Und als Unehre empfinden wenigstens deutsche Frauen es, wenn deutsche Männer nicht lieber sterben, als den Eintritt in ihr Luftschiff mit Photographenapparaten Fremden zu gestatten. . . . Deutsche Frauen, deutsche Mädchen, tut das Eure, dass das Nationalgefühl unseres Volkes erwache und sich zur Wehr setze.“

Ich möchte diese deutsche Frau kennen lernen und ihr verständnisvoll die Hand schütteln. Nur wer die Sehnsucht kennt, kennt sich hier aus.

ZSCHORLICH, DER ECHTE PATRIOT,

macht die Firma Krupp scharf gegen die radikale Montagspresse. „Wir haben“, verantwortet der Patriot, „leider Gottes in Berlin solche Blätter, denen die nationale Ehre einen Quark gilt.“ (Leider haben wir solche Blätter nicht! Die AKTION steht leider völlig allein da.) „Vielleicht sieht sich die Firma Krupp die traurigen Nestbeschmutzer einmal etwas näher an, um ihnen Gelegenheit zu geben, für ihre Anwürfe einzutreten,“ heisst es in der von dem echten Patrioten verantwortlich gezeichneten Notiz. „Lerne klagen, ohne zu zaudern,“ lässt der ehemalige „Hilfe“-Redakteur drucken.

Pscht! nicht speien, lieber Leser. Bleibe sanft humorvoll. Gönnere der Firma Krupp die Montagszeitung des Herrn Zschorlich.

DER KUNSCHKRITIKER DES „B. T.“

Fritze Stahl, der mit Fritze Engel nicht nur den Vornamen gemein hat, beging die Leichtfertigkeit, der Jury der „Secession“ Verleumderisches nachzureden. Fritze Stahl ist dafür verklagt

worden — eine Tatsache, die ich bedaure. Denn was soll ein Prozess, wo ein Blick auf die Jury die Dummheit des Angriffs erkennen lässt! Was kann dabei herauskommen, wenn der Schöffengericht bestätigt, was ohnehin jeder weiss! In der Klage sehe ich eine masslose Ueberschätzung des kulturwidrigen Zeitungsklüngels. Leute, deren Beruf es ist, Beiwerk für Annoncen zu verfertigen, soll man nicht ernst nehmen! Man soll lachen! Selbst wenn der Chef eines Papiers, Herr Theodor Wolff, unter den Strich geht, ist's nur heiter.

Gewiss: es ist ein starkes Stück, was sich da Herr Wolff im B. T. leistet. (Weil Fritze Stahl seine verleumderische Deutung nicht als „die einzig mögliche“ bezeichnete — als ob das Wesen einer Verleumdung nicht eben darin bestünde, dass sie neben der Wahrheit lebt —, deshalb sei er freizusprechen.) Aber das macht nichts. Es macht nichts, wenn Zeitungstyranen, die dem geistigen Proletariat täglich die Willkür des Kapitals beweisen, einen so starken Förderer guter Kunst wie Paul Cassirer anbellern lassen. Lacht, Kinder. Das Spiel ist doch so lustig!

F. Pfeim

DER VAGABUND

Diese Nacht war wiederum vergnüglich. Ungemein barmherzig ist das grosse, christliche Asyl für Obdachlose. Christlich sein kann ich vorzüglich!

Das ist Wonne, morgens aufzuwachen, unten mit dem Schnapsgestank im Rachen, dann die Brüder, welche Liebe brauchen, leise und mit Wärme anzuhauchen.

Flöhe gäb' es nicht, wenn ich nicht wäre. Dieses Abendbad war unnötig. Mühsam rettete ich eigenhändig einige geheime Sekretäre.

Ach, wie langsam dieser nun und jener so mit Unruh auffuhr und sich kratzte und im warmen Bett herummatratzte — Meine Flöhe springen wie Trakehner.

Oh, ich liebe sie, die hurtige Truppe. Und man weiss nie vorher, wo es anfängt. Köstlich schmeckte übrigens die Suppe, eingeschlossen das Gebet, was dranhängt.

Wenn dann alle stehn wie fromme Kinder,
Nein, mir wurden selbst die Augen trübe.
Dass doch unser Herrgott auch den Sünder
manchmal nicht vergisst mit seiner Liebe.

Hans Luft

Paraphrase

Von Sabine Ree

I

Paraphrase ist: Jemand sieht einen Fisch in einem Geschäft ausgelegt, stellt über ihn eine biologische Betrachtung an und kauft ihn für die Familie. Dieser Mann verflüchtigte seine Mahlzeit zu einer theoretischen Uebung, wiewohl solche kaum die Schmackhaftigkeit des Essens oder die Verdauung beeinflussen mag.

Oder: einer sagt, dass die zwielichte Seele von Fräulein Ludmilla Meier son wie eine Flagge auf Halbmast in das raschelnde Rostrot des verblutenden Herbstes gesenkt ist, wobei er eine gute oder schlechte Handlung dieser Dame berichten will.

Oder: man singt erst in sich verhalten, dann mit sich bäumendem Aufflug der feurigen Tenorstimme, die traumschwarzen Haare Sabinens seien als wie die lichtblauen Wellenkämme der Adria, vorausgesetzt, diese waren von dunkler Färbung oder wie wenn statt des versonnenen Sommermittages das lastende Schweigen der gewölbten Nacht vorhanden wäre.

Weiter ermüdet der Paraphraser, mit der Untugend eine Sache zu vermindern oder zu steigern, indem er's ihr an Eigenschaften mangeln lässt, mit denen sie nie etwas zu schaffen haben kann: z. B. Herr von Gwinner war insensibel für den geheimen Reiz verdämmernder Gemächer, als er die Chancen der türkische Anleihe bedachte.

Man sei kurz, die Paraphrase unterdrückt eine deutliche Vorstellung des Gegenstandes, und sie ist grenzenlos, zumal sie jenem Dinge zumutet von gerade zu vernichtender Allegorik. Endlos ist die Paraphrase; denn der Herumschreiber, der mit genauer, kläglicher Sicherheit vorbeiredet, kann in Ermangelung präziser Sachvorstellung, 1000 und alles auf ein Mädchen, die Frühe oder einen interviewten Tenor beziehen. So erstaunt man, wenn der Paraphraser beschliesst, zumal er nie eigentlich fertig wird; gewiss, er kehrt stets zum alten zurück; denn was vermag er seinen „Gleichwie's“ nicht alles noch anzuhängen. Der Paraphraser wiederholt, und gerade zu unpassender Zeit, wenn er seine Vision

an besonders imaginären Haaren herbeizieht. Dann fand er ein selten und köstliches Gleichnis.

II

Paraphrase ist eine handfeste Sache zu entfilosofieren und als Vorwand zu einem Einfall zu benutzen. Nähme der Mann ein philosophisches Objekt und spräche hierüber erkenntniskritisch, so eröffnete sich bestenfalls, dass er auf verzweifelt banale Gedanken gerät oder gar kein Philosoph ist; jedoch die metaphysischen oder soziologischen Kriterien eines Schnupfens zu ergrübeln, erscheint originell, zumal der geringste Gedanke über den Schnupfen überrascht; so wenn man von einem reifen Camembert behauptet, dass das substantielle Ineinander aus seiner ruhenden Inselhaftigkeit und Fürsichsein in ein atmosphärisches Aneinander dynamischen Ineingreifens des dualistischen Verhältnisses von reiner Luft und käsehafter Atmosphäre übergegangen sei.

Hingegen der Fall des lyrischen Philosophen, der verkündet: der Kausalbegriff durchschneidet einer Möwe gleich die Windstille des greisenhaften Abendhimmels des Platonismus und schreit auf nach Fleisch und Brod in dieser allzu dünnen frierenden Gebirgskälte.

Bei Gott, diese Leute überzeugen nie und werfen alles durcheinander. Vollführt man denn beim Mittagessen die acts des Bellachini oder die Pas der Pawlowa?

III

Andererseits deutet auf ziemliche Niedertracht, die Dinge zu einem Mysterium zu verdünnen. Die Sprache enthält ziemlich unanschauliche Worte wie dies bedenkliche „mystisch“. Es mag hie und da bequem sein, mystisch mit ins Leere gegrabenen Augen zu raunen, vor allem sehr leicht ist's, wenn die Sache endlich kommen soll, sie als mystisches Nichts zu entdecken. Es erfordert Takt, Genauigkeit und Gleichgewicht, zu schildern wie ein Mensch unter einer Gaslaterne steht, ohne der Laterne zu entdichten, was ihr als Laterne der städtischen Gasanstalt eigen ist und ohne den Menschen zu verleuchten, dass er nur ein eitel Spiel Licht und Dunkel flirrt; jedoch so zu dichten, dass beide mit Entschiedenheit Laterne und Meier sind. Sicher zeugt es nicht von Klarheit und Bezeichnung, Meiern die Gaslaterne überstrahlen zu lassen dank seiner inneren abgeklärten Reinheit, und somit die Laterne als Vorwand zum Verdunkeln zu verwenden. Nein, das ist schlecht und macht missvergnügte Steuerzahler, ausserdem

wird alles nur Gleichnis und das Tertium Comparationis ist die Technik des Ineinandermischens. Ich wette, Meier würde nicht unter die Gaslaterne gestellt, wenn dem Poeten irgendwelch andre Umschreibungen einfielen, z. B. das beliebte Kristall unter dem eisklaren Polarlicht der sommerliche Wasserspiegel geblendet vom durchsichtigen Leib schwimmender Fische oder die schmalen ringelastenden Hände blasser Frauen. Dies scheint nicht nötig, hingegen willkürlich und ebenso unnötig ist Meiers Tod. Man weiss nicht, hält Meier die lange Rede, weil er stirbt, oder stirbt er, um zu sprechen, und weil lang genug das Stück ermüdete. Aber was nicht alles vermöchte er noch statt zu sterben. Er sagt vielleicht, ach Scherz war's meine Lieben, Heiterkeit, und man erregte harmlosen Zuhörern drei Stunden, um durch einen Witz gar noch hinter der Bühne die Angelegenheit umzuwerfen. Wozu denn soll man gebracht werden?

Schliesslich weil Kunst mehr sein soll, als (das selbstverständliche) Kunst nämlich wirken soll, muss sie verpflichten. Der Parafriseur jedoch setzt indifferenten Unglauben voraus, den er mit Bildern behängt und pocht auf die Ermüdung des Hörers als Argument.

AN J. F. 1911

Noch bist Du nicht verloren
Noch bist Du nicht erkoren
Noch sind alle Schwerter über Deinem Haupt.

I.

Vergiss, dass Abende wie Fackeln wehten,
Siedende Fahnen um die Türme schwangen,
Die sich aus Wimmern und Gebeten steinern in
in den Himmel drehten.

Vergiss, dass wir uns ineinander rangen,
Da Nächte steil ausbrachen wie Fontänen.
Oeffne die Fenster. Licht zerflammt die Gruppen.
Die Tage brennen auf den Eisenkuppen.

II.

O stürzten diese Tage ein und frässe
Ein Feuer diese Nächte. Da die Gassen
Das Blut, das aus den Fenstern quillt, erfüllt.
Mit Trommeln überflammtten wir die Angst.
Zerrissen Schwerter nicht der Nacht Verfall?
Ah In dem Sturz der Horizonte brüllt ein Löwe.

Simon Guttmann

AMOR UND MORS

Die Liebenden am Abend in Berlin!
Wir liebten junge Mädchen nach Gewicht!
Elf Dutzend Pfund! Sie radebrechten: „Nicht“,
Umarmten uns und stiessen mit den Knien!

Unser Geschlecht berauscht die Jungfrau!
Schrien
Nicht alle gleich? — Ach dieser Lärmkehricht
Deflorationen ist erinnerungschlicht
Verschollen wie Quartaneronanien. —

Wir mästen unser Lachen. In den Städten,
Des Todes sehr rentablen Fleischerein,
Arbeiten Dirnen, Aerzte; die entgräten

Die Luesleichen für den Schlund des Grabes,
Tod, stellst du keinen Liebesdichter ein?
Wir machen Propaganda für die Tabes.

Paul Boldt

Die Höhe des Gefühls

Von Alfred Wolfenstein

Der Dichter des Indifferenten in allen changeantseidenen Farben . . hebt nun eine sommerblau ein-tönige Fahne in der entschiedenen Hand . . . Welch eine Wendung durch Max Brods Fügung — aber hoffentlich bin ich nicht der einzige (zu Berlin), der ihn nicht missversteht. . . Was haben wir bisher (im Frühling wagt man, selbst die verweste Vergangenheit anzusehn) von unserem Leben durchgelebt? Einstmals in eine Welt gebracht wie in einen unbewohnten Lichthof, dessen Mauern von Milchglasscheiben noch undurchsichtiger durchlöchert sind, existierte man (oder wie es genannt werden soll, wenn nicht einmal das Wissen um die eigene Hilflosigkeit da ist). Alle Fühler waren nach innen gewandt, wo es vielleicht aussah wie in einer Strasse mit Sternenschein doch ohne Laternenlicht; wo es zwecklos aussah, unbrauchbar „schön“. So stand die Figur einsam, fern, weil für sie nichts anderes da war, und fühlte nur und nur sich selbst, mit einem weltschweren Gewicht. Die Höhe dieses Gefühls war eher bloss eine Tiefe, eine Höhle unten. Aber der Druck von aussen wurde geringer, — als würde ein Gespenst beim Namen genannt und verscheucht, — wenn man die hinterlistige (o Knabenwort!) Lüge eines Freundes erfuhr oder die väterliche Ungerechtigkeit oder die Einweihung in das Verhältnis zwischen Faust und Mädchen. Da kommt Luft herein . . man merkt, was Sauerstoff ist . . lernt Chemie, besteht das Abiturium . . rasend setzt (verfehltes Temperament!) der Gegendruck auf die Umwelt ein. Sie ist von unerwartet falscher Beschaffenheit: Sollen Eltern geliebt werden, nur weil ihre Liebe mich zur Folge hatte? . . Die einzig erträglichen Frauen

sind die Kokotten . . . Persönlichkeit ist nichts als Dummheit . . . neue Mystiken, neun Synthesen, neue Techniken. Die Wälder sehen nicht richtig aus, die Schwerkraft stelle ich mir anders vor, den Himmel kann ich nur hässlich finden, hässlich ist freilich ein indifferenter Begriff, wie alles . . . aber kurz. alles befindet sich mir nicht adäquat und muss anders werden (anders . . . ist selbst auch anders).

Jeden Tropfen der Welt durch den Intellekt laufen lassen, filtrieren, färben, entzweieiben . . . ihn also gemacht haben; jede Sekunde . . . nicht leben sondern sie machen . . . indem an sie von sich weghält, betrachtet, blitzschnell ändert — voll Rachsucht gegen die unvernarbte Schmach des unfreiwillig Kindgewordenseins — dies wird in den zwanziger Jahren unser Fortleben. Aber . . . hat Subjektivität wirklich noch etwas davon, wenn sie so hingebungsvoll um alles Vorhandene sich kümmert? Imprägnieren wir mehr oder werden wir mehr aufgesaugt? Am Ende wird alles künstlich, wir sind statt Organismen nur Organisierer, Impressionisten, Pedanten, nur Politiker statt Geniesser, wir sind nur noch Umwelt, wir verloren das Gefühl.

Also leer bleiben, bis uns der Tod aufhebt? Fröstelnd ohne Gebet sich schlafen legen, ziellos in Angst vor uns aufstehn, die Zeitgenossen trotz Einsamkeit immer distanzierter grüssen, mit immer verzweifelterem Eigensinn schulmeistern, dennoch immer absorbiertes — und schon — — da plötzlich — (wie die Indianer) — ein Wunder. Aber muss das „Liebe“, kann es nicht Erkenntnis sein, von irgendwoher entzündet . . . vielleicht, meinetwegen, weil wir eine treffen, die wir nicht anders wünschen als sie ist . . . jedenfalls aber und war allem, weil wir plötzlich (irgendwoher) uns selbst nicht anders wünschen als wir sind . . . weil wir uns auf der Höhe fühlen

Max Brod, dieser Freund, einer der fünf Tröste heutiger Literatur, hat solche unsere Renaissance des endlich wieder Fühlenden, endlich wieder Egoistischen gedichtet. Er steht auf der städtisch umrankten Veranda eines Wirtshauses und wartet, Orasmin mit Namen, über den vollen Platz hin auf seine Geliebte. Es erscheint jedoch unsicher, ob er wirklich wartet, ob er wirklich irgendwas nicht hat . . . da er in seinem eigenen Besitz ist. Es wäre möglich (unerheblich), dass er seine Liebe sich selbst geschaffen hat und spielt, — obwohl natürlich jenes Mädchen

jenseits des Platzes existiert. Aber ob diese den Funken in ihn warf oder gleich der eigene Wunsch, das Bedürfnis nach dem Gefühl es tat: die Stimmung ist wirklich da, die Reaktion gegen den aussen beschäftigten Intellekt, die Richtung auf die eigene Erfüllung. „Es ist eine Wollust, so vollständig im Recht zu sein,“ „ich tue nichts als genau das Richtige“ (eine durchaus unjuristische Stimmung . . .) das Richtige bedeutet hier: das Sinnlose, Wunschlose, ganz Unabhängige; denn „das alles ist eben mein Herz, so sehr mein Herz und nichts als mein Herz, dass jeder Sinn, diesen Gefühlen genähert, sich verfälschen muss.“ Darum mögen die eifrigen Mitmaler wie Nenikekamens herbeistürzen und die Kunde von der ihm zugerichteten fürstlichen Gunst oder von seinen verbrannten Bildern bringen oder die Konkurrenz der zeitgemässen Probleme vor ihm auseinandersetzen: Es ist ihm wurst, und der umfackelte Hofmarschall muss, affrontiert, mit zwei Ah's die Stellung des Prinzenerziehers nebst Weltreise wieder mitnehmen; schade (oder auch nicht), dass das Skizzenbuch nicht auch verbrannt ist; das konstruktive Element in der Malerei mit der Tragik der Form und was der Moderne noch braucht . . . er hat das ja alles, — oder die Höhe seiner jetzigen Natur ist so sehr das Gegenteil der komplizierten früheren, dass nichts ihm alles ist. Als der Abend sinkt und sie für diesen Tag nicht gekommen ist: wer sagt, dass er umsonst gewartet hat! Gefühl ist alles. . .

Dieses Werk klingt wie eine wundervollste Operette. Nicht bloss weil sich „Klügrian“ und „Kunstreich“ süß wie zwei Offenbachische Schauten geberden, Marie, die Wirtstochter, im Walzertakt der Fledermaus zu singen scheint, ein Quartett der Gestalten in verschiedener Stimmung Verse mit gleichtönenden Reimen durcheinanderspricht: vor allem ist Orasmin eine Operettenmusik, kupletthaft leicht, unwagnerisch tanzend, bunt, glücklich ausgehend. Es handelt sich um das Gegenteil . . . nicht von Ernst, aber von Nördlichkeit, es handelt sich darum, einmal wieder schöne Worte zu machen, da man so lange nutzlos gedacht hat und Schweigen nicht Ebensoschönes sagt; es handelt sich darum (o neue bewusste gekonnte Kindheit!) zu existieren! So ist der Wortstil des Gedichtes „schön“ bis zur Goethischkeit, rücksichtslos gemütlich und so überschwänglich wie es ihm passt. Denn alles dies — Alles dies bedeutet: Die Höhe der Bewusstheit. Auch die

Höhe des Gefühls ist noch vom Dichter gewollt. Darüber aber („wiederum“) freut er sich. Freude steht unbedingt zuletzt auf der Spitze.

„Die Höhe des Gefühls“ erschien bei Kurt Wolff Verlag Leipzig.

Der Purpursaal

(Aus Andreas Duhan's phantastischen Träumen)
Von Quid Maria Vyskul

Der Tanzsaal, welchen Andreas Duhan in jener feuchtkalten Winternacht unaufklärlicher Weise betrat, war ganz mit wildem, sinnlichen Purpur ausgelegt.

Dieses leidenschaftliche, fieberndes Blut sprühende Rot, war so grell, dass Andreas einen Augenblick am Eingange zögernd stehen blieb, bevor er den Mut fand, vollends einzutreten. Rote, schwere Portieren verhüllten den breiten Balkon mit den Musikanten, deren Instrumente, sonderbar gedämpft gestimmt, durch ihr eigentümlich säuselndes Spiel, welches an das einschmeichelnde Knistern seidener Mädchenunterröcke mahnte, gefährlich reizten.

Das eintönige, giftigsüße Motiv eines leichten Walzers warf die fast betäubten Tänzer in die Arme der reizend schlanken, tief dekoletierten Tänzerinnen und es konnte niemand Wunder nehmen, wenn die aufgeregten Paare allmählich eins nach dem anderen in den anliegenden Boudoirs verschwanden, deren rubinfarbene Leuchter nur ein schwaches Dämmerlicht verbreiteten.

Andreas warf sich auf ein bequemes Sofa unweit des Palmenhaines und musterte verwundert die unbekannte Gesellschaft, in der er sich so unerwartet befand.

Sein Begleiter stand lautlos an seiner Seite, als ob er weiterer Befehle harrete.

Duhan sah ihn lange und fest an, fragte dann forschend:

— Sage, wer bist Du und wo befinden wir uns? Vor einer Stunde traf ich Dich in einer engen Gasse und gesellte mich gegen meinen Willen zu Dir. Und nun bin ich hier ohne zu wissen, auf welche Weise wir hierher kamen.

Der Angesprochene machte eine ungeduldige Bewegung und antwortete dumpf.

— Du kennst mich, Andreas Duhan, gewiss kennst Du mich! Sieh' nur tiefer in meine Augen — Du wirst dich schon erinnern!

Andreas erhob sich, trat ganz nahe zu seinem Begleiter:

— Teufel! — rief er dann halblaut und trat einen Schritt zurück. Der so Verdächtige lachte dünn und scharf auf.

— Du hast ein besseres Gedächtnis, als Du selbst glaubtest. Du hast mich erkannt!

— Ich war überzeugt, dass ich von Deinen Heimtücken befreit bin — —

— Du warst entfesselt, doch nur für kurze Zeit. Die Liebe eines Weibes, welches Dir ein reines Herz geschenkt hätte, ohne selbstsüchtige Ansprüche auf gegenseitige Hingabe, konnte Dich ganz befreien. Du kamst einem solchen Ziele sehr nahe — — — denke nur an Liliana —

— — doch heute hat auch Liliana Dich betrogen! Mir verdankst Du diese Gefälligkeit. Es ist übrigens besser so für Dich. Das Weib ist wie ein Mühlstein. Bindest Du Dir ihn oder sie um den Hals, immer werden sie Dich in die Tiefen herabziehen. — — —

Duhan streckte die geballte Faust, um den Sprechenden zu schlagen. Der Schlag fiel jedoch nicht, denn der scharfe Blick des Teufels hielt seinen heftigen Fall auf.

— Du fragtest, wo wir uns befinden — setzte Duhan's Begleiter unbekümmert fort. — Am Ziele des schönsten Verderbens: im roten Saale! Als Liliana Dich verließ, riefst Du nach dem Tode, der für Dich eine Erlösung wäre. Du liebtest die Leidenschaft und der Tod will für Dich zur grössten Leidenschaft werden. Du wirst nicht lange zu warten haben!

— Der Tod! — zitterte Duhan. — Du sprichst gleichgiltig von ernsten Sachen. Ich will noch nicht sterben. Ich bin des unnützen Kummers satt und sehne mich nach dem Leben!

— Heute wirst Du nicht sterben, wenn Du nicht willst. Aber heute hast Du in Deiner Verzweiflung den Teufel beschworen, Dir vergessen zu helfen. Der Tod ist das Vergessen. Satan kam durch Deinen Schwur gerufen; er behielt Dich übrigens stets im Augenmerk. Du sehnst Dich nach dem Vergessen — nun, hier ist der schönste Weg zum gewünschten Ziele!

Eine Aufforderung zum Tanze erklang neuerdings, der rote Saal füllte sich von neuem — Viel schöne Frauen gab es hier, mit Armen so zart, dass der bestrickte Kopf sich danach sehnte, in ihre liebkosenden Hände genommen zu werden.

Eine derselben (vermutlich!) blieb vor Andreas stehen. Ein schlanker, purpurroter Domino, so vorsichtig eingehüllt, dass bloss die roten Schuhchen mit hohen goldenen Absätzen unter dem faltenreichen Gewande zu sehen waren.

Ihr leidenschaftlich blasses und schönes Antlitz verhüllte zur Hälfte eine gleichfalls purpurrote Maske mit angesetzten Spitzen. Der lange rote Handschuh, geknöpft bis zum Handgelenke, verriet die feine Linie eines niedlichen, schlanken Armes und liess das zarte Händchen frei, das blos ein einziger Ring schmückte: eine goldene Schlange mit einem Rubinkopfe.

Mit Verwunderung sah Duhan die purpurne Schönheit an. Verlangende Erregung bemächtigte sich seiner mit immer leidenschaftlicherer Kraft; es war, als ob lüsterne Flammen an seinen Gliedern lechzten und sie bis zur unhaltbaren Erregung erhitzen.

Die Musik, die soeben begann, liess das heisse Blut nur noch leidenschaftlicher stürmen. Sie erzitterte wild im rasenden Laufe aller Instrumente.

— Tanze doch — sagte der Teufel und zeigte dabei auf das rote Domino.

Duhan stand auf und bat die unbekanntete Dame um einen Tanz.

Sie antwortete nicht, nickte bloss zustimmend und im Nu verschwand das Paar im Gewirr der Tänzer.

Und wie sie so einer dem anderen in Armen lagen, brach der Sturm der roten Flammen von neuem aus und Duhan loderte samt seiner Tänzerin, deren nachgiebiger, schöner Körper sich an den erregten jungen Mann fest anschmiegte, im gemeinsamen Opferfeuer des leidenschaftlichsten Liebespaares dem roten Götzen des erhitzten Geschlechtssinnes — — —

— Wir tanzen zwischen flammenden Schwertern. Sehen Sie diese nicht überall um uns herum? — flüsterte Duhan.

Sie antwortete nicht. Er fragte nochmals vergeblich.

— Sind Sie stumm? —

Sie schüttelte den Kopf.

— Dann dürfen Sie nicht sprechen?

Da nickte sie.

In einem unerklärlichen Mitgefühl küsste er sie kurz und hastig auf die geschlossenen Lippen, doch im selben Augenblicke wankte er, wie vom Geruche einer vergifteten Mandelmilch betäubt, und er wäre zu Boden geglitten, wenn ihre Arme ihn nicht so fest gehalten hätten — — Er wusste selbst nicht, wie es kam, als sie sich plötzlich ganz allein in einem kleinen, traulichen Raume befanden, der nur von verglühenden Kohlen des Kamins aus Karneolmarmor beleuchtet wurde.

Die rote Maske ruhte neben ihm auf dem

Plüschsofa und ihre weissen zarten Finger berührten ihn und verursachten ein angenehmes Frösteln des zu heiss wallenden Blutes. Er näherte sich endlich ganz knapp der geheimnisvollen Fremden und entfernte ihre Maske.

Da zeigte sich das ganze ätherblass, unsäglich liebliche Gesicht mit zarten Zügen und dämonisch grauen Augen, die jedoch auf dem überraschten Duhan mit unendlicher Sanftmut ruhten. Nur ihr kleiner, wollüstiger Mund blieb fest geschlossen und Andreas wartete vergebens darauf, dass er sich öffnen werde, um seinen Namen zum ersten Male auszusprechen.

Sein teuflischer Begleiter erschien wieder und sprach:

— Du bist nahe am Ziele, Andreas Duhan, mit der Hand kannst Du ergreifen, wonach Du Dich gesehnt hast. Du liebtest die Leidenschaft und den Tod. Hier kann man mit vollen Zügen von Beidem trinken.

Duhan sah den Sprechenden verwundert an.

— Leidenschaft und Tod? — wiederholte er.

— Die Musik spielt und fordert zum Leben auf. Auch die Liebe ist Leben — und Tod sagst Du?

— Der Tod ist stumm! entgegnete der Teufel. Der purpurne Domino, welcher bisher ruhig in Duhan's Armen lag, zitterte kaum merklich.

— Von Dir spricht er nicht — sagte Duhan zu ihr und strich ihr beruhigend über das rotgoldene Haar. — Du bist nicht stumm, Du darfst nur nicht sprechen, aber ich weiss, Du wirst es tun, sobald ich Dein Herz mit Liebe erfüllt habe — — —

Sie knöpfte ihr faltenreiches Gewand auf und griff zum Herzen. Der weisse, feste Busen blendete in seiner Marmorfarbe und die köstlichen Linien des befreiten Körpers erinnerten an die Pracht antiker Statuen.

— Sie wird sprechen, wenn Du willst. Doch bringt Dir ihre Sprache den Tod — sprach der Teufel.

— Du lügst! Ich will, dass sie spricht — rief Andreas Duhan hart und beugte sich über seine purpurne Geliebte.

Da öffnete sich endlich der Mund der, nach welcher er sich sehnte, und im selben Augenblick stiess der junge Mann einen Schrei der grässlichsten Bestürzung aus.

Der Mund der roten Maske war voll von gräulichen Pestwunden. -Keine Zähne waren darin, nur Stummel und mit schwarzem Blut bedeckte Beulen und Löcher.

Alles währte nur einen Augenblick. Die kleinen

Rubinlippen schlossen sich wieder und das blasse Antlitz erschien noch schöner als früher. Die verhöhrende Stimme des Teufels zischte Duhan ins Ohr:

— Hast Du sie endlich verstanden, diese Sprache, die, wenn auch unhörbar, in die verborgensten Tiefen des Herzens eindringt? Glaubst Du nun, dass der Tod stumm, und diese hier die todbringende Wollust ist?

— Ich glaube an den Graus und das Entsetzen dieses Augenblickes — bejahte der Gefragte.

— Ich sehne mich nach dem Leben und will zum Leben zurückkehren! fuhr er fort.

— Tue, wie es Dir beliebt — antwortete der Teufel.

Bleibe hier, oder lass uns gehen — und tat dabei einige Schritte voraus.

— Ja, gehen wir! sprach Andreas Duhan feierlich — — — und sank in die weissen Arme des purpurnen Dämons. — — —

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Tschechischen von Dr. Ernst Umlauf.)

Literarische Neuerscheinungen

OTTO RUNG. Die Geheimkammer. Roman. (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.)

Die Heldin des Buches: Die Liebesfrau, die Frau des Geschautwerdens, die, für die der Handschuh aus der Arena geholt wird, die man fernhält von allem seinem Kampf, als präziöse Zierde der Ruhe. Sie fühlt sich nicht wertvoll genug in dieser Rolle, sie sucht die letzte Vereinigung nicht nur in der Liebe, sondern auch in seinem Leben; in seine Qual und seinen Ernst will sie eindringen. Doch eine Verborgenheit im Manne bleibt, eine Geheimkammer, von deren Tür er sie mit behutsamen, aber starken Händen immer wieder in das spielend-sinnliche Bourdoir der Liebestunde zurückweist, in hochachtender, verehrend-zärtlicher — — Verachtung.

Rungs starke, nicht präsentiose Sprache weiss den Leser zu besiegen. W—l

Zeitschriftenschau

SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE. Herausgeber Dr. J. Bloch. Das 8. Heft enthält: Eduard Bernstein: Wahlprüfung durch Richter; Karl Leuthner: Wiener Politik; C. Schmidt: Marxistische Orthodoxie; Robert Seidel: Getreideversorgung in der Schweiz u. a.

DIE SCHAUBUEHNE enthält in der Nummer 17: Ariadne auf Naxos. Von Julius Bab. — Parlament und Hoftheater. Von S. J. — Paganini. Von Robert Walser. — Mauth & Cie. Von Erich Baron u. a.

THESPIS. Monatsblätter für dramatische Literatur und Musik. (Fred von Sommaruga, Charlottenburg.) Das Heft 1 enthält Essays über Theaterschriftsteller und eine Humoreske von Schrottenbach.

NEUE BLAETTER. (Verlag in Hellaerau.) Der zweiten Folge 5. und 6. Heft enthält: Däubler: Ode und Gesänge; Kassner: Der Heilige; Martin Buber: Das Wandbild, Rilke: Marien-Leben; Jammes: Gebet und die Kirche (deutsch von Ernst Stadler).

DIE NEUE RUNDSCHAU (S. Fischer, Verlag, Berlin). Das Maiheft bringt einen Essay von Kurt Eisner „Die neue Lehre von Bethlehem“, der sich in scharfer Weise gegen

die bekannte Broschüre Ludwig Bernhards „Unerwünschte Folgen der Sozialpolitik“ wendet. Zum hundertsten Geburtstag von Wagner und Verdi veröffentlicht Oskar Bie eine Betrachtung dieser beiden für die moderne Oper grundlegenden Komponisten. Ueber Thomas Manns „Tod in Venedig“ schreibt Bruno Frank. Die Novelle von Arthur Schnitzler „Frau Beate und ihr Sohn“ wird benedigt. Siegfried Krebs veröffentlicht eine kleine Novelle „Der Tod des Arztes“. Daniel Ricardo schreibt über drei verstorbene Finanzleute: Fischel, Delbrück und Morgan, Alfred Kerr über Bühnenaufführungen dieses Winters. Karl Jentsch gibt eine ausführliche Erläuterung des grossen wissenschaftlichen Werkes von Bloch über Sexualmoral. Die politische Chronik von Junius und allerlei kleinere Anmerkungen füllen das Heft.

Vornotizen

(Nur wichtige Neuerscheinungen werden hier angezeigt. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION)

BERND ISEMANN. Lothringer Novellen. (S. Fischer Verlag Berlin.) Geh. M. 3.—.

OTTO STOESSL. Morgenrot. Roman. (Georg Müller Verlag München.) M. 4.—.

PHILIPP KELLER. Gemischte Gefühle. (Kurt Wolff Verlag Leipzig.)

EBERHARD BUCHNER. Das Neueste von Gestern. 4 Bände. (Albert Langen, München.)

MAX BROD. Ueber die Schönheit hässlicher Bilder. (Kurt Wolff Verlag Leipzig.) M. 4.50.

FRANZ WERFEL. Wir sind. Gedichte. (Kurt Wolff Verlag Leipzig.) Geh. M. 4.—.

Sondernummern der AKTION

Die nächsten Sondernummern werden folgenden Autoren gewidmet sein:

GOTTFRIED BENN

FRANZ BLEI

PAUL BOLDT

MAX BROD

ALFRED LICHTENSTEIN

MAX OPPENHEIMER

JOHANNES SCHLAF

ERNST STADLER

Ausserdem erscheint eine „Reisenummer“ und ein Spezialheft SECESSION.

AN UNSERE FREUNDE

ergeht wiederholt die Aufforderung, für die AKTION unablässig zu wirken. Unsere Propaganda-Ansichtskarten sind jetzt in einer Auflage von 20 000 Stück erschienen. Man verlange sie kostenlos von uns und benutze sie fleissig als Korrespondenzkarte. In jedem Café verlange man die AKTION. Man verbreite überall Probenummern, die wir in jeder gewünschten Zahl zu dem Zwecke abgeben. Man veranlasse seinen Buchhändler, die AKTION auszuhängen. Unterwegs, auf der Reise, fordere man im Hotel die AKTION. Wer ein Freund der AKTION sein will, hat Pflichten!

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: Das geistige Deutschland protestiert / Carl Einstein: Der Arme — Poschatzer — Der Tod — Der Besuch im Irrenhaus / Paul Stefan (Wien): Ueber Oesterreichs Zukunft / Ernst Stadler: Nachtfahrt / Paul Boldt: Abendavenue / Willy Küsters: Hinweis auf André Gide / John Höxter: St. Hubertus / Anekdoten Ein Schulbeispiel / An unsere Freunde / Programm des Carl Einstein-Abends

Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 19

INHALT

Franz Pfemfert	Die Berner Pfingstkonferenz
Ludwig Rubiner	Psychoanalyse
Georg Hecht	Der kritische Bahr
Havemann	Ueber den Fortschritt
Paul Boldt	Frühjahr
Peter Hille	Maienfrühe
Alexander Bessmertny	Klage um einen Pagen
Hans Baas	Die Bänke
Ferdinand Kiss	Trivialitäten
Hans Luft	Der Aesthet
Ernst Balcke	Dea
Marie Holzer	Menuett

Tageblättisches — Er ist noch immer der Alte — Einladung
zur Subskription — Der nächste Autorenabend der AKTION
Sondernummern

Jourdain Landschaft im Frühling (Zeichnung)

HEFT 20 PFG.

VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

Die Dichtkunst

I. Band: **Paul Scheerbart** von E. Mondt. M. 1.40
 II. Band: **Rainer Maria Rilke** von E. Mondt und G. Hecht. M. 1.80
 III. Band: **Gerhart Hauptmann** v. G. Hecht. M. 1.80
 Preis der drei Bände in einem Karton M. 4.—

Herbert Eulenberg
 oder
Ein Traktat über Kritik

von **Georg Hecht.**
 Geh. M. 1.65, geb. M. 2.40.

Der Neue Jude

von **Georg Hecht.**

Geh. M. 3.50, geb. in Leinen M. 4.75.
 Luxusausgabe, echt Bütten in Halbpergament M. 8.50.

Was dieses Buch vor den vielen gelehrten und ungelehrten, die die Judenfrage behandeln; auszeichnet, ist die intimste Kenntnis der ganzen Materie, ist die Begründung einer „Wissenschaft von der Judenheit“, die es bisher kaum gab, wodurch alles Gerede über diese Frage zur fruchtlosen Sensation gestempelt wurde. Darum ist dieses Buch das eigentliche Judenbuch, das eine klare Forderung formuliert

Durch jede Buchhandlung, sonst gegen Nachnahme von
Gustav Engel, Verlagsbuchhandlung, Leipzig

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit **BEGLEITWORTEN**
 von **FRANZ BLEI** und dem
BILDNIS DES DICHTERS
 von **MAX OPPENHEIMER**
 Preis 3 Mark

Verlag der Wochenschrift **DIE AKTION**

DER ANFANG

Monatsschrift für die Jugend

ist nicht nur die einzige Zeitschrift, die ausschliesslich der Schuljugend gehört, sondern sie ist unter den Kulturverhältnissen der Gegenwart die einzige Tribüne, auf der Schüler unbevormundet zu Wort kommen. **DER ANFANG** soll der Jugend Gelegenheit geben, ihre Ideale und Ueberzeugungen, ihre Not und Sehnsucht zum Ausdruck zu bringen.

Man bezieht den **ANFANG** durch den Buchhandel, durch die Post oder vom Verlage, halbjährlich zum Preise von 2.— Mark oder 2,50 Kronen. — Das Einzelheft kostet 50 Pfennig.

Verlag: **DIE AKTION, Berlin-Wilmersdorf.**

PROSPEKTE KOSTENFREI

HYPERION

ZWEIMONATSSCHRIFT

Herausgegeben von **FRANZ BLEI**
 2 Jahrgänge zu je 36 M, zusammen 66 M

EINZELHEFTE

die bei Kompletierung restlicher Jahrgänge übrig blieben, soweit der Vorrat reicht, zu

2 Mark 50

DER ZWIEBELFISCH

FÜNFTER JAHRGANG, HEFT 1
 erschien soeben.

Probepbände (3 Hefte) M 1.—. Einzelhefte 60 Pf. Jahrgang (6 Hefte) M 3.—

DAS KLEINE

ZWIEBELFISCH-KULTURKRATZBÜRSTEN-VADEMECUM

1 9 1 3

Mit boshafte Porträten von E. Preetorius
 Broschiert M 1.—, Leinenband M 2.—

Durch jede Buchhandlung, sonst gegen Nachnahme vom
HYPERION VERLAGE
HANS VON WEBER, MÜNCHEN NW 16

PROSPEKTE KOSTENFREI

VERLAG VON PAUL CASSIRER IN BERLIN W 10

ORLANDO UND ANGELICA EIN PUPPENSPIEL IN ZEHN AKTEN

Frei nach Ueberlieferung der Neapeler Marionetten von
JULIUS MEIER-ORAEFE

Mit Originallithographien, zum Teil in mehreren Farben, von
ERICH KLOSSOWSKI

Das Werk erschien in drei Ausgaben:
 I. Künstlerausgabe: 12 Exemplare auf altem japanischen Bütttenpapier, von denen 10 Exemplare (1-10) numeriert sind. Jedes Exemplar enthält zwei Originalaquarelle des Künstlers. Diese Ausgabe war bereits zehn Tage nach dem Erscheinen des Werkes vergriffen M 800.—
 II. Luxusausgabe: 22 Exemplare auf Van Geldern, von denen 20 Exemplare (11-30) numeriert sind. Die Lithographien sind auf der Handpresse gedruckt. Handgebundener Ganzleiderband. Spezial-Vorsatz . . . M 500.—
 III. Gewöhnliche Ausgabe: 600 Ex. Mit lithographiertem Umschlag M 40.—
 Ein illustrierter Prospekt wird kostenlos abgegeben

BLÄTTER AUS EINES LUFTSCHIFFERS TAGEBUCH

von **ALBRECHT BLAU**
 mit Zeichnungen von **RUDOLF GROSSMANN**
 Broch. M 3.—, gebunden M 4.—

NEUE BÜCHER ÜBER BILDENDE KUNST:

- | | |
|---|--|
| <p>Künstler unserer Zeit I.
 Max Beckmann
 von Hans Kaiser
 Mit zahlreichen Abbildungen
 Kartoniert M 6.—</p> | <p>Die Wirklichkeit und ihr künstlerisches Abbild
 von Alfred Guttman
 Broch. M 5.—, kartoniert M 6.—</p> |
| <p>Johann C. Wilck
 Ein Maler des deutschen Empire
 von Alfred Gold
 Broch. M 3.50, gebunden M 5.—</p> | <p>Der Gefühlsausdruck in der bildenden Kunst
 von Anton Mayer
 Broch. M 3.50, gebunden M 5.—</p> |

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

8. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

28. MAI 1918

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-
Exemplare etc. sind an den Heraus-
geber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Strasse 17
zu senden :: :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährl. (excl. Be-
steuergeld) bei allen Postanstalt.,
Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk.
2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf,
Nassauischestr. 17 : Kommissionär Gust. Brauns, Leipzig

EINE FRIEDENSGARANTIE

Unsere Nationalisten werden vom Unglück verfolgt. Um für ihre kulturfeindliche Existenz eine Entschuldigung vorzubringen, um das Unsittliche ihrer Gesinnung zu verhüllen, verwiesen sie bisher auf die Kriegsgelüste der Nachbarvölker. Es war natürlich eine dreiste Tatsachenfälschung, aber die patriotischen Geschäfte blühten famos. Wenn man dem ahnungslosen Bauernburschen zubrüllt, Haus und Hof seien vom Erbfeind bedroht, so kommt der im nationalen Irrwahn lebende Naivikus nicht erst auf den Gedanken, die Wahrheit nachzuprüfen. Er läßt das angeblich bedrohte bischen Herdglück im Stich und marschiert los. Er wird sein Leben preisgeben, er wird auf Menschen schießen, nur weil man ihm diese Menschen als die Feinde seiner Habseligkeiten, als raublustige Kreaturen bezeichnet hat. Daß der „Todfeind“ bloß ein ebenso betörter armer Teufel ist, daß man dem „Gegner“ auch den harmlosen deutschen Bauernjungen als habgierigen Raubgesellen verleumdete, — solcher Erwägungen ist ein im patriotischen Trancezustand schlummerndes Hirn nicht fähig. Und sollten sich doch einmal Zweifel regen: ein falscher Ehrbegriff macht sie zunichte. Die patriotische Phrase hockt im Schädel und läßt kein Denken aufkommen.

Jetzt jedoch, nach den antimilitaristischen Kundgebungen in Frankreich, wird es unseren Kriegsgewerblern recht schwer werden, mit der Rummelplatzattraktion „Erbfeind“ die Taschen zu plündern. Toul ist eine vollendete Widerlegung des Schwindels vom Anwachsen des französischen Nationalismus, Toul und nicht minder Belfort sind eine vernichtende Verurteilung der deutschen Wehrvorlage.

Man muß schon die Stirn eines deutschen Diplomaten haben, um noch heute von einem Krieg mit Frankreich zu faseln. Denn was wir jetzt dort sehen, es ist die Demonstration eines Geistes, mit

dem die Herrschenden keine patriotischen Orgien feiern werden, den sie aber auch nicht gewaltsam austilgen können: der unbedingte Friedenswille, der Antinationalismus hat in Toul und Belfort gesprochen!

Es ist nicht (die Telegramme möchten es so gern dazu machen) irgendein kleiner Putsch irgendeiner kleinen Gruppe: es ist der Beginn eines Kampfes, den der Kulturgeist des französischen Volkes wider patriotische Barbaren führen wird. Entweder die Regierer Frankreichs lassen den Plan der dreijährigen Dienstzeit fallen, oder das Land steht am Vorabend der gewaltigsten inneren Erschütterungen. Denn darüber wollen wir uns klar sein: das französische Proletariat wird sich nicht gutwillig ergeben, wie es den französischen Nationalisten auch nie gelingen wird, das Volk zu einem Krieg gegen Deutschland aufzuhetzen. Was schadet die Arbeit der patriotischen Friseur, wo ein Volk antinational empfindet!

Also Frankreich ist keine Kriegsgefahr sondern eine gute Friedensgarantie.

Was werden unsere Nationalisten jetzt auskramen, nachdem ihnen dies einzige Argument genommen ist? Ich höre sie schon: wir müssen gegen die sozialistische Gefahr rüsten, die von Frankreich kommt! Zugegeben, daß die Freiheit der Menschheit nicht unter einem deutschen Dache geboren werden wird. Aber der Hinweis wird nicht recht wirksam sein. Werden unsere Patrioten etwa Rußland als Schreckgespenst aufstellen? Nun: Väterchen Zar wird sich wohl mit den Siegen begnügen, die er über die deutschen Diplomaten mühelos erringen kann. Ein Krieg gegen Deutschland könnte seine absolutistische Herrlichkeit arg gefährden.

Was also werden unsere vom Unglück verfolgten Nationalisten zur Kräftigung der Opferwilligkeit des Volkes ersinnen?

Franz Pfemfert

Glossen

DAS KLEIDERSPIND

Die modernen Potentaten
Brauchen keine Diplomaten.
Friedenssonnen leuchten licht
Fehlt der Kammerdiener nicht.

Wirksamer als Wortgedrechsel
Ist ein flinker Kleiderwechsel;
Esperanto wird uns jetzt
Durch die Uniform ersetzt.

Was nicht Worte können sagen,
Sagt ein Rock mit buntem Kragen.
Wie Fregoli, eins, zwei, drei,
Macht man Freundschaftsäusserei.

Zehn Uhr fünf: den Cumberländer
Grüssen preussische Gewänder.
Zehn Uhr sechs: in Russentracht
Jetzt der deutsche Kaiser lacht.

Schneller geht solch Kleiderwechsel
Als das schwere Wortgedrechsel.
Deutsches Volk, sei frohgesinnt:
Gross ist so ein Kleiderspind.

U'gaday

DER GOTT DER MONISTEN

Das Christentum ist vor allen anderen die Religion par excellence weil es die innerste Natur und das eigentliche Wesen aller religiösen Systeme in ihren schärfsten Konsequenzen zum Ausdruck gelangen lässt, die nichts anderes sind, als eine Verarmung, Knechtung und Vernichtung der Menschheit zu Gunsten der Gottheit.

Wenn Gott alles ist, sind die wirkliche Welt und der Mensch ein Nichts, wenn Gott die Wahrheit, die Gerechtigkeit, alles Gute und Schöne, die Stärke und das Leben ist, so ist der Mensch die Lüge, die Ungerechtigkeit, alles Ueble und Hässliche, die Ohnmacht und der Tod. Unfähig durch sich selbst zur Gerechtigkeit, zur Wahrheit und zum ewigen Leben zu gelangen, kann er dies nur mittelst einer göttlichen Lösung erreichen. Aber wer von Erlösung spricht, spricht auch von Erlösern, Messiasen, Propheten, von durch Gott selbst inspirierten Priestern und Gesetzgebern; und diese einmal als die Repräsentanten der Gottheit auf der Erde, als die heiligen Lehrer der Menschheit, als von Gott selbst Auserwählte,

die Menschheit auf den Weg des Heils zu leiten, anerkannt, üben notwendigerweise eine absolute Herrschaft aus. Alle Menschen schulden ihnen einen passiven und unumschränkten Gehorsam, denn gegenüber der göttlichen Vernunft gibt es keine menschliche Vernunft, gegenüber der Gerechtigkeit eines Gottes kann keine irdische Gerechtigkeit bestehen. Sklaven Gottes, müssen die Menschen auch Sklaven der Kirche und des Staates sein, so lange dieser letztere seine Weihe von der Kirche erhält. Das ist es, was von allen bestehenden und früheren Religionen das Christentum besser als alle übrigen, ohne Ausnahme sogar der meisten antiken orientalischen Religionen, begriffen hatte.

Diese hatten ihre Herrschaft immer nur über einige hervorragende und privilegierte Völker ausgeübt, während das Christentum die Prä- tention hat, ihre Herrschaft auf die gesamte Menschheit auszudehnen. Und das ist auch, was von allen christlichen Sekten die römisch-katholische Kirche allein proklamiert und auch mit eiserner Konsequenz verwirklicht hat. Das ist es, warum das Christentum die absolute Religion, die letzte Religion ist, warum die apostolische und römische Kirche die einzig konsequente, die einzig logische ist.

Möge es nun den Metaphysikern und den religiösen Idealisten, Philosophen, Politikern oder Poeten missfallen, wir sind dieser Ueberzeugung: Die Gottesidee schliesst die Abdankung der menschlichen Vernunft und der menschlichen Gerechtigkeit ein; sie ist die entschiedenste Verneinung der menschlichen Freiheit und läuft notgedrungen auf eine Versklavung der Menschheit ebenso sehr in theoretischer wie in praktischer Beziehung hinaus.

Wenn wir nicht die Versklavung und Erniedrigung der Menschen wollen, wie es die Momier, die Pietisten und die protestantischen Methodisten wenn auch grösstenteils unbewusst wollen, so können und dürfen wir nicht die geringste Konzession machen, weder der Gottesidee der Theologie, noch der Metaphysik. Wenn Gott ist, so ist der Mensch Sklave. Ich möchte den sehen, der aus diesem Zirkel herauskommt.

Alle Religionen sind grausam, alle sind sie auf Blut begründet; denn alle beruhen auf der Idee des Opfers, d. h. auf der fortwährenden Aufopferung der Menschheit für die unersättliche Rachgier der Gottheit. Dieses erklärt uns, warum die Priester aller Religionen, die Besten,

die Menschlichsten, die Sanftesten fast immer im Grunde ihres Herzens — und, wenn nicht in ihrem Herzen, so doch in ihrem Gedankenleben, in ihrem Geist — etwas Grausames und Blutgieriges haben.

Aber das alles wissen unsere zeitgenössischen, hervorragenden Idealisten besser, als irgend jemand. Sie sind gelehrte Männer, die ihre Geschichte auswendig können; und da sie zu gleicher Zeit lebende und fühlende Menschen sind, grosse Seelen, durchdrungen von einer aufrichtigen und innigen Liebe für das Wohl der Menschheit, so haben sie alle diese Missetaten, alle diese Verbrechen der Religionen mit einer Beredsamkeit ohnegleichen gekennzeichnet, verflucht und beklagt. Sie weisen mit Ent-rüstung jede Solidarität zwischen dem Gott der positiven Religionen und seinen vergangenen und gegenwärtigen Repräsentanten auf der Erde zurück.

AUSSTELLUNG IM GRAPHISCHEN KABINETT

Es ist offenbar, dass die neuen Kunstbestrebungen ein geläutertes Wollen darstellen, den Drang nach dem Ausdruck einer Idee — der Idee unserer Zeit —. Diese Loslösen vom Impressionismus, vom Geniessen des Momentes, dieses Streben nach Höherem, nach höherem Genuss, zeitigt in verschiedenen Individuen verschiedene Erscheinungsformen, verschiedene Kunstformen — in Frankreich haben wir den Neuakademismus: Friesz, Derain, Matisse, — Picasso! —, die verschiedenen romantischen Einschläge: ins psychologische Gebiet: Kokoschka, Munch, Oppenheimer; ins erotische: die Brücke. Dann gibt es reine Lyriker, wie Huber. Nichts ist schwerer, als eine Individualität, einen Charakter, dem höheren Gesetz zu unterordnen. Selten einer ist so stark, dass er sich selbst befiehlt, fühlt er sich doch im Recht; denn nichts schätzt der Laie so sehr, wie den brutalen Ausdruck einer Individualität. Zu einem einheitlichen Stil fehlt unserer Zeit eine Kompetenz — ein führender Grundgedanke.

Für den Zuschauer ist es leicht, sich dem Einfluss irgend einer der oben erwähnten Strömungen hinzugeben — bis zum Fanatismus — und gegen alle Anderen Stellung zu nehmen. Schwerer ist es, ruhigen Kopf zu behalten, und in den vielen individuellen und lokalen Strömungen die führenden Talente zu erkennen.

Im neuen Kunstsalon Schillerstrasse 6 bietet sich in einer umfangreichen Ausstellung Gelegenheit,

sich vom Erstrebten und Erreichten der jüngsten von uns Malern eine Vorstellung zu machen. Im ersten Saal finden wir schöne Bilder von Friesz, ein sehr bemerkenswertes Bild von Girieud — es ist fast so schön, wie ein Van Gogh — ein Bild von Segal, der unter die Psychologen gehört, zwei sehr talentierte Arbeiten von Maria Slavona, gute Bilder von Hasler, von Kap-herr, Dornbach, Heckendorf, Möller, Freese u. a., im zweiten Saal fällt vor allem der Schweizer Lyriker Huber auf. Huber ist ein Talent, das Aufmerksamkeit verdient, eine bedeutende rhythmische und koloristische Begabung. Von Huber ist eine Kollektion ausgestellt. In demselben Saal stellen aus: Pascin, Grossmann, Steiner, Fräulein von Zitzewitz, Boje-Postel.

Und nun zum dritten Saal, wo ich selbst eine Kollektion ausgestellt habe. Ich halte das individuelle Wollen für eine Begrenzung des Talenten und allein das Hindrängen nach einer reinen, allgemeinen, plastischen Form für dienlich, — als Ausdrucksmittel habe ich das Licht gewählt — als das objektivste Medium des Raumes. Ich will auf eine kleine Individualität verzichten und lieber eine Natur sein. Ich will ganz und nur Auge sein.

Friedrich Feigl

Aus einem imaginären Privatissimum über Horaz

Von Georg Hecht

Meine Damen und Herren!

Als ich zum Beginn dieses nun ablaufenden Semesters mein Colleg über die Oden des Horaz ankündigte, tat ich es aus dem inneren Drang heraus, andere an eigenen Freuden teilnehmen zu lassen. Das ist vermutlich der Grund, dass unsere Arbeit in diesen Stunden so gar nicht an den gewöhnlichen philologischen Betrieb erinnerte, dass wir fern von allen Realien uns immer tiefer in den Geist des Dichters versenkten.

Sie bewiesen neben der gütigen Aufmerksamkeit eine so freudige Teilnahme an den ersten Versuchen der Umdichtung und den anderen Darbietungen, die ich Ihnen reichen konnte, dass ich, besorgt, jenen ersten Arbeiten, Ihrem Wunsche gemäss, neue folgen zu lassen, nicht eigentlich daran dachte, den für mich merkwürdigen Ereignissen dieser Stunden nachzuforschen; denn schon allein die freudige Teilnahme ist bemerkenswert. . .

Doch heute überraschen mich diese ernstesten Gedanken, und Sie wissen, dass ein Gelehrter — und um wieviel mehr ein Gelehrter in Deutschland — solchen Dingen nachzugehen die Aufgabe und Pflicht hat, dass er seiner Ehre etwas vergäbe, täte er es nicht.

Wenn ich nun auch nicht glaube, dass meine eigenen Arbeiten für die Erlebnisse dieser Stunden gar nicht wirksam gewesen wären, — die demütige Selbstbescheidenheit ist ein erheuchelter und überwundener Standpunkt auch für den Gelehrten, — dies ist doch über jedem Zweifel, dass letzten Grundes das Werk des Dichters uns alle gepackt hat, was freilich noch keine Erklärung, nur die Umschreibung einer schönen Tatsache ist.

Wir begreifen sie als eine Wirkung, die wir in einen kausalen Zusammenhang setzen wollen, — wobei ein stärkerer Ton auch dem Wollen gebührt; das will besagen, dass wir uns einer gewissen Einseitigkeit der Untersuchung bewusst sind, die freilich immer noch von jeder kindlichen Ueberschätzung aller persönlichen Faktoren frei sein kann, wie wir uns andererseits auch vor ihrer Unterschätzung hüten müssen, zumal die Rede geht von einem Dichter, der doch mit den Kräften seines Innern in weit grösserem Masse aufbaut, als etwa der Staatsmann, der, ohne die jedem Künstler eigenen Schaffenskräfte, als Organisator der Zeitmächte immer noch Grosses wirken kann. Man muss wohl, um die Wirkung des Dichters auf uns zu begreifen, von unserer Zeit ausgehen.

Wir prüfen uns an unseren grossen Dichtern — ich könnte auch sagen: an den Klassikern unserer Tage, wenn ich mit Recht annehmen dürfte, dass überall dieser oberflächliche, reine Wortgegensatz von „romantisch“ und „klassisch“ endlich zu Grabe getragen ist. Ein sogenannter Klassiker muss zur Hälfte Romantiker sein und umgekehrt. Das haben wir heute nicht allein aus der Geschichte der Literatur gelernt, sondern auch aus uns selbst; unsere Gegenwart zeigt eben dies Doppelgesicht vollkommen ausgeprägt in allen Betätigungen.

Hier aber begegnen wir schon dem Horaz, der, man nehme sein ganzes Lebenswerk oder auch nur die Oden vor, bald lebenswürdig einlädt, bald ernst uns mahnt, beschaulich lebt und ernstesten Gedanken sich überlässt, uns vor dem Tode schreckt, zur Zufriedenheit überredet und in seiner feinen Sensibilität alles Rohe meidet, in einer Zeit arger politischer Verwüstung seine

Zartheit behält, und doch wieder schwere Erschütterungen seines Innersten überwindet, um das Verzichten zu lernen und sich mit Göttern und Menschen ahnungsvoll in einer höheren Einheit zu fühlen.

Er ist aber keineswegs einem jener Lyriker der vogoethischen Epoche, den Gleim und Hagedorn jener Zeit, oder, da sie gerade neu auflebt, den Langheinrich und Salus zu vergleichen, die vom Rausch des Lebens dichten, ohne ihm im Grunde wirklich erlebt zu haben, und darum auch so erschreckend klare, richtige, allgemeine Erlebnisse besingen. Wer Horaz dieser Gruppe vergleichen möchte, bewiese durch eine solche allzu gutbürgerliche Auffassung, wie sehr die Schulbehandlung auch noch in der Gegenwart den Dichter Horaz und sein Werk missversteht und schädigt.

Horaz liebt die einfachen Worte und lässt sich nie zu grossen Gebärden hinreissen. Horaz schriftstellert nicht, obschon die Gefahr damals ebenso gross war wie heute; er dichtet und erlebt und schaut; denn Horaz ist sehr anschaulich, nur muss man bedenken, dass seine Götter uns zwar Begriffe geworden, ihm aber lebendige Anschauung waren. Wir sind heute besser als jemals früher ausgerüstet, die wunderbaren Tatsachen der alten, klassischen Kunst und Literatur zu verstehen, wir disputieren das Wunder nicht weg, wir beginnen es zu erschauen. Die erhabensten Geister des vergangenen Jahrhunderts haben in diesen Dingen nicht so scharf sehen und unterscheiden können wie wir, und zugleich haben wir einen tiefen Eindruck in die Zeitbedingtheit jedes Kunstschaffens bekommen. In dieser Hinsicht ist Hermann Bahrs „Dialog vom Marsyas“ unübertroffen, und das gilt auch von Gerhart Hauptmanns „Griechischer Frühling“, einem Buch von bewundernswerter Klarheit und idylischem Reiz, das ich einigen Teilen von Goethes italienischer Reise im gewissen Sinne gleichstellen möchte.

Wir erleben darum ohne Staunen in unserem Schrifttum die eigenartige Tatsache, dass jene ferne Zeit wieder lebendig wird. Nicht dass rührige Verleger den Deutschen durch schöne und teure Neuausgaben alte Weisheiten wiederzukauen bewegen wollen; auch das ist wahrscheinlich der Fall, aber es ist des Verlegers geschäftliche Angelegenheit, der nur ein gewisses, nicht allzu grosses Gewicht innewohnt. Doch dass neue Dramen mehrfach dem Stoffkreis

des Homer entnommen sind, die vergangenheits-schaurige, griechische Tragödie sich neu belebt, — das sind, zumal diese Erscheinungen sich täglich häufen und auch in Werken der bildenden Kunst sich ausdrücken, unwägbare grosse Zeichen unserer Zeit. So haben wir die Idylle der Landschaft, die grausige Tragik der menschheitsformenden Vergangenheit und Gegenwart als Stützpunkte der alten Kunst erkannt.

Allgemach nun kommt die Zeit, auch das uns wieder neu zu gewinnen, was, vom griechischen Geist befruchtet, in Rom Eigenes erstand.

Und hier begegnen wir wieder dem Horaz, der, ungleich seinem früher sehr überschätzten Freunde Virgil, kein Nachschaffer, ein Schöpfer ist, obschon er keine buchdicken Epen geschaffen hat; denn Horaz ist vor allem ein Idylliker des Landlebens, und selbst die Kämpfe der Liebe und Freundschaft werden ihm zum Idyll, das in allen Farben der einfachen Feld- und Waldblumen blüht und süß und herb duftet wie frisches Kraut.

Süß und herb ist der Duft des Horaz, süß das Begehren, herb die versteckte Sinnlichkeit seiner Liebe, weiblich und süß seine andachtsvolle Innigkeit bei der Empfängnis neuer Eindrücke, männlich gehalten und herb sein Ausdruck, dem es doch wieder nicht an süßen Melodien fehlt, die freilich in der lateinischen Sprache aus anderem herausgehört werden müssen, als in der deutschen, weniger aus dem Rhythmus — eine grosse Zahl der Oden ist ja in der sapphischen oder alkäischen Strophe verfasst — als aus der Stellung der Worte innerhalb dieses Rhythmus: Dulce ridentem Lalagen amabo.

Dulce loquentem,

Immer lieb ich Lalage, Dich,
Du meine reizende Süsse,
schwätzende Kleine.

Was sich denn auch in dieser Prägung nicht wiedergeben lässt; der deutsche Rhythmus verlangt eine andere Behandlung, das deutsche Ohr eine grössere Mannigfaltigkeit, wie wir in unseren Versuchen gesehen haben.

Begreife ich die Harmonie der weiblichen und männlichen Seele des Horaz, — ein Zwiespalt, der durchaus harmonisch ist, und stets den Schluss auf eine höhere Zeitkultur zulässt, und weil er in unserer Zeit wieder wirkt, also keinem mehr gestattet, ein landator temporis acti zu sein, überschaue ich, dass unser männlichster Geist, Gerhart Hauptmann, in der Mehrzahl

Frauen zu den vorzüglichen Trägern seiner Dramen macht, was so ausgesprochen selbst bei Goethe, der die Idee oder das Ideal nur im Bilde des Weibes sich vorstellen konnte, nicht der Fall war, wird es mir zuletzt klar, dass durch unsere ganze Zeit ein femininer Zug geht, dessen ernste und karikaturistische Seiten man im schönen Verein in der sogenannten Frauenemanzipation findet, — so spinnen sich neue und immer wieder neue Beziehungen, die uns zu Horaz führen. Und darum wird es verständlich, dass in der vergangenen grossen deutschen Zeit meines Wissens nur Wieland und der alte Voss, in der Gegenwart aber mehrere — ich nenne R. A. Schröder, dessen Uebertragungen mir freilich nur in wenigen, zufälligen Stücken bekannt wurden — eine neue Liebe zum Horaz fanden, und dies trotz aller Schulbehandlung.

Genug dieser Vergleichs- und Bindungsfäden, die sich sehr vermehren liessen, denen aber, wie im Anfang schon gesagt war, eine gewisse Einseitigkeit notwendig anhaftet.

Was am Horaz noch hervorgehoben werden muss, ist die Lauterkeit des Herzens, die Klarheit der Sprache, der gegenüber die des Catull mehr an unsere sogenannte Dekadenz erinnert.

Meine Damen und Herren!

Ich darf hier unsere Zusammenkünfte dankbar mit den Worten beschliessen, mit denen ich sie begonnen: Horaz ist im gewöhnlichen Schulsinne durchaus kein Klassiker; er ist ein Dichter, einer, der Vergangenheiten und Zukünfte alles Menschlichen in sich trug. . . .

BRAUTSEELE

Das Gewand meiner Seele zittert im Sturm
deiner Liebe,

wie tief im Hain
das Herz des Frühlings zittert.
Ja, du mein heftiges Herz:
wir haben Frühling!
Auf einmal ist nun alles Blühen da!
Meine freudigen Wangen
sind aufgegangen
fromm nach deinen Küssen.
Gefährlich bist du, o Frühling,
und verwirrt;
wie von heftiger Süsse
prangenden Weines
pocht meine Seele.

Wie er so sinnend mich streichelt
mit seinen Strahlen allen,
und schlafen möchte ich
immerzu.
So träume ich vom eigenen Blute
und bin so wach
von mir,
so erschrocken,
wie man wohl aufhorcht
im flüsternden Herzen der Nacht.
Wie Sterne, die nicht schlafen können,
so stehen meine Augen!
Und bin doch so müde,
so sonderbar müde.
Sind wir Mädchen nicht alle so sonderbar müde
um diese Zeit?
Das macht, du bist um uns,
du bist ein Zauberer:
in Bäume und Menschen zauberst du
ein Sehnen und Dehnen,
ein müdes, verlangendes Gähnen.
Ja, ja, ihr Mädchenherzen,
der kennt euch!
Vor ihm kann kein Geheimnis bestehen,
er ist ja Weib,
Weib wie wir,
und eine heimliche, schelmische Stärke.
Frühling, sag, was machst du mit uns,
dass wir alle so sprossend müde sind?
Wir fühlen dich ganz in uns.
Du durchtönst uns,
tust mit uns ganz das Leben!
Ja, wir beben Leben!
Fromm atmet in uns eine Andacht,
und wohl'ig will es werden
rings auf der sprossenden Erden.
Wie wir uns regen,
da ist immer ein heimliches Bewegen.
Da ist die Quelle ein rieselnder Spiegel,
der uns erquickt und uns darreicht,
da ist der Spiegel eine bleibende Quelle,
und immer wird uns leise
süss von uns.
So sind wir wartend,
so zeigt es uns, verrät es uns,
wie süss wir sind
für den einen, andern.
O komm!
Komm zu mir,
ich bin ja so süss nach dir!
O komm!
Ich bin ja so schön nach dir!
Ich, deine lebendige,
deine wartende Zier

vergehe nach dir!

Jeden Tag kommt Alter, kommt Welken —
o komm!

Komm du dem Alter, dem Welken zuvor!
Ein Sehnen geht in allen Blumen
und will dich holen mit Farben und Duft,
und alles, was schön ist auf dieser Weltwiese,
ist nur aus Sehnen und Liebe schön. . .

Peter Hille

DAS VERLORENE PARADIES

(An die Knaben im Chore von St. Peter.)

Die Schlange zeigte uns im Paradies
Den Wurm im Apfel aufgebrochener Lust,
Das Tier das uns Eden weit verstieß
Spinnt gitternd sich um jede nackte Brust.

Vom Samen aufgeblasen wie von Gift
Ist jetzt das Mädchen, das den Liebsten küsste,
Und widerwillig doch gezwungen trifft
Der Blick die milchgeschwollenen langen Brüste.

Aufdringlich wie ein schlechtes Monument
Springt uns der Zweck mit Steiss und Stank
entgegen

Und keine Schönheit blieb, die sich nur kennt,
Selbstmördrisch muss sie Keime von sich legen.

Die Schlange in dem phosphorgelben Tal
Zieht atmend ein den Dunst von Tod und Zeugung
Und nur verschnittner Knaben Madrigal
Hebt Gottes Haupt empor aus seiner Beugung.

Alexander Bessmertny

DIE WOLLUST DES IMAGINAEREN

Ich floh das fasslich Nahe, denn die Glut,
die beim Berühren aus mir selber sprang,
verbrannte alles eingebrachte Gut
und wünschte jubelnd meinen Untergang.

Ich floh das fasslich Nahe, denn es war
darum ein Ruch von Erde und Verwesung. .
Der ferne Rhythmus nur schuf die Genesung,
der nah Erlebte aber bot Gefahr:

Es stritt die stark entfachte Leidenschaft
mit der Gewissheit, jede Form zerfalle,
und mit der Unmacht, etwas zu erringen. . .

Denn alle sind wir Güterlose, alle —
Wir wähnen uns in dem Besitz von Dingen
und sind doch selbst bloss in der Dinge Haft! —

Kurt Erich Meurer



MORIZ MELZER (Paris) **AKTSTUDIE**

Legende

Von Carl Einstein

Ein Jüngling, der sehr die Lust dieser Welt geübt, teilweise da ihm vorkam als sei es gebühlich zu verschwenden was wir weniges an Kraft besitzen, gleichsam um sich nach jeder Sünde gänzlich zu erneuen, und gepeitscht aus gestaltlosem Vergessen in weissen Flügel aufzuschwingen und was sonst ein im traumgleitendes Fliessen ist, gepeitscht, seinem Wesen gemäss als Gegensatz zu spüren, ohne dass er wahrnahm wie dieses keineswegs Kraft ist, sondern er rasend sein Ich verbüsse in matter Reizbarkeit. Dieser Jüngling zerschloss jäh und zu Fetzen, so dass er nur das Einzelne als Getrenntes begreifen konnte. Denn sein verderbtes Leben zwang ihn und die fast eintägliche Schwäche, teils die jetzt leise ihn bohrende Welt als abgetrennte Klänge zu spüren, teils sich die törichte Hoffnung aufzurichten, dass einen jeden Morgen sein Leben beginne. So kam's, dass er an fast allen Dingen die erste kindliche Form von Verstand und Sehen zu einem überreizten Aphorismen stückte, ohne je vorzudringen zu der sich breiten Stetigkeit, und gezwungen ward, hundert Tage seines Lebens als hundert getrennte Punkte aufzunehmen, da seine ganze Person nur wie ein Bündel kranker Reizfetzen flatterte. Nur immer gewaltsamere Vorgehungen gegen die Gebote unser heiligen Vernunft und die Gesetze Gottes konnten ihn zu immer minderen Momenten der Besinnung hinquälen, wozu kam, dass er, in anderen sich zerreissend, die Kette des Zusammenhangs sprengte, die wir Gedächtnis nennen und die unser Ich ausmacht. Er wurde zur Sünde verführt, nicht weil er sie liebte, sondern er sie stolz verachtete und die liebliche Lust, welche das Weib dem Manne gewährt, nie als solche fassen konnte. So beging er den Uebermut, Fernliegendes, was ihm eben verschlossen bleiben sollte, zu tun und damit zu sündigen. Denn Gott hat auch Menschen geschaffen, dem innewohnt, aller Lust fern zu bleiben und nicht daran zu rühren. So stand der Jüngling jeden Tag am Anfang seines eintägigen Lebens, das eine jede Nacht in der Sünde unterging, welchen Rest der Nacht er dann im Nichts eine gerechte Strafe des Erschöpften zubrachte. Der Beginn wie die vollkommene Vernichtung sind uns unmöglich, was der Herr weise eingerichtet. Zuletzt meinte der Jüngling sonderlich, dass diese Vernichtung und solches Leben in vielleicht den reinen Formen,

welche in uns wirken als Ordner unseres peinlichen Lebens, näherten, da er die Stetigkeit einbüßend, das Abstrakte gleichsam als Unzerstörbares noch besass, allerdings ohne dass ihm möglich gewesen wäre, jenes anzuwenden und in seiner beschränkten Kraft zu fassen, da er die Welt sich verstörte und sie wie windverwehte Herbstblätter morsch und raschelnd vor ihm lag. Eine seltsame Tugend darf ich es bezeichnen überkam ihn, fast dass sein Ich zerstückt, war er verdammt alles einzeln zu sehen, und so gelangte er zu der kostbaren Kunst, die auch kleinsten Dinge allem abgelöst vor sich zu legen, und wurde er gezwungen das Einzelne entweder als Namen einzuzeichnen, oder gar fein und sorgfältig es zu studieren. Dies vermochte er, da ihm alle weitgeschwungene Zeit verloren, nur bei den ruhenden Gegenständen, die keiner Veränderung unterworfen sind, wie die Kunstwerke und das Zerstörte. In diese einzelnen Gegenstände passte er öfters leichtfertig das grobe Gerüst seiner Abstraktion, aber nicht, dass er diese Gleichnisse einer ruhenden Welt weise verbunden, damit sie stehen, sondern das Einzelne galt ihm als feinste Färbung ausführlichste Zeichnung und zugleich als Axiom. So hätte er noch eine monologische Welt fügen können, die, um vom Geometer zu borgen, ein-dimensional ist, getrennte Strecken zieht und begrenzt, denen eben die gemeinsame Fläche ermangelte, da er hierzu die Breite eines keuschen und klugen Lebens vernichtet hatte. Es war etwas Sonderbares um sein Vermögen, wie er die Abstraktion verknüpfte mit den vereinzelt Dingen, die, was sie an Zusammenhang mit der nur im Verband gewebten Welt verloren, welches zusammen ich vielleicht als die Güte Gottes bezeichnen darf, dies unermüdliche Spenden und Empfangen ewig verzweigter Hände, an Kostbarkeit des Feinsten und Ausführlichen gewannen. Auf diese merkwürdigen Gebilde, die gleichsam im Sinne eines ruhenden Seins vollendet genannt werden dürfen, wand er das Gerüst der ewigen Vernunft an, verführt von dem Ruhen seiner Gegenstände, denen eine gewichtige Form des Lebens, nämlich das Erleben fehlte, in solchem Masse hatte er bereits den Zeitsinn eingebüßt. Seine Gegenstände waren somit nur unveränderliche, und dies sind die Erzeugnisse der göttlichen Kunst und die gestorbenen Dinge der Natur. Es erstickte unter seinen hilflosen schwachen Händen die Welt und lag im Krampf und der Totenstarrheit vor ihm. Dies ist seltsam, dass keines so gewalttätig wie

das Schwache und damit eitel und sündhaft, aber was den Sieg Gottes und des Lebens bereitet; der Böse tut nichts an, weil er schwach ist; es ist ein Lachen über den ärgsten Verächter. Dann und wann sendet Gott einen mächtigen Schelm, dessen Sinn aber ist auf das Gute gerichtet, nur muss er einen sündigen Umweg begehen, worüber nachzudenken uns wohl verboten, da das Paradoxon oft die Ausdrucksform Gottes wie er uns erscheint, sein muss; kann dieser sich doch nie mit unserer Welt ob seiner ewigen Herrlichkeit übereinstimmend decken, wobei wir freilich nie erkennen vermögen, ob diese Pracht Gottes sein Kerker ist oder wir wie ein elend Spielzeug seiner Hände. Jedenfalls, weil Gott, der gewiss über allem erhaben steht, oft zu unserer Welt im Widerspruch erscheint, ist diese erbsündlich von Beginn, wo er uns in Nichts hinausschleuderte, zu Etwas gedeihen liess, bis er uns ein wenig zurückreisst und verhüllt in einem Tröpflein Regen.

Dieser trübe Jüngling ging einmal in einen Herbstabend, der still und traurig war, dass ein Schreiten der Tödlichkeit des Tages fast widersprach, wie du neben einem Sterbelager stillstehst und nicht tanzest wo zum Fest.

Die Farben waren erloschen bis zum letzten Rest, aber was das Auge an Lust verloren, musste sich die Seele an Trauer gewinnen. Wir waren eingehüllt in das Himmelstuch; denn ich schritt hinter drein, nicht von ihm gesehen.

Diese Trauer war des Jünglings Lust; denn so ist der Mensch geschaffen, dass Qual und Sünde, die er verübt, ihm lustig werden und ihn stets weiter zur Verdammnis locken.

Der Jüngling, geplagt von der Sucht, sichtbarlich sich aufzudrängen dem Auge, wo er immer mehr, wenn auch unter seinem Gekreisch eines jeden Morgens verloren ging und schwand, tat alles anders als die Anderen, um sich ja zu sehen. So verführte die Schwachheit, dass er sich stark dünke zu Wahn, zu Tod.

Ei, ihn lächelte die Trübseligkeit, er prägte künstlich ein Paradoxon „widerspruchvolles Wortspiel“, was nur Gott schicklich und genehm.

Er ging in die blauen Bäume des Waldes und über die mattergreiste Wiese, auf der eine schimmerlose Sonne stand und schwebte. Er fühlte in dem feinen biegenden Empfinden, dass sein rasches Schreiten einen wohlgefügtten Gegensatz zu dem sterbenden Tag begeh; aber jenes war eitel, denn wann die Welt zu einem

Ton und einer Farbe gestimmt ist, dann wirkt sie stark und gewaltig als nie, und das Schreiten in den gleichen Abend ist vergebens, zumal sonst der Abhub der Zeiten sich prächtig und bezeichnend färbt in der Glorie einer roten Sonne, unter welcher Du gewandelt vom Lichte gehen darfst.

O der Jüngling ward müde und lag bald auf dem Wiesenplan, dem greisenden Haupt einer lebenden alten Erde. Die Halme standen eng, stark und spitz zur Höhe, das Licht war schwach und stark genug, dass alles für sich stand und steilte.

Der Jüngling lag nieder und wie er büssen musste, sorgfältig studierte er den Eindruck im Gras, den sein Körper angerichtet, dann merkte er ein Blatt zwischen seinen Knien hergeweht, das einzige ihm sichtbare in der Weite. Es war sonderbarlich gezackt und seine Farben eilten vom blöden Weiss bis zum Rostrot geteilt und übergehend. Die Adern des Blattes quollen aus dem Gefüllsel wie die Sehnen alter abgearbeiteter Hände. Sie waren braungelb; zerfressen war es.

Dies Blatt hob er auf und beschaute es und ihm war, er habe noch nie ein solches gesehen, besah es nach allen Seiten und wandte seine stolzen Worte heran wie Ornament, Liniengefüge und solches mehr, im Nachdenken über das Blatt. Wenn dies ihm wieder vor Augen kam, spürte er, dass die Worte und Gedanken nie ausreichten, dies Blatt zu bilden. Und ihn gedachte, dass es viele Blätter gebe im Wald und er nie alle sehen und nie begreifen und nie zu wissen vermöchte, was denn wirklich ein Blatt ist, worauf er lange Zeit sann ohne Bestimmtes sich vorzustellen als einen stechenden Schmerz, denn ihm war weh im Ohnbewusstsein, dass er die Kraft verloren des Zusammenhangs, der webt und genügsam macht; dass er zeitlos geworden. Das Blatt war unter seinen Händen stets ein verändertes, wann er hinschaute und er sprach flehentlich zum Blatt: „bleibe, dass ich Dich erfasse.“ Aber das Blatt wuchs gewaltig und drohend, er presste es zwischen den Fäusten, doch das Blatt ward zum Himmel und zur Erde und ward die Welt und Gott, da er nichts anders mehr zu blicken und denken vermochte als das Blatt. Da überkam ihm wieder, noch viele Blätter seien, die ihm verborgen im Wald geblüht und lägen jetzt zu Boden, und dass er sie nie begreifen werde, weil er nie einen Frühling mit ihnen geblüht. Dies aber stellte sich ihm nur als dumpfer Schmerz dar

und es zog ihn zum Wandern unter dem Himmel nach den Blättern der Erde, die ihm die Erde und alles waren. Und er schwand mir an der letzten Kurve des seidigen Himmelsgewölbes, das ihn den Augen entzog.

Ein spätes darauf fand man einen anständig gekleideten jungen Menschen in einem entfernten Land erstickt unter einem Haufen welker Blätter, den er wohl selbst geschichtet.

Vielleicht auch, dass der Wind sie darüber geweht.

Literar. Neuerscheinungen

Anlässlich Thomas Manns ‚Tod in Venedig‘

1. KUENSTLERTUM

Der Literat (Wassermann'scher Prägung) ist der Anbeter und unglückliche Liebhaber des Wortes. Das Wort ist ihm Maske, Narkotikum, Surrogat. Seine Selbstzucht erzwingt Distanz. Er benötigt Rüstung und Visier. Der Stil ist seine Waffe. Der fremde Erfolg ängstet Verrat.

Das Selbst ist Götze und Opfer. Die Kunst ist ewige Forderung, Hingabe ohne Glaube, Fanatismus ohne Ethik. Der Intellekt in seiner unzulänglichen Neugier genießt sich in Selbstschauspiel und Selbstregie, und verarmt in einer Selbst-Wandlungsunfähigkeit der Leidenschaft. Seelenlosigkeit demütigt den Zweifel zur Verzweiflung eines Isolierten. Der Selbstmythos repräsentiert sich mit langer Geste, einem élan ohne Vitalität. Leere Vornehmheit verliert die Ehrfurcht vor sich und antwortet weiter in apathischem Selbstplagiat.

2. VERRAT

„Der Tod in Venedig“, Novelle von Thomas Mann.

Auch nur ein Bürger „ein Moralist der Leistung“ — ein Nordischer —, der sich einmal Grösse abrang, verrät den Betrug seines Ressentiment. Ein Patrizier verliert die achtungsgebietende Haltung, die kluge Zucht, die die Notwendigkeit eines Meisterstils war.

Nur ein Intellektueller, dessen Geist seinen dingfernen Nachtrieb (in der geschwächten Lebenskraft) liebt, verrät seine tragische Ungenügsamkeit. Ein Spieler kostet in Selbstflucht und Selbstentbüdung Wunder, Rausch, Fieber, Tod. Leidenschaft wird Laster, vergiftet durch das Denken, die Moral, die physische Schwäche, die den Mut zur Krankheit behohnlächelt und die

Lust banalisiert. Ein Intellekt trieb „Raubbau der Erkenntnis“ und unterliegt der Rache geknechteter Affekte, die sich aus Wunschträumen in „Confessions“ befreien wollen. Gustav Aschenbach, dessen Sein in Th. Manns „kleinem Herr Friedemann“ („Enttäuschung“ und „die Hungernden“) angedeutet liegt, dessen Artistentum an Flaubert, Wilde, Bang streift, dieser geschminkte Lüstling, verwandt einem Herzog d'Esseintes, lächelt verrenkt wie die kranke Verführerin Venedig am Pranger und bettelt um Liebesbezeugung. Das „sieche Gewissen“ eines Müden trägt (antisozial entsittlicht) Mitschuld an den geheimen Fiebern dieser fäuligen, farbigen Stadt.

„Noch ist die Welt voll Rollen, die wir spielen, solange wir sorgen, ob wir auch gefielen, spielt auch der Tod, obwohl er nicht gefällt.“

Rilke

3. ZEITPROBLEM

Der Intellekt unterwirft sich den Objekten, ohne sie durch seinen Willen zu verwandeln; er muss die Renaissanceauffassung der Freiheit überwinden, hier ist die Grenze. Der Mythos mangelt, die Ueber-Ordnung, Synthese im gefühlsbetonten Offenbarungsschauen eines irrationalen Willens. Die Schönheit verführt den un-seligen Narkünstler ins Leere. „Ist nicht das Nichts eine Form des Vollkommenen?“ fragt Mann, der die „Schönheit als den Weg des Fühlenden zum Geiste“ mit der Richtung zum Abgrund weiss. Das Kunstwerk als Abenteuer: Unsicherheit als Prinzip ist Ausschweifung im Narrendienste leerer Form.

Die Sehnsucht Jenseitsgläubiger hat Abschluss und Ziel, wenn auch — — —

Das Unendlichkeitsverlangen auf das Endliche, Irdische übertragen ist der endlose Weg, „der Weg der Seele zu sich selbst“ (Simmel).

Götz

DIE AKTION AUF REISEN

In nachstehenden Buchhandlungen im Auslande kann die AKTION bestellt werden: A. Dupont, Amsterdam; Georg & Co., Basel; Castor & Co., Boston; van Woerden & Co., Buenos-Aires; Kroch, Chicago; Imprimerie-Librairie „Arax“, Constantinopel; Dulau & Co., London; E. Steiger & Co., New-York; Haar & Steinert, Paris; J. Deubner, Riga; Max Nössler, Shanghai und Yokohama.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: Die nationale Sozialdemokratie — Der Gott der Monisten / Sabine Rec: Der Tapezier / Maurice Maeterlinck: Aus „Donze Chansons“ / Oskar Baum: See / Hellmuth Wetzel: Resignation / Alfred Lichtenstein: Mondlandschaft / Gustav Specht: An den Dichter der „Christiania Bohème“ / Paul Mayer: Gaudeamus Igitur Paul Boldt: Die zweite Jüdin / Marie Holzer: Else Lasker-Schüler in Prag / Rudolf Kayser: Aus einem italienischen Tagebuch / Die Kultur marschiert / Das Höchste / Wenn Kriminalbeamten nachdenken / Einladung / Liter. Neuerscheinungen Eine Mosse-Adresse / Selbstporträt des Malers Egon Schiele

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.23

INHALT

Franz Pfemfert	Redlichkeit
Ludwig Rubiner	Uff . . . die Psychoanalyse
Paris von Gütersloh	Die Tänzerin Rita Aurel
Ernst Blass	Kritische Symphonie
Fritz Mangold	Lebenswandel in der Bar
Wotan Dietrich	Lieder der Verworfenheit
Paul Boldt	Andre Jüdin
Hermann Hendrich	Sommerglut
Ferdinand Kiss	Trivialitäten
Martha von Eschtruth	Meine Augen
Die Herrscherin der Saison — Richard Wagner über Patriotismus	
Literarische Neuerscheinung — Einladung zur Supskription	
Moritz Melzer (Paris)	Zeichnung

HEFT 20 PFG.

VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

Einladung zur Subskription

Es ist vielfach bedauert worden, dass wir von den Sondernummern, so z. B. von der ersten Lyrischen Anthologie, nicht Vorzugsdrucke herstellen liessen. Das ist finanziell jedoch nur durchführbar, wenn genügend Interessenten dafür vorhanden sind. An unsere Freunde ergeht deshalb die Einladung, auf Luxusdrucke der AKTION zu subskribieren, und die Bitte, Subskribenten im Freundeskreise zu werben.

Die Luxusdrucke beginnen mit der ersten Nummer des nächsten Quartals zu erscheinen (Juli!); Einleitungsheft wird die zweite „Lyrische Anthologie“ sein.

Es werden von jedem Hefte der AKTION 100 Drucke auf Bütten hergestellt werden, die fortlaufend nummeriert sind und denen (auf Verlangen) der Name des Eigentümers aufgedruckt wird. Mehr als 100 Exemplare werden keinesfalls ausgegeben, sodass der bibliophile Wert der Drucke gesichert ist. (Der Jahrgang 1911 der AKTION, der in mehr als 7000 Exemplaren verbreitet wurde, wird heute, da vergriffen, mit 35 Mark bezahlt!)

Die Luxusdrucke kosten: vierteljährlich (13 Hefte) 12 Mark, jährlich (52 Hefte) 40 Mark. Der Betrag wird, falls er nicht vorher eingesandt ist, mit dem ersten Druck durch Nachnahme erhoben. Die Versendung der Luxusdrucke geschieht in fester Kartonhülle, die eine Beschädigung des Inhaltes ausschliesst.

Die Luxusdrucke sind ausschliesslich durch den Verlag der Aktion zu beziehen.

Freunde der Aktion!

Nicht Snobismus ist in dem neuen Unternehmen zu sehen: vielmehr will sich die AKTION von der Notwendigkeit des Inseratenteils möglichst befreien.

Der Verlag der AKTION.

Die Aktion

H 1 R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

8. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

18. JUNI 1913

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-
Exemplare etc. sind an den Heraus-
geber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Strasse 17
zu senden :: Telephon Amt Platzburg Nr. 6242
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährl. (excl. Be-
stellgeld) bei allen Postanstalt-,
Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk.
2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf,
Nassauischestr. 17 : Kommissionär Gust. Brauns, Leipzig

MASSENSTREIK ALS KOMPROMISS

Die Anwendung von revolutionären Mitteln beweist noch nicht den revolutionären Trieb des Handelnden. Der Gang auf die Straße, ursprünglich gewiß eine revolutionäre Aktion, kann zu einer Reinhardt-Schaustellung werden; „stürmische Protestkundgebungen“ können sowohl den Sturm wie den Protest entwerten; der Generalstreik kann der Ausdruck einer hilflosen Führerschaft sein. Nicht die Bewegung: das Ziel ist alles. Ist ein Ziel unrevolutionär, so wird der Gebrauch von revolutionären Mitteln Mißbrauch, Verrat.

Es kennzeichnet den Abstieg der deutschen Sozialdemokratie, daß sie so wenig Ehrfurcht vor revolutionären Kampfmitteln hat. Jahrzehntlang ließ sie in ihren Versammlungen das Wort „Generalstreik“ niederschreien; schließlich, als es nicht anders ging, verwandelte sie es in „Massenstreik“; und jetzt veranstaltet sie mit beispielloser Geschicklichkeit im fettesten Westen Berlins eine Volksversammlung mit dieser revolutionären Tagesordnung. Vor bezirksliberalen Tageblattlesern wird der Massenstreik als das Mittel gepriesen, ein spießbürgerliches Endziel zu erreichen: Das Reichstagswahlrecht für Preußen. Wahrlich es war kein kühnes Beginnen. Bis auf die zahlreichen zivilen Polizeiorgane beklatschten sämtliche Besucher der Frank-Versammlung diese Parole als etwas Wichtiges, als die einzige und letzte radikale Forderung des deutschen Liberalismus.

Aber für die Sozialdemokratie gibt es zurzeit kaum Unwichtigeres. Wie das Reichstagswahlrecht reaktionäre Taten so gar nicht verhindern kann, das zeigt der Reichstag. In diesem Parlament, wo 110 Sozialdemokraten paradieren, ist soeben die unerhörteste reaktionäre Provokation, die Wehrvorlage, still bescheiden hingenommen worden. Welches Interesse hat demnach das Proletariat, hat der Sozialismus am preußischen Parlamentarismus? Wenn sechs (oder zehn) Genossen im Landtag sitzen, so ist das noch von einem gewissen agita-

torischen Wert; sind aber dort 50 zur Ohnmacht verdammt (und mehr verheißt auch das Reichstagswahlrecht kaum) so ist praktisch nichts weiter erreicht. Und um ein derartig wertloses Scheinrecht zu erkämpfen, propagiert die Sozialdemokratie vor dem unpassendsten Publikum ihr auf absehbare Zeit hin bedeutungsvollstes revolutionäres Kampfmittel, den Massenstreik! Wenn das keine peinliche Komödie ist, wenn die Sozialdemokratie wirklich überzeugt ist, heute für einen Generalstreik die Massen zu haben, weshalb unterläßt sie es dann, mit diesem Mittel gegen die Wehrvorlage zu demonstrieren? (Sie hätte doch einmal wagen sollen, in der Westerversammlung den Massenstreik gegen die Wehrvorlage in Aussicht zu stellen — die geistlose Begeisterung wäre in Zischen untergegangen.)

Doch nur Abenteueroptimismus kann von der Sozialdemokratie anderes erwarten. Das ist keine Arbeiterpartei mehr, das ist eine bürgerliche Reformpartei mit sozialistischem Vorwand. Sie hat ihre Massen musterhaft organisiert. (Auch die „Viktoria“-Lebensversicherung ist eine musterhafte Organisation.) Sie hält auf „eiserne Disziplin“. (Wie der preußische Militarismus.) Sie ist die größte politische Organisation der Welt. Aber sie ist nicht, was sie vortäuschen möchte: eine revolutionäre Partei. Wie sollte sie es auch sein! Sie ist lange schon der letzte Erwerbszweig aller verkrachten bürgerlichen Politiker. Jeder Wanderredner, der über die nötigen Schlagworte verfügt, sieht in der Sozialdemokratie eine Zuflucht, jeder intellektuelle Bankrotteur, jeder ehrgeizige Karrierehascher. Wer ihrer Kompromißwirtschaft förderlich sein kann, wird von der Partei mit offenen Armen empfangen. Und so hat die Sozialdemokratie Diplomaten, Redner, Demagogen, Strategen, sie besitzt die reichhaltigste Musterkollektion an „Führern“, sie kann auf die revolutionären Sozialisten, die (wie R. L.) sich in ihren Reihen störend bemerkbar machen, spottend verzichten.

Franz Pfemfert.

Was tut aber dieser Edelmann und mehrfache Millionär? Er läßt sich von der ungarischen Bank im Schlafzimmer besuchen und gibt sich hin für Geld. Mißbraucht sein Amt als verantwortlicher Minister und erneuert Staatsverträge gegen eine Millionenprovision. Und regiert. War er in Not? Redl war es. Ein Päderast, der in den Klauen seiner Erpresser, die Balance verlierend, Ehrlosigkeiten beging, um als Ehrenmann weiterleben zu können. Aber das Kriterium seiner Selbsterhaltung war die gleichzeitige Selbstvernichtung. Ging es schief, dann ging es um Kopf und Kragen. Das versöhnt. Hingegen Lukacs hat ohne jeden inneren und äußeren Zwang seine Hände beschmutzt, sein Vaterland betrogen. Als Millionär und Führer einer Partei, die von Millionen strotzt, besaß er die Kompetenz, die Opferfreudigkeit durch persönliches Beispiel zu heben. Schon eine einzelne gemeinsame Aktion würde bei mäßiger Belastung des Einzelnen genügt haben, den Wahlfonds zu stärken. Aber der feudale Minister kann sich beherrschen und zieht es vor, die Geschäfte seiner Partei mit dem Schandgeld selbstverdienter Silberlinge zu besorgen. Verschachert Staatsverträge zu herabgesetzten Preisen für die Privatzwecke einer politischen Gemeinschaft, die, von absolutistischen Ambitionen erfüllt, seit Jahr und Tag jede volksfreundliche Tendenz unterbindet. Dabei regiert er weiter, im Namen des Königs und des heiligen Geistes, bis ihn ein Zufall auf die Anklagebank wirft. Ein Zufall, nichts mehr. Weiß in diesem Lande der duellierenden Ehrenmänner Korruption als normale Ausdünstung des politischen Lebens gilt. Man ist trainiert. Man schweigt. Gegenüber einer durch Tradition geheiligten Korruption ist Diskretion Ehrensache. Kurz: es ist das Wesen der wahlfälschenden, alles versprechenden und alles prellenden magyarischen Politik, das sie, ein Produkt korrumpierter Moral, fortzeugend Korruption muß gebären. So bildete sich neben der parlamentarischen Immunität auch noch eine solche der Nase gegen den penetranten Geruch, der durch die Geruchlosigkeit des Geldes entsteht. Nur wenn der Parteien Haß und Gunst in zügelloses Delirium ausartet, kann es geschehen, daß die Szene zum Tribunal wird. Stets nur aus taktischen, niemals aus Reinlichkeitsgründen So auch jetzt. Der Provisionsschacher des Ministers war lange vor dem Skandal bekannt. Hervorragende Oppositionsführer, Feudalherrn vom Hochadel und politische Größen von europäischem Ruf: sie wußten es! Aber sie schwiegen. Denn

erstens war Lukacs Fleisch von ihrem Fleische und zweitens hoffte man bestimmt, daß zwischen Regierung und Opposition trotz leidenschaftlicher Parlamentskämpfe die in Ungarn so beliebten Kompromißventile eine Explosion auch diesmal verhüten würden. Wäre diese Hoffnung in Erfüllung gegangen, so gäbe es heute keinen „größten Panamisten Europas“. Es gäbe nur zwei Ehrenmänner, die im Magnatenkasino an irgend einem Tisch Baccarat spielen: — die Herren Lukacs und Désy.

Aber es kam anders. Die Kompromißventile versagten. Statt dessen traten die uniformierten Rauschmeißer in Aktion und nun flogen auf den Pfiff Tizzas die sehr geehrten Baccarat-Partner aus dem Parlamentslokal hinaus. Das war zu grob. Nun erst ertönte das Signal zum Sturme gegen den Panamisten. Ultima ratio! Keine politische Tat, kein Säuberungsbedürfnis gegen Korruptionsschmutz; — nur der ganz gewöhnliche Racheakt einer wutschäumenden, mißhandelten Opposition. Das ist der Fall Lukacs.

Nun zum Finale. Nachdem durch das Gericht Herrn von Lukacs in Anerkennung seiner Verdienste der Ehrentitel „größter Panamist Europas“ kostenlos verliehen worden ist, wurde er nach Wien befohlen, um dem Monarchen seinen Nachfolger vorzuschlagen!!

Ein Bierbrauer würde die Zumutung, das Wohl und Wehe seiner Bierfässer mit gerichtsnotorischen Panamisten zu beraten, zurückweisen. Diese Engherzigkeit entspringt natürlich nur der bedauerlichen Unkenntnis höherer Staatsinteressen. Die politische Moral ist unerbittlich und fordert heroische Selbstverleugnung. Sie macht es zur Pflicht der Monarchen, Ratgeber anzuhören, denen im Namen des Königs das Recht abgesprochen wurde, dem König als Ratgeber zu dienen! So kann es geschehen, daß ein königlicher Gerichtshof im Staatsinteresse den Minister stürzt, die Staatsinteressen aber den königlichen Gerichtshof desavouieren!

... Was aber das Handschreiben anlangt, das den „zurücktretenden“ Panamisten in außerordentlich warmem Ton verabschiedet und ihn auffordert, „seine erprobte Kraft auch in Zukunft zu verwerten“, so muß es als Dokument ungebändigter Dankbarkeit den künftigen Generationen in Millionen Exemplaren übermittelt werden.

Ferdinand Kiss

Erziehung zur Politik

Von Franz Blei

Man kommt im heutigen Deutschland aus diesem sinnlosen und verderblichen Erraffen von Bildungsfetzen aller Art, aus dem falschen Kennertum und dem ödesten Snobismus nicht heraus, wenn nicht jedem klar wird, daß er nur dann bedeutet, wenn er das, was er ist, und sei es das geringste, ganz ist. „Es gibt zu wirken, als wirkte man nicht, zu schaffen, als schaffte man nicht; das Kleine als etwas Großes zu behandeln, im Wenigen vieles zu erkennen“, sagt Laotse. Daß jeder an seiner Stelle und aus seiner Stelle wirke und aufhöre, an Repräsentanten zu glauben oder sich als Repräsentant zu gebärden, das, scheint mir, wäre Erziehung zur Politik, zu jenem Gemeingefühl, das sich aus dem Zusammenleben der Menschen ergibt und in Institutionen seinen Ausdruck findet, die den Wert dieses Zusammenlebens fördern, ohne das Einzelleben im Wertvollen zu mindern. Solche Lehre zur Einsicht wird nicht ohne Zerstörung des ihr Entgegenstehenden durchzusetzen sein. Und der wichtigste Gegner dessen, was wir Politik nennen, ist: was sich heute Politik nennt. Heutige offizielle Politik lebt von einem Mißverständnis, dessen Kosten der Laie trägt und dessen Vorteile der Politiker genießt. Das Mißverständnis ist eines der Worte. Wenn der Politiker „Vaterland“ sagt oder „Freiheit“ oder „nationale Interessen“ usw. (man lese ein paar Leitartikel oder Parlamentsreden für weitere Vokabeln), so glaubt der Laie, er höre Deutsch reden. Aber er irrt sich. Diese Worte sind politisch, als was sie etwas ganz anderes bedeuten als im Deutschen. Von diesem sprachlichen Mißverständnis profitiert der Politiker. Sagt der Politiker an der Seine „patrie“, der Politiker an der Spree „Vaterland“, so meinen sie dasselbe und verstehen sich vollkommen; nur der Laie drüben und bei uns versteht falsch und hört immer Vaterland und Patrie, wo doch „Vaterland“ und „patrie“ gemeint sind. Wenn unsere Politiker sich nicht entschließen Deutsch zu sprechen und auf ihrem Augurenjargon beharren, müssen wir sie wegjagen. Lang genug haben wir aus einem unsittlichen Vertrag den kürzeren gezogen. Und wir haben die Kraft, sie wegzujagen, in dem Augenblick, wo jedem einzelnen von uns die Kraft aus seinem eigenen Maß gewachsen ist, und dies wird sein, wenn jeder mit Stolz und Hingabe das tut und erfüllt, was das Schicksal ihm zugeteilt hat, ohne Bekümmern darüber, daß es wenig sei.

Glossen

GLUTHITZE

Auf den Straßen weicht der Asphalt
und klebt an Hufen und Rädern,
alles strömt zur Volksschwimmanstalt,
die Herrschaften sind in den Bädern.

In den Trambahnen stickt man vor Schweißgeruch.
Am Tage schläft man. Nachts im Café
kriegt man nicht Speiseeis genug
und leidet ewig an Diarrhö.

Durch dünne Blusen lugen Frauenbrüste
Müde und schlaffe, straffe und junge.
Nackt hängen die Maurer im Gerüste,
den Hunden leckt die trockene Zunge.

Man ist zu keiner Arbeit bereit,
die Pferde fallen vor den Rädern,
die Dirnen haben schlechte Zeit:
die Herrschaften sind in den Bädern.

Oskar Kanehl

DIE PSYCHOANALYSE ODER WIR KLINIKER

Wäre Rubiners Artikel etwas vereinzelt stehendes, so würde man das gallige Produkt behutsam zur Seite setzen. . . . Allein der Fall ist durchaus repräsentativ. Deshalb gewinnt die Frage Interesse: Was ist mit und hinter diesem Affekt?

Ich meine das Motiv tritt grell hervor: Rubiner sagt uns: Techniker bleib bei deiner Klinik. Das ist, worauf es ihnen allen ankommt — allen, mit denen sich Rubiner „in diesem Hauptpunkt traf“. . . . Wer heute mittut an den Menschheitsproblemen — im allerweitesten Sinn —, der hat der Psychoanalyse gegenüber nur die Wahl: entweder völlig umzulernen, auch über alles, was man bisher selbst geleistet hat, auch wenn man schon dran gewesen war voran zu gehen — oder aus allen Lungenkräften mitzuschreien: Techniker, laß uns unseren Leisten! Allein — wo gibt es Grenzen für die Möglichkeiten dieser Technik? Das ganze Leiden dieser ganzen Menschheit an sich selber und alle Hoffnung, daß es anders werde: das ist unsere Klinik.

Ich habe es zu meiner Lebensarbeit gemacht zu zeigen, daß unmittelbar als Folge der bestehenden autoritativen Institutionen derzeit jeder Mensch krank sein muß, und zwar besonders tief der wertvolle Mensch in Folge und im Maße seiner Werte. Diese Erkenntnis ist die Forderung der Revolution als menscheits-hygienische Notwendigkeit und der

innerlichen Befreiung des revolutionären Menschen als klinische Vorarbeit. Sie rechnet mit dem Anspruch der Individualität an das Leben als ihrer Basis und definiert als „Gesundheit“ die Vollenwicklung aller angeborenen individuellen Möglichkeiten.

Die Psychologie des Unbewußten, die das Sein-Sollende des Individuums aus dessen „verdrängtem“ latenten Material heraus ins Licht zurückhebt, vermag ihren zukunftsgemäßen Begriff der „Gesundheit“ schon jetzt auch für den einzelnen Fall zu entwerfen: vom wiederhergestellten Lebensanspruch des Individuums aus fixieren wir im einzelnen und allgemeinen unsere Forderungen. Man soll verstehen, daß ganz allein von dieser Basis vom empirischen Anspruch der Individualität an das Leben aus lebendige Werte und Normen errichtet werden können.

Ich habe von der Ueberwindung der Einsamkeit gesprochen. Rubiner meint, da käme ich zu spät, da habe er schon alles selbst gemacht. Er und Einstein. Von Einsteins Arbeiten kenne ich genügend, um sagen zu können: es sind erschütternde Projektionen der Farben und Lichter, in deren Spiel das seelische Geschehen gebrochen weiter läuft und deren Widerschein uns aus der eigenen Tiefe flimmernd aufschreckt. Die künstlerische Tat, das freie Schaffen neuer repräsentativer Fälle ist eine Sache für sich; der Menscheneinsamkeit gegenüber sind sie, was überhaupt mit den bisherigen Mitteln möglich war: Blitzlichter, die den Abgrund zeigen. . . . Wir wollen mehr: die Ueberwindung der Einsamkeit als unsere Hoffnung und Pflicht ist Neuerichtung menschlicher Beziehungen auf einer gänzlich neuen Basis, mit bisher unerhörten Möglichkeiten an Reinheit und Konstanz und produktiver Intensität.

Das „Verindividuasieren“ der Psychoanalyse soll ein Gegenargument sein gegen unsere Hoffnung auf Ueberwindung der Einsamkeit. Weiß man noch nicht, daß alles gegenseitige Sich-Verstellen darauf beruht, sich selber zu verstehen? Daß aus der Ueberwindung des inneren Konflikts, das sich Versperrens vor sich selbst die Ueberwindung des Schicksafs folgen wird, daß Liebe ein Kampf und daß der Mensch immer allein ist?

Daß die Menschen je vergessen konnten, wie elend sie sind — wie elend sie sich machen — diese Frage will Antwort haben. Es ist die Frage nach der Menschheitspsychose . . . auf die zu antworten wir uns für berufen halten. —

Bis jetzt hat nur Einer das Problem in seiner Ganzheit konzipiert: der die Geschichte vom Turmbau zu Babylon schrieb. — Es scheint Gesetz zu sein, daß jedesmal sich die Verwirrung wieder erneut, wenn der Versuch gemacht wird, einen Turm in den Himmel zu bauen. — — —

Otto Groß

WILHELM OSTWALD UEBER WILHELM II.

Wilhelm der Erste, von der Wissenschaft Gnade Herrscher im Monistenbund, vergleicht Wilhelm den Zweiten mit Faust. — Das ist der Tragödie dritter Teil. — Der Held dieses Teiles ist nicht Faust, nicht der Kaiser und nicht der Gelehrte, sondern die Kunstfremdheit der Wissenschaft. Die Lustige Person ist das Berliner Tageblatt, das einen großen Gelehrten so klein als möglich zeigt.

Ostwald hat zuviel gelernt, als daß ihn Blumen-duft zu einem Gedicht begeistern könnte. Er schreibt lieber eine sachliche Abhandlung über ätherische Oefen, zum Frommen der Wissenschaft, zum Glück für die Kunst. Ein bunter Schmetterling spricht nicht zum Menschen in ihm, sondern zum Farbenchemiker. — Gut! — Aber wenn man von einem Gelehrten nicht verlangen kann, daß er den Faust versteht, so haben tausend andere Gelehrte geschrieben, daß Faust nichts anderes als der Typus Mensch ist. — Wohin soll denn das noch führen, wenn nicht einmal der Gelehrte dem Gelehrten glaubt?

Der Künstler „schaut“ die Welt und fertigt dem Kunstfreund dazu die Brille, sein Werk, an. Kommentare sind Mikroskope: sie vergrößern Einzelheiten, geben aber kein Bild des Ganzen.

Gewiß, Wilhelm II. ist ein Mensch und daher eine „faustische Natur“, aber die Konstatierung dieser Tatsache, Herr Professor, wird Ihnen vielleicht in der ersten Klasse ein „genügend“ aus Naturgeschichte, aber in der letzten Klasse ein „ungenügend“ aus Literatur eintragen. Sie haben vielleicht den Kaiser verstanden, aber sicherlich nicht den Faust, sonst müßten Sie die dort genannten „zwei Seelen“ als braver Monist in die Rubrik „Vererbung und Anpassung“ einordnen.

Gerade bei einem Kaiser weichen diese zwei einzigen Charakterbildner so sehr von dem „Typus“ ab, daß Sie ihm, ohne mehr zu fehlen, zu den Vögeln rechnen könnten, weil er auch zwei Beine hat. Der Käufer freut sich über das herrliche Blau eines Stoffes — der Kommis weiß, daß es unter Artikelnummer 25 x registriert ist.

Das Volk schreit nach „panem et circenses“, der Schmock leitet einen Artikel über das 25jährige Regierungsjubiläum mit einer Betrachtung über das dekadische Zahlensystem ein.

Richard Gfoster

GRETE MEISEL-HESS KAEMPFT...

Ueber den Brief des Oekonomen aus Zobfitz konnte sie nicht lachen; es war auch kein Grund dafür da; doch warum der guten Frau so wehmütig dabei zumute war, ist auch nicht leicht einzusehen.

Ich gehöre zu jenen Leuten, die bei Gelegenheit einer Besprechung mit ein paar kurzen Worten das Novellenbuch der Frau Meisel-Heß als das bezeichneten, was es ist: als einen widerlichen Schmarren. Ich widerriet öffentlich dem jungen Verleger, diesem Buch den zweiten Band folgen zu lassen, der irgendwo angekündigt war.

Ich muß zugeben, daß bei diesem Urteil die angeführte vorwortliche Anmaßung mit ins Gewicht fiel.

Die Frau Meisel-Heß will (mit Hebbels Tagebuch in der Hand) Gespenster verscheuchen und Licht bringen, auch den Irrwahn zerreißen, den „das helle Licht der modernen Wissenschaft eben erst aus seinen Schlupfwinkeln aufgescheucht hat“.

Hat sie nichts Besseres zu tun, als zu wiederholen, was die moderne Wissenschaft hell-leuchtend soeben getan hat? Bringt man „Licht“ durch die Erklärung oberflächlicher Geschehnisse? Und muß die gute Frau zu diesem Zweck Novellen schreiben? Sie sollte nicht von Schundliteratur reden. Das ist billig. Literarischer Schund — ist handwerkliches Unvermögen. Das ist viel ärger als daß Mißverständnis des abergläubigen Viehzüchters aus Zobfitz.

Aberglauben!... „Der krasseste Aberglauben ist der, daß der ganze Bereich des Daseins in den Umfang unserer fünf Sinne fallen müsse“. Ich zitiere aus den Briefen des Prinzen Hamlet von Gerhard Ouckama Knoop.

Benno Weß

KAISER WILHELM UND WIR

Kaiser Wilhelm hat, anläßlich seines Jubiläums, auch die Dichterschaft ehren wollen, und so verleiht er Auszeichnungen... den Herren Ganghofer, Höcker und Lauff; das heißt drei schriftstellerschenden Personen, welche sozusagen nicht auf dem rechten Flügel der deutschen Literatur, sondern außerhalb ihrer stehen.

Ein Sardoniker könnte sprechen: Die Herren habens verdient. Doch ich halte diesen Tonfall für unnützlich. Man soll nicht immer nur grinsen bei derartigen Begebenheiten. Daß Ganghofer, Höcker, Lauff unser Schrifttum repräsentieren: die Komik dieser Vorstellung herauszufinden, dürfte kein Kunststück sein, aber jedes munteren Ladenschwengels würdig. Lachen ist so ziemlich das unproduktivste Gewerbe: durch Kundgebung humoriger Ueberlegenheitsgefühle ändert man nichts. Traurig bleibt,...

Traurig bleibt: daß der Regierer Deutschlands, wie dieser neueste Akt von neuem erschreckend zeigt, zu dem, was (vor Gott) Deutschlands Wert ist, nämlich zum deutschen Geist... nicht den Schatten der Spur einer Beziehung hat. Man wird kaum verlangen, daß an gouvernementalen Festtagen Bohème-Genies oder heroische Opponenten dekoriert werden; und man wird sich hüten, Frank Wedekind das Eichenlaub an den Busen zu wünschen, oder Alfred Kerr die Schwerter. Aber es gibt in Deutschland ja Dichtende, welche linkerseits äußerst verehrt, doch gerade in denjenigen Tugenden stark sind, die der Parteigänger einer aristokratischen Synthetizität schätzen muß. Der Gedanke, ein deutscher Kaiser würde Stefan George und Heinrich Mann in den erblichen Adelsstand erheben, ist kein so übler; Fürstengnade würde ihnen, mittels einer symbolischen Handlung, das verleihen, was sie aus eigener Herrlichkeit schon besitzen; der Thron würde Ausgezeichnete vor dem Volke auszeichnen.

Ist das utopisch? Innerhalb einer Monarchie vielleicht weniger als in einer Republik... Dieses totale Nicht-Wissen des Monarchen um das, was die Edelsten der Nation, will sagen: die geistig Feinsten und Freiesten, heftig bewegt, ist nämlich deshalb bedauernswert, weil eben die Edelsten infolge davon ganz und gar ohne politischen Rückhalt sind. Der Künstler, zumal der literarische, ist von Hause aus alles eher als demophil; die bürgerliche Masse, samt ihrem Organ, der Zeitung, ist seine geborene Feindin. Tritt ihm nun obendrein der Herrscher (und, mit psychologischer Notwendigkeit, daher von der Spitze unendlich abwärts die gesamte Pyramide der Administration — Universitätsches eingeschlossen —) ahnungslos oder feindlich entgegen, so steht er zwischen zwei Feuern und ist dazu verdammt, ein beengtes, gefahrvolles, unerquicklich-expansionsloses Dasein zu führen. Seine mächtigen Energien reiben sich in sekundären Kämpfen auf — oder schlagen, aller Möglichkeiten

eines ädaquaten Funktionierens, einer wirklichen Aktivität beraubt, zerstörerisch nach innen . . .

Wenn, umgekehrt wie in Frankreich, zwischen Maas und Memel die Geistigen heut sämtlich ein bißchen dazu neigen, mit der Plebs sich zu verbünden, so ist daran nicht zuletzt die Unweisheit einer Regierung schuld, die es verschmäh't, cinquecentohaft (oder wie, vor vier Menschenaltern, Sachsen-Weimar es tat) die Geistigen an sich zu fesseln. Warum züchtet man sich Demagogen und Revolteure in uns heran und zwingt uns in den Republikanismus? Uns, die wir fabelhaft genau wissen, daß, wenn nicht Wilhelm von Hohenzollern als Kaiser, sondern Herr Rudolf Mosse als Präsident am Schloßplatz säße, die Dekorierten statt Ganghofer, Höcker und Lauff . . . sogar Fulda, Fritz Müller (Zürich) und Trojan heißen würden.

Kurt Hiller.

DIE WIR DES HERRN DOKTOR HILLER

sind nicht die Wir der AKTION. Dagegen sei festgestellt: die AKTION würde den Hiller-Aufsatz selbst dann vorgeführt haben, wenn er in der aristokratischen Zeitschrift des Oskar Aha Schmitz aufgetaucht wäre. Als Wortführerin der „Plebs“ sagt die AKTION:

Kurt Hiller beweint, daß das Verständnis des Kaisers an der Kunst vorbeitrabt. Zu beklagen ist aber nur, daß S. M. seinen Privatgeschmack, zu dem wir ihn in nichts verpflichten, zur öffentlichen Angelegenheit macht. Verhielte sich Wilhelm II. Kunst- d'ingen gegenüber neutral, wie sein österreichischer Kollege, so wäre darüber überhaupt nicht zu reden. Kurt Hiller glaubt, die Regierenden sollten Beziehungen zu den „Edelsten der Nation“ besitzen, und überdenkt nicht, ob der Regierende selbst einen edlen Typus darstellt. Hiller weiß nicht, daß George nur ein symbolisches Herrentum erdichtete und energisch jeden Bezug auf das herrschende Herrentum abweist. Heinrich Mann bezeichnet seine Dichtungen als revolutionär, was Kurt Hiller nicht begriff.

Da Kurt Hillers Kenntnis von den französischen Dingen nur vage Unsicherheit verrät, sei auf seine Meinung über französische Zustände nicht eingegangen. Man lese nach, was Heinrich Mann (Nr. 51 AKTION 1912) über den französischen Geist sagt. Aristokratismus bedeutet nicht Synthetizität, vielmehr: ärmliche Isolierung. Man beobachtet gerade an plebeischen Naturen, daß sie sich Isolierung erwünschen, oder Aufnahme in die G. m. b. H. der beschränkten Isolierten ersehnen (siehe die

schlaflosen Nächte des nicht arivierten Parvenüs). Kurt Hiller ängstigt es, aus einer Notlage heraus Revolteur zu werden. Seien Sie versichert, Herr Doktor, wir lehnen Karriere-Revolteure ab. Solche wenden bei uns — der Plebs — nicht zwischen zwei Feuern dialektisch verstört einherlaufen. Wir werden diesen Typ vielleicht mit zu groben Griffen wenn möglich zu den Edelsten befördern. Denn wir gestehen keinem Unwürdigen unsere Kampf-gemeinschaft zu. Ein Mensch, der nicht versteht, daß es, elementar gesehen, keine Edlen, keine Aristokraten von Klasse gibt, ist von Beruf aus zur Sucht nach dem Namen und dem Titel verdammt, — was nicht eine Frage der Menschlichkeit, sondern des Erfolges ist.

APHORISMEN

Der Berufene hat nicht mehr zu fragen: was wollte der Berufer, als er mich schuf? — sondern: was will ich, nachdem ich einmal dem Rufe gefolgt bin?

Wer nur besorgt ist, daß er lebe, vergißt über diese Aengstlichkeit leicht den Genuß des Lebens.

Die Armen sind daran schuld, daß es Reiche gibt.

EIN ANDERER KLABUND

will das Wort haben. Selbst auf die Gefahr hin, daß Proteste wie Klabunde emporschießen, soll er gedruckt werden:

FRUEHKONZERT

Farben — himmelschreiend — kitschbegrellt
Lärmen unbehoffen durcheinander,
Tausend bunte Feuersalamander
Speien Worte in die helle Welt.

Trübe Bürger kriechen aus den Höhlen
Staub'ger Straßen, kummerüberladen,
Mädchen zeigen ihre Wollustwaden,
Und Proleten geilen Beifall gröhlen.

Kaumgereifte Knaben blasen Ringe,
Prahlen laut in abgegriffnen Zoten,
Spenden Beifall, krähen schrill und koten
Gassenworte über schöne Dinge.

Gardefitzen — Wagnerrummelklänge,
Bunte Feder wippt auf einem Hute,
Liebestrunken wiehert eine Stute,
Zwei Gestalten scheiden aus der Menge.

In Rotunden schmunzeln alte Frauen,
Das Geschäft geht gut, das Wetter prächtig,
Noch neun Monde, viele werden trüchtig. —
Leute, laßt uns Synagogen bauen!

Doktor Benn

Von Else Lasker-Schüler



Er steigt hinunter ins Gewölbe seines Krankenhauses und schneidet die Toten auf. Ein Nimmersatt, sich zu bereichern an Geheimnis. Er sagt: „tot ist tot“. Dennoch fromm im Nichtglauben liebt er die Häuser der Gebete, träumende Altäre, Augen, die von fern kommen. Er ist ein evangelischer Heide, ein Christ mit dem Götzenhaupt, mit der Habichtsnase und dem Leopardenerzen. Sein Herz ist fettgefleckt und gestreckt. Er liebt Fell und er liebt Met und die großen Böcke, die am Waldfeuer gebraten wurden. Ich sagte einmal zu ihm, sie sind allerlei herb, lauter Fels, rauhe Ebene, auch Waldfrieden, und Buchäckern und Strauch und Rotrotdorn und Kastanien im Schatten und Goldlaub, braune Blätter und Rohr. Oder Sie sind, Erde mit Wurzeln und Jagd und Höhenrauch und Löwenzahn und Brennessefn und Donner. Er steht unentwegt, wankt nie, trägt das Dach einer Welt auf dem Rücken. Wenn ich mich vertanzte habe, weiß nicht, wo ich hin soll, dann wollte ich, ich wäre ein grauer Samtmaulwurf und würde seine Achsefföhle auf und vergrübe mich in ihr. Eine Mücke bin ich und spiele immerzu vor seinem Gesicht. Aber eine Biene möchte ich sein, dann schwirrte ich um seinen Nabel. Lang bevor ich ihn kannte, war ich seine Leserin, sein Gedichtbuch — Morgue — lag auf meiner Decke: Grauensvolle Kunstwunder, Todesträumerei, die Kontur annahm. Leiden reißen ihre Rachen auf und verstummen, Kirchhöfe wandeln in die Krankensäle und pflanzen sich vor die Betten der Schmerzreichen an. Die kindtragenden Frauen hört man schreien aus den Kreissälen bis ans Ende der Welt. Gottfried Benn ist der dichtende Kokoschka. Jeder seiner Verse ein Leopardeniß, ein Wildtiersprung. Der Knochen ist sein Griffel, mit dem er das Wort aufweckt.

Alaska

Von Gottfried Benn

VIII Drohungen

Aber wisse:

Ich febe Tiertage. Ich bin eine Wasserstunde.
Des Abends schläfert mein Lid wie Wald und
Himmel.

Meine Liebe weiß nur wenig Worte:

Es ist so schön an deinem Blut. —

Mein königlicher Becher!

Meine schweifende Hyäne!

Komm in meine Höhle. Wir wollen helle Haut sein.
Bis der Zedernschatten über die kleine Eidechse lief:
Du — Glück —

Ich bin Affen-Adam. Rosen blühen in mein Haar.
Meine Vorderflossen sind schon lang und haarig.
Baumast-flüstern. An den starken Daumen
Kann man tagelang herunterhängen. —

Ich treibe Tiertiebe.

In der ersten Nacht ist alles entschieden.

Man faßt mit den Zähnen, wonach man sich sehnt.
Hyänen, Tiger, Geier sind mein Wappen. —

Nun fährst du über Wasser. Selbst so segelhaft.
Blondhäutig. Kühles Spiel.

Doch bitterrot, das Blut darin ist tot,

Ein Spalt voll Schreie ist dein Mund.

Du, daß wir nicht an einem Ufer fanden!

Du machst mir Liebe: blutighaft:

Ich will von dir. —

Du bist Ruth. Du hast Aehren an deinem Hut.

Dein Nacken ist braun von Makkabäerblut.

Deine Stirn ist fliehend: Du sahst so lange

Ueber die Mandeln nach Boas aus.

Du trägst sie wie ein Meer, daß nichts Vergossenes

Im Spiel die Erde netzt.

Nun rüste einen Blick durch deine Lider:

Sieh: Abgrund über tausend Sternen naht.

Sieh: Schfund, in den du es ergießen sollst.

Sieh: Ich. —

IX Der Räuber — Schiffer

Ich bringe Pest. Ich bin Gestank.

Vom Rand der Erde komm ich her.

Mir läuft manchmal im Maule was zusammen,

Wenn ich das speie, zischen noch die Sterne

Und hier ersöffe das ganze feige

Pietzengeschlabber und Abel-Blut.

Weil meine Mutter weint? Weil meinem Vater
Das Haar vergreist? Ich schreie:
Ihr grauer Schlaf! Ihr ausgeborenen Schluchtern!
Bald sä'n euch ein paar Handvoll Erde zu.
Mir aber rauscht die Stirn wie Wolken Flug.

Das bißchen Seuche
Aus Hurenschleim in mein Blut gesickert?
Ein Bröckel Tod stinkt immer aus der Erde —
Pfeif drauf! Wisch ihm eins! Pah!

X Das Affenlied

Ihr Spiet Gottes! Himmel sind die Schatten
der großen Wälder um euer Fell.
Schlaf, Fraß und Liebe reift still auf eurem
Blut-Sommerland. Ihr seligen Mäher! —

Ein schmerzlicher Auswuchs,
von irgend einer Seuche aufgetrieben
aus euerm kleinen, runden, furchenlosen
Leib — Gehirnen, ist unsere Seele.

Du liebes Blut! Von meinem kaum getrennt!
Tauschbar. Durchrausche mich noch einen Tag!
Sieh: Stunden, frühere, ausgelebte,
da wir noch reif am Ufer hockten:
da ist das Meer und da die Erde —
Seht diese ausgelebten Stunden,
O diese Landungen aller Sehnsucht
Lagern um euch!

XI Madonna

Gib mich noch nicht zurück.
Ich bin so hingesunken
an dich. Und bin so trunken
von dir. Oh! Glück!

Die Welt ist tot. Der Himmel singt
hingestreckt an die Ströme der Sterne
hell und reif. Alles klingt
in mein Herz.

Tiefer löst und schöngeworden
Singt das Raubpack meines Blutes
Hallelujah.

XII Ueber Gräber —

Das schuftete und bakte nachts, gekrochen
Auf schlechtes Fleisch, nach alter Bäckerart.
Schließlich zerbrach das Schwem ihm doch die
Knochen.
Das Fest wird ranzig und hat ausgepaart.

Wir aber wehn: ägäisch sind die Fluten.
O was in Lauben unseres Fleisches geschah!
Verwirrt in Haar, in Meer. Die Brüste bluten
vor Tanz, vor Sommer, Strand und Ithaka.

LEON DEUBEL

Dieser junge französische Dichter machte infolge
andauernder Misere kürzlich seinem Leben durch
Selbstmord ein Ende. Das Gedicht ist der Pariser
Revue „Les Lettres“ entnommen.

Hermann Hendrich.

Das Blut der Zukunft bepurpurt die Bahn
Nach dem Altar der Wahrheiten der Zeiten.
Tauch in die Städte und nimm brünstig an
Deinen Tagesanteil am menschlichen Streiten.

Ueberlaß allen Hecken und allen Winden
Deiner Kindheit Träume zaubrisch Gewand.
Schreit in die Klarheit errungen durch Kraft-
empfinden,
Mairösig, dein junges Lachen am Lippenrand.

Oder blieb dir aus der Jugendzeit Tagen,
Die sich köstlicher Gifte Schalen erkor,
Nur ein mattes Herz mit extatisch-trägem Schlagen,
Und eine Seele, in der was göttlich, erfror.

Gib stolz dein Dasein dem fruchtbaren Grunde,
Entsag im Tod hohler Königseitelkeit.
Und auf den Stufen der Welt, mit schon blutender
Wunde,
Harr sterbend auf deine Unsterblichkeit.

DIE MUSE DES MOZART

Ein Kammer-Sonett

Mozart, du Knabe, deine runde Wange
küßt sich so süß! Sanft auf ihr seidnes Knie
hebt hold dich die Marquise Melanie
und küßt dich heiß und küßt dich tief und lange.

Dich weckt mit silbernem Rokokoklange
ein Scherzo, eine Rosenmelodie,
sie küßt dich do-re-mi-fa-so-la-si-
ganz Ton in musikalschem Ueberschwange...

Die Königin der Nacht, Sonatenfee,
und Operndiva, Göttin der Cadenzen
und Nachtigall vom dreigestrichnen Ce!

Dich wiegt ein Duft von jungen Veilchenkränzen,
und Don Giovannis heiliges Liebesweh,
ein Inbegriff von Millionen Lenzen...

Gustav Specht (Moskau)

WANDSPRUCH AUS EINEM BORDELL

Bereue keine Taten
Vor deinem Ende,
Deines Lebens Schatten
Hat keine Hände.
Wotan Dietrich (Worpswede)

UNTERWEGS

Die mit Geschäften, Zielen zu,
straßenlang gehn,
sind Ach und Ekel! Die in Ruh,
irgendwo im Durcheinanderlaufen
Augen auf stehn,
brauchen nichts mehr einzukaufen,
brauchen nichts mehr zu verdienen.
Afler Lärm zerstillt an ihnen,
baut um ihres Staunens Trauer
eine helle, dichte Mauer.

Friedrich Mellinger.

Literarische Neuerscheinungen

FRANZ WERFEL. Wir sind. Gedichte. (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.) Man kennt diesen Autor schon aus einem anderen Gedichtband „Der Weltfreund“, und manchem wird vielleicht aus einem Schmus, der, als Max Brod die Verse zum erstenmal in Berlin vorlas (1911, beim Max Brod-Abend der AKTION), im „B. T.“ veröffentlicht wurde, das schöne Wert Pantheismus haften geblieben sein, mit dem man den Dichter leicht und billig abzutun suchte. Aber hier ist mehr; hier ist wahrhaft ein neues Weltgefühl erwacht. Hier ist ein Auge, dem die großen und ewigen Formen der Welt in ganz anderen Dingen lebendig geworden sind, als man es bisher gewöhnt war. Werfel erkennt, daß jedes Leben seinen großen und ewigen Inhalt und daß jedes Lebensgeschöpf sein Unendliches in sich trägt (und er sieht das alles in einer ganz anderen, tiefbohrenderen Weise als der Naturalismus der achtziger und neunziger Jahre, denn er weiß, daß der Dichter die Dinge weder so zeichnen soll, wie sie sind, noch sie ins „Idealistische“ übertragen soll, weiß, daß Dichtung und Kunst überhaupt weder niederdrücken müssen noch erheben, sondern, um es auf die kürzeste Formel zu bringen, überwältigen). Er schreibt ein Gedicht „Die Alternde“ und findet die Worte für die leise-zerrinnende Tragik ihres Weh-Gefühls, er besingt eine alte Vorstadt-Dirne und findet den Ausdruck verschwommener und langsam-zerblutender Melancholie für ihre Trauer. Er hat das all-schauende Auge des Dichters. Werfel ist das Gegenstück zu Heym, dessen Heranziehung allerdings nur nahe liegt, weil beide derselben

Generation angehören und beide in derselben Anthologie vor die Öffentlichkeit getreten sind. Denn wie Heym (der nicht minder große) alles, was ihm zum Erlebnis wird, rot sieht und verzerrt, und die Tragik der Gefängnisse, der Irrenhäuser, der Städte, des Blind-Seins und des Todes in riesige, von grauen Grotesken durchbebte Verse zwingt, sieht Werfel den Alltag, die Qualen und das Sanfte des Alltags, die dunkel-nachzuckenden und hell-nachleuchtenden Erlebnisse der Kindheit in Versen, die auch noch im Traurigen hell scheinen und gut und wohltuend sind.

Paul Kraft.

Vornotizen

(Nur wichtige Neuerscheinungen werden hier angezeigt. Die Besprechung der Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION)

HEINRICH NOWAK. Die tragische Gebärde. Gedichte. (Verlag in Heidelberg).

PARIS VON GUETERSLOH. Die tanzende Törrin. Roman. (Georg Müller, Verlag, München). 3. Auflage.

GUSTAV WYNEKEN. Schule und Jugendkultur. (Eugen Diederichs Verlag, Jena).

Zeitschriftenschau

DIE SCHAUBUEHNE enthält in der Doppelnummer 24/25: Kaiser und Kunst. Von S. J. — Der Germanistenkrach. Von Julius Bab. — Aus München. Von Erich Mühsam. — Paris. Von Max Epstein. — Fremde in Berlin. Von Ulrich Rauscher. — Bitte an Hülsen Von Ignaz, u. a.

KAIN. Herausgeber Erich Mühsam. Nr 3 enthält: Der Kaiser; Der Münchener Zensor; Friedrich Huch; Strasser und Redl, u. a. Das Heft kostet 30 Pfg. Probenummern gratis durch den Verlag, München, Baaderstr. 1 d. a.

DER ANFANG. (Verlag DIE AKTION). Heft 2 enthält: Wilhelm Ostwald: Finde dich selbst; Ador: Romantik; Pfannkuche: Exodus der Jugend; Bernfeld: Archiv für Jugendkultur; Klassenspiegel, u. a. Das Heft kostet 50 Pfg. Halbjahr Mk. 2.—.

Freunde der AKTION

Die nächste Nummer erscheint als zweite

Lyrische Anthologie der AKTION

Das Einzelheft kostet 50 Pfennig; Abonnenten erhalten es natürlich ohne Preiserhöhung. Da die Nummer voraussichtlich schnell vergriffen sein dürfte, empfiehlt es sich, Bestellungen auf Einzelnummern sofort an den Verlag zu richten.

Mit der nächsten Nummer beginnen die Büttendrucke zu erscheinen; den Subskribenten geht das erste Exemplar unter Nachnahme zu.

Wer auf diese Drucke noch zu subscribieren wünscht, ist gebeten, dem Verlag davon sofort Mitteilung zu machen.

Von der nächsten Nummer ab ist der Erscheinungstag der AKTION Sonnabend, die Ausgabe erfolgt in Berlin Donnerstag.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: Massenstreik als Kompromiss / Ludwig Rubiner: Erwähnung zur Psychoanalyse / E. F. Hoffmann: Militarismus / Grete Meisel-Hess: Ein Kultur-Dokument / Victor Barcian: Plagiator Herbert Grossberger (Heidelberg) / Alfred Lichtenstein: Rückkehr des Dorfjungen / Walter Serner: Kunst und Gegenwart / Paul Robert: Das schwarze Revier / Hellmuth Wetzel: Die Jungen / Hermann Hendrich: Altes Idyll / Dzidjivisse: Anekdoten / Willy Klüsters (Konstanz): Largo assai / Brief in Sachen Scherl-Mosse — Sebülön: Mai-Juni — Literarische Neuerscheinungen — Die Subskription / Rudolf Möller: Zeichnung

INHALTS-VERZEICHNIS

des 1. Halbjahres 1913

AKTION. Jahrhundertfeier in Breslau	585	Friedrich Eisenlohr (Paris). Raubvogel	371
Aliwi. Lebensschatten	235	Vorstadt	593
Anonym. Der Börsenbericht der großen Presse	361	Emanuel. Drei Nachrichten	103
Die Information der Börsenpresse	421	A. Err. Das Vaterland ruft!	383
M. B. Festbetrachtungen	463	Martha von Eschstruth. Meine Augen	576
Der Gott der Monisten	523	Alois Essigmann. Aphorismen	586
Nochmal der Gott der Monisten	543	J. F. Operetten	76
Hans Baas. Birken	39	Friedrich Feigl. Kunstausstellung	546
Die Bänke	487	S. Friedlaender. Zur weltlichen Theologie	5
Ernst Balcke. Sommertage noch im Herbst	39	Zwei Gedichte	13
Dea	496	Eines Kindes Heldentat	14
Honoré de Balzac. Talent und Journalismus	292	Die beiden Bürsten	16
Georges Barbizon. „Der Anfang“	508	Dunkles Leben	44
Die grüne Gefahr	587	G. Fuchs. Ueber Kiderlen	108
Victor Barcian. Plagiator Herbert Großberger	611	Die Bekämpfung der Sozialdemokratie	199
Ad. Basler (Paris). Die Maler der Neuen		Glossen. 12, 71, 103, 138, 170, 201, 268,	
Sezession	175	295, 347, 367, 387, 403, 446, 485, 525,	
Charles Baudelaire. Sarah	144	543, 563, 585,	607
Therese Bauer. Grete Wiesenthal	348	Maxim Gorki. Das graue Kompromißtier	266
Oskar Baum. See	532	Walter Graeser. Der Dichter-Verleger A. R.	
Gottfried Benn. Morgue II	39	Meyer	435
Alaska I—VII	269	Otto Gross. Zur Ueberwachung der kulturellen	
Englisches Café	376	Krise	384
Heinrich Mann	431	Ludwig Rubiners „Psychoanalyse“	506
Alexander Bessmertny. Sprüche an die		Wilhelm Gustav. Bergsteigerlied	513
Meister	40	An die Nacht	592
„Der lose Vogel“	247	Paris von Gütersloh (Wien). Rede an einen	
Franz Blei	369	Abiturienten	73
Am Ende	392	Das Plagiat als Oekonomie der Kunst	140
Ein Epigone spricht	404	Die Tänzerin Rita Aurel	568
Menschen und Götter	434	Simon Guttmann. Verse	471
Klagen um einen toten Pagen	496	Victor Hadwiger. Zur Psychologie des	
Das verlorene Paradies	552	Hochverrats	229
Ernst Blass. Pause	41	Havemann. Fortschritt	487
Kritische Symphonie	577	Georg Hecht. Der kritische Bahr	490
Paul Boldt. Der Denker	12	Moseh	513
Vier Gedichte	41	Colleg über Horaz	546
Capriccio	112	Hermann Hendrich. Sommerglut	563
Vormorgens	143	Altes Idyll	612
Hinrichtung 1913	210	Emmy Hennings. Im Krankenhause	13
Vorfrühling	273	Max Herrmann (Neisse). Zwei Gedichte	45
Impression du Soir	304	Jubiläum 1913	387
Frühling		Georg Heym. Gina	46
Mondschein	412	Le tiers état	47
Lektüre	425	Peter Hille. Maienfrühe	495
Abendavenue	452	Brautseele	550
Amor und Mars	471	Kurt Hiller. Zwei Gedichte	47
Frühjahr	495	Guter Rat	72
Andere Jüdin	532	Kolleg im Ophir	371
Andere Jüdin	576	Ein Brief an die AKTION	427
Max Brod. An meine Feinde	42	Jakob van Hoddis. Drei Gedichte	47
Bußlied	208	E. F. Hoffmann. Die alte Frau	48
Liane de vriés	393	Bieröde	202
Weltgeschichte	431	Militarismus	612
Fritz Max Cahén (Paris). Boulevard am		Marie Holzer. Vom Wesen der Kritik	113
Morgen	210	„Die Intellektuellen“	171
Wotan Dietrich (Worpswede) Lieder der		Menuett	496
Verworfenheit	575	Eise Lasker-Schüler in Prag	526
S. L. Dickinson. Gerechtigkeit und Freiheit	135	Franz Jung. Dagne	348
Arthur Drey. Monolog des Dichters	43	An Przybyszewski	428
Dzidjivisse. Anekdoten I	295	Oskar Kanehl (Wieck). Gerhart Hauptmann.	
Anekdoten II	403	Festspiel	593
Anekdoten III	448	Rudolf Kayser. Venezianisches Bordell	49
Anekdoten IV	622	Nach-Seufzer	113
Carl Einstein. Legende	434	Das Gedichtbuch des Ernst Blass	205
Der Arme	443	Ins Weite	244
Der Tod	452	An Mary	272
Poschatzer	454	Friedrich Hebbel	353
Der Besuch im Irrenhaus	456	Tagebuch eines Architekten	536
Legende	555	Alfred Kerr. Gedenken	37
		Ferdinand Kiss. Memoiren; H. H. Ewers	423
		Trivalitäten	564, 483
		Martin Knote. Das Grauen	307
		Kuno Kohn. Der Gerührte	76

Gerhard Kornfeld.			
Der Kampf der Generationen	363	Mein Haus	350
Willy Küsters. Die Hässliche	49	Eine Zeitschrift ist etwas Wichtiges	413
Hinweis auf Oide	449	Psychoanalyse	483
Largo assai	620	Intensität	511
Johannes Lang. Der Kanal	113	Uff . . die Psychoanalyse	565
Nachtlied	411	Der Aristokrat	590
Ferdinand Lassalle. Ueber die Presse	133	Erwähnung zur Psychoanalyse	607
Rudolf Leonhard. Ueber den Tanz	110	Anselm Ruest. Herbstmorgen	53
Alfred Lichtenstein (Wilmerdorf).		Peter Scher. Das Vermächtnis des Lyrikers	78
Der Entleibte	49	Bethmann Hollweg und das Zentrum	167
Lied der Sehnsucht	209	René Schickele. Der Fremde (Roman) 19, 83,	
Nach dem Ball	235	116, 147, 180, 210, 245, 274, 308, 337, 356, 376,	
Mondlandschaft	536	396, 415 (Schluß)	
Rückkehr des Dorfjungen	614	Phoenix	53
Hans Luft. Revolutionsball der AKTION	233	Nikodemus Schuster. Aus dem Tagebuch	323
Der Vagabund	462	Brief an den lieben Gott	327
Der Aesthet	486	Bei Mama; ein Idyll	331
Maurice Maeterlinck. Chanson	535	Aus dem Tagebuch	351
Fritz Mangold. Lebenswandel in der Bar	572	Aus dem Tagebuch	389
Franz Marc. Holzschnitt	595	Aus dem Tagebuch	412
Leo Matthias. Geburt	50	Sebulon. Mai-Juni	607
Brief an eine schwangere Frau	142	Walter Serner. Kunst und Gegenwart	613
Paul Mayer. Der blonden Tänzerin	50	Ernst Stadler (Brüssel). Gegen Morgen	55
Der spanische Bischof	51	Gang in die Nacht	57
Knaben im Frühling	109	Bahnhöfe	82
Ahasvers fröhlich Wanderlied	139	Sommer	331
Pierrots Schmach	174	Auferstehung	302
Zeilen des Verwandelten	430	Winteranfang	304
Sommerfrische	512	Cölner Rheinbrücke	451
Gaudeamus igitur	527	Paul Stefan. Germanentum und Slaventum	446
Grete Meisel-Hess. Ein Kultur-Dokument	609	Der Mai in Wien	501
Moriz Melzer (Paris). Aktstudie	553	Leo Sternberg. Das Sargschiff	592
Studienblatt	573	Max Stirner. Gedanken	509
K. E. Meurer. Die Wollust der Imaginären	552	Gustav Specht. Lateinische Verse	353
Jean Moréas. Der Ruffian	430	Die Liebesformel	370
A. R. Meyer. Notturmo	51	Hans Jäger zum Gedächtnis	536
Erich Mühsam. Ein kleines gelbes Haus	52	Mario Spiro. Auf den Klippen der Bretagne	54
Mynona. Siehst du!	271	Spleen	273
Robert Neulaender. Mahlers Neunte	239	Rudolf Sündermann. Hochzeitsreise	600
Heinrich Nowak. Gustave Flaubert,		U'gaday. Das Kleiderspind	543
l'Education sentimentale	301	Ueb immer Treu	583
Richard Oehring. Der Oehemnte	52	Emile Verhaeren. Fromm	591
Das Gespräch	52	Quido Maria Vyskocil. Der Purpursaal	475
Schneeland	174	Richard Wagner. Ueber Patriotismus	564
De Profundis	303	Hellmuth Wetzel. Nachhall	57
Erich Oesterheld. Impression	52	Ein unbekanntes Gedicht Treitschkes	203
Die Kinostuche	261	Gähnendes Café	244
Franz Pfemfert. Los von Oesterreich	69	Tief in der Mondnacht	273
Wetterlés Rechtfertigung	101	Unrast	513
An Alfred Kerr	165	Flucht aus der Stadt	515
Vom Kompromiß	197	Resignation	535
Die Ungehemmten	321	Ein Versbuch	597
Das Jena der Vernunft	381	Die Jungen	615
An den deutschen Reichstag	401	Alfred Wolfenstein. Vor dem Jahr	58
Glossen	426	Krankes Wohnen	371
Eine Antwort an K. Hiller	428	Die Höhe des Gefühls	472
Das geistige Deutschland	441	Ernst Frauenlob	598
Heitere Fälle	466	Vornotizen. 26, 152, 184, 215, 248, 280, 340, 360,	
Die Berner Konferenz	481	379, 399, 420, 440, 460, 480, 499, 518, 540, 582,	
Die nationale Sozialdemokratie	521	603, 626	
Eine Friedensgarantie	541	Zeitschriftenschau. 26, 89, 120, 152, 183, 215,	
Redlichkeit	561	247, 279, 311, 339, 359, 379, 399, 420, 439, 459,	
„Sozialisten“	582	479, 499, 519, 539, 581, 604, 626	
Massenstreik als Kompromiß	604	Jourdain. Landschaft im Frühling	493
Otto Pick. Franz Kafka	243	S. Tappert. Wilhelm Morgner	145
St. Przybyszewski. Dagne, Strindberg		Max Oppenheimer. S. Friedlaender	15
und ich	406	Ludwig Meidner. Nächtliche Straße in Fried-	
Sabine Rec. Ueber das Buch Vathek	298	denau	305
Paraphrase	469	Wilhelm Morgner. Titelzeichnung	419
Der Tapezier	529	Georg W. Rößner. Gift an der Table d'hôte	18
Paul Robert. Das schwarze Revier	615	Rudolf Möller. Liegendes Mädchen	500
Margarete Rosenberg. Verse der Acht-		Skizzenblatt	617
zehnjährigen	392	Richter. Russisches Ballet	178
Ludwig Rubiner. Brief an einen Aufrührer	341	Egon Schiele (Wien). Selbstportrait	533
		César Klein. Zeichnung	241

KURT WOLFF VERLAG, LEIPZIG

Franz Werfel

WIR SIND

∴ Neue Gedichte ∴

In vorzüglicher Ausstattung

∴ ∴

Druck der Offizin W. Drugulin

Geheftet M 3.—, gebunden M 4.50

Vorzugsausgabe: 15 nummerierte, vom Autor signierte Exemplare auf schwerem Japanbütten in Ganzliederband M 35.—

Ein neues Buch von Franz Werfel, dem jungen, rasch berühmt gewordenen Lyriker. Was in Werfels ersten Versen bereits gestaltet war: die Fülle der Erscheinungen im Geiste des zeitgenössischen Poeten, wird hier gesteigert zu ungeheurer Weltbeseelung. Aber nicht mehr im Irdischen will seine Dichtung beharren, sie versucht dem Göttlichen im Gefühl aller Menschheit näher zu kommen. So wird sein Singen prophetisch wie die Psalmen des alten Testaments; sein Werk hat die Stärke und Verkündigung eines neuen Ethos.

In der Sammlung „Der jüngste Tag“ erschien soeben von

FRANZ WERFEL

Die Versuchung

Geheftet M 0.80

∴ Ein Gespräch ∴

Gebunden M 1.50

Urteile über Franz Werfel:

Wilhelm Herzog im Berl. Tageblatt: „... ein ganz junger, ganz grosser Dichter. Wenn irgendwo, so ist hier die neue Kunst.“

Frankfurter Zeitung: „... ein ganz grosser Dichter, mit allem Ernste sei das gesagt.“

PROSPEKTE KOSTENFREI

HYPERION

ZWEIMONATSSCHRIFT

Herausgegeben von **FRANZ BLEI**

2 Jahrgänge zu je 36 M, zus. 66 M

EINZELHEFTE

die bei Komplettierung restlicher Jahrgänge übrig blieben, soweit der Vorrat reicht, zu

2 Mark 50

DER ZWIEBELFISCH

FÜNFTER JAHRGANG ∴ HEFT 2

erschien soeben.

Probepbände (3 Hefte) M 1.—, Einzelhefte 60 Pf. Jahrgang (6 Hefte) M 3.—

DAS KLEINE

ZWIEBELFISCH-

KULTURKRATZBÜRSTEN-

VADEMECUM

1 9 1 3

Mit boshaften Porträten von E. Preetorius
Broschiert M 1.—, Leinenband M 2.—

Durch jede Buchhandlung, sonst gegen Nachnahme vom

HYPERION VERLAGE

HANS VON WEBER, MÜNCHEN NW 16

PROSPEKTE KOSTENFREI

VERLAG VON PAUL CASSIRER IN BERLIN W 10

ORLANDO UND ANGELICA

EIN PUPPENSPIEL IN ZEHN AKTEN

Frei nach Ueberlieferung der Neapeler Marionetten von
JULIUS MEIER-GRAEFE

Mit Originallithographien, zum Teil in mehreren Farben,
von **ERICH KLOSSOWSKI**

Das Werk erschien in drei Ausgaben:

I. Künstlerausgabe: 12 Exemplare auf altem, japanischen Büttenpapier, von denen 10 Exemplare (1-10) nummeriert sind. Jedes Exemplar enthält zwei Originalaquarelle des Künstlers. Diese Ausgabe war bereits zehn Tage nach dem Erscheinen des Werkes vergriffen. M 800.—

II. Luxusausgabe: 22 Exemplare auf Van Geldern, von denen 20 Exemplare (11-30) nummeriert sind. Die Lithographien sind auf der Handpresse gedruckt. Handgebundener Ganzliederband. Spezial-Vorsatz M 800.—

III. Gewöhnliche Ausgabe: 600 Exemplare mit lithographiertem Umschlag M 40.—
Ein illustrierter Prospekt wird kostenlos abgegeben

BLÄTTER

AUS EINES LUFTSCHIFFERS TAGEBUCH

von **ALBRECHT BLAU**

mit Zeichnungen von **RUDOLF GROSSMANN**

Brosch. M 3.—, gebunden M 4.—

NEUE BÜCHER ÜBER BILDENDE KUNST:

Künstler unserer Zeit I.

Max Beckmann

von **Hans Kaiser**

Mit zahlreichen Abbildungen
Kartonierte M 6.—

Die Wirklichkeit und ihr künstlerisches Abbild

von **Alfred Guttman**

Brosch. M 5.—, kartoniert M 6.—

Johann C. Wilck

Ein Maler des deutschen Empire

von **Alfred Gold**

Brosch. M 3.50, gebund. M 5.—

Der Gefühlsausdruck in der bildenden Kunst

von **Anton Mayer**

Brosch. M 3.50, gebunden M 5.—

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.27

INHALT

LYRISCHE ANTHOLOGIE

Beiträge von Peter Scher, Hugo Ball, Ludwig Bäumer (Worpswede), Johannes R. Becher, Gottfried Benn, Alexander Bessmertny, Ernst Blass, Franz Blei, Paul Boldt, Max Brod, Friedrich Eisenlohr (Paris), Henriette Hardenberg, Walter Hasenclever, Hermann Hendrich, Max Herrmann (Neisse), E. F. Hoffmann (Konstanz), Rudolf Kayser, Oskar Kanehl, Gottfried Kölwel, Willy Klüsters (Konstanz), Alfred Lichtenstein (Wilmersdorf), Hans Luft, Fritz Mangold, Friedrich Mellinger, Paul Mayer, Erich Mühsam, Heinrich Nowak, Richard Oehring, Arthur Sakheim, René Schickele, Ed Schmid Ernst Stadler, Leo Sternberg, Gustav Specht (Moskau), Mario Spiro, Hellmuth Wetzel, Alfred Wolfenstein

Sonder-Nummer

HEFT 50 PFG.

VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

JOHANNES R. BECHER

Konfession

Bin ein Abgrund,
Ein Zwiespalt, den kein menschlich Bemühn über-
brückt, den nicht die blühendste Ewigkeit ausfüllt;
Von weißem Gesicht, bösen Augen, rotem, ver-
schleimtem, zerfetztem Mund,
Der stinkt, der krankhaft verzückt, von Flüchen, Ver-
wünschungen, Blasphemieen, wüsten Drohungen
überquillt...

Der zärtlich lockt, mit sanfter Gewalt oder List
verführt:

Kind, das im Dunkel hockt; zitternd, wenn der Abend
hereintritt, die vergoldeten Gitter berührt;
Wildes Tier, das ein gewaltiger Herr lauten Gesangs
durch die großen Städte lenkt:

Mit dem Abfall der Reichen gefüttert, sich badend
im Blau der Himmel, vom Duft der Azure getränkt.
Was träume ich?! Die Peitschen klatschen: ein-
schneidet der Strick;
Die Schulter: sie trieft von Blut und Eiter; schleppe
das Kreuz bergauf; es knackt das Genick...
...Gott, sei gut!...

Der du Verkommenen gnädig gesinnt bist; Armen
wohltust.....

GOTTFRIED BENN

D-Zug

Braun wie Cognac. Braun wie Laub. Rotbraun.
Malaiengelb.

D-Zug Berlin — Trelleborg und die Ostseebäder.

Fleisch, das nackt ging.
Bis in den Mund gebräunt vom Meer.
Reif gesenkt. Zu griechischem Glück.
In Sichel-Sehnsucht: wie weit der Sommer ist!
Vorletzter Tag des neunten Monats schon! —

Stoppel und letzte Mandel lechzt in uns.
Entfaltungen, das Blut, die Müdigkeiten,
Die Georginennähe macht uns wirr. —

Männerbraun stürzt sich auf Frauenbraun:

Eine Frau ist etwas für eine Nacht.
Und wenn es schön war, noch für die nächste!
O! Und dann wieder dies Bei-sich-selbst-sein!
Diese Stummheiten! Dies Getriebenwerden!

Eine Frau ist etwas mit Geruch.
Unsägliches. Stirb hin. Resede.
Darin ist Süden, Hirt und Meer.
An jedem Abhang lehnt ein Glück. —

Frauenhellbraun taumelt an Männerdunkelbraun:

Halte mich! Du, ich falle!
Ich bin im Nacken so müde.
O dieser fiebernde süße
Letzte Geruch aus den Gärten. —

ALEXANDER BESSMERTNY

Die alten Schwestern

Einst waren Männer jung, die sie umwarben
Und sie beim Walzer hoben aus der Schwere
Der wachen Träume, die die Nacht verdarben.
Jetzt gehn sie einsam abends bis zur Fähre
In ihren Mänteln mit den stumpfen Farben
Und stützen schweigend sich auf die Barriere.
Sie wissen fröstelnd, daß sie lang schon starben
Und ihre Schatten gleiten fort zum Meere.

ERNST BLASS

Wanderung

Der Fahrweg wand sich in dem Tag der wich
Zu Hellen weicht aus Luft — gebleichtem Glas.
Wo blinde Weite flimmert ewig zuckt
War noch der Hauch verschoffener Abendfelder
Verschütteter Insekten ein Gesumm.
Daß grauer Herbst befahl und Wind wann war
Der Brücke Trabern und das Schmal der Kähne?
Die Dünste teilte ich mit meinem Kinn.

Was meine Kindheit heilig bunt durchfloß:
Der großen Städte blühend Vielerlei
Des Witz und Willens spaltend schöne Kraft
Hitze und Abschied manch durchstaubten Tages
Die Morgen die ich jungfingisch verweinte
Um Menschen die ich mir zu ferne wählte
Gebäude heißer Tränen finstren Steines
Waren auf Wegen denen ich entstieg.

Wer glaubt mir daß ich unberührbar war?
Daß jene Zahl die durch die Straßen kreischt
Und flüchtet wo sie obtusiegen vorgibt
Mit Witz der gleichmacht Träne welche abtut
Aus meiner Hingabe sich Dreiste nahm
Mir widerlicher ist als falsche Reinheit...
Des Lügners Haltung und erborgte Würde
Dünkt höher als ihr niedriger Verzicht.

Die dich nur preisen um dich zu berühren
Dich kennen ungefährdeter zu sein
Noch wenn sie ehren wünschen sie zu ketten
Noch wenn sie loben schlagen sie ans Kreuz,
Doch weiß der Dichter steil entgegengleitend
Urheiligkeiten wenn der Stern versank
Daß Wellen spielen werden ihm der liegt
Zu küssen Haut und das gelöste Haar.

FRANZ BLEI

Stimmen in der Nacht

Vergessne Tote schreien jede Nacht
 Wie Schlafende aus schweren Träumen schreien:
 „Vergeßt uns nicht, wir liegen in der Nacht,
 Wir sind die Wartenden und sind die Treuen,

Vergiß mich nicht, der du mein Bruder bist,
 Aus gleichem Bauch wie ich zur Welt gekommen,
 Die selbe Mutter mein und deine ist,
 Die selbe Mutter, die mich aufgenommen,
 Die dunkle Mutter wartet auch auf dich.

Nur ein ganz kleines Denken wenn du gibst,
 Daß wir nicht in den letzten Abgrund sinken,
 Ein wenig nur von allem was du liebst,
 Daß wir vergessen nicht im Nichts versinken,
 O Liebe, rette uns und rette dich!“

Vergessne Tote schreien jede Nacht
 Wie Schlafende aus Träumen...
 Ein Kind weint auf. Ein Trunkner lallt und lacht,
 Und Sterne stehen hoch in blauen Räumen.

Die Fragen

„Hast du die Rosen blühen sehen?“
 Ich sah sie blühen und sah sie vergehen,
 Ich sah ihre Blätter im Winde verwehen...
 Was ist das Leben?

„Hörst du meines Herzens Schlagen?“
 Ich hört es, als wir beisammen lagen
 Zum erstenmal. Nun laß mich fragen:
 Was ist die Liebe?

Kaum ist es Tag, die Wolken weinen
 Und mir wird keine Sonne mehr scheinen.
 Vorüber, verloren. Und dies frag ich keinen:
 Was ist das Sterben?

PAUL BOLDT

In der Welt

Ich lasse mein Gesicht auf Sterne fallen,
 Die wie getroffen auseinander hinken.
 Die Wälder wandern mondwärts, schwarze Quallen,
 Ins Blaumeer, daraus meine Blicke winken.

Mein Ich ist fort. Es macht die Sternereise.
 Das ist nicht Ich, wovon die Kleider scheinen. —
 Die Tage sterben weg, die weißen Greise.
 Ichlose Nerven sind voll Furcht und weinen.

Der Primäraffekt

Jemand, den Kopf in Mädchenknien, sagt:
 Daß deine Schenkel früher zu mir kamen.
 Wie Krähen fraßen Huren mich Einsamen.
 Immer war Winter. Ich bin angenagt!

Dein roter Mund, ein Nest voll weißer Küsse,
 Ist unerreichbar nah. Du bist so keusch.
 In meinem Herzen da ist ein Geräusch,
 Als ob es röchle und ersticken müsse.

MAX BROD

Die menschenleeren Inseln
 Nichts gleicht der tiefen Süßigkeit jener Länder,
 Die noch kein Mensch betreten hat.
 Ich sehe sie schimmern, ferne, Blatt für Blatt,
 Jeden Baum, jede Staude, alle die Wiesenbänder.

Es sind Inseln der Südsee, verschwiegen und licht,
 Die ihre reinen Küsten
 Wie Hüften ins Wasser senken und mit den wogen-
 den grünen Brüsten
 Ihrer Wälder die Winde in Bewegung setzen.

Manche sind Atolle, den ganzen Tag in Meeresdunst
 und Duft,
 Kahl, selbst von Tieren leer, von jedem Jammern.
 Hier liegen in korallen Kammern
 Die letzten Knäuel eingeatmeter Luft.

Auf andern gibt es Leben. Gürteltiere schleichen,
 Der Dioge heult; der Affe brüllt. War's nicht ein
 Känguruh, das da schrie?
 Und alles ist Vernunftlosigkeit,
 Planlosigkeit, unendliche Melodie...
 Und nie,
 Niemals werde ich diese Inseln erreichen.

FRIEDRICH EISENLOHR (Paris)

Les Halles

Aus Fleischerbänken dampfen blutige Flüsse...
 Mit einer kleinen Tänzerin in Rot
 Waten Betrunk'ne taumelnd durch den Kot...
 Und plumpe Weiber preisen ihr Gemüse...

In dunklen Gruppen warten an den Ecken
 Apachen, wo verschwiegene Gassen münden,
 Wo grelle Dirnen letzte Beuten finden
 Und rote Lampen frech die Häse recken.

Und irgendwo geht bettelnd wohl ein Kind.
 Und einem sagenhaften Garten gleich,
 Ein Brand von Blumen, lodernnd, schwank' und reich,
 Und Düfte, die wie tiefe Träume sind.

Boulevard

Ein schlankes Auto überholt die dunkeln
Knatternden Reihen enggepreßter Wagen.
Aus bunten, schwanken Federnhüten ragen
Zylinder auf. Und Lichtreklamen funkeln.

Plakate prunken rot auf hohen Masten,
Die Neger durch die Menge balancieren.
Ein Affe tanzt kokett auf allen Vieren
Vor Camelots, die irr vorüberhasten.

Gemalte Frauen stelzen leicht und chic,
Und lächeln, daß man sie nach Haus begleite.
Ganz starke Düfte weh'n um ihre Seide
Und Takte jäh auftaumelnder Musik.

HENRIETTE HARDENBERG**A h n e**

Deine Blumenhand muß verderben.
Wie ich jede Höhung fühlen konnte mit ihrem
Wunsch,
und wie Dein Wille in sie wuchs zu goldnem,
süßem Spiele.
Bei jedem Oeffnen recktest Du die Türme meiner
Liebe zu stärkren Formen,
Bei jedem Oeffnen maßest Du Dich ganz in mich.
Du Bleiche wirst weit über Deinem Stamm,
es fallen Schatten aus Deinen Blättern,
Du liebst meine Seele einstam frei.
Sonnenreiche fülle mich —
Deine Blumenhand mußte sterben.

WALTER HASENCLEVER**Der Mann**

Aus jener Ferne, wo du mich unsichtbar umschwebst,
wenn Regen Städte umspült, ein Pferd bricht unter
der Last,
wenn im April die Schlange durchs Laub kriecht,
verhaßt:
weiß ich, daß du mich nennst; daß du wieder für
mich lebst.
Wenn du am Aussatz stirbst und im Hafen von
Algier hungerst,
und kein Polizist dir nächtlichen Ausgang erlaubt,
wenn du in Freudenhäusern am Trauerkamine
hungerst —
aus vergänglicher Spur erhebe dein ewiges Haupt!

Die Frau

Ich will dich suchen in letzten Feuern,
Die ich um meinen Leib empfinde;
Kein Mann wird mich ins Jenseits steuern —
Du bist mein Kind, das ich entbinde.

Ich will eines Tages für dich nähern
und heimkommen, wenn du mich rufst, mein Kind.
Ich will Gott um dein Leben flehen:
wie schön ist, daß wir zusammen sind!

Das Kind

Die Nacht verliert den unendlichen Blick,
aus dem ich in neue Kurven falle.
Ich bin geboren auf eurem Balle —
Hier endet, hier beginnt mein Geschick.
Ich bin geworden durch Schmerzen und Blut;
Noch viele Menschen werden mir dienen.
In Logen und in Goldminen
wird auferstehen mein Mut.
Auch mir wird Gottes weißer Bart
einst in biblischer Geschichte winken.
Mutter, so laß mich sinken.
Oh Sternenhimmel! Oh Fahrt!

HERMANN HENDRICH**Läuterung**

Des Tages Sturm hat ausgetobt.
Die Nacht wiegt sich auf stummen Schwingen.
Und über Stadt und Feld und Wald
Halt
Fernher nur ein leis Verklingen.

Milchweißes, mildes Mondenlicht,
Das durch des Weltraums blaue Räume
In weichen Zitterwellen fließt
Gießt
Silberglanz in meine Träume.

Und alles, was die Leidenschaft
Und Groll und Wut ins Herz mir schossen
An Bitterkeit und Fluch und Haß,
Das
Stirbt von tiefer Oüte überflossen.

In stille Wehmut löst sich auf.
Kein Echo weckt das Kampfgetriebe.
Die lautre Seele atmet bloß
Groß,
Weltumfassend, reinste Menschenliebe.

MAX HERRMANN (Neiße)**Doice far niente**

Unter weiß umblühten Bäumen
Mit der holdesten der Frauen
Faul und weich dahinzuträumen,
Sich besonnen still verdauen...

Allem Bittren fern und Bösen
Süß zu dämmern und zu dösen
Hingehämmelt zwischen Beeten:
Höchstes Glück des lang erflehten!

Züge flitzen schneidig schneller,
Wo aus Fenstern Tücher winken,
Zarte Wölkchen himmeln heller,
Vögel hüpfen, Birken blinken.

Irgendwo zu allem Schönen
Hört man leis Musike tönen,
Falter fliehn in irren Tänzen....

Und wir glänzen — — und wir glänzen!

E. F. HOFFMANN (Konstanz)

An ein Mädchen

Aus der blau'sten Aetherferne
hergehauchtes Schönheitsglänzen,
wie umspann ich deine Grenzen?
Strahlst du über fernste Sterne?

Qualvoll ist mein Wunsch erloben,
doch er gleitet scheu zur Seite,
denn ins unerlangbar Weite
ist dein Geben eingewoben.

Du zerrinnst in meinen Händen.
Ist's dein Hals, den heiß ich küsse?
Sind es Leiber, die sich fühlen?
Hinter rätselhaften Wänden
rauschen tief verborgne Flüsse,
die an Seelen-Ufern spülen.

RUDOLF KAYSER

Einsamkeit

Ich bin von Liebe reich und voll
Und darf doch nie das Schicksal wissen,
Von Menschen, die durch Gottes Groll
In Hände und in Worte sind zerrissen.

Ich möchte mich in Körper schmiegen,
Bis jedes Unglück nächtlich abgetaut,
Ich möchte mich in Seelen wiegen,
Ihr Blut durchdringen lassen meine Haut.

Jetzt preß' ich noch mein Herz in Händen,
Damit ein Klopfen es befreie,
Und seh', wie Spinnen an den Wänden
In Fäden ziehen meine Schreie.

OSKAR KANEHL

Am Strande

Wir liegen nackt und lassen uns besonnen.
Durch einen Mückenschwarm, wie feines Maschen-
netz gesponnen,
Flutet auf uns der Blendstrom alles Sonnenlichts
und drückt die Augen zu. Wir wollen nichts,
wir lassen das Gehirn uns kochen,
weil wir gehungert haben, lange Wochen.
Vom stillen Meer her, eintönig wie Gebet,
kommt Kühle fächelnd leiser Wind geweht.
Und neben uns liegt Zarathustra, ungelesen;
Wir lesen nicht, wir Uebermenschwesen,
und fassen Leben mit der vollen Hand.
Wir denken nichts, wir fühlen nur:
Wir sind ein Stück Natur
und nichts als Leiber auf dem heißen Sand.

GOTTFRIED KOELWEL

Vor dem Frühling

Wenn hungerdünne Vögel sich empören
argwöhnisch gegen Himmel, Mond und Stern,
im dunkeln Wind die Bäume aber röhren,
begnadete Propheten ihres Herrn,
dann ist die große Unruh nicht mehr weit,
die sich aus Sturm und Drang der Erde wühlt,
aufringt und an den Wolken reißt und schreit,
weil sie den Heiland in der Sonne fühlt.

Frühlingserscheinung

Kühl in bleichen Perlen rann ein Schauern
über meinen Leib, der Waldbach hörte
auf zu rauschen, feste Luft beschwerte
mich, ich stand fast reglos wie in Mauern
eingekalkt, durch die ein Häher sägte;
und ich sah, wie jeder Fels sich regte
und mit einem Sonnenauge dünnes
Lachen anfang, daß es jeder fühlte
von den nackten Bäumen und ein grünes
Hemd schamhaft um seinen Körper hüllte.

Mittagstille

Wenn die Vögel lautlos durch den Mittag gleiten,
schwingenweit, um jenen Glanz, der in den Lüften
bebt, auf ihren Flügeln aufzuhäufen, breiten
sich die Wälder selig aus, in ihren Hüften
hochgefühlvoll, urheilig, ernst wie selbne Frauen
kurz vor der Empfängnis, wenn nur Hauch mehr
flüstert,
voll Erwartung, bis die heiligengeistesblanken
Vögel auf sie niederkommen und den blauen
Aetherglanz des Mittags von den lüsternschlanken
Flügeln schütten, daß die Wollust in den Zweigen
knistert.

WILLY KUESTERS (Konstanz)

Die Kleinstadt

Ein trüber Dunst steigt aus den ausgeträumten
schmalen Gassen,
Wo hagre Häuser dürr ins Firmament zu ragen sich
erfrechen;
Aus dem verfallenen Gemäuer wachsen Gras und
böse Zungen,
Die wie das Straßenpflaster spitz durch manche
Sohlen stechen.

In dumpfen Stuben wächst die Biederkeit in dicken
Fladen
Und grinst aus Fenstern, Ladentüren, Mützen,
Hauben;
In hintern Höfen wehen bunte Röcke, Hosen,
Windelzeug,
Vergilbte Banner der Devise: Treu und Glauben.

Wer sich aus diesem Sumpf erheben will, den duckt
man gleich,
Er wird am schäbiggrauen Band der Tradition ge-
gänglich,
Nur lahme Wichte duldet ihr Philisterreich,
Gewohnheitsvolk, das nur zu Stall und fetter Krippe
drängelt:
So klebt die kleine Stadt im Tal, ein mürber Teig,
Den feist ein wohlgesättigt Madenvolk durch-
schlängelt.

ALFRED LICHTENSTEIN (Wilmerdorf)

Landschaft

Wie alte Knochen liegen in dem Topf
des Mittags die verfluchten Straßen da.
Schon lange ist es her, daß ich dich sah.
Ein Junge zupft ein Mädchen an dem Zopf.

Und ein paar Hunde sielen sich im Dreck.
Ich ginge gerne Arm in Arm mit dir.
Der Himmel ist ein graues Packpapier,
Auf dem die Sonne klebt — ein Butterfleck.

Angst

Wald und Flur liegt tot in Schutt und Scherben.
Himmel klebt an Städten wie ein Gas.
Alle Menschen müssen sterben.
Glück und Glas, wie bald bricht das.

Stunden rinnen matt wie trübe Flüsse.
Durch der Stuben parfümiertem Sumpf.
Spürst du die Pistolenschüsse
Ist der Kopf noch auf dem Rumpf.

HANS LUFT

Marie die Magd

Wie der blanke Kirchturm die verlorenen
angeklebten Häuser überragt,
hebt sich aus dem Kreis der Wohlgeborenen
Damen dieser Stadt Marie die Magd.

Ihre Hände sind von schweren Dingen,
die sie täglich tut, geschwollen rot.
Unter ihren dunklen Augenringen
birgt sich manches schlanken Jünglings Not.

Aber durch ihr nächtiges Wesen gleitet
— durch ihr Lachen und den wilden Schwung —
unbegriffen je und ungeleitet
eine heimliche Verwunderung: —
So wie Mondlicht niedre Gründe weitet.

FRITZ MANGOLD

Kleopatras Nacht

Die Aegypter krochen zu Boden
und konnten sich nicht lassen vor ihrer Königin.
Cäsaren enteigneten sich ihrer Weften,
weil sie ja immer neue Welten von Kleopatra
empfangen.

Für diese jedoch
ergab sich nur das Eigene.
Und sie verging nach der Ergänzung:
Da bot sich ihr die Schlange,
Und nun mußte eine Nacht folgen,
so voll Mitteilung,
daß sich die Schlange an den toten Brüsten der
Kleopatra
zu Tode ausgab.

Nocturne

Wenn sie lächelt,
verfangen sich die Sternbilder in ihren Lippen.
Von meinen Augen pflückt sie das Fest
und gibt es ihren Lippen noch dazu:
Die flammen auf,
werfen der Nacht Diademe ins Haar.
Dann wird sie müde (ihr Lächeln muß ja so weh
tun);
Und dankbar gibt sie die Nacht wieder frei.

FRIEDRICH MELLINGER

Idyll

Abends,
wenn der Kinder Lärmen
auf den Straßen deutlich wird,

sitzt die Mutter vor der Türe
und willfahrt den blassen Blicken;
hintern Fenster steht der Vater —

Einer
geht das Dorf entlang zum Walde,
ohne nur den Kopf zu rühren.
Um sein unbegreiflich leichtes
Schreiten
schlängeln sich die weichen Glieder
einer geilen Dämmerung — —

PAUL MAYER

Tristans Beichte

Es war der Trank nicht, Priester, nicht der Trank.
Kein Zauberwerk hat mich an sie gebunden.
— Das meinen Bürger in den Feierstunden
Mein Leid beschwatzend auf der Ruhebank. —

Du mußt mich hören; magst du dann mit Hunden
Den Frevler scheuchen, der in Sünden sank.
O laß mich büßen, geißle meine Wunden,
Ersinne Martern und ich weiß dir Dank.

Du mußt es wissen: auf der Brautfahrtbarke
Die uns von Irland trug zu König Marke
Da ist's geschehen, ich sah sie einmal nackt.

So wie der Nordsturm Dünengräser packt
So traf mich das. Da ließ mich Gott allein
Und in derselben Nacht noch ward sie mein.

ERICH MUEHSAM

Pflicht

Unrühmlich ist es, jung zu sterben.
Mein Tod war sträflicher Verrat.
Ich bin der Freiheit ein Soldat
und muß ihr neue Kämpfer werben.
Und kann ich selbst die Schlacht nicht lenken,
seh selbst nicht mehr das bunte Jahr,
so soll doch meine Bundesschar
im Siege meines Rufs gedenken.
Drum will ich Mensch sein, um zu dichten,
Will wecken, die voll Sehnsucht sind,
Daß ich im Grab den Frieden find
der Schläfer nach erfüllten Pflichten.

HEINRICH NOWAK

Letzter Abend

Das Leben legt die Stirne böß in Falten;
der letzte Tag vergrämt sich Stück um Stück.
Mein Denken hat jetzt einen Riß erhalten.
Im tiefsten Leid verfliegt ein Augenblick.

Mich liebt die Sonne nicht mehr und die Erde,
Himmel und Hölle werfen mich hinaus.
Ich bin kein Mensch mehr, bin nur mehr Gebärde,
und streiche lächelnd meinen Namen aus.

RICHARD OEHRING

Der Verräter

Als die sich Nächsten sich in Lügen bargen,
vor Brücken bebten, leuchtend lockenden;
als die Geliebtesten sich fremde Blicke gaben,
schrie er in Qual hinaus das Wort, das sie verriet,
und stierte bleich, in Scham in sich gebogen,
als nackte Leiber krampfverzerrt um ihn
hilflos ins Dunkle drängten —
Nur Blicke noch, die flehend ihn beschworen,
der aller Hände hätte küssen mögen.

Er sah:

Zitternde Hände greifen vor die entblößten Ge-
sichter.

Schreie zerreißen den Vorhang schattender Worte.
Irre Gebete fallen von schluchzenden Augen.
Blutige Sterne erhellen entsetzte Gebärden.
Doch aus dem Bersten verschütteter Schfünde
aufsteigen hell Fontänen — o, weiche Strahlen,
o Kinderweinen, Demut wilder Tiere,
Verschmelzung, Liebe,
aus wildem Krampf gelöst viel süße Sehnsucht — —

Doch er fällt allen fern in düstre Kneipen.
Ihn trösten Weiber mit geschminkten Lippen.
Manchmal beglückt ihn weich ein Duft von Blumen
wie roter Kränze dunkle Gräberliebe.

ARTHUR SAKHEIM

Amulett

für Marion Carola Natalie, Prinzessin zu Pymont,
gegen die Hitze, die Sehnsucht und den bösen Blick
um ihren Hals zu tragen.

Vielleicht war alles nur ein buntes Klingen,
Ein Vogelruf im frischen Morgenlicht,
Die Seligkeit der seligen Syringen,
Ein Blütengarten oder ein Gedicht.

Mir träumte von den tiefen Wunderdingen,
Mir lächelte dein helles Angesicht. —
Für immer deine Liebe zu erringen,
Das große Zauberwerk gelang mir nicht.

Verständlich ist das alte Spiel und schändlich,
Die Litanei vom ewigen Vorbei: —
Ich will die Lust, die süße Tyrannei,
Ich will die Welt. Ich liebe dich unendlich.

RENE SCHICKELE

Pamphlete

I

Revolutionsball

Für Euch ists nur ein Faschingsball,
Ihr wißt nichts von Gespenstern,
doch ich, Flanflan vom Palais-Royal,
ich höre sie vor den Fenstern.
Sie kommen mit und ohne Kopf
mit weißer Perrücke, mit dunkeln Schopf.

Mir ist, als wär ich im Spiegelsaal
und müßte die Kleider schürzen,
weil die Lakaien des Duc d'Aumale
von der Karosse stürzen.
Die Pferde scharren, der Wagen knackt,
gleich wird mein Liebster ausgepackt.

Zwei rücken den Schemel vor die Tür,
ich höre das Meckern des Alten,
er kriecht aus dem purpurnen Wagen herfür,
drei andere müssen ihn halten.
Wie sich der dicke Mund bewegt!
Der Duc d'Aumale ist aufgeregt.

Sie tragen ihn die Treppe herauf
und legen ihn mir vor die Füße,
sie reichen den Stock mit dem goldnen Knauf
mit dem ich sein Alter versüße.
Es macht mir nicht den geringsten Spaß,
ob er nun rot wird oder blaß.

Er starb in mühsam entfachter Glut,
nun soll der Teufel ihn rösten!
Den Söhnen ging es nicht so gut,
Sie mußten die „Witwe“ trösten.
Sie haben sie wütend angespuckt,
sich fluchend in ihren Schoß geduckt.

Lebwohl, lebwohl, Louis Capet,
den wir den König nannten!
Er reitet auf goldenem Bidet
vor seinen Adjutanten.
Marie hat's mit in die Ehe gebracht,
Marie Antoinette, die immer gelacht.

Sie zügeln vergeblich den teuflischen Gaul,
im Höllenwirbel verloren,
verzerrt hängt ihr großes, herrliches Maul,
mit dem sie einmal geboren,
durchsuchen in entsetzlichem Drang
die Hölle nach einem Notausgang.

Ein größeres Maul, als ihres war,
durchschrie die Pariser Straßen,
das hat auf die Lichter um Thron und Altar
und auf die „Sonne“ geblasen.
Die fiel in den Korb mit dumpfem Klang,
ein blutiger Sonnenuntergang!

Mir ist's, als wär' ich im kleinen Gemach
und hörte die Häscher pfeifen
und spürte Dantons Arm, halb wach,
nach meinen Brüsten greifen.
Ich hatte ihn geliebt so sehr
und konnt ihn nicht einmal küssen mehr.

Am andern Tag war es herum,
die Trommeln rollten wie Donner,
wir Mädchen standen blind und dumm,
die Trommeln rollten wie Donner.
Er wollte sich umdrehn, sie litten's nicht,
sie sahen ihn schreien und hörten's nicht.
Statt Strang das Beil und Gärtner der Bock,
nichts weiter war verschoben,
sie heben uns den engen Rock,
wie sie den weiten gehoben.
Es wechseln die Zeiten, es wechselt der Schatz,
das Herz bleibt immer am nämlichen Platz.

Und so ging weiter das blutige Spiel,
bis daß die letzte Karte,
Robespierre, der Tugensbube, fiel.
Dann mischte Bonaparte.
Ich sah ihn am achtzehnten Fructidor.
Er hatte ein hübsches kleines Ohr.

II

Der Dichter Ohnebein
verfertigt „Acker“ und „Strom“, darauf
„1813“.

Grollt auf seinem Glorienschein
der verschnittne Ohnebein
zehn Schritt hinterm heiligen Hain,
weil die Beine dorten Dinge treiben,
die ihm selber hängen bleiben
an der Stelle, wo er sitzt,
wenn er produzierend schwitzt.

Träumt auf seinem Glorienschein
anthologisch Ohnebein
— und er taucht die Feder ein —
daß er mannhaft mit den Musen schreitet,
die sein Wort in Purpur kleidet.
Und das setzt sie von allein
Terre-à-terre mit Ohnebein.

Rudert auf dem Glorienschein
 stolzer Schiffer Ohnebein
 markig über Stock und Stein.
 Staunend blicken die zu leicht Geschürzten,
 neidisch die so oft Gestürzten
 nach den starken Hosen hin,
 die auf Strömen Tinte ziehn.

Wühlt auf seinem Glorienschein
 knorrger Bauer Ohnebein,
 Hosen müssen Pflüge sein.
 Pflügen dampfend sich durch Feld und Wiesen,
 bis sie an Herrn Julius Bab sich stießen,
 der mit vorgestreckter Hand
 streng am Weg zum Drama stand.

„Hurra!“ schmettert Marschall Ohnebein,
 „Bab, mein Freund, tauch unsre Feder ein,
 meine Hosen wollen Preußen sein!
 Hör sie beten vor der Schlacht!“
 Ja, sie beten, daß ihr Leder kracht.
 Der er nun auf Deutsch nicht weiter kann,
 fängt hebräisch er zu reden an,

und obwohl es neuhebräisch nur,
 hört man alte Preußenherzen schlagen
 bei dem Klang, wie in den großen Tagen
 von Königgrätz und Mars-la-Tour.

Hurra!

Widmung

Tibi! Rosenkranz und Wein!
 Tibi, Meister Ohnebein!
 Spuck den Welschling, schwärz ihn ein.
 Daß zu Unrecht man ihn rühme,
 künde voller Amertüme,
 dein sind Frechheit, Eifer, dein die Kraft,
 die aus altem Blech Dukaten schafft.

Sela!

ED SCHMID

Abend

Zitter nicht mehr! Verschließe den dämmrigen
 Laden,
 daß dich die Sternnacht zu maßlos nicht übersteigt:
 Zünde die Ampel, Weißhändige! Ich will dir dann
 leise verraten,
 was in der Finsternis mir die lichten Erlösungen
 reicht.

Siehst du: Im Garten dort gegen die Kolonaden
 brandet das Dunkel stets wie eine weißgefleckte
 Flut.

Selbst die Fontänen, die abends im Amfelsang
 baden,
 schäumen erzitternd vor seiner verhaltenen Glut.
 Aber ich fühle: Es ist wie ein Panter nur, der uns
 im Grimme
 hinter der Gitter gefahrlosem Meere beschleicht...

Bürde dein Haar an das meine und sing nun mit
 silberner Stimme
 Lieder vom Morgen und sage: Das Dunkel ist leicht.

ERNST STADLER

Ende

Nur eines noch: viel Stille um sich her wie weiche
 Decken schlagen,

Irgendwo im Alltag versinken, in Gewöhnlichkeit,
 seine Sehnsucht in die Enge bürgerlicher
 Stuben tragen,

Hingebückt, ins Dunkel gekniet, nicht anders sein
 wollen, geschränkt und gestillt, von Tag
 und Nacht überblüht, heimgekehrt von
 Reisen

Ins Metaphysische — Licht sanfter Augen über sich,
 weit, tief ins Herz gegläntzt, den Rest von
 irrem Himmelsdurst zu speisen —

Kühlung Wehendes, Musik vieler gewöhnlicher Stim-
 men, die sich so wie Wurzeln stiller Birken
 stark ins Blut dir schlagen,

Vorbei die untaumelten Fanfaren, die in Aben-
 teuer und Ermattung tragen,

Morgens erwachen, seine Arbeit wissen, sein Tage-
 werk, festbezirkt, stumm aller Lockung, er-
 blindet allem, was berauscht und trunken
 macht,

Keine Ausflüge mehr ins Wolkige, nur im Nächsten
 noch sich finden, einfach wie ein Kind,
 das weint und lacht,

Aus seinen Träumen fliehen, Helle auf sich richten,
 jedem Kleinsten sich verweben,

Aufgefrischt wie vom Bad, ins Leben eingebüht,
 dunkel dem großen Dasein hingegeben.

Die Dirne

Wie aus den Armen Gottes glitt ich in den Arm
 der Welt:

Noch wars das Streichen seiner Hände, das mir
 meine Brüste aufgeschwellt,

Und seiner Liebe Schwert, das lustvoll sehrend
 meinen Leib durchstieß

Und das in Wollust weilend sich im Dunkel meines
 Blutes niederließ,

Als schon mein Leib, den Vielen ausgeliefert, sich
auf armen Polstern streckte.
Und wenn ich unter Schauern mich vergrub, war
ers, dem sich mein Schoß entgegenreckte,
Und wenn mit rohem Wort die Welt mich überfiel,
Floß selige Marter und im Fernen leuchtete der
Prüfung Ziel.
Und ekle Speise, die aus Graun und Schmach an
mich erging,
War die geweihte Hostie, die mein Mund aus seiner
Hand empfing,
Und jede Lust war tief im Blute seiner Wunden
eingelüht,
Und jedes Wehe vom Gefunkel seiner Liebe über-
spült,
Aus Kellern, Hafenkneipen, Dirngassen, wo die
Seele wie vom Leib verirrt dem Traum
entgegenschief,
Wuchs mailicht schon die Stimme, die zu Hochzeit
und zu Auferstehung rief.

LEO STERNBERG

Seliges Versäumen

Mich befiel der Ekel an der Tat,
daß man etwas tun muß, um zu gelten —
Arbeit, welche für den Gang der Welten
nicht soviel ist, wie ein windverwehtes Blatt.

Daß man durch die Kraft der Träume,
durch das glühend warme Blut
nicht, indem man ist und ruht,
Leben ausstrahlt in die Räume
wie der Sonne stille Glut.

Wieviel besser sind die Bäume,
welche stumm verweilend stehen
und in seligem Versäumen
schummernd, sich ins Weltall säen!

Warum zeigen? Warum blenden?
mit den kunstvoll — armen Dingen,
welche nur die Kraft verschwenden,
nimmermehr nach außen wenden
gleich-entschlüpften Schmetterlingen
das verborgene vollenden?

Meer, darin die Inseln liegen,
die uns Kontinente gelten,
atmet — sie vergehen,
atmet — sie entstehen;
brauchst nur dazuliegen:
Gott ist dir entstiegen
und auf deinem Atem wiegen dich die Welten.

GUSTAV SPECHT (Moskau)

Ular api

Du Tropenwildling, Inselknospe Du!
O Ular api! Schlange, weiße Schlange,
Du glatte weiße wundervolle Schlange,
Wildkatze, weißer Pfau und Kakadu!

Du lockst durch Tanz und Kuß und Rendezvous ...
Zum Löwen werd ich, wenn ich Dich umfange.
Ich folge meinem wilden Urwaldrange
auf Deiner Insel im Hôtel Moscou.

Die Insel Celebes, — ich kenne sie.
Dorthin flög ich, wenn mich ein Gott vertriebe
von meiner Insel im Château Turbie,

und wenn von meinem Rausch nichts übrigbliebe,
als nur ein Funken Hindupoesie
vom stillen Ozean vergangner Liebe.

MARIO SPIRO

Nachthymne

Jeder Sieg, den ich erringe,
Macht mich traurig. Jedes Lied,
Das ich Deinem Lob nicht singe —
Deinen Blick als Baldachin —
Werden tote Lippen singen,
Und den Gruß vom sonnigen Ried
Dir ergebne Träume fliehn,
Da nur Deine Augen klingen.

Nun ist's Nacht, und Mond, der Mar,
Trägt Dein Zeichen über's Land,
Macht die Seele still und klar.
Aus der Einsamkeit Missale
Schöpf ich selges Unterpfand
Wie aus Deiner Hände Schale,
Deren Schimmer einziges Lied,
Nächtgen Himmel überzieht...

Der Heimatflüchtige

Als wären sie aus Staub, zerfallen meine Kniee,
Die ich Entarteter in Reue beuge;
Wenn ich wie ein Verendender auch schrie,
Du bietest dich nicht mehr als meines Blutes Zeuge.

Daß einst ich deiner goldnen Früchte Lust ver-
schmähete
Und als zu billig ihre Glut verwarf,
Macht, daß ich niemals wieder darf
Der Ernte harren, die ein anderer küstern mähte.

Und raunt man mir nun zu von deiner Säfte Gären
Und wie in stetem Ueberflusse deine Aehren
Eins mit der Sonne ihre eignen Füße küssen,

So werd ich nur in Ohnmacht und mit leeren Fragen
Mit wesenlosen Händen an hohle Schläfen schlagen
Und mich nach eignem Gut vergeblich sehnen
müssen.

HELLMUTH WETZEL

Tanz

Und wenn die leise lächelnden Kokotten gehn
Zu den Tänzen der Nacht, die zwischen den Tischen
sind,

Weh dem, der nicht versteht.

Ein kühler Wissender ists, der ihren steilen Körper
meistert,

Wie einen edlen Bogen, dem er die feinsten Launen
abgelauscht;

Selten irrt ein seltsam Lächeln um seinen Mund.
Wid, aber voll Schönheit ist die Weise, die er
aus gleitenden Gliedern lockt.

Magst du die Worte wie Lanzen heben gegen sie,
Sie sind geheiligt, weil fern sie vom Alltag sind,
Und deine anklagenden Hände zucken von ihnen ab.

ALFRED WOLFENSTEIN

Knabennacht

Ich will aus diesem feindlichen Hause fort,
Darinnen auch die häßlichsten Bilder nicht
So alt, so roh, so leer mich ansehen
Wie meiner Eltern verzankte Augen!

Der Straße zu, die freundliche Worte sang
Durchs Fenster, wenn mich innen Gewalt bespie!
— Der Bahn Geklingel, Baß der Autos
Kamen, und rennender Jungens Pfiffe.

..Nun wird es schon beruhigend fern und fremd,
Mit neuen Lichtern, Schildern, Cafés geschmückt.
Und ihr .. ach feenhaft, atemküssend,
Mädchengesichter mit nahem Gange!

.. Du sprichst so leicht, gewaltlos, verwandt zu mir.
In dein Haus will ich, willst du es, gern mitgehn.
Du bist mit mir zugleich geboren,
Schwester der Zeit, meinem Arm verhokte!

..Doch dieses Zimmers hauchender roter Mund,
Das laue Bad des Bettes .. zu drückend noch!
Ins Nichts, in dich! Vom sonngequälten
Gipfel entschmelzen wie bleiche Schnee..

Zu schwarzer Blindheit, Schatten des Abgrunds hin,
Betäubtem Molicht, rauschender Leere zu!

Es donnert stumm, beglückend ferne..

— Ach, wieder aus?.. Wieder anziehen?.. Gehen..

Wer bin ich nun?.. Was soll ich?.. Die Straße grell
Schlägt lautlos mir ins frierende Angesicht.

..Ich starb so schön.. so kurz.. Und kann nicht
Sterben für immer.. Noch nicht...

— Nach Hause.

Erwachsenheit

Immer wieder das Entkleiden
Bei des Gases weißem Frieren..
Dieses sich entblößt Erleiden,
Fliehend durch das Zimmer Stieren..

Reich mit könnender Geberde
Nächte wie die Tage heben
Sich vorbei — Ich weiß die Erde,
Doch ich kann sie nicht mehr leber

Wie ein Haus, dem nur die Wände
Noch nicht niederbrannten, schwerer
Meiner Haut gequälte Räude
Zwischen Nacht und leerer Seele.

Meines Schlafs muß ich mich schämen..
Flieg zu Stirnen gut Geborner!
Ich statt deiner wünsche Tränen,
Ich Verarmter .. ich Verlorner.

Flößen leichte Kindertränen,
Die mich traumlos warm verschleiern!
Doch mit Blick und bösem Gähnen
Lieg ich unbetäubt taub bleiern.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Ferdinand Kiss: Der Fall Lukács / Franz Blei: Erziehung zur Politik / Else Lasker-Schüler: Gottfried Benn / Gottfried Benn: Alaska / Otto Gross: Psychoanalyse / Hermann Hendrich: Ein Gedicht von Léon Deubel / Kurt Hiller: Kaiser Wilhelm und wir / Die AKTION: Die Wir des Doktor Hiller / Gustav Specht: Die Muse des Mozart / Friedrich Mellinger: Unterwegs / Richard Gloster: Wilhelm Ostwald über Wilhelm II / Grete Meisel Hess kämpft — Ein weiterer Klabund — Wandspruch aus einem Bordell — Mitteilung — Inhaltsverzeichnis des 1. Halbjahres 1915 — Else Lasker-Schüler: Bildnis des Doktor Benn

GUTE BÜCHER SIND DIE BESTEN FREUNDE

LORD BEACONSFIELD
CONTARINI FLEMING

EIN PSYCHOLOGISCHER ROMAN 604 S.
Mk. 4.-. BROSCIERT Mk. 5.- GEBUNDEN

Rheinisch-Westfälische Zeitung: „Endlich, endlich wieder ein großes literarisches Werk, das, wie uns scheint, wert ist, Satz für Satz gelesen zu werden! Wir freuen uns, in einer kleinen Zeit endlich einmal etwas Großes gefunden zu haben.“

THOMAS CARLYLE/GOËTHE

CARLYLES GOETHEPORTRAT VON DR. S. SAENGER
VOLKSAUSGABE. 3.-5. TAUS. Mk. 2.- BROSCH. Mk. 3.- GEB.

Das literarische Echo: „Wer das schöne Buch genossen, fühlt sich erweitert und gehoben. Es ist einer der Führer zu Goethe, die ihn uns in seiner geheimnisvollen Größe zeigen und zur Auflösung der Rätsel der einzigen Erscheinung reizen.“

HANS FRANCK
THIESS UND PETER

DER ROMAN EINER FREUNDSCHAFT
Mk. 3,50 BROSCH. Mk. 4,50 ELEG. GEB.

Neue freie Presse, Wien: Hebbels unerbittlicher Geist und Otto Ludwigs eiserne Erzählerkunst scheinen hier in einem bewegten Kopfe unserer Zeit wiedergeboren zu sein, der reiche bleibende Früchte verspricht.

GABRYELA ZAPOLSKA
WOVON MAN NICHT SPRICHT

ROMAN. AUTOR ÜBERS. V. STEF. GOLDENRING
3. AUFL. Mk. 4.- BROSCH. Mk. 5.- ELEG. GEB.

Der Tag, Berlin: „Ein Buch, das man richtig würdigt, indem man es zu den literarischen Dokumenten des Lebens legt.“

JULIUS BAB
DER MENSCH AUF DER BÜHNE

EINE DRAMATURGIE FÜR SCHAUSPIELER
3 BÄNDE. Mk. 6.- BROSCH. Mk. 8.- GEB. EINZELN
PRO BAND Mk. 2.- BROSCH. Mk. 3.- GEBUNDEN
Bd. I: Von Lessing. Bd. II: Von Lessing zu Otto Ludwig
Bd. III: Gegenwart.

Das Buch gibt als eine Art Dramaturgie einen Überblick über den heute noch lebendigen Gehalt der dramatischen Weltliteratur.

OESTERHELD & CO. VERLAG
BERLIN W. 15

Die Aktion

MR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.28

INHALT: Moriz Meizer (Paris): Aktstudie (Titelzeichnung) / Hedwig Dohm: Die Suffragettes / Hermann Hendrich: Alexandre Mercereau / Ernst Stadler: Judenviertel in London / G. Fuchs: Vaterland und Geschäft / Rudolf Kurtz: Spaziergang / Ed Schmid: Vincent van Gogh / Nadja Strasser: Die Einsame / Ludwig Bäumer: Totentanz / Walter Serner: Futuristenunfug / F. P.: Glossen



VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

Carl Einstein, Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders

Roman. Mit Begleitworten von Franz Blei und Portrait von Max Oppenheimer

Preis 3 Mark

EIN URTEIL UEBER BEBUQUIN

Ich stehe nicht an, diesen, Andre Gide gewidmeten Roman für eines der interessantesten Bücher zu erklären, die die junge Generation in Deutschland hervorgebracht hat.

Hier ist eine seltsame Kondensierung von Lebensdingen erreicht, eine äusserste Energie, ein Radikalismus des Zuendedenkens, der mit Begriffen, wie mit bunten Bällen, aber in logischer Regelmässigkeit jongliert, eine mathematische Phantastik voll von beherrschter Ungezügeltheit und ausschweifender Strenge. Kosmische Ironien, wie sie etwa in den „Moralités Légendaires“ Laforgues aufblitzen, auf ihrem Grunde die ewig unversöhnten Widersprüche unseres Erlebens, Widersprüche des überscharf zergliedernden Intellektes und einer als sinnlos durchschauten und schamhaft niedergehaltenen Erdensehnsucht. Widersprüche der gellenden eindeutigen Regelung der Dinge und ihrer hundertfältigen Deutungsmöglichkeiten. Des lähmenden, festlegenden Gedankens und des Vielgestaltigen, Fliessenden aller Wesenheit. Und ein Verlangen nach synthetischer Bezwungung. Ein Verlangen mit den Dingen der Welt, den sichtbaren und den unsichtbaren, fertig zu werden. Unmöglichkeit der Einordnung in ein bloss rationell bestimmtes Gefüge, „wo der Kanon, das Wertvolle, das Langweilige, Demokratische, das Stabile“ gelten, und Aussichtslosigkeit, im Irrationalen mehr als ein „Dilettant des Wunders“ zu werden, ein Phantast mit unzureichenden Mitteln „Vergessen Sie eines nicht“, sagt der tote Boehm, diese imaginäre Leitgestalt des Buches, der als eine „Reklame für das Unwirkliche“ herumläuft, „die Phantasten sind Leute, die nicht mit einem Dreieck zu Ende kommen“. Unzulänglichkeit auch der romantischen Scheinlösung, in der sich Rationalität und Irrationalität zu vermählen trachten: „Der Romantiker sagt: Seht, ich habe Phantasie und ich habe Vernunft. . . Wenn ich sehr poetisch sein will, sage ich dann, die Geschichte hat mir geträumt. Aber das ist mein sublimstes Mittel, und damit muss man

sparen. Und dann kommen noch Masken und Spiegelbild als romantischer Apparat. Aber, Herrschaften, da ist Aesthetizismus bei. Beim Romantiker macht man einen Schritt vorwärts und zwei zurück. Das ist ein zuckendes Klebplaster.“ Aber dennoch ist im Romantischen, wenn nicht die Lösung gefunden, so doch das Problem geahnt. „Wir müssen so genau sehen, dass darin alles Wissen steckt“, sagt auch Boehm. Nur eine Verwirklichung dieser Sehnsucht gibt es nicht. Und in dieser resoluten Betonung des Negativen kommt Einstein über die romantische Theorie hinaus. Die ersehnte Einheit fällt immer wieder auseinander. Es gibt nicht eines, sondern nur eine „Tendenz der Vereinheitlichung“. So bleibt für die Einzelnen nur die Entsagung als Resultat eines unerbittlichen Zuendedenkens. Aber aus dieser Negation wächst zugleich die Gewähr: „Vielleicht decken sich die Dinge niemals, damit das Schöpferische nicht erschlafe“. Aus dieser Erkenntnis der Ohnmacht selber steigt ein neues Kraftbewusstsein. Und eine Absage an Ruhe und Sicherheit, die nur Hirn und Blut einschläfern. Darum das Suchen nach dem Wunder, darum am Schluss die ausserordentlich schöne Apotheose des Todes, des „Vaters der Intensität“, des „Herrn der Form“.

Es versteht sich von selbst, dass dieses Buch der „höchst konsolidierten Intellektualität“, wie Franz Blei es in seinem Begleitwort nennt, auf die Mittel einer gewohnten realistischen Technik verzichtet. Hier gibt es keine äussere „Natürlichkeit“, deren Scheinwesen in der Person und den Attributen der Schauspielerin Fredgonde Perlenblick so köstlich persifliert wird. Eher ein ungeheuer zusammengepresstes, vom Intellekt aufgefangenes und zurückgeworfenes Spiegelbild der Wirklichkeit, das trotz seiner scheinbar undurchdringlichen Dichtigkeit Raum lässt, scharf gesehene äussere Lebensvorgänge zu verzeichnen. Alles in allem kann man sagen, das Buch habe den Stil und die Form seiner Idee. Und das ist vielleicht sein bestes Lob. Ernst Stadler in den „Elsässer Heften“.

Verlag / DIE AKTION / Berlin-Wilmersdorf

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

3. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

12. JULI 1913

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Strasse 17 zu senden :: Telephon Amt Platzburg Nr. 6242 Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Sonnabend

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährl. (excl. Be-
stellgeld) bei allen Postanstalt,
Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk.
2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf,
Nassauischestr. 17 : Kommissionär Gust. Brauna, Leipzig

VATERLAND UND GESCHÄFT

Bei Gelegenheit der Kruppdebatte hat man, und nicht zum ersten Male, Entrüstung darüber geäußert, daß die deutschen Geschützfabriken ihre Produkte an das Ausland billiger verkaufen, als an das Inland. Eine moralische Emotion, die der Logik ermangelt! Zunächst ist schon nicht recht einzusehen, warum das Ausland sich an billigen deutschen Kohlen und Schienen solle gütlich tun dürfen, während ihm das erhebende Bewußtsein, deutsche Kanonen wohlfeiler zu erwerben, als das Deutsche Reich, nicht gegönnt werden soll. Billiges Eisenbahnbau- und Heizmaterial bedeutet nicht weniger eine Ermäßigung der Rüstungskosten als billige Kanonen. Ist es also schon unbillig, von den Geschützfabrikanten ein lauter pochendes patriotisches Gewissen zu heischen als von den Kohlen- und Schienenkönigen, so wäre es ganz und gar verfehlt, wollte man die Bevorzugung des Auslandes überhaupt unter die Lupe des Moralisten nehmen. Denn erstens steht es keineswegs zweifelsfrei fest, daß eine politische Benachteiligung des Inlandes unter allen Umständen eine volkswirtschaftliche Schädigung sein muß. In den meisten Fällen dürfte nur das Bestreben vorliegen, mit Hilfe eines gesteigerten Exports den Betrieb und die Beschäftigung der Arbeiter auch zur Zeit stockender Nachfrage im Inlande aufrecht zu erhalten. Dem Gebäude der heimischen Volkswirtschaft wird so ein sicherer Grund gelegt, der es vor den Unbilden verminderter inländischer Absatzmöglichkeiten schützt. Aber angenommen selbst, die Bevorzugung des Auslandes wäre durchaus all-gemeinschaftlich, so handelt es sich doch um nichts anderes, als um die Ausnutzung einer geschäftlichen

Konstellation, die nicht mehr und nicht weniger als jede andere mit moralischen Maßstäben gemessen werden darf. Die Geschützfabrikation ist eine Industrie von notwendig internationalem Charakter. Eine Beschränkung auf patriotisch einwandfreie Geschäfte würde ihre Produktion verteuern, dem Vaterland also nicht nützen. Und schließlich sind die Blüten der Verlogenheit, die der Widerstreit zwischen vaterländischer Pflicht und ungehemmtem Profitstreben zur Entfaltung bringt, weit weniger erfreulich, als die gelegentliche Verletzung des patriotischen Gefühls durch gute Geschäfte.

Der Vorwärts hat festgestellt, daß Vereinbarungen zwischen deutschen Rüstungslieferanten bestehen oder bestanden haben, die bei Bewerbung um Staatsaufträge gegenseitige Unterbietungen verhindern und somit die Regierung zur Bewilligung der von den Unternehmern gemeinschaftlich festgesetzten Preise zwingen. Auch in diesem Falle scheint es mir nicht gerechtfertigt zu sein, alltägliche Erscheinungen des modernen Wirtschaftsgetriebes nur deshalb ethisch zu werten, weil sie die Abhängigkeit des Staates vom Unternehmertum solchen Leuten besonders einleuchtend demonstrieren, denen die Grundgesetze des Kapitalismus nicht vertraut sind. Es ist nicht einzusehen, warum den Erzeugern von Fertigfabrikaten verwehrt werden soll, was den Rohstofflieferanten erlaubt ist, und warum die Preiskonventionen für Kohle und Eisen, die von nicht weniger gewichtigem Einfluß auf die Höhe der Rüstungskosten sind, als die Waffenpreise, von der patriotischen Begutachtung bewahrt bleiben. Ganz zu schweigen davon, daß hohe Kohlen- und Eisenpreise

unter Umständen nicht nur die Rüstungsindustrie, sondern die gesamte nationale Produktion verteuern und somit die Masse der für Produktionsvermehrungen verfügbaren Kapitalien vermindern.

Der Grundirrtum besteht darin, daß die ethische Wertung wirtschaftlicher Phänomene erst dann einsetzt, wenn die nationale Bewaffnung und nicht schon, wenn die nationale Produktionskraft in Frage steht, und daß man unverantwortlichen Einzelnen, die sich des vom Staate gestützten Systems bedienen, Fehler zur Last legt, die das System selbst verschuldet. Wird der Staat durch Ueberteuerungen geschädigt, so komme die Schuld auf die Häupter der Regierungsorgane, die es verabsäumt haben, die Macht des Staates als Käufer auszuspielen. Indessen in dem Maße, als der Staat das Profitstreben des Unternehmertums eindämmt, wird seine Neigung, sich zu intranationalen und internationalen Syndikaten zusammenzuschließen, wachsen. Der Kampf gegen die Preispolitik der Waffenindustrie würde also nur den Erfolg haben, Gegenmaßregeln herauszufordern, die die Position des Staates als Käufer eher schwächen als stärken.

Diese Erwägungen mögen die sozialdemokratische Partei veranlaßt haben, die Verstaatlichung der Waffenindustrie vorzuschlagen. Indessen, mit der Verstaatlichung wäre die Beschränkung auf den heimischen Absatz und somit die Verteuierung der Produktion notwendig verbunden. Der Staat müßte also, um seine Produktion rentabel zu gestalten, den fehlenden Export durch immer verstärkte nationale Rüstungen wettzumachen suchen — eine Konsequenz, die — hoffen wir — von der Sozialdemokratie nicht angestrebt sein dürfte. Ueberdies sollten die Erfahrungen von Jahrzehnten die Sozialdemokratie darüber belehrt haben, daß der Staat ein Unternehmer ist wie alle anderen, nicht weniger lohndrückerisch, und außer der Kraft von Hirn und Arm auch die Seele für sich fordernd. Daß die beamtete Arbeiterschaft die Sicherung der persönlichen Existenz mit dem Verzicht auf die Ausnutzung ihrer Kollektivmacht erkaufen muß, ist die Ursache, weshalb machtvolle gewerkschaftliche Aktionen nach englischem, französischem, belgischem Beispiele bei uns unmöglich sind. Denn je mehr die Masse des Beamtenproletariats und damit die Möglichkeit einer Gefährdung der Staatsautorität durch die Kraft der Organisation wächst, um so mehr wird die Tendenz zur seelischen Ausbeutung sich steigern und damit die Erfolgsaussichten für den Emanzipationskampf der organisierten Arbeiterschaft sich vermindern. Man sollte aber meinen, daß der Sozialdemokratie

die Interessen der Arbeiterschaft wichtiger sind, als die Verbilligung der Kanonenpreise.

Es gibt nur ein wirksames Mittel, um den Staat dauernd vor den durch die Preispolitik der Rüstungsindustrie zugefügten Schädigungen zu bewahren: die Rüstungen überflüssig zu machen. Das ist aber nur erreichbar durch die Bekämpfung, aber nicht durch die Verstärkung der Staatsgewalt, wie sie die Sozialdemokratie erstrebt.

G. Fuchs.

Glossen

TOTENTANZ 1813—1913

Ich fühle, wie die Wände meines Leibes weichen —
Die Nacht saugt mich in ihren dunklen Schoß,
Ich wachse wie ein Sturm, ein ragender Kolöß,
Ein Leuchtturm über einem Meer von Leichen. —

Ich bin der Spielmann mit der Knochenpfeife,
Mein Atem johlt in einem fahlen Bein,
Und Plane brechen auf, und Gräber schreien,
Die ich mit meinen schweren Schritten streife.

Die Toten lärme ich aus ihrer Gruft;
Als ob er längst auf mich gewartet hätte,
Folgt mir der Schwarm zertrümmerter Skelette
Und Phosphorschwaden fahnen durch die Luft.

Aus meinen Lungen wirft der Atem Sturm,
Die Pfeife schrillt, und aus zermürbten Kehlen
Echot der Freiheitstraum der toten Seelen,
Millionen toter Seelen Freiheitsturm.

Steigt, wächst und steigt, ein loderndes Fanal,
Die Erde glüht und alle Himmel brennen —
Und ein Jahrhundert — — — — —

— Millionen rennen
Berauscht um einer Freiheit Totenopfermahl.

Ludwig Bäumer (Worpswede)

DER ABSCHREIBER

In Nr. 25 ist der Oeffentlichkeit jene Fülle von Talentarmut gezeigt worden, die unter dem Namen Herbert Grobberger etwa 24 Menschen bekannt war. Um eine totale Unfähigkeit als Maler zu vertuschen, verging sich ein Schlauberger an Peter Altenberg. Zur Sache schreibt mir P. A. unter anderem:
„Bei allen solchen Dingen wird man an die Legende vom „Oellämpchen der Witwe“ erinnert. Obwohl ich kein Witwe bin, besitze ich dennoch auch nur ein „Oellämpchen“, und keine „elektrischen Bogenlampen mit Tantiemen.“ Dieses Oellämpchen mir

wegzunehmen, ist eine — — — unangenehme Geschicklichkeit.“

Der Geschickliche verkriecht sich noch nicht. An der selben Stelle, wo er den literarischen Raub verborgen hielt („veröffentlichte“ kann man nur sagen, wenn man übertreibt), stottert er kühn: er habe P. A. — — überarbeitet; er habe die Dichtungen: „unter meine eigene Flagge übernommen, weil es mir nun einmal so gefiehl.“ —

Nichts über diese Dreistigkeit. Nur eine Frage: werden jene Autoren, die literarisches Reinfichkeitsgefühl besitzen, dem Dunstkreis des Helden fliehen? Ich bin auf die Antwort neugierig. P.

DER FUTURIST GINO SEVERINI

Von ihm hängen gegenwärtig dreißig Bilder in Berlin. In der französischen Vorrede des Katalogs äußert Severini Theoretisches, das dadurch interessant ist, daß es von Henri Bergsons intuitiver Philosophie ausgeht. Ein Beginnen, das aber noch nicht das glückliche Ende seiner Schlüsse gewährleistet; die denn auch nur die durch die futuristischen Manifeste sattem bekannten Tendenzen wiederholen. Sätze wie „cette peinture donnera avec des formes abstraites le rythme pictural d'un monde idéal“ oder „le tableau doit être un monde en lui-même“, an sich zweifellos ergebnisvoll verfechtbar, leiden für mein Ohr gleichwohl an einem penetranten Mangel an Valeur. Und die Behauptung „le cinématographe est une analyse du mouvement; notre art est au contraire une synthèse“: ist sie bloß lächerlich oder sogar belanglos?

Was diese Ausstellung von den vorhergegangenen gleicher Art unterscheidet, ist eine technische Sensation, deren Ursprung Paris sein müßte, auch wenn man es nicht wüßte: das Bild der „Tänzerin in Pigal“ ist mit echten Pailletten beklebt (so heißt in Paris der glitzernde Tand, mit dem Di- und Danseusen ihre Roben zieren), weist übermalte Buckelungen auf („perception plastique“), die weder als überpastos noch als haut-relief gelten können, und hängt — dies nur nebenbei — in einem ehemals vergoldeten, nunmehr aber allem menschlichen Ermessen nach abgewaschenen Holzrahmen.

Wahrlich, das steht absolut jenseits von Kunst. Wie etwa ein Plastiker, der seinem Marmorjüngling eine Tuchhose anzöge (5 Mark 60 pro Meter), sei sie noch so kühn oder zahm arrangiert; oder wie ein Dichter, dessen Buch an Stelle des Dialogs Hinweise auf beiliegende Grammophonplatten enthielte; oder gar wie ein Komponist, dessen Symphonie durch so und soviel Takte vier Käfige Vogelgezwitscher und zweimal je zwei Mäuler Doggen-

gebefl vorschriebe. O Gott. Absolut jenseits. Und wenn vor den übrigen Bildern das eingehaltene Format den Willen sänftigt, nicht länger mehr hinzusehen, so hebt er hier zu knirschen an: es ist eine Schamlosigkeit ohnegleichen, die das als künstlerische Transponierung betrachtet wissen will, was transponiert werden sollte. Die Stoff für Geist ausgibt. Und wer auf die Linie nun sich berufen wollte, die diese in den Rahmen geholte Erde immerhin markiert, dem sei gesagt, daß diese Pointifizierung keinen Anspruch darauf erheben darf, sich von der zu unterscheiden, der es um die Linie gar nicht zu tun ist. Und selbst dieses zugegeben: die Sophistik, die allenthalben in Paris einreißt (dergestalt, daß Punkt ist, was Linie ist, und schwarz, was weiß), unterfängt sich, mit Magie zu kommen. Die Langmut der wenigen Gegenwartsbewußten, die zutiefst verachten, was Kunst-Charlatanerie ist, wird zum Zorn der Zukunft werden, die solches noch stets als Betrug geahndet hat. Der Modertod ist Gino Severini, dem Futuristen, sicher: futurum nemesis!

Walter Serner

EINE HUNDEPEITSCHER, FRAU NACHBARIN
In einem „patriotischen“ Papier, der „Danzer Armeezeitung“, findet sich folgendes Bubenstück:

Lied ans Maschinengewehr

Hast tausend Kugeln in deinem Leib
Und Pulver viele Pfund.

Heil dir, du eisenschwang'res Weib,
Jetzt schlägt die erlösende Stund'.

Gib deine Kinder her!
Du treu' Maschinengewehr!
Spei' wie eine Kröte
Dein zischend Gift!
Und wen's trifft,
Den töte!

Und wer dir dient, muß niederknien
Als wie vor Gottes Thron.
Ins Feld trag' ich am Arm dich hin,
Als wärest mein lieber Sohn.

Du bist mir nicht zu schwer,
Du treu Maschinengewehr!
Ich spiel' auf deiner Flöte
Ein Lied, das pfeift und gellt.
Und wem's nicht gefällt,
Den töte!

Ich weiß: der „Sänger“, der soeben Lissauers 1813 bejubelte, ist bis zur Stunde nicht ausgepeitscht worden. Auch Irrenärzte haben sich seiner nicht angenommen. Denn dieses perverse Zeitalter jubelt auch dem wahnsinnigsten Sadisten zu, ehrt Jugendschänder, lobt Gotteslästerer, wenn nur ein patriotischer Vorwand da ist.

F. P.

Alexandre Mercereau

Von Hermann Hendrich (Brüssel)

Graue Haare sind kein Kondom gegen Torheit. Jugend schließt Wissen, Können, selbst Weisheit nicht aus. Beispiel hierfür: der 29 jährige Franzose Alexandre Mercereau, dessen „Paroles devant la Vie“ in einer Uebertragung von Paul Friedrich (Vorwort von Stefan Zweig) und dessen „Contes des Ténèbres“, verdeutscht durch Dr. Goyert, nächstens in Leipzig erscheinen.

Unter Hinweis auf diese Bereicherung unserer Ausländliteratur einige Worte über Mercereau's Werk und Persönlichkeit.

Alexandre Mercereau ist ein seltner Mensch. Einer, wie ihn nicht jedes Jahr aus seinen Flanken stößt. Ein Impulsiver, der von der Natur zähen Fleiß, stählernen Willen, klare Auffassung, sichres Urteil und außerordentliche schriftstellerische Gelenkigkeit als Lebensmitgift bekam. Ein unermüdlicher Büffler, der, erhaben über allen Spezialisimus, seinen Bildungshunger nicht an einer Wissenschaft sättigt, sondern alle geistigen Domänen durchpflügt, alle Philosophien durchwühlt und mit beispielloser Gewandtheit und Reife aus allen Fächern und Systemen sich ein kolossales Wissensgebäude errichtet und aus den empfangenen Anregungen und Eindrücken sich die eigene Meinung destilliert. Deshalb haftet an ihm nichts Festgebackenes, keine schamliche Kruste, nichts Anempfundenes oder Ueberkommenes, weder in der Freizügigkeit der Lebensanschauung, noch in der Ausdrucksform. Seine Gefühlsniederschläge und Reflexionen sind ihm durchaus persönlich, seine Bilder neu, reich, frischgegossen, nirgends begegnet, schlicht und verblüffend großartig zugleich; sein Stil, mitunter durchsetzt von sonderbaren, erstaunlichen Verkürzungen und impressionistischen Ueberschneidungen, seltsam lyrisch, frei von aller Wiederkäuerei und Selbstgefälligkeit, unwiderstehlich packend. Er birgt keine Schwulst, keine Hohlheit, keine hochtrabende Geschraubtheit, keine überladene Ornamentierung, desto mehr aber Verinnerlichtes, Vertieftes, Bezwingendes, das nicht mehr losläßt, weil es stet und gebändigt und doch mit lebendig treibender Welle bis zum Schlußpunkt jedes Buches dahinfließt.

Diese Ausgeglichenheit, diese überlegene Ruhe, dies meisterliche Maßhalten und ernste Vermeiden aller Platttheit, Ueberschwenglichkeit und Effekjtjägerei,

Mercereaus Bücher erschienen im Verlag von Eugène Figuière & Cie., Paris, rue Corneille 7.

die vielen Franzosen, weil sie romanische Säfte in den Adern haben, so fremd sind, resultieren bei Mercereau aus der Abstammung. Er ist Vollblutkelte und außerdem in Paris, da, wo die Rassengegensätze von Nord und Süd zusammenschlagen und sich reiben, zur Welt gekommen.

Selbstverständlich ist, daß Mercereaus Individualität, wie sie sich, in sich steigernder Potenz aus seinen Werken herausschält, in dem Gedichtband, den er als Zwanzigjähriger unter dem Pseudonym Eshmer-Valdor im Jahre 1904 herausgab, erst embryonal anzeigte, zumal da die Sammlung „Les Thuribulum's affaissés“ seine Lyrik aus dem Zeitlauf 1901—1904 umfaßt.

Aber bedeutsam, trotz aller Schwächen und Sprödigkeit, waren diese dichterischen Versuche doch. Und keineswegs Jugendsünden. Sie verrieten bei aller Ungleichheit und Gemischtheit, eine nach Neuerung und Leben ringende Ausdrucksform, ein Streben nach Zusammenraffung und Prägnanz, eine Verachtung alles Altmodisch-Traditionellen, Wagemut und Willkür in Behandlung des Versmaßes und Reims, ausgesprochene Originalität.

Sein zweites Buch „Gens de là et d'ailleurs“ fällt in das Jahr 1907. Ich konnte seiner nicht habhaft werden. Es wird eben neu aufgelegt.

1910 erschienen die „Contes des Ténèbres“, eine Reihe psychologisch schier unergründlicher, teils in ihrer entsetzlichen Ungeheuerigkeit einherjagender, fieberhafter, gradezu dämonischer Skizzen, in denen die zwischen Leben und Tod herumwühlende Phantasie des Autors einen wahren Höllensabbat celebriert, während die textliche Faktur, gezügelter, eine immense geistige Kultur oft in lyrischster Sprachbehandlung, oft in wildester Herbheit aufweist.

Man lese die satanische Troïka d'Enfer, dies unheimliche Nachtstück, mit seinen Rauschvisionen, das an E. T. A. Hoffmann erinnert, und doch von Grund aus anders ist und das bei aller an Gehirn-entgleisung streifenden Schaurigkeit doch von moker Ironie, ja sogar von humoristischem Geäder durchzogen ist.

Man lese die Schilderung der jungfräulich-perversen, monströsen peruvianischen Exentric-girl Aëlle mit der mannsberückenden Pubertät und der blutrünstigen, leichenschänderischen Freite. Man lese die dekonzertierende Spiegelgeschichte „Elfriede“ mit dem Einschlag von Mystizismus, Okkultismus, Magie. Man lese „Le Brouillard“, „Le Printemps“, „Le Bataillon Fantôme“, „Mon Frère“ usw. Und immer wieder und immer wuchtiger wird sich die Erkenntnis und Würdigung der fabelhaften Gestal-

tungskraft Mercereau's, seine psychologische Vertiefung, sein weltenweit über das Primatenbegriffsvermögen hinausragender Symbolismus, seine selbstische Losgelöstheit von der ganzen übrigen Literatur, sowie seine virtuose Ausdrucksfähigkeit aufdrängen.

Führte Mercereau in den „Contes des Ténèbres“ in eine abstrakte Welt, die seine eigenste Schöpfung war, weihte er in Ideen und Mysterien ein, die rein intellektuelle sind und keine materielle Basis haben, so stellt er sich und seine Leser in dem 1912 veröffentlichten Werk „La Littérature et les Idées Nouvelles“ auf ein positiveres Terrain. In 9 Kapiteln analysiert er die bedeutendsten literarischen Lebensfragen, so: die gegenwärtige Lage der Schriftsteller, die Kritik, die Geheimwissenschaften, die Futuristenbewegung, die lateinische Frage in Bezug auf die französische Sprache, die Inkohärenzen in der Journalistik, Literatur usw. Und die Erschöpfung all dieser Themen liefert ihm aufs neue Gelegenheit, seine immense encyklopedistische Gelehrsamkeit zu entfalten, Beweismaterial auf Beweismaterial zu türmen, eine Fülle neuer allgemeiner und Sonder-Ideen zu entwickeln, seine Stellung brennenden Tagesfragen gegenüber zu markieren, unbetretene Pfade zu weisen und mit Selbstbewußtheit, Schärfe und Sicherheit Vernunftschlüsse zu ziehen, wie man sie in annäherndem Quantitäts- und Qualitätsverhältnis bei einem seiner Altersgenossen weder findet noch vermutet.

Während Mercereau's Prosa in „La Littérature et les Idées nouvelles“ sich von Lyrismen fernhält, ist sie doch nicht banal, noch lehrhaft-hausbacken, sondern knapp und keusch, durchsichtig hell, eindringlich, ohne jegliche sog. belletristische Prätension und deshalb dem Inhalt des Buches vorzüglich angepaßt.

In fortschreitendem Werdegang, nach abermaliger klärenden Metamorphose, zeigt sich Mercereau in seinen 1913 herausgegebenen: „Paroles devant la Vie“. In diesem neusten Werk sind die erhabensten und tiefgründigsten Probleme des Daseins behandelt mit einer Liebe und Versenkung, mit einer Feierlichkeit und Andacht, mit einer Größe und Konzentration, wie Mercereau sie vorher noch nicht erreichte. Das edle, reife, ausgeglichene Werk ist eine Meisterschöpfung von unvergänglicher Schönheit; es ist eine feurige Hymne auf die Menschheit und das dem Dichter vorschwebende Menschenideal. Es predigt Wahrheiten, die seit Urzeiten im Wesen der Menschheit wurzeln und die doch niemand vor Mercereau hob, noch aussprach. Es gibt

neue überraschende Gesichtspunkte, die die Höhe der menschlichen Lebensaufgabe begreifen lassen, sowie eine Richtschnur für die Lebensführung, die zum vollkommensten Lebensgenuß und zum irdischen Glück leitet. An ihm klebt nicht utopisches, chimärisches, nichts phantastisches, aus den Fingern gesaugtes. Keine verschleierte Philosophie des Unbewußten. Es ist die Offenbarung einer außergewöhnlichen Intelligenz, die mit lebendiger Inbrunst aus dem vollen Leben schöpft.

JUDENVIERTEL IN LONDON

Dicht an den Glanz der Plätze fressen sich und
wühlen
Die Winkelgassen, wüst in sich verbissen,
Wie Narben klaffend in das nackte Fleisch der
Häuser eingerissen
Und angefüllt mit Kehricht, den die schmutzigen
Gossen überspülen.

Die vollgestopften Läden drängen sich ins Freie.
Auf langen Tischen staut sich Plunder hoch zu-
sammen:
Kattun und Kleider, Fische, Früchte, Fleisch, in
ekler Reihe
Verstapelt und bespritzt mit gelben Naphtaflammen.

Gestank von faulem Fleisch und Fischen klebt an
Wänden.
Süßlicher Brodem trinkt die Luft, die leise nachtet.
Ein altes Weib scharrt Abfall ein mit gierigen
Händen,

Ein blinder Bettler plärrt ein Lied, das keiner achtet.
Man sitzt vor Türen, drückt sich um die Karren.
Zerlumpte Kinder kreischen über dürftigem Spiele.
Ein Grammophon quäkt auf, zerbrochne Weiber-
stimmen knarren.
Und fern erdröhnt die Stadt im Donner der Auto-
mobile.

Ernst Stadler

PORTRAIT: VINCENT VAN GOGH

Die Muskeln verkalkt, die Stirn aus Härte gegossen,
starr wie ein Schnitt im Dunkeln aus einem Holz-
stock gewühlt,
liegt die zementene Maske des Kopfs um die Augen
geschlossen,
in denen die Schärfe des Blicks sich seltsam verkühlt.

Denn in die Augen entgegen stets schreiten mit
bewimpelten Grenzen,
Staketen und Hörnern ihm Ebenen und blässere
Hügelreihn.
Doch er zerbeißt ihren Schein und schweiß ihr
verbogenes Glänzen
zu seiner schweren Pupillen erhitztem und grünem
Gestein.

Die Blicke stechen nach vorn gleich runden Stiletten
geschliffen aus Stahl mit türkischem Firnis bespannt.
Eine Mütze umbauscht ihm die Schläfen. Ihre
bretonischen Farben betten
ihm die Wut seiner Stirn in eine Krone aus bläu-
lichem Brand.
Ed Schmid

DIE EINSAME

Ich habe mich nach Dir den langen Tag gesehnt
— und Du?...
Hast Du auch träumend — wachend — bang
gehört

wie die Sekunden rannen
eine nach der anderen, müden Tropfen gleich?...
Spannten sich auch Deine Arme zuckend in der Luft?
und bebten Deine Lippen
den Schatten anderer Lippen suchend?
Fühltest Du, wie Deine Nerven riefen: komm, ach
komm!

Saßest Du, die Augen müd geschlossen,
im weichen Lehnstuhl — wartend — wartend —
schauernnd bei jedem leisen Klang...
Und hörtest Du wie Deine Sinne rauschten —
gleich ferner Meeresbrandung —
so tief, so weit...

Ich sehnte mich nach Dir, wie sich der heiße Tag
nach Abendfühle sehnt —
— und Du?...

Nadja Strasser

Die Suffragette's

Von Hedwig Dohm

Dialog zwischen Eva und Peter. Eva ist in der
Lektüre einer Zeitung vertieft, Peter tritt ein.

EVA: Tag Peterchen.

PETER: Tag Eva. Bitte, laß das Diminutiv. Im-
mer möchtest Du mich verkleinern.

EVA: Also P ä—ter! Wenn Du willst, Peter der
Große. Sage mal, Vetterchen — ach so — Vetter,

Du scheinst über meine Heimkehr gar nicht so ent-
zückt, wie es in der Natur der Sache liegt. Deine
Begrüßung gestern — man möchte sagen eispol-
haft. Und ich hatte Tränen der Freude erwartet.

PETER: Vielleicht lag meine Zurückhaltung doch
in der Natur der Sache. Uebrigens, habe ich mich
nicht sofort mit inniger Teilnahme nach Deinen
englischen Studien in London erkundigt, speziell
nach den altenglischen, oder war es altsanskrit?

EVA: Und als ich Dir antwortete, ich hätte im
Britisch-Museum mein Wissen so enorm vermehrt,
daß ich für meinen Doktor mindestens auf magna
cum laude rechne, da schnittest Du eine Grimasse.

PETER: Ich habe nun einmal keine Vorliebe für
Doktorhüte. Viel lieber legte ich Dir den teuersten,
federumrauschrtesten, ganz unsymbolischen Hut zu
Füßen.

EVA: Lassen wir die Hüte, da Du doch nicht
gesonnen scheinst, vor meiner Gelahrtheit den Hut
abzuziehen. Sage, habe ich Dir denn in den drei
Monaten gar nicht gefehlt?

PETER: Massenhaft. Aber — allein — ach, Du
weißt ja — — — (ausbrechend) sind wir nun eigent-
lich verlobt oder nicht?

EVA: Wenn Du es nicht weißt — — —

PETER: Unsere beiderseitigen Mütter — — —

EVA: Da sie Schwestern sind — — —

PETER: Wünschen so intensiv — — —

EVA: Schwiegermütter zu werden.

PETER: Wohl noch mehr. Siehst Du Evchen, längst
könnte — um mich gebüdet auszudrücken — Amor
Hymen die Fackel gereicht haben, wenn nicht —
die verruchte Eris mit ihren sauersten Zankäpfeln —

EVA: Du — Peter, wir wollten ja das Thema ver-
meiden, kommen da immer gleich ins Raufen. Wenn
Du es aber anschnidest — vogue la galère! Wir
können eben nicht zueinander, die Wasser sind viel
zu tief — —

PETER: Was Dich betrifft, tief wie das tote Meer.
Deine Liebe ist hineingefallen, ist tot.

EVA: Vielleicht nur scheinot. Freilich, solange Du
als bitterböser Antifeminist mich ärgerst, wird der
Sprung in unserer Liebe sich nicht kitten lassen.

PETER: Ein überzeugter Antifeminist, Eva. Ich
glaube nun einmal, daß eine Frau, die einen Beruf
hat, ihren Beruf verfehlt hat.

EVA: Frauen, die keinen Beruf haben, leben von
der Hand in den Mund, legen in jungen Jahren für
spätere Zeiten nichts zurück, sie leben nur eine

Hälfte ihres Lebens. Wir Modernistinnen aber wollen unser ganzes Leben leben, auch noch als Greisin am Stabe, auch noch als Witwen — —

PETER: Ach so, ach so, Du spekulierst schon auf meinen Tod.

EVA: Und Dir tut es wohl leid, daß die Witwen nicht mehr, wie früher in Indien, verbrannt werden?

PETER: Symbolisch verbrennen sich die Witwen noch immer selbst, denen das Herz in Liebe entbrannt war für den, der starb.

EVA: Scheiterhaufenansicht.

PETER: Glaube mir, Eva, ich denke gewiß nicht klein von den Frauen. Es setzt Euch doch nicht herab, wenn ich sage, ihr gleicht den Obstbäumen. Warum wollt Ihr Buchen und Eichen sein? Wachsen Obstbäume auch weniger stark und hoch, so tragen sie doch süße, nährnde Früchte.

EVA: Bilder sind Literatur. Die habe ich auch auf Lager; z. B.: als Ingenieur, der Du bist, baust ja auch Brücken, baue doch eine von mir zu Dir.

PETER: Zu dem Luftschloß, in dem Du wohnst, gibt es keine Brücke.

EVA: So bin ich wenigstens in die Höhe gekommen. Den Frauen, die, wie ich, ihre Naturanlagen entwickeln durften, entwachsen aus dem üblichen weiblichen Raupenzustand, die Flügel.

PETER: Flügel! Flügel! Auch die Gans hat Flügel. Wie hoch kommt sie damit?

EVA: Grobian.

PETER: Ich meine Dich doch nicht — mein Schwan.

EVA: Da hält er sich schon wieder für einen Lohengrin. Uebrigens wären die Gänse immerhin noch beliebter und nützlicher als die Adler, für die Ihr Euch doch haltet. Beliebter nicht nur wegen des schmackhaften Gänsebratens, hauptsächlich, weil ihr ja das Gänsehenhafte am Weibe gern habt. Ihr Adler kriegt ja gleich eine Gänsehaut, wenn sie allzusehr von diesem Typus abweicht; wir können doch aber nicht alle freundliche Dutzendfräuleins sein.

PETER: Lieber lauter Jungfrauen von Orleans.

EVA: Die war wenigstens gescheut genug, den Feind, in den sie sich verliebt hatte, nicht zu heiraten.

PETER: Dein Feind! ich!

EVA: Ich gebe Dich ja auch noch nicht auf. Das Licht eines Sterns braucht viele Jahre, ehe es zu uns gelangt. Das Licht einer Sternidee kann auch nicht von heut auf morgen dunkle Köpfe erhellen.

PETER: Ich der dunkle Kopf?

EVA: Du bist ja blond, und manchmal sogar, z. B. in der Frauenfrage, gänzlich kopflos.

PETER: Recht herzlich, diese Aeüßerung. Wissen will ich's endlich: Liebst Du mich? Ja oder nein?

EVA: Zupfe es doch an Blumenblättern ab: sie liebt mich, sie liebt mich nicht...

PETER: Ich weiß immer nicht, sprichst Du im Ernst oder im Spaß?

EVA: Ich weiß es oft selber nicht.

PETER: Eva, Du Kluge, in Deinem siebenten Semester müßtest doch wissen, daß es der Mann ist, der die Kultur gemacht hat.

EVA: O, Ihr habt sicher auch, von wegen der Adamsrippe, an der Weltschöpfung mitgeholfen.

PETER: Du müßtest wissen, sagte ich — —

EVA: O, ich weiß, ich weiß, auswendig weiß ich Eure männischen Altgläubigkeiten: Das Weib Natur — der Mann Kultur. Sie hat die Instinkte, er die logische Vernunft. Er Gottsucher, sie Mannsucher. Er Kopf, sie Herz.

PETER: Ja, das Herz der Welt, das seid Ihr. Nur muß der Zug des Herzens die Stimme Eures Schicksals sein.

EVA: Ihr überhäuft uns ja so mit Gefühlen, ein Wunder, daß wir noch nicht an Herzverfettung draufgegangen sind.

PETER: Ich meine — abgesehen von Deinen Uebertreibungen — das ganze Problem von Mann und Weib läßt sich — wie das Schwert den gordischen Knoten durchschneidet, mit zwei Worten lösen. Sie ist Weib — ihr angeborenes Malheur. Er ist als Mann — allerdings ohne sein Verdienst — auf die Welt gekommen. Daraus ergibt sich alles übrige von selbst.

EVA: Du solltest Dir doch endlich diese verstaubten Gemeinplätze abgewöhnen. Geistige Gassenhauer, man könnte auch sagen: ein Klappern mit den Gebeinen der Ahnen. Die Vergangenheit verdummt immer etwas die Gegenwart.

PETER: Willst Du leugnen, daß alle großen kulturellen Schöpfungen Manneswerke sind? (Eva schüttelt den Kopf.) Habt Ihr etwa das Pulver erfunden?

EVA: Jotte doch! Weil ein einzelner Mann — noch dazu durch einen bloßen Zufall — es erfunden hat, hängt ihr der ganzen Mannwelt die Erfindung an die Rockschöße, wo es doch zweifellos mehrere unter euch gibt, die das Pulver nicht erfunden haben.

PETER: Und das Luftschiff verdankt es auch nur einem Einzelnen, und dem bloßen Zufall das Wunder seiner Entstehung?

EVA: Vielleicht oder wahrscheinlich hätten wir es erfunden, hättet Ihr uns die technischen und die Ingenieurschulen nicht gesperrt.

PETER: Ihr hättet gewiß auch Amerika entdeckt —

EVA: (ihm unterbrechend) Mehr, viel mehr haben wir entdeckt, den Vollmenschen im Halbtier Weib.

PETER: Die Rose, wie sie auch hieße, ob Vollmensch oder Halbtier, würde lieblich duften — nur die Dornen an meiner Rose — ach Eva, Evchen, Du könntest längst meine liebe Frau sein. So sicher hatte ich gehofft, Du würdest von Deinem Emancipations-Irrwahn kuriert, aus London zurückkommen, zurück zu mir.

EVA: Warum gerade aus London?

PETER: Weil Du da in nächster Nähe die hirnverbrannten Auswüchse der Emanzipationssucht gesehen hast?

EVA: Ach so, die Suffragettes.

PETER: Die Kraftmeiereien dieser politischen Rangen müssen Dich doch entsetzt haben.

EVA: Richtig — ja Du liest nur deutsche Zeitungen, in denen freilich wimmelt es von den Mordtaten dieser Radautanten, besonders in den Witzblättern, die leben ja zum großen Teil von den Suffragettes, wie Strindberg von den Frauen lebte.

PETER: Du willst doch nicht etwa verteidigen, was am Pranger der Menschheit steht — diese — diese — — —

EVA: Sage nur ungeniert: Schauerklaters, ein Ausdruck, den ein Witzblatt sich kürzlich erlaubte. Ob nicht irgend eine Zeitung, die mir entgangen ist, ihnen eine Maul- und Klauenseuche angedichtet hat? Am Pranger stehen! Ist Dir nicht aufgefallen, eine wie eigentümliche Verwandtschaft oft zwischen Pranger und Piedestal, zwischen Kreuz und Scheiterhaufen besteht?

PETER: Wie Eva — Du, Du — — —

EVA: Ja — ich — ich —

PETER: Du hast mich zum besten, es ist doch ganz unmöglich — unmöglich — — —

EVA: Brauchst nicht aus der Haut zu fahren. Ich gebe gern zu, daß ich — subjektiv gesprochen — gegen jede kriegerische Taktik bin. Ich liebe Amazonen in Bronze und Marmor, auch als Kleistsche Penthesileen, weniger in Fleisch und Blut.

PETER: Wenigstens etwas; nicht genug.

EVA: Aber — objektiv gesprochen — halte ich es für möglich, daß spätere Zeiten ihnen ein Denkmal setzen werden als den kühnen Kämpferinnen, die um eines Menschheitsideals willen die bittersten Drangsale bis zur Todesnot auf sich nahmen.

PETER: Akrobatinnen im Fach der Idealproduktionen.

EVA: Zeitgenossen sind schlechte Kritiker. Carlyle nannte Darwin einen Idioten. Ich gestehe, eher würde ich auf Strindberg, Schopenhauer und ähnliche Antis reinfallen, als die Marter der künstlichen Ernährung erdulden. Daß zwei dieser Tapferen daran zugrunde gegangen sind, stand freilich nicht in den Zeitungen. Würdest Du etwa für Deinen Antifeminismus verhungern? Feigling!

PETER: Wer hindert denn diese — pardon — Reformfuren zu essen, und wollen sie partout verhungern, nun —

EVA: Jetzt sage noch: mögen die Biester doch krepieren und —

PETER: Du haust mir eine runter.

EVA: Das wäre dann endlich ein Verlobungsscheidgrund.

PETER: Ja, wäre nur Entlobung und Entliebung dasselbe. Aber so — ach — es ist ein Kreuz.

EVA: Siehst Du denn nicht ein, daß diese Frauen mit einem Tropfen heroischen Oels gesalbt sind?

PETER: Mit einem ganzen Faß herostratischer Bravour.

EVA: Wollen sie etwa Tempel einäschern? Im Gegenteil, sie wollen den Frauen neue Tempel öffnen.

PETER: Um darin zu beten?

EVA: Jede Glaubensinbrunst hat einen Stich ins Religiöse.

PETER: Ja — einen Stich — den haben diese — ich sage ja nicht weibliche Rowdys — weil Du es bist, sage ich Titaniden, die glauben einen Himmel zu erobern, sie irren sich aber in der Lokalität und geraten auf den Blocksberg.

EVA: O, Du Peter in der Fremde — geistigen Fremde — begreifst nicht, daß Recht und Gerechtigkeit der Feuerkern ist, der ihre stürmische Tatglut entfachte. Der Themis, die hundert weitoffne Augen haben müßte, die Binde von den blöden Augen zu reißen — — —

PETER: (einwerfend) Mit den Fäusten.

EVA: Das wollen sie. Wer Ungerechtigkeit, die er beseitigen kann, duldet, ist ein Feigling, ein ethisch Minderwertiger.

PETER: Das Feuer, die Glut, von der Du sprichst, ja die sehe ich, stiften ja Brände, werfen Bomben.

EVA: Waren die Bomben, die sie geworfen, auch nicht mit Schokoladenplätzchen gefüllt, wo ist das menschliche Glied, das sie zerrissen haben? ein paar Möbel beschädigt, die wahrscheinlich versichert waren. Eine goldene Zeit für die Brandstifter. Kön-

nen hab London in Brand stecken, brauchen nur ein paar Zettel: „votes for women“ umherzustreuen, und nix kann ihnen geschehen. Auch den Spitzeln blüht der Weizen.

PETER: Am Ende waren die Bomben bloß Knallerbsen.

EVA: Demonstrationbomben.

PETER: Stinkbomben. Sie haben versucht, die Minister zu steinigen.

EVA: Merkwürdig — immer haben sie nur versucht. Haben die Minister ein Loch oder sonst einen Defekt im Kopf, keine Suffragette hat ihn verschuldet. Wo ist der Tropfen Blut, den sie vergossen? Die Fensterscheiben, die sie zertrümmert, auch sofort bezahlt, haben niemandem auch nur die Haut geritzt. Wenn bei diesen Kämpfen Menschen ums Leben kommen, so sind es die Suffragettes. Man hat ja neuerdings den Pöbel auf sie gehetzt. Auch Hypatia wurde vom Pöbel zerrissen.

PETER: Hypatia und diese von ideologischer Wut besessenen Revoluzzerinnen — welch ein Vergleich!

EVA: Revolutionen werden bekanntlich nicht mit Rosenwasser gemacht, auch nicht mit Flöten-tönen. Mit Schwerhörigen muß man schreien, damit sie einen verstehen.

PETER: Sperlinge, die bestimmt sind zum Piepsen, wenn sie wie Löwen brüllen wollen, werden lächerlich, grotesk. Stimmen, die ein Echo wecken, brauchen nicht laut zu sein, sie müssen nur von der richtigen Stelle aus rufen.

EVA: Um jahrtausendelange Verschlafenheiten zu wecken, sind Echos zu schwach. „Der Schwache kommt immer unter die Räder“ hat kürzlich Bethmann Hollweg gesagt. Diese Engländerinnen mit den kochenden Seelen ziehen es nun vor, am Rad der Zeit mitzudrehen, zu sitzen am sausenden Webstuhl der Zeit — —

PETER: Und wirken der Gottheit Emanzipation das Sterbekleid.

EVA: Ein Sterbekleid, ja, der alten Frau von Anno dazumal, damit die neue Frau lebe!

PETER: Sind ihre Ideen lebenskräftig, so sollen sie warten, bis ihnen die reifen Früchte von selbst in den Schoß fallen, nicht wie gierig unvernünftige Kinder die Früchte unreif vom Baum reißten

EVA: Immer warten — warten! Haben sie nicht lange genug gewartet? Seit Jahrtausenden geduldet, daß ungezählte Generationen von Frauen rechtlos, freudlos als Mägde des Mannes vegetieren mußten! Des langsamen Hinaufkniens zu Füßen

der Machthaber, ihnen die Gnadenarie singend: bitte das Stimmrecht! sind sie überdrüssig geworden. Die Zeit hat viel, viel Zeit, darum ist sie faul, Schnecken-gang; der Mensch aber hat wenig, wenig Zeit, darum macht er der Schnecke mitunter Beine, peitscht sie an. Solche Anpeitscher sind die Suffragettes. Sturm — Frontangriff, ein Sprengstoff; der zertrümmert selbst chinesische Mauern, die ja heut auch nur noch eine leere Redensart sind. In hundert Jahren sind wir vielleicht die Chinesen . . .

PETER: Und ihr die Männer, wir die Frauen.

EVA: Wahrscheinlich wenigstens, daß auch im Laufe der Zeiten die gräulichen Bärte abwachsen werden.

PETER: Ich werde das gräßliche Bild nicht los: Die weiblichen Kerle, handgemein mit dem Pöbel, mit zerzausten Mähnen, geballten Fäusten, rollenden, haßsprühenden Augen.

EVA: Haß, aus großer, menschheitlicher Liebe geboren. So lange der Kampf tobt, sind sie gewissermaßen in Hemdsärmeln, tragen Arbeitskittel. Kommen sie nach Hause, so verwandeln sich die Kerle in Ladies. Siehst du, Peterle, ich kann mir sehr gut vorstellen, daß diese Frauen zu Hause mit tiefem Gefühl eine Beethovensche Sonate spielen oder an der Staffelei ein zartes Frühlingbild malen, oder ein Süsschen für ihr Baby kochen.

PETER: Eher kommen sie in Teufels Küche, als in die, wo man Süsschen kocht.

EVA: Ja, ich bin sicher, daß sie die zärtlichsten Mütter sind und so treffliche Gattinnen, daß sie sogar mit dem Wirtsgeld auskommen. Wer so selbstlos, in unverbrüchlicher Vasallentreue einer königlichen Idee dient, der wird auch auf anderen Gebieten pflicht- und liebetreu sein.

PETER: Schwärmerin! Teufel bleiben Teufel, auch wenn man sie auf Goldgrund malt. Und, ich frage wieder: Alles, was du da sagst, ist es im Ernst gesprochen oder nur Scheinlaune?

EVA: Zu dreiviertel Ernst; ein Viertel ist der Widerspruch gegen die Entstellungen und Schmähungen, mit denen man die von wilder Hochherzigkeit Glühenden niedertritt, Frauen, die Revolution für ihre Pflicht halten. Der Suffragettismus ist die aufgespeicherte, superlative Kraft von Jahrtausenden. Ein Strom von Seelenblut und -Flut, der alle künstlichen Dämme überbraust. Wie dem Simson nach langer Gefangenschaft, mit den Haaren eine so ungeheure Kraft wuchs, daß er die Marmorsäulen brach, die den Palast trugen, in dem die Pharisäer thronen — so — so — —

PETER: Du bist ja ganz außer Atem, komme nur zu dir, zu mir kommst du ja nimmermehr. Ich habe versäumt, die Rose zu pflücken, ehe sie Suffragette wurde. Denn das ist doch wohl das Ende vom Liede. Mit Herz und Mund bekenntst du dich zu den Feuerkernigen.

EVA: Ich denke nicht daran. Ich suche nur sie zu verstehen und sie dir zu erklären. Ich sagte dir schon, daß ich jeden Krieg hasse, ihn bekriege, habe auch für die männlichen Kriegshelden nichts übrig.

PETER: So! Und stellst dich doch auf den Kriegsfuß mit mir?

EVA: Nur auf einen Fuß.

PETER: Darum hinkt deine Liebe und wie!

EVA: Sei ihr Orthopäde. Mausere dich.

PETER: Warum ich? nicht du?

EVA: Ich nie.

PETER: Ich auch nie.

EVA: Adieu! Meine Tochter lasse ich Suffragette werden.

PETER: Adieu! Mein Sohn wird Antifeminist.

(Sie laufen nach verschiedenen Seiten auseinander, schlagen die Türen krachend zu. Nach einer kleinen Pause öffnet er wieder von der einen, sie von der andern Seite die Tür. Und plötzlich lachen beide hell auf und lachend stürzen sie sich in die Arme.)

EVA: Der Klügere gibt nach.

PETER: Unerforschlich wie Gottes Wege sind der Liebe Wege.

Spaziergang

Von Rudolf Kurtz

Ich trage den Gulkogay spazieren.

„Wollen Sie mir nicht den herrlichen Vogel verkaufen?“

„Nein, blonde Frau Jutta, das ist der Gulkogay. Ich brauche Euch nicht zu sagen, wie sehr es uns schmerzt, Euch den herrlichen Vogel abschlagen zu müssen. Die Vögel pfeifen es von den Dächern und der Gulkogay weiß es auch schon.“

Die blonde Frau Jutta zog ihre dunklen Augenbrauen ganz hoch und lachte den Gulkogay mit runden Lippen an.

Der herrliche Vogel saß ehern da und sagte ganz ruhig:

„Ich bin unverkäuflich.“

Dabei schielte er sie heft mit seinem überaus runden Auge an.

Eigentlich gingen wir dann weiter.

Ab und zu ließ ich den Gulkogay aufsteigen: das setzte die Leute unaufhörlich in Erstaunen.

Nicht einmal zuschauen kann die deutsche Menschheit, wenn ein Gulkogay seine Aufgabe exakt erledigt.

Ah! wie ganz anders ist es im Café!

Wenn der Satan schwarz und hager hineinschießen würde, um den Herrschaften die Hälse umzudrehen, hätte Ferdinand Hardekopf nur zu bemerken:

„Wollen Sie, bitte, die Güte haben, für ein wenig bengalische Beleuchtung Sorge zu tragen? Was sollen diese farblosen Massaker?“

Und eilends würde Max Oppenheimer aus irgend einer Ecke hervortreten und höflichst um die Erlaubnis bitten, einige Bürger, die gerührt die Abschiedsstunde genießen, verhöhnen zu dürfen.

Aber auf dem Kurfürstendamm! Ein Gulkogay verblüfft die deutsche Menschheit!

Nein, nein, das muß anders werden!

Eine B. Z. schoß auf mich zu. Sie zog einen Herrn hinter sich her. Es war kein anderer als der Doktor B.

„Was Sie für einen herrlichen Vogel spazieren tragen!“

Ich räusperte mich unwillig. „Neulich abends war ich im Vortrag von Ludwig Hardt.“

„Aha! Und Sie tragen den Vogel spazieren?“

„Er ist ein großer Künstler. Aber die Vögel pfeifen es von den Dächern und der Gulkogay weiß es auch schon.“

Der herrliche Vogel schielte den Doktor mit seinem überaus runden Auge an.

„Ich möchte wissen, ob es eine in Deutschland übliche Art ist“, sagte der Doktor.

„Der ganze Chorationsaal war ausverkauft. Viel helle Mädchen in bunten bauchigen Gewändern. (Sie trommelten wie Dampfmaschinen.) Die Literaten waren alle schlecht angezogen.“

Der Gulkogay blinzelte mich böse an.

„Er las Verse von Wedekind vor“, schrie er in den Wind. „Die Sätze bliesen sich auf, füllten sich mit Stimmen, tiefen, sprangen hinter einander her. Der Rabbi Esra war ein Stück aus der Bibel: Buch der Richter.“

„Ist das ein Rezensiervogel?“ wandte sich der Doktor an mich.

„Ich bitte“, zischte der Gulkogay zornig. „Er erzählte Maupassant auf dünnsten Nervenenden ba-

lancierend und dann wieder mit prallen Fäusten eine Frau betastend.“

Ich räusperte mich gräßlich. „Verzeihen Sie Herr Doktor, er ist kein Literat. Kommen Sie mit in das Café?“

Das wollte der Doktor nicht und verschwand. Nun stand ich, um fünf Uhr, allein mit dem Gulkogay auf dem Kurfürstendamm.

Ich schrie ihm an:

„Er hat uns mit Rülke regallert! Die nassen lyrischen Fetzen haben uns um die Ohren geklatscht. Merken Sie sich das und ruinieren Sie nicht das Geschäft mit Ihrer ungeschickten Reklame!“

Wir traten in das Café. Dort saß ein saturierter Herr, der sich stracks den Gulkogay zur architektonischen Verwertung ausbat. Ich gab ihm gern her. Ich wußte, daß er jetzt im guten Sinne für das Geschäft tätig sein würde.

Ich saß an einem Nebentisch, um zu schreiben. Ab und zu hörte ich, wie der Gulkogay geschickt Konversation machte und sich über den Rezitator Ludwig Hardt in ausgezeichneten Wendungen erging.

Dann schrieb ich meine Erlebnisse über den Rezitator nieder. Sie waren hell und schön und bunt. Inzwischen war es Zeit geworden, das Prachtier nach Hause zu bringen. Ich lockte ihn: und wir zogen fröhlich von dannen, immer in den geröteten, abendlichen Kurfürstendamm hinein.

Die Luft war ganz durchwärmt. Die Leute grüßten freundlicher und hatten die Mäntelkragen hinuntergeklappt.

„Ein schöner Vogel!“ sagten sie ab und zu, „ja, es ist auch der Gulkogay.“

Die elektrische Bahn klingelte, Autos schossen vorüber und die großen weißen Kugeln in den Straßen füllten sich sausend mit Licht.

Vornotizen

(Nur wichtige Neuerscheinungen werden hier angezeigt. Die Besprechung der Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION)

FRITZ MANGOLD. Der Doktor R'moh. Xenien-Verlag, Leipzig). Geh. Mk. 2,50.

HERMANN HENDRICH. Französische Lyrik. Band II der AKTIONSBücher (Verlag DIE AKTION). Geh. Mk. 1.—

MARTIN BERADT. Go. (S. Fischer Verlag, Berlin). Mk. 1.—.

ARTHUR SAKHEIM. Marion in Rot. Ein kleiner Roman. (Georg Müller, München). Mk. 2.—.

JOHANNES R. BECHER. De Profundis Domine. (Heinrich F. S. Bachmair, Verlag, München). Halbpergament Mk. 5.—.

OTTO RUNG. Die lange Nacht. Roman. (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.). Geh. Mk. 2,50.

FRANZ HESSEL. Der Kramladen des Glücks. Roman (Ebenda). Geh. Mk. 3,50.

OTTO ZOFF. Das Haus am Wege. Roman. (Ebenda). Geh. Mk. 3.—.

GEORG HECHT. Die fünf portugiesischen Briefe der Nonne Mariana Alcolorado. (Xenien-Verlag, Leipzig). 50 Pfg.

DAS HERMANN BAHR-BUCH. Herausgegeben vom Verlag S. Fischer, Berlin. Geb. Mk. 1,50.

WILLI HANDL. Hermann Bahr. (S. Fischer Verlag). Mk. 2,50.

Zeitschriftenschau

SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE. Herausgeber Dr. J. Bloch. Das 13. Heft enthält: Alfred Adler: Der nervöse Charakter; H. Becher-Olsen: Der Verfassungskampf in Dänemark und die Sozialdemokratie; Kolb: Die Bedeutung des badischen Großblocks; Quelles: Sozialdemokratie und Wehrvorlage, usw. Das Heft kostet 50 Pfg.

DIE SCHAUBUEHNE enthält in der Doppelnummer 26/27: Die Schiffbrüchigen. Von S. J. — Das Theatergeschäft. Von Max Epstein. — Aus Wien. Von Alfred Polgar. — Das Hamburger Theaterjahr. Von Arthur Sakheim. — Die Berühmten. Von Erich Mühsam, u. a.

DEUTSCHE RUNDSCHAU. Im Juliheft beginnt eine größere Erzählung von Ruth Waldstetter „Das Haus ‚Zum großen Kefig‘. Hermann Freiherr von Egloffstein schreibt über Karl August während des Krieges von 1813. Eine Charakteristik Montaignes gibt Charlotte Lady Blennerhassett. Albert Laitzmann teilt neue Jugendbriefe Karoline v. Humboldts mit. Ueber die Berliner Theater des verflorbenen Spieljahres berichtet Karl Frenzel; literarische Anzeigen von Karl Brandi, Mela Escherich u. a. schließen nebst einer Bibliographie das Heft.

DIE NEUE RUNDSCHAU (S. Fischer, Verlag, Berlin) Das Juliheft bringt von Hermann Bahr einen kleinen Essai über Max Burckhard. Ueber Hermann Bahr schreibt Willi Handl. Henri Bergson hat einen größeren Aufsatz: „Leib und Seele“, der eine charakteristische Probe seiner Weltanschauung gibt. Hermann Hesse veröffentlicht seine neueste Novelle „Der Zyklon“. Aage Madelung beginnt mit einem großen Roman, der in Rußland spielt, unter dem Titel „Die Gezeichneten“. Oskar Bie plaudert über Offenbach. Moritz Heimann spricht über die Form der Erzählung in alter und neuester Zeit. Felix Poppenberg bespricht verschiedene Frauenbücher, Junius schreibt die politische Chronik und verschiedene kleine Essays und Anmerkungen über aktuelle Dinge füllen das Heft.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: LYRISCHE ANTHOLOGIE Beiträge von Peter Scher, Hugo Ball, Ludwig Bäumer (Worpswede), Johannes R. Becher, Gottfried Benn, Alexander Bessmertny, Ernst Blass, Franz Blei, Paul Boldt, Max Brod, Friedrich Eisenlohr (Paris), Henriette Hardenberg, Walter Hasenclever, Hermann Hendrich, Max Herrmann (Neisse), E. F. Hoffmann (Konstanz), Rudolf Kayser, Oskar Kanehl, Gottfried Kölwel, Willy Küsters (Konstanz), Alfred Lichtenstein (Wilmersdorf), Hans Luft, Fritz Mangold, Friedrich Mellinger, Paul Mayer, Erich Mühsam, Heinrich Nowak, Richard Oehring, Arthur Sackheim, René Schickele, Ed Schmid, Ernst Stadler, Leo Sternberg, Gustav Specht (Moskau), Mario Spiro, Hellmuth Wetzel, Alfred Wolfenstein

KURT WOLFF VERLAG, LEIPZIG

Franz Werfel

WIR SIND

∴ Neue Gedichte ∴

In vorzüglicher Ausstattung

∴ ∴

Druck der Offizin W. Drugulin

Geheftet M 3.—, gebunden M 4.50

Vorzugsausgabe: 15 nummerierte, vom Autor signierte Exemplare auf schwerem Japanbütten in Ganzlederband M 35.—

Ein neues Buch von Franz Werfel, dem jungen, rasch berühmt gewordenen Lyriker. Was in Werfels ersten Versen bereits gestaltet war: die Fülle der Erscheinungen im Geiste des zeitgenössischen Poeten, wird hier gesteigert zu ungeheurer Weltbeseelung. Aber nicht mehr im Irdischen will seine Dichtung beharren, sie versucht dem Göttlichen im Gefühl aller Menschheit näher zu kommen. So wird sein Singen prophetisch wie die Psalmen des alten Testaments; sein Werk hat die Stärke und Verkündigung eines neuen Ethos.

In der Sammlung „Der Jüngste Tag“ erschien soeben von

FRANZ WERFEL

Die Versuchung

Geheftet M 0.80

∴ Ein Gespräch ∴

Gebunden M 1.50

Urteile über Franz Werfel:

Wilhelm Herzog im Berl. Tageblatt: „... ein ganz junger, ganz grosser Dichter. Wenn irgendwo, so ist hier die neue Kunst.“

Frankfurter Zeitung: „... ein ganz grosser Dichter, mit allem Ernste sei das gesagt.“

PROSPEKTE KOSTENFREI

HYPERION

ZWEIMONATSSCHRIFT

Herausgegeben von **FRANZ BLEI**

2 Jahrgänge zu je 36 M, zus. 66 M

EINZELHEFTE

die bei Komplettierung restlicher Jahrgänge übrig blieben, soweit der Vorrat reicht, zu

2 Mark 50

DER ZWIEBELFISCH

FÜNFTER JAHRGANG ∴ HEFT 2

erschien soeben.

Probepäckchen (3 Hefte) M 1.—, Einzelhefte 60 Pf. Jahrgang (6 Hefte) M 3.—

DAS KLEINE

ZWIEBELFISCH-

KULTURKRATZBÜRSTEN-

VADEMECCUM

1 9 1 3

Mit boshafte Porträten von E. Preetorius
Broschiert M 1.—, Leinenband M 2.—

Durch jede Buchhandlung, sonst gegen Nachnahme vom

HYPERION VERLAGE

HANS VON WEBER, MÜNCHEN NW 16

PROSPEKTE KOSTENFREI

VERLAG VON PAUL CASSIRER IN BERLIN W 10

ORLANDO UND ANGELICA

EIN PUPPENSPIEL IN ZEHN AKTEN

Frei nach Ueberlieferung der Neapeler Marionetten von
JULIUS MEIER-GRAEFE

Mit Originallithographien, zum Teil in mehreren Farben,
von **ERICH KLOSSOWSKI**

Das Werk erschien in drei Ausgaben:

I. Künstlerausgabe: 12 Exemplare auf altem, japanischen Büttenpapier, von denen 10 Exemplare (1-10) nummeriert sind. Jedes Exemplar enthält zwei Originalaquarelle des Künstlers. Diese Ausgabe war bereits zehn Tage nach dem Erscheinen des Werkes vergriffen. M 500.—

II. Luxusausgabe: 22 Exemplare auf Van Geldern, von denen 20 Exemplare (11-30) nummeriert sind. Die Lithographien sind auf der Handpresse gedruckt. Handgebundener Ganzlederband. Spezial-Vorsatz. M 300.—

III. Gewöhnliche Ausgabe: 600 Exemplare mit lithographiertem Umschlag. M 40.—

Ein illustrierter Prospekt wird kostenlos abgegeben

BLÄTTER

AUS EINES LUFTSCHIFFERS TAGEBUCH

von **ALBRECHT BLAU**

mit Zeichnungen von **RUDOLF GROSSMANN**

Brosch. M 3.—, gebunden M 4.—

NEUE BÜCHER ÜBER BILDENDE KUNST:

Künstler unserer Zeit I.

Max Beckmann

von Hans Kaiser

Mit zahlreichen Abbildungen
kartoniert M 6.—

**Die Wirklichkeit und
ihr künstlerisches Abbild**

von Alfred Guttman

Brosch. M 5.—, kartoniert M 6.—

Johann C. Wilck

**Ein Maler des deutschen
Empire**

von Alfred Gold

Brosch. M 3.50, gebund. M 5.—

**Der Gefühlsausdruck in
der bildenden Kunst**

von Anton Mayer

Brosch. M 3.50, gebunden M 5.—

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.29

INHALT: Richter-Berlin: Haus zwischen Hochbahn und Kanal (Titelzeichnung) / Franz Pfemfert: Die Revolutions-G. m. b. H. / André Gide: Die Rückkehr / Ernst Stadler: Ueber ein Essaybuch / Hellmuth Wetzel: Nomaden / Ignotus: Paris von Gütersloh / Franz Vallentin: Wenn ich mein Hemd fallen lasse / Oskar Kanehl: Breslauer Vergnügungspark / Benno Wels: „Weder - weder“ / Friedrich Eisenlohr: Seine Brücke / Stöffel: Buschbeck. Eine Tragikomödie / Alfred Lichtenstein: Die Welt / Gustav Specht: An Heinrich Mann



VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

Carl Einstein, Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders

Roman. Mit Begleitworten von Franz Blei und Portrait von Max Oppenheimer

Preis 3 Mark

EIN URTEIL UEBER BEBUQUIN

Ich stehe nicht an, diesen, André Gide gewidmeten Roman für eines der interessantesten Bücher zu erklären, die die junge Generation in Deutschland hervorgebracht hat.

Hier ist eine seltsame Kondensierung von Lebensdingen erreicht, eine äusserste Energie, ein Radikalismus des Zuendedenkens, der mit Begriffen, wie mit bunten Bällen, aber in logischer Regelmässigkeit jongliert, eine mathematische Phantastik voll von beherrschter Ungezügeltheit und ausschweifender Strenge. Kosmische Ironien, wie sie etwa in den „Moralités Légendaires“ Laforgues aufblitzen, auf ihrem Grunde die ewig unversöhnten Widersprüche unseres Erlebens, Widersprüche des überscharf zergliedernden Intellectes und einer als sinnlos durchschauten und schamhaft niedergehaltenen Erdensehnsucht. Widersprüche der gellenden eindeutigen Regelung der Dinge und ihrer hundertfältigen Deutungsmöglichkeiten. Des lähmenden, festlegenden Gedankens und des Vielgestaltigen, Fließenden aller Wesenheit. Und ein Verlangen nach synthetischer Bezwungung. Ein Verlangen mit den Dingen der Welt, den sichtbaren und den unsichtbaren, fertig zu werden. Unmöglichkeit der Einordnung in ein bloss rationell bestimmtes Gefüge, „wo der Kanon, das Wertvolle, das Langweilige, Demokratische, das Stabile“ gelten, und Aussichtslosigkeit, im Irrationalen mehr als ein „Dilettant des Wunders“ zu werden, ein Phantast mit unzureichenden Mitteln. „Vergessen Sie eines nicht“, sagt der tote Boehm, diese imaginäre Leitgestalt des Buches, der als eine „Reklame für das Unwirkliche“ herumläuft, „die Phantasten sind Leute, die nicht mit einem Dreieck zu Ende kommen“. Unzulänglichkeit auch der romantischen Scheinlösung, in der sich Rationalität und Irrationalität zu vermählen trachten: „Der Romantiker sagt: Seht, ich habe Phantasie und ich habe Vernunft. . . Wenn ich sehr poetisch sein will, sage ich dann, die Geschichte hat mir geträumt. Aber das ist mein sublimstes Mittel, und damit muss man

sparen. Und dann kommen noch Masken und Spiegelbild als romantischer Apparat. Aber, Herrschaften, da ist Aesthetizismus bei. Beim Romantiker macht man einen Schritt vorwärts und zwei zurück. Das ist ein zuckendes Klebpflaster.“ Aber dennoch ist im Romantischen, wenn nicht die Lösung gefunden, so doch das Problem geahnt. „Wir müssen so genau sehen, dass darin alles Wissen steckt“, sagt auch Boehm. Nur eine Verwirklichung dieser Sehnsucht gibt es nicht. Und in dieser resoluten Betonung des Negativen kommt Einstein über die romantische Theorie hinaus. Die ersehnte Einheit fällt immer wieder auseinander. Es gibt nicht eines, sondern nur eine „Tendenz der Vereinheitlichung“. So bleibt für die Einzelnen nur die Entsagung als Resultat eines unerbittlichen Zuendedenkens. Aber aus dieser Negation wächst zugleich die Gewähr: „Vielleicht decken sich die Dinge niemals, damit das Schöpferische nicht erschlafe“. Aus dieser Erkenntnis der Ohnmacht selber steigt ein neues Kraftbewusstsein. Und eine Absage an Ruhe und Sicherheit, die nur Hirn und Blut einschläfern. Darum das Suchen nach dem Wunder, darum am Schluss die ausserordentlich schöne Apotheose des Todes, des „Vaters der Intensität“, des „Herrn der Form“.

Es versteht sich von selbst, dass dieses Buch der „höchst konsolidierten Intellektualität“, wie Franz Blei es in seinem Begleitwort nennt, auf die Mittel einer gewohnten realistischen Technik verzichtet. Hier gibt es keine äussere „Natürlichkeit“, deren Scheinwesen in der Person und den Attributen der Schauspielerin Fredegonde Perlenblick so köstlich persifliert wird. Eher ein ungeheuer zusammengepresstes, vom Intellekt aufgefangenes und zurückgeworfenes Spiegelbild der Wirklichkeit, das trotz seiner scheinbar undurchdringlichen Dichtigkeit Raum lässt, scharf gesehene äussere Lebensvorgänge zu verzeichnen. Alles in allem kann man sagen, das Buch habe den Stil und die Form seiner Idee. Und das ist vielleicht sein bestes Lob.

Ernst Stadler in den „Elsässer Heften“.

Verlag / DIE AKTION / Berlin-Wilmersdorf

Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

8. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

19. JULI 1918

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Strasse 17 zu senden :: :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Sonnabend

Abonnement: Mk 2.— vierteljähr. (excl. B.-Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk 2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17; Kommissionär Gust. Brauns, Leipzig

DIE REVOLUTIONS G. M. B. H.

I

Wenn die deutsche Sozialdemokratie sich morgen entschließen sollte, terroristische Akte als politische Kampfmittel zu propagieren, dann kann sich der Bürger beruhigt auf das Faulbett legen; es sind Knallerbsen gemeint, und auch diese werden nur wissenschaftlich-theoretisch geworfen werden.

II

Unsere Revolutions G. m. b. H. hat die besten Absichten. Das Tragische liegt hier: die Lungen sind kräftiger entwickelt als die Arme, weil stets die Lungen und nie die Arme beschäftigt wurden. Ein abgegriffener Witz, verstaubt genug, um endlich von meinem Freund Rudi in Volksversammlungen verzapft zu werden, charakterisiert diese Partei: „Ich möchte mal wieder nach Norderney.“ — „Wieder?“ — „Ich habe schon mal gemocht.“

III

Sie hat nur immer gemocht, diese deutsche Sozialdemokratie, dabei blieb sie. Nie hat sie versucht, ein revolutionäres Vorhaben kühn zu beginnen, nein, so unvernünftig war sie nie. Sie hat nur immer gemocht.

IV

Einst, als man sich, zögernd, von guten Gründen gehemmt, verstohlen in den politischen Irrgarten Parlamentarismus schlich, mußten „neue, ungeahnte Agitationsmöglichkeiten“ als Ausrede dienen. Jetzt, nach dem kläglichen Versagen der goldenen 110 bei den Wehrdebatten, kann auch der harmloseste Sonntagspolitiker den Schwindel durchschauen. Wenn jemals das Parlament Mittel sein konnte, die Massen aufzurütteln, wenn jemals das Volk von den Vertretern der Arbeiterschaft eine Tat fordern und erhoffen durfte, dann war es bei der neuen Militär-

vorlage der Fall. Hier war zu zeigen, daß es der Partei, die sich antimilitaristisch und revolutionär nennt, ernst ist. Was geschah? Wo Obstruktion, rücksichtslose, heiße, leidenschaftliche Obstruktion gemacht werden sollte, fielen einige Schlagworte zur Beruhigung für die Zahlabendbesucher. Einmal war die Situation gegeben, die Zwirnsfäden parlamentarischer Nettigkeit zu zerreißen im Namen der Vernunft, einmal konnte man Europa zeigen: wir, die Wortführer der Viermillionenpartei, wir verachten den Schacher um unkulturelle Dinge; wir können die Ungeheuerlichkeit zwar nicht verhindern, doch wir Hundertzern wollen das Zustandekommen des Gesetzes mit allen Kräften verzögern.

V

Diesmal haben die Parteiführer nicht einmal gemocht. Mit einer Fertigkeit, die Jesuiten Ehre machen könnte, fälschte die Arbeiterfraktion Prinzipielles in Taktisches um: aus dem Kampf gegen die Wehrvorlage wurde ein Handel um die Deckungsfrage. Plötzlich war der „Rüstungswahnsinn“ gar nicht so „bis aufs Messer“ zu hassen. Plötzlich wurde die Schmach, nicht rücksichtslos gegen die Stärkung des Militarismus gekämpft zu haben, zu einem Siege des sozialistischen Gedankens.

VI

In Jena werden wir das in allen Tonarten zu hören bekommen. Revolutionär werden sie dort wieder sein. Kluge politische Köpfe werden sie sein. Massenstreik-Enthusiasten werden sie sein. Anrennen werden sie das Bollwerk Kapitalismus.

VII

Aber nicht ängstlich sein, lieber Bürger. Es ist eine Revolutions-Gesellschaft mit besonnener Haltung.
Franz Pfemfert.

Glossen

BRESLAUER VERGNUEGUNGSPARK

Dichtes Gedränge
einer schauhustigen Menge.
Junge Stutzer, Klappergreise,
Schleuderware, Wucherpreise,
Kavaliere mit Einglas, Studenten mit Brillen,
Leute, die ihre leere Zeit ausfüllen,
Reiche und Bürger, Herren und Knechte,
Frisuren und Zöpfe, falsche und echte:
Das ganze Volk der Menschensippe
drängt gierig zur Vergnügungskrippe.
Dörfler, die in die Stadt herkamen,
begaffen starr die Lichtreklamen,
Mädchen mit dunklen Augenrändern
handeln lockend mit Vivatbändern.
Fahnen wallen, Farben knallen.
Schlecken, necken, kaufen, raufen,
zeternd, wettern, verschwinden, finden,
fasten, mästen, wählen, stehlen.
Mikhubuden mit drallen Melkerinnen,
Glücksurnen mit hohen Hauptgewinnen,
Karussell mit Aeroplanen,
Teufelräder, Liliputbahnen,
Kientopp, Kongodorf, Kaffeetränke,
Hippodrom und Bauernschänke;
Musike lärmt an hundert Stellen,
Anreißer schreien, Hunde bellen.
Was für'n Spektakel, laut und ungefüge? —
Jahrhundertfeier der Freiheitskriege.

Oskar Kanehl

„WEDER-WEDER“ — „ZEIT IM BILD“ —
„NOCH-NOCH“

L

Einmal schrieb Goethe „weder-weder“, einmal Schiller „noch-noch“. Ein einziges Mal in so vielen Bänden gedruckter Werke.

Da kommt der Professor Doktor Immanuel Tiefbohrer aus Weimar und bespricht die Gründe, die Goethe oder Schiller veranlaßten, so und nicht anders zu schreiben.

Daß er dieses Beginnen und jede ihm ähnliche Untersuchung die einzige, wahre Aesthetik nennt, ist lustig. Wie er sich aber mangels sonstiger Erfolge und mangels lebender Autoren an die toten heranlabert, soll mit seinen eigenen, höchst würdigen Worten gekennzeichnet werden; denn das ist weimarisch, also noch lustiger.

Fünf Gründe führt er an und schließt: „Ich sage daher nicht zu viel, wenn ich zusammenfassend be-

hauptete, daß die europäische Dichtkunst, ja wohl die gesamte menschliche Kultur nichts von gleicher Bedeutsamkeit diesem faustischen „Weder-weder“ an die Seite zu stellen hat: weder bisher, weder in allen kommenden Aeonen.“

Dann spricht Herr Tiefbohrer weiter im jovialen Ton von den „geliebten Dichterdioskuren“, als wären sie seine Neffen, und enthüllt die Stelle des „Noch-noch“ bei Schiller. Dabei tönt er so: „Die Wucht dieser Enthüllung übt auf Sie zunächst ganz dieselbe fast schreckhaft lähmende Wirkung aus wie auf mich . . . Aber wie es mir geschah, sobald ich imstande war . . . (usw., usw.), so werden auch Sie . . . (usw.) . . . eine unerhörte Offenbarung über unser teures Dichterheroenpaar . . . auch Sie werden sich in freudiger Ergriffenheit sagen, daß etwas, was ich philologische Vorsehung nennen muß, dieses Gnadengeschenk nur einem Weimarer Forscher anvertrauen konnte, damit es . . . von unserer geliebten Klassikerstadt aus seine segensreichen Wirkungen verbreite!“

Man sieht, der Mann weiß sich zu plazieren. Ach, Sie — Sie Wahrheitsergründer, Seelenhaftiger, Gewissensbeseelter, Gemütsmächtiger, Sie Herr — Sie, Immanuel Tiefbohrer, Professor, Doktor und Weimarer Forscher — Sie sind klassisch.

II.

Die Wochenschrift „Zeit im Bild“ brachte den Erguß. Daß eine Schriftleitung sich einmal vergreift, ist nicht so schlimm; was aber die Schriftleitung von „Zeit im Bild“ leistet, geht über die Hutschnur. Sie nennt die Reden des Professors Tiefbohrers „interessant“ und kann nicht umhin, für die Vermittlung dem in den Schatten gerückten Messias des Lichtes, Herrn H. v. Gumpfenberg, zu danken.

Das ist arg! Das wäre der „Woche“ nicht passiert.

III.

Dann als ich nun von hinten die Güte des Heftes zu prüfen begann, fiel meine Teilnahme auf einen Beitrag über Sport.

Dieser Aufsatz ist unterzeichnet mit Dr. Eisenlohr. Er beginnt: „Shakespeare läßt einen seiner Helden den wundervollen Ausspruch tun „Kann ich Armeen aus der Erde stampfen usw.““. Nach diesem Bocksprung des Dr. Eisenlohr dürfte er für die literarische Sparte von „Zeit im Bild“ reif sein; außerdem beanspruchen, daß der Shakespeare ihn selbst einmal zitiert.

Benno Wels

BUSCHBECK

Eine Tragikomödie. (Geschrieben anfänglich der Wiener Schönberg-Skandale und nebst folgenden Gerichtsverhandlungen.)

Von Stöckel

VORSPIEL (im Himmel)

DIE MUSIK, eine junge Dame in guter Haltung: Nein, ich glaub es nicht. Und wenn es alle Zeitungen sagen. Ich halte zu viel von ihm. Und überhaupt, ich kenne mich nicht mehr aus. Mit meinem Geist hat man ja immer den eigenen schützen wollen. Lassen wir das mit dem Geist. Ich bin doch ein Mädel... Jetzt les' ich fünf Jahre lang keine Zeitung mehr und dann will ich versuchen, ob es nicht eine Lösung gibt. Er ist heute der Rätselfhafte, der einzig Rätselfhafte. Schon darum uns Ewigen willkommen. — Und da dies ein Spieß ist, was bleibt mir andres übrig als zu sagen: Ha, da ist er schon!

Sphärenklang: F, B, Es, As, Des. Der Komponist, der das Ende der Musik bedeutet, erscheint. Er sieht zunächst nicht gefährlich aus; das kann sich aber später ändern.

DER KOMPONIST: Liebes Fräulein Musik, Sie wissen, ich bin Ihr Ende. Sie wissen, ich wirke gegen Ihren Geist. Ich tue es aber nicht gern. Ich kann nicht anders.

DIE MUSIK: Wissen Sie das so bestimmt, das mit dem Geist? (feierlich) Sie tragen die Züge Derer, die meinen Ruhm verkündigt haben. Wer hat es Ihnen gesagt?

DER KOMPONIST: Die Zeitungen. Alle, alle.

DIE MUSIK: (düster) Dann ist's freilich wahr.

DER KOMPONIST (noch düsterer): Wahr.

DIE MUSIK (befeidigt, weil sie keinen Widerspruch findet): Was wollen Sie dann hier? Sie wissen vielleicht gar nicht, daß ich jetzt keine Amtsstunden habe. . . .

DER KOMPONIST: Doch. . . Aber ich halte es nicht länger aus. Ich brauche Ruhe. Augenblicklich. Und für längere Zeit. Ich will arbeiten. Nur Sie können mir helfen.

DIE MUSIK: Ich? Warum achten Sie auf die öffentliche Meinung? Warum wollen Sie im Jahre 1913 aufgeführt werden? Warum setzen Ihre Schüler Sie aufs Programm? Noch dazu in Wien. Sie werden sehen, das verzeiht man Ihnen nicht.

DER KOMPONIST: Ich kann nicht anders.

DIE MUSIK: Das sagen Sie immer.

DER KOMPONIST: Es ist das Einzige, was ich zu sagen habe. Und wenn auch Sie das nicht ein-

sehen — dann treibe ichs Ihnen zum Trotz weiter. Gegen Himmel und Hölle. Ich kann nicht anders. (Er sieht bereits teuflisch aus.)

DIE MUSIK: Da kann man nichts machen. Aber werden Sie mir dann nicht zwiespältig. Erschrecken Sie nicht, wenn man Sie verfolgt. Nehmen Sie Ihr Schicksal auf sich und bleiben Sie allein. Ich werde Sie nie verlassen. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Oder doch: lesen Sie keine Zeitungen! Denken Sie nur an sich! Nicht an Ihre Gegner.

DER KOMPONIST: Ich wills versuchen. (Exit. Sphärenklang.)

DIE MUSIK: Er bleibt, der er ist. Es ist schlimm, dies mitanzusehen zu müssen. Schlimmer (geziert) ein Weib, umbuhlt und doch ohne Macht zu sein. (Visionär.) Furchtbares wird geschehn. Aber erst im zweiten Akt.

ERSTER AUFZUG

Ein enges Zimmer, an den Wänden Plakate. Endloser Zigarettenrauch. Zwölf Jünglinge in erregter Stimmung tauchen daraus empor. Man boxt; aber es wird noch nicht geschossen.

ERSTER JUENGLING (sonst Buschbeck genannt, lang, blond; aus Salzburg, und unwiderstehlich, wenn er facht): Aber Ihr Trottel! (Infolge dieser beruhigenden Anrede versteht man alsbald sein eigenes Wort.) Also wirklich: es ist unsere verfluchte Pflicht, für Schönberg einzutreten. Wenn wir es nicht tun, die Jugend, der „Akademische Verband“, wer soll denn sonst auf ihn hören? (Er hält eine längere Rede. Man beschließt die Veranstaltung eines Konzerts. Auf das Stichwort „Konzert“ erscheint der Pleitegeier, ein bekannter Konzertbesucher, und bleibt von nun an auf der Bühne. Die Jünglinge streicheln ihn. Aktschluß.)

ZWEITER AUFZUG

Großer Musikvereinssaal. Der Pleitegeier. Andere Konzertbesucher, darunter berufsmäßige Operettenkomponisten. Ihre „Einfälle“ in die Musik diesmal mit Ratschen- und Pfeifenbegleitung. Unterbrechung des Spiels. Lebhaftes Rufe. Die Ueberzeugung, daß heiligste Güter bedroht sind, gibt sich durch wildes Händefuchtel kund (vorläufig in der Luft). Der anonyme Kritiker „Veritas“ benimmt sich wie immer. Nach der Zeichensprache zu schließen, wird „Kultur“, „Musik“, „Skandal“, „Bagage“ und ähnliches ohne ersichtliche Folgen durcheinandergerufen. Plötzlich erscheint der Polizeikommissär. Das Konzertsorchester stimmt sogleich das Lied „O du mein Oesterreich“ an. Ein Teil des Publikums sinkt

einem anderen gerührt in die Arme. Der Pleitegeier rauscht patriotisch mit den Flügeln. Noch andere brüllen und rufen mit beiden Händen (wie oben) weiter.

DER POLIZEIKOMMISSAER (sehr gemütlich): „Aber meine Herrschaften, dös ghört sich doch nôt.“

Sofort liegen sie alle wieder in den Haaren. Ruf von unten: „Nicht gedacht soll es werden!“ Anderer Ruf: „Für das hat man gezahlt?“ Dritter: „No hören Sie, nicht genug haben Sie für Ihr Geld?“ Buschbeck tritt auf. Er scheint um Ruhe zu bitten. Ein Operettenkomponist: „Lausbub!“ Buschbeck fragt erregt, wer damit gemeint ist. Aus weiteren Handbewegungen ergibt sich, daß der Operettenkomponist den animus iniurandi nicht vermissen ließ. Er erhält eine Ohrfeige. Noch weit ärgerer Tumult. Rufe: Da muß amtsgewandelt wer'n! Aktschluß.

DRITTER AUFZUG

Gerichtsverhandlung. Alles wie sonst, bis auf die anheimelnde Anwesenheit von Operettenkomponisten. Librettisten prüfen, indem sie den Bericht aufnehmen, den „Stoff“.

ANGEKLAGTER BUSCHBECK (angesichts der Würde des Ortes in sein Schicksal ergeben): No ja! (Setzt sich träumerisch nieder.)

DER ANWALT DES KLAEGERS: — — Ueberhaupt, sehen Sie sich an den Kläger! Er gehört an einem Industriezweig, der bringt Millionen, hören Sie, Millionen, in unser armes Vaterland. Denn was exportieren wir noch? Menschen und Operetten. Sehen Sie sich aber auch an den Angeklagten. Rechtshörer is er, hat er gesagt. Ein schönes Recht. Macht ein Konzert (nebbich Konzert) und wenn die Leut nicht wollen hören zu End, is er frech und verlanget, daß sie sich anständig benehmen. Was hat er denn schon geleistet, daß er sich so was traut? Und überhaupt, die Musik! Die Musik, das Heiligste, was Wien hat, ist bedroht. Als Bürger von Wien, nicht als Anwalt schrei ich zu Ihnen herauf: schützen Sie die Musik!

DER VERTEIDIGER: Aber eigentlich hat ihm doch der andere zuerst Lausbub gesagt.

DER ANWALT (extatisch): Und wenn schon! Dafür bringt er Millionen ein. Unser armes Vaterland. — —

URTEIL (im Namen des Operettenstaates): Buschbeck hunderttausend Kronen oder zwanzig Jahre Gefängnis. Im Wege des außerordentlichen Milde-

rungsrechtes umgewandelt in ein Jahr täglichen Operettenanhörens. Buschbeck verzichtet auf die Strafumwandlung. Murren im Publikum.

NACHSPIEL:

DIE MUSIK (sehr bekümmert): Muß das sein?

CHORUS MYSTICUS: Es muß sein.

Nach dem Gesetz, wonach wir angetreten. — —

Mir san mir,

Neunzehnhundertdreizehn. — — —

Ueber ein Essaybuch

Von Ernst Stadler

Ein „Prolog im Kino“ eröffnet diese Sammlung Pariser Essays: Auftakt zu einer Herzensmusik, die, um ihr Tiefstes und Ernsthaftestes zu sagen, nicht mehr den Aufwand dröhnender Worte braucht; die alles Schwere in eine freie Geistigkeit gehoben und eine Atmosphäre heiterer Klarheit um die Dinge gestellt hat. Dieses Buch ist ein Kampfbuch. Aber der Kampf wird gefochten mit der blitzenden Eleganz eines Spiels, lächelnd, überlegen, in den verbindlichen Formen ritterlicher Schulung. Das stürmische Pathos, in dem sich früher Schickeles Temperament enthud, ist hier gedämpft, zurückgehalten von der künstlerischen Lust an der schlanken Zierlichkeit des Waffengangs und dem Willen, den Gegner zu treffen ohne Keuchen und Schwitzen, aber mit untadeliger Präzision: „Hier wird nicht mit Fäusten dreingeschlagen“. So bleibt als Grundton eine feine, tänzerische Ironie, hinter der man freilich in jedem Augenblick den leidenschaftlichen Herzton hervorhört, den nur das gläubige Sicheinsetzen für eine Idee verleiht. Und hier und da wird das heiter-ernsthafte Geplänkel der Sätze durch heftigere Akzente unterbrochen, und Ingrim, Liebe und Siegeszuversicht drängen zu härterem, unmittelbarerem Ausdruck. So gleich zu Beginn, in der Widmung an „die jungen Elsässer“. Diese Widmung knüpft an den Soldatentod eines Elsässers an, jenes Kapitäns Fliegenschuh, der vor ein paar Jahren in den französischen Kolonien von den Eingeborenen in einen Hinterhalt gelockt und niedergemacht wurde — ein symbolisches Leben vollendend: „er hat das elsässische Abenteuer noch einmal für sich und für uns alle wiederholt“. Das glorreiche elsässische Abenteuer, das sein Heldenzeitalter hatte in den Kriegen der Revolution, das sich entzündete

René Schickele: Schreie auf dem Boulevard. Berlin Paul Cassirer. 1915.

an seiner Idee und geboren wurde aus dem Herzensdrange: der Not, frei zu sein. „Wir waren die Zugehörigen eines Volkes, das die Embleme der Knechtschaft durch die Worte ‚Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit‘ ersetzte“. Das Heldentum des elsässischen Kapitäns Fliegenschuh zeugt dafür, daß das elsässische Blut heute nicht matter und lauer durch die Adern fließt als vor hundert Jahren. Dennoch: dieses Heldentum war ein Irrtum. Das kriegerische Abenteuer schenkt heute keine Ruhmeskränze mehr, und die Idee der Freiheit, für die sich die Elsässer eingesetzt haben, verwirklicht sich heute in anderen Kämpfen: „die Straße gehört anderen Bataillonen“. Der freiheitliche Rhythmus der *Marseillaise*, der für den Elsässer immer mehr als eine bloß nationale, eine allgemein menschliche Angelegenheit war, muß heute zu anderen Schlachten anführen. Ein Gedanke wird wiederholt, den Schickele schon früher an vielen Stellen ausgesprochen hat: Leitet eure Energie, ruft die Widmung den jungen Elsässern zu, auf unsere eigene Angelegenheit über. Helft mit, ein demokratisches Deutschland zu schaffen. Ihr könnt es, indem ihr euch selber und euren Traditionen treu bleibt, indem ihr euer innerstes Wesen rein erhaltet und durchsetzt. Hier wartet euer eine Aufgabe, die nicht minder groß wäre als jene, die ihr vor einem Jahrhundert habt erfüllen helfen. Darum führen die kurzen bedeutungsvollen Schlußworte „nach Berlin“, wo heute noch alles in einem stürmischen Werden und Wandel ist. Der Elsässer, den seine ganze geschichtliche Vergangenheit mit Notwendigkeit auf die Seite der Linken stellt, wird in dem Kampfe um ein demokratisches Deutschland vielleicht einmal eine entscheidende Rolle spielen. So bleibt der Gedanke an das Elsaß immer im Hinterhalt und geheimes Thema des Buches, auch wo von ganz anderen Dingen gesprochen wird. Denn diese Aufsätze handeln von der Nation, die den Elsässer zuerst ganz sich selber kennen gelehrt hat: von Frankreich. Und da alles, was Frankreich heißt, immer noch in Paris geglüht und geschmiedet wird, von Paris. Und da alles Leben in Paris erfüllt, durchsetzt ist mit der großen politischen Leidenschaft, da Politik dort das Leben selber bedeutet, in erster Linie von den politischen Kämpfen und Gärungen. Der größte Teil dieser Aufsätze ist entstanden aus Artikeln, die Schickele vor drei Jahren als Berichterstatter einer elsässischen Zeitung aus Paris schrieb. Auch dieser nachträglichen Wahl bleibt die Lebhaftigkeit, das rasche Tempo des frischen Eindrucks gewahrt. Man lese das Tagebuch aus der Wahlzeit

1910 oder die Schilderung des Eisenbahnerstreikes oder die Auseinandersetzung der royalistischen Reaktion oder die Aufsätze über Jaurès und Briand: lebendige, scharf gesehene Augenblicksbilder, die dennoch ihr Bindendes haben durch die geheime Idee, die ihnen zugrunde liegt: zu zeigen, wie in einer Nation, die sich einmal mit Entschlossenheit zum freiheitlichen Gedanken bekannt hat, jede Erschütterung, jede innere Umwälzung immer nur mit-hilft, die Sache der Freiheit vorwärts zu treiben. Und wie jede persönliche Kraft, auch noch gegen ihren Willen, im letzten Grunde für die Stärkung der Demokratie arbeitet. „Viva la liberté“ könnte auch diesem Buch als Motto voranstellen. Wie die Idee der Freiheit sich allen Hemmungen, allem Ueberläufertum und scheinbaren Rückschlägen zum Trotz durchsetzt, das ist sein eigentliches Thema. „Denn die Menschheit will vorwärts selbst gegen ihre Einpeitscher, wenn diese, von der Schwerkraft erfaßt oder aus Hang zum erworbenen Besitz, sich gegen sie wenden. Sie will vorwärts, trotz allem.“ Dieser Glaube an die Zukunft, an die deutsche Zukunft, und die Rolle, die bei den kommenden Kämpfen dem Elsaß zufallen wird, ist es, der immer wieder zum Ausgangspunkt zurückführt. Denn, wie es in der Widmung an die jungen Elsässer heißt: „Es ist ein Buch der lebendigen Erinnerung und einer Zukunft, die unsere Väter vielleicht nicht gewollt haben, die aber ganz die unsere werden muß.“

AN HEINRICH MANN

Du formtest Deine Bacchanalgestalten
mit trunknen Fingern aus dem Fleisch der Faune.
Du zeichnetest in goldner Meisterlaune
Lustmärchen auf den Leib Silens des Alten.

Im Traume schriebst Du. Deine Lippen lallten.
Du lauschtest leise meckerndem Geraune
des schwarzen Riesenbockes hinterm Zaune
und Venus half Dir Deinen Pinsel halten.

Zu Grabe taumelte Dein Bacchanale.
Es scharten sich die Schatten immer dichter
um Deines Werks verblutendes Finale.

Im Schlosse düsterten die letzten Lichter, —
und es erlag im dunklen Venussaale
die Herzogin von Assy ihrem Dichter.

Gustav Specht (Moskau).

DIE WELT

(Dem Clown zugeeignet)

Viel Tage stampfen über Menschentiere.
In weichen Meeren fliegen Hungerhaie.

In Kaffeehäusern glitzern Köpfe, Biere.
An einem Mann zerreißen Mädchenschreie.

Gewitter stürzen. Wälderwinde blaken.
Gebete kneten Fraun in dünnen Händen:
Der Herrgott möge einen Engel senden.
Ein Fetzen Mondlicht schimmert in Kloaken.

Buchleser hocken still auf ihrem Leibe.
Ein Abend taucht die Welt in lila Laugen.
Ein Oberkörper schwebt in einer Scheibe.
Tief aus dem Hirne fallen seine Augen.

Alfred Lichtenstein (Wilmersdorf.)

SEINE BRUECKE

Am einen Ufer streckt ein Krüppel trüg
Sein dürres Holzbein in die blinde Menge,
Am andern sperrt ein Trödler ihr den Weg
Und schreit verlornen Worte ins Gedränge.

Und breite Straßen werfen ohne Rast
Auf sie die wilde Brandung ihrer Massen,
Die sich vorüberpreßt in plumper Hast
Und gischtend wieder teilt in breite Gassen.

Und taumelnd kriechen durch die schweren Bogen,
(Phantastisch-steiler Türme schwarze Pracht,
Und kalte Lichter schleppend), graue Wogen
Wie dicke, stumme Tiere durch die Nacht.

Friedrich Eisenlohr (Paris.)

NOMADEN

Den Himmel der Steppe haben wir nicht mehr über
uns,

Aber die fliegenden Reiter sind wir geblieben.

Weh uns, wenn uns ein Dach hält;

Unsre Augen werden stumpf, unsre Pfeile treffen
nicht,

Unsre Sagen verlöschen.

Aber der Wind treibt uns im Schwarm gegen die
Städte,

Und unsre Rosse weiden in den Beeten zwischen
den Wasserkünsten;

Von den Terrassen neigen sich Frauen wie die
Sterne und füllen den roten Wein in unsre Helme;

Und schon vertragen wir fernab im Dunkel.

Hellmuth Wetzel

Die Rückkehr

Von André Gide

Tunis, 28. Dezember

Wir suchten vergeblich, auf dem Hügel des Belvedere, diese Zwergiris, von einem Blau so lieblich

veilchen-beblaut, die, gestern, zwischen Constantine und Tunis, bündelweise und verschwenderisch den Weg verbränten. Daß wir sie nicht pflücken konnten. Ich hätte versucht, in meinem normanischen Garten ein Rhizom zu akklimatisieren, wie ich es mit der seltsamen Zwiebel tat, die ich von C. brachte, die aber seit zwei Jahren hartnäckig nur Blätter treibt.

Syrte von Tunis

Poldern . . . die nur dem Licht ihre Schönheit danken. Immer zogen mich unbestimmte Landstücke an.

Ich kam an den Hafen. Zwei Italiener brachten mich in einer Barke. Langsam, lange trieben wir zwischen den Nußschalen der großen Boote. Wir bückten uns, um unter den Tauen durchzuschlüpfen. Nur eine leichte Brise wehte, das Wasser war nicht tief, der Boden schien stellenweise durch. Einen Augenblick geriet die Barke vorn in Schlamm, und das Schlagen der Ruder trieb einen faden Geruch auf. Ich glaube, Pfähle, da und dort oder schnurgerade aufgerichtet, zeigten diese Ausgleichungen an; sie unterschieden sich nicht viel von denen, die in der Bretagne die Austernparks abgrenzen in der Gegend von Locmariaquer . . . gleich danach sah ich solch graugrüne Stellen wieder, und die Barke, in der ich fuhr, glitt noch langsamer und sachter, und ich kreiste mit noch viel größerem Vergnügen zwischen den flachen Inseln von Marbidau. Das war der Sommer; die Luft war weiß und das Meerwasser lau; die Sonne war niedergegangen, ohne ans Land zu rühren; dann badeten wir. Das Meer war da sehr wenig tief und die Farben des Bodens mischten sich den geschuppten Lichtern des Himmels.

Messina, 3. Januar

Ein unaufhörlicher Regen beschlägt die Kalabrische Küste, die sich endlos entfernt und bisweilen sich verliert; man sieht dann nichts mehr durch die großen vergitterten Nischen über dem Steinbalkon, den das Wehen des Gegenwindes begrünzte . . . außer den Rahen zweier Schiffe . . . weiß nicht, warum ich das schreibe.

Neapel

Vom Speisesaal des Hotels her — es ist recht erleuchtet und hat man ein paar Gläser Falerner im Kopf vielleicht luxuriös, hört man durch die Vorhänge und das offene Fenster die unvermeidliche Serenade. Wie schiene dem Araber diese Musik unanständig, auffordernd und ohne Scham. Alles Pöbelhafte, das von Deklamation und wollüstiger Heulerei voll ist, regt sich in der billigen Melodie auf. Ich bleibe . . . Dies und das kitzelt die

schwachen Zärtlichkeiten, ein wenig Frühling dazwischen, ich bin bezaubert.

Neapel

Zwischen zwei Pianolos, ich lese, bedenke und betrachte das Meer. Ah, wie wurde mir es vergnüglich und ganz leicht, dieses süße Erschrockensein über italienischen Glanz. Wunderlich, wie höre ich auf, mich auf Reisen zu spüren. Ich denke an die kleinen Gewohnheiten, die Nietzsche nennt; die der eingeschlaferte Verbannte sich sorgfältig aufbaut für ein paar Tage, Wochen oder Monate, die ihm die Langeweile abwehren und seine Arbeit halten; die so sehr dem Beharrlichen gefallen, daß er, ledig allen Zwangs und jeder Verpflichtung, nur noch von sich Bindungen annimmt, sich auferlegt; diese ist streng aber immer gut für die Arbeit, genau aber ausgewählt. Geboren aus dem Gefühl der Verbannung, durchdringt sie die Arbeit mit einem beständigem Wecken, einer sorglosen Erregtheit, wodurch der Geist aufmerksam bleibt, bereit zur Anstrengung, bereit zum kühnsten Begreifen, und man verliert nie das Gefühl vom Wert der Stunde. Ich sage das nicht gegen Barrès, aber ich denke es, trotz ihm.

Rom, vom Monte Picio

Diese Dächer sind schön. Die sinkende Sonne, die eine kleine Wolke einen Augenblick verbirgt, beleuchtet sie wieder. Es hat geregnet; aus den tiefen Straßen steigt Dunst auf; vom Janiculus dampft es hinunter. Ich neige mich vom Geländer, hingekauert wie Polyhymnia, mit der Gebärde, die den Vorübergehenden sagen läßt: „Der Träumer“; ich träume durchaus nicht, ich betrachte. Die Plattdächer, die der Platzregen scheuerte, leuchteten, in der feuchten Abendluft mischt sich das Gewimmel der Häuser, die Straßen sehen wie Ufer, die Plätze wie Seen. Und es erheben sich im Licht Dome und Türme. . . . Nein, ich träume nicht. Und warum sollte ich träumen. Warum sollte ich vor dieser Wirklichkeit die Augen schließen um zu träumen?

Paris, Februar

Es macht mir keine Freude, die anderen wiederzusehen; und ich fühle, sie fühlen es nur zu sehr. Warum soll ich vor T. von der Reise sprechen? Gewiß, alles, was ich von da unten berichte, versteht er
aber er schmeckt es nicht.

Cuverville, Juli

Ich lese wieder meine Reisenotizen. Für wen veröffentlichten?

Sie werden wie diese Harze sein, die nur der Hand die sie erhitzte und hält, ihr Parfum gewähren.

Cuverville, August

Ich liebe den Sommer, den vollkommenen, kräftigen, den verzehrenden Frieden der Sonne. Ich liebe diesen Mittag, wenn nach den spitzen Stimmen der Frühe, Erschlaffung die Ebene deckt, daß die Luft über den gemähten Feldern zittert und in der glühenden Furche die Lerche die Flügel streckt. Ich ging im erstickenden Wald, den Geruch der Farnkräuter einatmend, bis zum Waldrand, zum Abend.

Ich liebe den Geruch des prächtigen Abends, den Schatten der Schober, den Nebel vom Meer, der bei uns hochsteigt, wenn die Sonne sinkt, der sich dehnt, die Ebene feuchtet und vor Nachtbeginn Würze in die Luft schüttet mit einer plötzlichen Frische.

Was wünschst du noch, begehrendes Herz, unermüdetes Herz?

Paris von Gütersloh

Von Ignotus (Budapest)

Pa'ris (mit dem Ton auf der ersten Silbe), Paris von Gütersloh ist der wirkliche und bürgerliche Name eines jungen Mannes mit einem fein-schüchternen Zuchthäuslerkopf, mit unterschiedenem Blick und gewählten Bärenbewegungen, mit der Provinzlerinnigkeit des zum Oesterreicher verweichlichten Germanen, dessen ursprünglich Bäuerisches und Mystisches vielleicht durch italienische oder jüdische Mischung längst ins Städtische und Intellektuelle hinübergemengt wurde. Jemandes, der Nerven hat, wie ein Franzose, in Stichworten spricht, wie ein antiker Grieche, das alles aber, merkwürdig genug, mit einem Einschlag von Lerchenfelderischem.

Der Name von Gütersloh ist einem ganz kleinen Kreis von Wienern, seit einiger Zeit auch von Parisern als der eines merkwürdig persönlichen Malers bekannt. Wenig hätte gefehlt — das Wenige war das Geld, das man nicht gewillt war, ihm noch zuzuschießen — und der Name Gütersloh wäre auch den Berlinern, und zwar als der eines merkwürdig andersdenkenden Bühnenordners geläufig. Wir, ein, zwei Leute hier in Budapest, kennen Gütersloh von einem merkwürdigen Buch her,*) das, von ihm geschrieben, „Die tanzende Törlin“ betitelt, die Stelle enthält: „Träume stießen bald mit dem Helm, bald mit der Lanzenspitze an die Decke ihres Gehirns.“

*) Verlag Georg Müller, München.

Träume — dieses Buch ist schön, als ob es im Traum geschrieben worden wäre. Mit der Schärfe und Bestimmtheit der Träume (denn Träume sind scharf und bestimmt und verschwimmen nur in der Erinnerung) — mit der Leichtigkeit, der Unwiderleglichkeit und dem unendlichen Reichtum des Traumes werden hier Sachen erzählt . . . Alles wird hier erzählt, alle Dinge, die vom Himmel und von Erden unserer Schulweisheit ganz anders bekannt sind. Was das Buch eigentlich erzählt? Nimmt man es wörtlich, so zergeht es unter der störenden Wucht des fremden Wortes.

Etwa: Ein junges Mädchen aus gutem Hause schafft sich einen Bewerber, den sie ganz gut leiden mag, mit der Lüge vom Halse, sie wäre eine Gefallene . . . mit dieser Lüge rast sie in ein zeitweiliges Leben hinüber, wo sie, unter dem Vorwande, sich zur Tänzerin auszubilden, einige Monate oder Jahre von Mann zu Mann geht, von Männlein zu Männlein, beim eigenen leibhaften Bruder angefangen, von allen angezogen und gewünscht, doch von keinem berührt . . . so fügt sie sich von Mann zu Mann, von Stadt zu Stadt weiter, endlich aber muß sie, vom Leben beim Wort genommen, eine ihrer Lügenbrücken betreten, — sie müßte, um leben zu können, als Tänzerin auftreten, doch sie ist ja keine Tänzerin und die Brücke stürzt unter ihr ein und sie geht daran zugrunde. . . .

Wie gesagt: wer das Buch kennt, wird diese Inhalts-erzählung lächerlich finden und mit einigem Geschick eine ganz andere Lesart aus dem Roman herauslesen, und die richtige wird auch die nicht sein. Denn das Buch ist gerade dadurch merkwürdig, daß sich alles hineinlesen, daher alles aus ihm herauslesen läßt, weil da in getupften Sätzen, wie von einem Pointilisten nebeneinander gesetzt, beiläufig alle Möglichkeiten auf eine Papierfläche gebannt werden, von denen ein allem offener Intellekt durchflutet werden kann. So wenig ist diesem Dichter, oder Maler, oder Künstler, oder, mit einem Wort, diesem vollwertigen Menschen etwas gleichgültig, daß es beinahe gleichgültig, gleichsam nur als Vorwand zum Berühren erscheint, wovon er eigentlich spricht, was er eigentlich erzählt. Alle seine Beobachtungen, alle seine Worte, alle seine erzenen Metaphern und hingehauchten Anspielungen sind wie Fenster, mit der Aussicht ins Unendliche. Sind wie Menschen in den Kosmos hineingefügt. Sind wie Gehirne, als Knotenpunkte sämtlicher Wellen alles Geschehens. Sind wie Tautropfen, in deren jedem einzelnen die ganze Sonne im Spiegelbild erzittert. Es ist das ahnungsvollste Buch, das je von einem

genialen Dilettanten in die Welt geschleudert wurde. Auch zu lesen ist es, als ob man träume. Auf dem Flusse seiner Erzählung gleitet man dahin, wie auf einer anderen Lethe, einem Wasser der Erinnerung. Das Dämmerhafte seiner Art, jäh mit dem noch nicht Vorgekommenen als mit etwas längst Bekanntem einzusetzen, und in angstvoller Liebe beim längst Abgetanen zu verweilen, erinnert an jene Art von Träumen, in denen wir mit längst Verstorbenen Zusammenkünfte feiern, und um so angstvoller und freudvoller uns immer wieder überzeugen, daß sie tatsächlich leben, tatsächlich bei uns verweilen und der Tod ihrem Leben keinen größeren Schaden zugefügt hat, als wir nur zu gut wissen, daß sie tatsächlich tot sind, tot, tot, tot, wie ein Türnagel, schreibt Dickens. . . . In einer atembeklemmenden Fülle jagen diese sprechenden Gebilde an einem vorbei. Es ist wie eine intellektuelle Blutungs-krankheit: wo man das Buch anrührt, sprudelt aus dem Innersten hervor. Dabei mit einer Mystik im Ausdruck, die den Leser in ständigem religiösen Schauer erhält, Intuition bei ihm voraussetzt und ihm intuitives verabreicht — jedes Wort eine Hostie.

Ein gedanklicher Weihrauch haftet hier an allem, und heiligt so, assoziativ, das Allerprofanste. Wie im Lichte von Wachskerzen flackern und von ihrem Rauch angebräunt, heimeln uns Bilder von Weibern und Männern an. Das Weib, das für den Inzest geborene ewige Kind, das im Manne immer und immer den Vater sucht und hintergeht. Der Mann, der von der Frau pervertierte, der ihr zuliebe und aus Liebe zu ihr die Liebe zum eigenen Geschlecht in sich ertötet. Religion und Malerei, Tanz und Zimmereinrichtungen, Sommer und Winter, Homosexualität und Katholizismus, Träume und Wirklichkeiten, Gleichnisse und Bestimmungen — ein rekapituliertes Weltall brodeln, flimmert und flattern hier durcheinander, — alle Beziehungen des Lebens, aber wie durch einen Tod gesiebt, in Farben, wie das Weben des Lichts durch die Glasmalereien eines Gruftfensters.

Es ist kaum nachzuspüren, wovon eigentlich das Gespensterhafte dieses in vielem realistischen Vortrages herrührt. Vielleicht von dem Jähren der Uebergänge. Vielleicht von dem stummen Haschen nach Bewegungen, wie bei einer jungen Katze. Und inmitten einer brausenden Gesprächigkeit von stolzscheidenden Worten, die mit ihren Weisungen still beiseite stehen, den Dummen verachtend, der taub an ihnen vorbeihastet.

Des Buches Kunst freilich ist nicht die des Aufbaues, der Anordnung, der Konstruktion. Auch geht ihm

das Kräftige des Nordischen ab. Weich und zerfahren, und, trotz der jugendlichen Fülle, etwas ermüdet mutet einen das Buch an, mit einer Epik, die das Schicksalhafte verkündet, selbst aber vom Zufall beherrscht wird.

Von einem determinierten Zufall, selbstverständlich. Von demselben Zufall, der im Traume aus ganz bestimmten Ursachen das Hauptsächliche verschleiert und das Beiläufige hervorhebt. So wird hier, unvorbereitet und unvorhergesehen, bei Nebensächlichkeiten Halt gemacht; der Fluß der Erzählung staut und schwillt an, bis zum Dammbbruch, dem Wassersturz, der brausenden Ueberschwemmung und der verfließenden Beruhigung. Details kommen so zu einer Bedeutung, die scheinbar aus dem Rahmen der Erzählung fällt, tatsächlich aber ihr Wesen ausmacht. Von Flutwelle zu Flutwelle geht das Geschehen weiter und weiter, bis es am Ende in Nichts zerfließt . . . Wie im Traume . . . das Regellose des Buches packt uns im Innersten der Seele, eben weil es jenem der Seele nachgebildet ist.

Freud, Professor Freud, schwebt — bewußt, oder, um stilhaft zu sein, unbewußt — über diesem pulsierenden Seelenerguß. Die Art, der Vortrag, die Komposition Güterslohs ist die freie Assoziation. Das Regellose seines bewußt Ausgedrückten hat seine Regel in den Zusammenhängen des Unbewußten. Daher auch seine Allwissenheit — denn was gibt es, was wir bewußt oder unbewußt nicht erfahren hätten, und was, bei der Kohärenzrolle unseres Ichs, bei unserem Hineingesetztsein in das Weltall, uns nicht durch die Seele gezogen wäre und in ihr, wenn auch unbewußt, seinen unverwischbaren Eindruck gelassen hätte? Ein epischer Verwandter des Dramatikers Wedekind, geht Gütersloh gedankenlos seinen Gedanken nach, heißt das Klügelnde in sich schweigen und macht das Wissende in sich sprechen. Und so gibt er, von Unsinn zu Unsinn taumelnd, den Sinn des Lebens. Er jagt den Tatsachen des Lebens nach, mit dem Rausche eines jungen Raubtiers, das durch Zufall, der eigentlich Bestimmung war, in ein fremdes Gebiet sich verirrt hat. An Tönen und Linien erzogen, sind dem schriftstellernden Maler die Worte neu, merkwürdig, seine Gier erregend. Er wadet in ihrem Blut, er saugt ihnen die Ideen aus, und wo er bis zum Halbtod ermattet niedersinkt, dort endet das Buch. Sonst könnte es, mit derselben Beredsamkeit, mit derselben Freude am Wort und Raserei im Ausdruck ins Unendliche fortgeführt werden.

Ich kann mir nicht vorstellen, ob und wie Gütersloh ein neues Buch zustande bringen könnte.

Ein neues — gewiß, aber ein anderes? In diesem einen Buche gibt er sich so vollständig und wiederholt sich so beständig, daß sein Ton mit der Abgeschlossenheit des letzten Wortes im Gemüte des Lesers verbucht wird. Der „Roman des Märchens“ tastet im Dunklen mit einer Neuheit herum, die nur mehr Routine werden kann, und sie lacht aller Logik mit einer Vollheit ins Gesicht, daß sich das nur wiederholen läßt, nicht aber ergänzen.

Es ist ein Dokument des Edelsten, das man jetzt zu fühlen, des Ergreifendsten, wie man es jetzt auszudrücken vermag. Für den, der es gelesen, wird es ein, wenn auch noch so bescheidener Teil seines bisherigen, ein, wenn auch noch so leiser Bestimmer seines weiteren Lebens.

„Wenn ich mein Hemd fallen lasse“

Von Franz Vallentin

Moralisch-ästhetische Briefe eines Kaffern an seinen Bruder

Mein lieber Bruder Jumbo!

Ehrliche Kaffernseele, was ist in dich gefahren! Du läßt mich durch Billy fragen, ob ich dir nicht nach Europa heffen könnte. Wer hat dir nur diesen Unsinn in den Kopf gesetzt! Weißt du denn nicht, welche Gefahren nebst der Schwindsucht jedem waschechten Kaffer in Europa drohen! Welches europäische Klima soll ich dir empfehlen? Frankreich, sagst du. Ich warne dich. Die Welt bleibt nicht stehen. Sie geht manchmal auch rückwärts. Nur wir Kaffern merken das. Dieses Land hatte bisher den besondern Vorzug, kraft seiner günstigen Rasse Mischung in der Versinnlichung der Welt ihre Vergeistigung zu finden. Du verstehst das nicht?

So stelle dir vor: Ich könnte weder sehen, noch sprechen, noch hören, noch mit den Fingern fühlen. Der Medizinmann Konkondababukiku führt mich jetzt in einen Bäckerladen, und der Bäcker fragt: „Was will dieser stumme Geist da?“ Der Medizinmann antwortet: „Wißt du wissen, was die Welt ist?“ — Der Bäcker hüpfte vor Vergnügen: „Wenn die Welt kein Mehl ist, bin ich kein Bäcker!“ — Der Medizinmann sagt: „Dieser Geist weiß es!“ — Der Bäcker antwortet: „Den größten Kuchen der Erde zum Lohn! Ich will's wissen!“ — Der Medizinmann sagt: „So will ich ihn fragen.“ — Und Konkondababukiku, der Medizinmann, zieht

einen Zauberkreis um mich und fragt: „Rabakabokakar wawauho mizzipsihuhu: Was ist die Welt?“ Und legt sein Ohr an meinen Mund, um zu hören, was ich meine. Ich aber schmecke die süße Luft und schnalze ganz leise mit der Zunge. Da hebt der Medizinmann erleuchtet den Finger und verkündet: „So sagt der Geist: Die Welt ist süß!“ — Der Bäcker aber holt den größten Kuchen der Erde unterm Tisch hervor und schenkt ihn dem Medizinmann mit den Worten: „Du bist kundig der geheimsten Geheimnisse, großer Zauberer!“ Der Medizinmann nimmt die leckere Gabe und sagt: „Die Seele dieses Geistes wohnt in seiner Zunge! Wer kennt die Geheimnisse der Götter!“ Und führt mich weiter, um auch anderswo mit mir so gute Geschäfte zu machen.

Denke dir nun, kluger Jumbo, daß ein ganzes Volk seine Seele so in der Zunge trage. Einer aber hat eine besonders feine Zunge, und er könnte nicht nur wie ich sagen: „Die Welt ist süß“. Sondern er wüßte zu sagen: „Süß wie Honig“. Und fragte ihn jemand: „Süß wie der Honig von Bienen, die an Lindenbüten saugten?“ So könnte er antworten: „Nein, wie Honig vom Klee“. — Und das Volk führt diesen Bestzüngigen auf den Marktplatz der Hauptstadt des Landes und verfangt von ihm zu wissen: „Was ist nun die Welt?“ — Und der Bestzüngige spannt die Seele in seinem Munde. Denn jetzt gilt es den Inhalt seines ganzen Lebens auf seinem Gipfelpunkte zu enthüllen und den Geschmack der Welt truglos zu prüfen. Und gerade wie die Erleuchtung über ihn kommt, springt der Bürgermeister ihm an die Kehle, schlägt ihm ins Gesicht, wendet sich zum Volke und gestikuliert mit wilden Zeichen: „Die Zunge hat er rausgesteckt! Ich dulde das nicht!“

Sage mir, Jumbo, du kluger Kaffer, hat dieser unanständige Bürgermeister nicht dem Geist seiner Nation ins Gesicht geschlagen?

Ich sagte dir, daß Frankreich den Vorzug gehabt hätte, in der Versinnlichung der Welt ihre Vergeistigung zu finden. Neulich aber verurteilte es eine Tänzerin, weil sie behauptete, daß die nackte Haut der reinste Mittler rhythmischer Vorstellungen sei. Darf man jemanden bestrafen, weil er das Gute zeigt, ohne vollendet zu sein? Hat die Kritik am Instrument etwas zu tun mit der Kritik an der Ueberzeugung? Spricht nicht ein Volk gegen sich selbst, wenn seine öffentliche Sittlichkeit etwas beanstandet, das unanständig wäre, wenn es Anstand überhaupt noch berücksichtigte! Ist das Bewußtsein eines Künstlers, feinsten Nerven unbehaglich zu

sein, nicht der tiefste Zweifel an seiner Daseinsberechtigung. Welcher Staatsanwalt kann einen Künstler stürzen, der das Ziel seiner Rasse erfaßt, während jener nur eine unbeständige Gesellschaftsform vertritt.

Um sich gegen die Anwürfe einer Bürgerlichkeit zu wehren, die keine Zeit findet, über Fragen der Unsittlichkeit nach gestalteten Antworten ihrer Volksindividualität zu verlangen, verteidigte sich die Tänzerin mit Worten, über die wir Kaffern unsere Freude nicht verhehlen können, weil sie den Sinn alles wahrhaften Künstlertums aussprechen: „Wenn ich mein Hemd fallen lasse, vermag ich meine Seele besser zu zeigen“. Diese Erklärung wiederholte der Staatsanwalt vor Gerichtshof und Publikum. Aber er belächelte sie mit der Unwissenheit von der ästhetischen Sittlichkeit des Nacktseins. Wußte dieser Mann nicht, daß Kleider beim Tanz nur Hilfsmittel sind, den Körper auszudrücken? Kann es nicht dem Künstler überlassen bleiben, Hilfsmittel in seiner Kunst zu gebrauchen oder zu verachten nach seinem Befiehn? Begriff dieser Mann nicht, wieviel belanglose Unlauterkeit eine Tänzerin ausschaltet, die sich entschließen darf, nackt zu tanzen, ohne uns den Appetit zu verderben. Weiß dieser Mann nicht, daß er mit seinem Lächeln nicht den Ausspruch eines mehr oder weniger unbedeutenden Einzelwesens, dessen Schicksal Künstler zwar überall teilen, gering schätzte. Sondern, daß er den Kern und Inhalt des künstlerischen Sinnes belächelte? Denn die körperlichen und seelischen Verhüllungen der Kunst dienen einzig und allein den letzten Entblößungen des Menschlichen. Und wer mit seinem Körper gestaltet, ist ein Ketzer seiner Religion, wenn er nicht erfüllt ist von dem Glauben, daß Haut und Glieder die Seele zu verkünden vermögen, — daß Körperlichstes Seelischstes sein kann. Belächelte dieser Mann nicht den vortrefflichsten Geist seiner Nation, der mit Zola behauptet, daß das Kunstwerk durch ein Temperament geschaute Natur sei (Und ist unser Körper nicht unsere nächste Natur) — der mit Rodin behauptet, daß die Schwingungen koi-tierender Leiber, Linien, Flächen, Lichter und Schatten von höchstem Reichtum der Spannungen und Lösungen, den der Künstler Schönheit nennt, ergeben?

Lieber Kaffernbruder, die Enttäuschung, die ich dir mit dieser Nachricht bereite, soll zu deinem Besten sein. Denn du weißt jetzt, daß man auch in Frankreich beginnt, unsern Geist schlecht zu behandeln. Aber man soll die Weltgeschichte um ihrer Witze

willen lieben. Wenn du hier täglich liest: „Bürger, schützt eure Anlagen“, so sind damit allerdings nur geschmückte Wasserleitungen und frisierte Zierplätzchen gemeint. Und, schwarze Bruderseele, wenn ich erst weißlackiert bin, lasse ich dich durchprügeln, — besonders wenn du deine Seele ohne Hemd zeigst. Du lachst — ich auch. Aber nur, weil ich kein Franzose bin. Billy, der Sie diese Zeilen meinem Bruder vorlesen, sorgen Sie dafür, daß ich im nächsten Brief nicht nach Deutschland gefragt werde.

Literarische Neuerscheinungen

FRITZ MANGOLD. Der Doctor R'moh, (Xenien-Verlag, Leipzig.) Das Fremde, Uneigene in diesen Novellen sind arrangierte Erinnerungen an Balzacs contes drolatiques und seine Diktion, und auf neue gearbeitete Oskar Wilde-Reminiszenzen. Alles so unverkappt, das dies ehrliche Bekennen der Zuflüsse auch in Fussnoten hätte abgeleitet werden können. Gewiss werden einige Rindviehcher ihre Einflusstabellen wiederkauen. Sie werden beim Verdauen merken, das sie die Leidenschaft eines jungen Menschen von seiner Begeisterung für die Beispiele nicht zu subtrahieren wussten. Das Tempo dieser grausamen Geschichten ist die fliegende Hetze der Angst vor dem Dritten, dem Verräter, dem Freund oder Feind, oder der Frau. Die Feigheit findet ihr Komplement im psychischen Sadismus. Das Grausen als Grundempfindung gibt der Phantasie die positiven und negativen Möglichkeiten der Grausamkeit und des Duldens. Der Intellekt reißt wie ein angeschlossener Hund an der Kette der unentrinnbaren Gefühle. Die persönliche Verdammnis ist immanent. Das Leben gibt nur die Möglichkeit variabler Verwirklichung. Die unbekümmerte Verknüpfung betrügt nicht durch Irrtümer, die wahrscheinliche Tatsachen vospiegeln wollen. Das Temperament — die Angst oder der Mut — eines, der seine Zustände zu Ende denkt, weicht keiner Steigerung des Epischen aus. Die talmudische Verbissenheit der handlungszersetzenden Gedanken gibt die Eigenart. Im nächsten Buch wird Mangold wohl nicht mehr so hastig verdeutlichen. Die Verallgemeinerung und die Trivialität haben einander zugekehrte Gesichter. Aber der Aphorismus sieht nicht nur freundlich an, sondern fasst durch den staunend aufgerissenen Mund in die Brust und dreht das Herz um. Auch die Geschichten Balzacs und Poes sind von Kolportagegeschichten um nicht mehr als die Meisterschaft entfernt. Mangold ist zu nüchtern — trotz aller Phantasie — um dem Märchenhaften E. T. A. Hoffmanns und zu psychologischer um der höhnischen Sachlichkeit Poes nahe zu kommen. Und Balzac hält die Hand in den Wolken. Aber auch ihm macht der leidenschaftliche Kunstwille die Hintertreppe zur Himmelsleiter. Seine Gewalttätigkeit ist die Eigenheit eines Mathematikers der an konträrem Dimensionalgefühl leidet: Er kann nur mit unendlich grossen Zahlen die Null beweisen.

Alexander Bessmertny.

FIGURES D'ÉVOCATEURS, par Victor-Émile Michelet, chez Eugène Figuière et Cie. éditeurs, 7, rue Cornaille à Paris, et 72, rue Van Artevelde, Bruxelles. 3 fr. 50.

En sous titre: „Baudelaire ou le Divinateur douloureux; Alfred de Vigny ou le Désespérant; Barbey d'Aurevilly ou le Croyant; Villiers de l'Isle-Adam ou l'Intéressé“. Ce livre n'est pas de la critique. Il est œuvre d'inspiration. La hauteur de vues et la puissance de la pensée alliées à l'ardeur intérieure et à l'éclat de la forme lui donnent un intérêt émouvant. Ajoutons que les deux derniers des quatre évocateurs Barbey d'Aurevilly et Villiers de l'Isle-Adam sont évoqués sous un aspect nouveau et avec un relief saisissant par Victor-Émile Michelet, dont la jeunesse se forma dans l'intimité de ses deux glorieux aînés.

Vornotizen

Nur wichtige Neuerscheinungen werden hier angezeigt. Die Besprechung der Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION

FRANZ BLEI. Gesammelte Schriften. Band 5: Das dienende Werk. Band 6 (Schlussband): Dichter und Leben. (Georg Müller, Verlag, München.)

FRITZ RASSOW. Spiegelfechter Eros. Zeugnisse seiner Macht und Ohnmacht. (Rütten & Loewing, Frankfurt a. M.)

FRANK WEDEKIND. Gesammelte Werke. (Georg Müller, Verlag, München.)

Zeitschriftenschau

WIECKER-BOTE. Eine Zeitschrift ohne Programm. Herausgeber: Oskar Kanehl (Verlag Wieck-Eidena). Der liebe Doktor Kanehl ist ein gefährlicher Idealist, vor dem man warnen muss. Als Lokalbluff für das Akademie-Gomorra Greifswald startet er eine Zeitschrift, die, nach dem ersten Heft zu urteilen, eine Tat darstellt. Ich empfehle der akademischen Jugend, soweit sie Ideale hat, dieses Blatt.

DIE SCHAUBÜHNE enthält in der Doppelnummer 28/29 Schauspielerflucht. Von Friedrich Rosenthal. — Das Berlioz-Theater. Von Max Brod. — Die Wupper. Von Herbert Jhering. — Falstaff am Ende. Von Paul Stefan u. a.

DAS LITERARISCHE ECHO. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W 9. Das 2. Juliheft enthält Oscar Ewald: Guyaus Lebensphilosophie — Artur Kutscher: Heinrich Sohnreys Dorferzählungen. Anselm Ruest: Altes und Neues über Jean Paul. — Karl Hans Strobl: Bunte Beute u. a.

DER TÜRME. (Stuttgart, Greiner & Pfeifer). Aus dem Inhalt des Juliheftes: Die Irrenärzte und ihre Gegner. Von Dr. Gg. Lomer. — Elisabeth Diakonoff. Das Tagebuch einer russischen Studentin. (Schluss). — Vom Banausen. Von Dr. Karl Nötzel. — Diplomatie, Presse und Krieg. Von Otto Corbach. — Vom Nutzen der Bibelfestigkeit. Von Prof. Hartmann. — Geburtenrückgang in Deutschland und Frankreich — Türmers Tagebuch. — Der „literarische“ Film. Von Hermann Kienzl.

DRUCKFEHLERBERICHTIGUNG

Im Gedicht „Die menschenleeren Inseln“ von Max Brod sind zwei Druckfehler zu berichtigen. Statt „eingatmeter Lust“ muß es heißen: „nie geatmeter Lust“, und statt „Dioge“ — „Dingo“.

UNSERE POSTABONNENTEN

müssen stets Sonnabend im Besitze der neuen AKTION sein, andernfalls empfehlen wir Beschwerde beim zuständigen Bestellbezirk.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Moriz Melzer (Paris): Aktstudie (Titelzeichnung) / Hedwig Dohm: Die Suffragettes / Hermann Hendrich: Alexandre Mercereau / Ernst Stadler: Judenviertel in London / G. Fuchs: Vaterland und Geschäft / Rudolf Kurtz: Spaziergang / Ed Schmid: Vincent van Gogh / Nadja Strasser: Die Einsame / Ludwig Bäumer: Totentanz / Walter Serner: Futuristenunfug / F. P.: Glossen

Franz Werfel

WIR SIND

∴ Neue Gedichte ∴

In vorzüglicher Ausstattung

∴ ∴

Druck der Offizin W. Drugulin

Geheftet M 3.—, gebunden M 4.50

Vorzugsausgabe: 15 nummerierte, vom Autor signierte Exemplare auf schwerem Japanbütten in Ganzlederband M 35.—

Ein neues Buch von Franz Werfel, dem jungen, rasch berühmt gewordenen Lyriker. Was in Werfels ersten Versen bereits gestaltet war: die Fülle der Erscheinungen im Geiste des zeitgenössischen Poeten, wird hier gesteigert zu ungeheurer Weltbeseelung. Aber nicht mehr im Irdischen will seine Dichtung beharren, sie versucht dem Göttlichen im Gefühl aller Menschheit näher zu kommen. So wird sein Singen prophetisch wie die Psalmen des alten Testaments; sein Werk hat die Stärke und Verkündigung eines neuen Ethos.

In der Sammlung „Der jüngste Tag“ erschien soeben von

FRANZ WERFEL

Die Versuchung

Geheftet M 0.80

∴ Ein Gespräch ∴

Gebunden M 1.50

Urteile über Franz Werfel:

Wilhelm Herzog im Berl. Tageblatt: „... ein ganz junger, ganz grosser Dichter. Wenn irgendwo, so ist hier die neue Kunst.“
Frankfurter Zeitung: „... ein ganz grosser Dichter, mit allem Ernste sei das gesagt.“

PROSPEKTE KOSTENFREI

HYPERION

ZWEIMONATSSCHRIFT

Herausgegeben von FRANZ BLEI
2 Jahrgänge zu je 36 M, zus. 66 M

EINZELHEFTE

die bei Komplettierung restlicher Jahrgänge übrig blieben, soweit der Vorrat reicht, zu

2 Mark 50

DER ZWIEBELFISCH
FÜNFTER JAHRGANG ∴ HEFT 2
erschien soeben.

Probebände (3 Hefte) M 1.—. Einzelhefte 60 Pf. Jahrgang (6 Hefte) M 3.—

DAS KLEINE

ZWIEBELFISCH-
KULTURKRATZBÜRSTEN-
VADEMECUM

1 9 1 3

Mit boshaften Porträten von E. Preetorius
Broschiert M 1.—, Leinenband M 2.—

Durch jede Buchhandlung, sonst gegen Nachnahme vom

HYPERION VERLAGE
HANS VON WEBER, MÜNCHEN NW 16

PROSPEKTE KOSTENFREI

VERLAG VON PAUL CASSIRER IN BERLIN W 10

ORLANDO UND ANGELICA
EIN PUPPENSPIEL IN ZEHN AKTEN

Frei nach Ueberlieferung der Neapeler Marionetten von
JULIUS MEIER-GRAEFE

Mit Originallithographien, zum Teil in mehreren Farben,
von ERICH KLOSSOWSKI

Das Werk erschien in drei Ausgaben:

I. Künftlerausgabe: 12 Exemplare auf altem, japanischen Büttenpapier, von denen 10 Exemplare (1—10) numeriert sind. Jedes Exemplar enthält zwei Originalaquarelle des Künstlers. Diese Ausgabe war bereits zehn Tage nach dem Erscheinen des Werkes vergriffen M 800.—

II. Luxusausgabe: 22 Exemplare auf Van Geldern, von denen 20 Exemplare (11—30) numeriert sind. Die Lithographien sind auf der Handpresse gedruckt. Handgebundener Ganzlederband. Spezial-Vorsatz M 800.—

III. Gewöhnliche Ausgabe: 600 Exemplare mit lithographiertem Umschlag M 40.—

Ein illustrierter Prospekt wird kostenlos abgegeben

BLÄTTER
AUS EINES LUFTSCHIFFERS TAGEBUCH
von ALBRECHT BLAU

mit Zeichnungen von RUDOLF GROSSMANN
Brosch. M 3.—, gebunden M 4.—

NEUE BÜCHER ÜBER BILDENDE KUNST:

Künstler unserer Zeit I.

Max Beckmann

von Hans Kaiser
Mit zahlreichen Abbildungen
Kartoniert M 6.—

Die Wirklichkeit und
ihr künstlerisches Abbild

von Alfred Guttman

Brosch. M 5.—, kartoniert M 6.—

Johann C. Wilck
Ein Maler des deutschen
Empire

von Alfred Gold
Brosch. M 8.50, gebund. M 8.—

Der Gefühlsausdruck in
der bildenden Kunst

von Anton Mayer

Brosch. M 8.50, gebunden M 8.—

Die Aktion

MIR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.30

INHALT

Robert Musil	Politik in Oesterreich
Peter Scher	Nichts da Gottesgnadentum!
Ferdinand Hardekopf	Sommernachtstraum
Ernst Blass	Die Nacht wird kommen
Carl Einstein	Der Abschied
Arthur Roessler (Wien)	Zum Wiener Museumskandal
Walter S. Landor	Abbé Delille
Gottfried Kölwel	Vor dem Gewitter
Sylvester von Babenhausen	Verse
Paul Mayer	Maupassant auf seiner Yacht
Franz Pfemfert	Herr Edmund Fischer

Hodler, die Schweiz und Deutschland — Alois Essigmann:
Nachträgliche Notizen fürs Archiv — Das Franz Blei-
Heft — Erklärung — Briefkasten — Neuerscheinungen

HEFT 30 PFG.

VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

Carl Einstein, Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders

Roman. Mit Begleitworten von Franz Blei und Portrait von Max Oppenheimer

Preis 3 Mark

EIN URTEIL UEBER BEBUQUIN

Ich stehe nicht an, diesen, André Gide gewidmeten Roman für eines der interessantesten Bücher zu erklären, die die junge Generation in Deutschland hervorgebracht hat.

Hier ist eine seltsame Kondensierung von Lebensdingen erreicht, eine äusserste Energie, ein Radikalismus des Zuendedenkens, der mit Begriffen, wie mit bunten Bällen, aber in logischer Regelmässigkeit jongliert, eine mathematische Phantastik voll von beherrschter Ungezügeltheit und ausschweifender Strenge. Kosmische Ironien, wie sie etwa in den „Moralités Légendaires“ Laforgues aufblitzen, auf ihrem Grunde die ewig unversöhnten Widersprüche unseres Erlebens, Widersprüche des überscharf zergliedernden Intellectes und einer als sinnlos durchschauten und schamhaft niedergehaltenen Erdensehnsucht. Widersprüche der gellenden eindeutigen Regelung der Dinge und ihrer hundertfältigen Deutungsmöglichkeiten. Des lähmenden, festlegenden Gedankens und des Vielgestaltigen, Fliessenden aller Wesenheit. Und ein Verlangen nach synthetischer Bezwungung. Ein Verlangen mit den Dingen der Welt, den sichtbaren und den unsichtbaren, fertig zu werden. Unmöglichkeit der Einordnung in ein bloss rationell bestimmtes Gefüge, „wo der Kanon, das Wertvolle, das Langweilige, Demokratische, das Stabile“ gelten, und Aussichtslosigkeit, im Irrationalen mehr als ein „Dilettant des Wunders“ zu werden, ein Phantast mit unzureichenden Mitteln „Vergessen Sie eines nicht“, sagt der tote Boehm, diese imaginäre Leitgestalt des Buches, der als eine „Reklame für das Unwirkliche“ herumläuft, „die Phantasten sind Leute, die nicht mit einem Dreieck zu Ende kommen“. Unzulänglichkeit auch der romantischen Scheinlösung, in der sich Rationalität und Irrationalität zu vermählen trachten: „Der Romantiker sagt: Seht, ich habe Phantasie und ich habe Vernunft. . . Wenn ich sehr poetisch sein will, sage ich dann, die Geschichte hat mir geträumt. Aber das ist mein sublimstes Mittel, und damit muss man

sparen. Und dann kommen noch Masken und Spiegelbild als romantischer Apparat. Aber, Herrschaften, da ist Aesthetizismus bei. Beim Romantiker macht man einen Schritt vorwärts und zwei zurück. Das ist ein zuckendes Klebpflaster.“ Aber dennoch ist im Romantischen, wenn nicht die Lösung gefunden, so doch das Problem geahnt. „Wir müssen so genau sehen, dass darin alles Wissen steckt“, sagt auch Boehm. Nur eine Verwirklichung dieser Sehnsucht gibt es nicht. Und in dieser resoluten Betonung des Negativen kommt Einstein über die romantische Theorie hinaus. Die ersehnte Einheit fällt immer wieder auseinander. Es gibt nicht eines, sondern nur eine „Tendenz der Vereinheitlichung“. So bleibt für die Einzelnen nur die Entsagung als Resultat eines unerbittlichen Zuendedenkens. Aber aus dieser Negation wächst zugleich die Gewähr: „Vielleicht decken sich die Dinge niemals, damit das Schöpferische nicht erschlafe“. Aus dieser Erkenntnis der Ohnmacht selber steigt ein neues Kraftbewusstsein. Und eine Absage an Ruhe und Sicherheit, die nur Hirn und Blut einschläfern. Darum das Suchen nach dem Wunder, darum am Schluss die ausserordentlich schöne Apotheose des Todes, des „Vaters der Intensität“, des „Herrn der Form“.

Es versteht sich von selbst, dass dieses Buch der „höchst konsolidierten Intellektualität“, wie Franz Blei es in seinem Begleitwort nennt, auf die Mittel einer gewohnten realistischen Technik verzichtet. Hier gibt es keine äussere „Natürlichkeit“, deren Scheinwesen in der Person und den Attributen der Schauspielerin Fredegonde Perlenblick so köstlich persifliert wird. Eher ein ungeheuer zusammengepresstes, vom Intellekt aufgefangenes und zurückgeworfenes Spiegelbild der Wirklichkeit, das trotz seiner scheinbar undurchdringlichen Dichtigkeit Raum lässt, scharf gesehene äussere Lebensvorgänge zu verzeichnen. Alles in allem kann man sagen, das Buch habe den Stil und die Form seiner Idee. Und das ist vielleicht sein bestes Lob.

Ernst Stadler in den „Elsässer Heften“.

Verlag / DIE AKTION / Berlin-Wilmersdorf

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

8. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

26. JULI 1913

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Strasse 17 zu senden :: Telephon Amt Platzburg Nr. 6242 Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Sonnabend

Abonnement: Mk 2.— vierteljährl. (excl. Bestellgeld) bei allen Postanstalt, Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk 2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 :: Kommissionär Gust. Brauns, Leipzig

POLITIK IN ÖSTERREICH

Von Robert Mustl

Man denkt bei diesem Begriff zu einseitig an die Schwierigkeit der Nationalitätenfragen. Denn sie — obgleich eine Schwierigkeit — ist längst eine Bequemlichkeit geworden; über einen ernsten Anlaß hinaus ein uneingestandenes Ausweichen und Verweilen. Wie bei hohlen Liebenden, die immer neue Trennungen und Widerstände überwinden, weil sie schon ahnen, wie wenig sie am ersten Tag der Hindernislosigkeit noch miteinander anzufangen weilen. Wie bei hohlen Liebenden, die immer neue Vorwand ist, keine Gefühle zu haben. Wenn die große Abrechnung beendet sein wird, wird es ein Glück sein, daß die schlechten Manieren, die man inzwischen angenommen hat, auch aus nichtigen Anlässen noch den Verwahrlosungsschein des Idealismus zu schaffen wissen werden. Aber dahinter wird die Leere inneren Lebens schwanken, wie die Oede im Magen des Alkoholikers.

Es gibt wenig Länder, die so leidenschaftlich Politik treiben, und keines, wo Politik bei ähnlicher Leidenschaft so gleichgültig bleibt wie in diesem; Leidenschaft als Vorwand. Nach außen ist alles so sehr parlamentarisch, daß mehr Leute totgeschossen werden als anderswo, und es stehen alle Räder alle Augenblicke wegen der nächstbesten Parteidrehung still; hohe Beamte, Generale, Ratgeber der Krone dürfen beschimpft werden, man kann Vorgesetzten mit einer Drohung vor dem Parlament bange machen, verdient Geld mit Hilfe der Politik, ohrfeigt einander. Aber alles ist halb wie eine Konvention, ein Spiel nach Uebereinkommen. Die Furcht, die man erregt, die Macht, die man

ausübt, die Ehren, die man auf sich sammelt, bleiben — trotzdem sie in allen wirklichen und gemeinhin als wichtig geltenden Beziehungen völlig echt sind — in der Seele unwahr, spukhaft, geglaubt und respektiert, aber nicht gefühlt. Man nimmt sie soweit ernst, daß man ihretwillen verarmt, doch es scheint, daß man das ganze Leben bis zu solchem Grade nach etwas einrichtet, hier nicht das Letzte zu bedeuten. Es könnte ein großer, wenn auch erst negativer Idealismus darin gesehen werden. Das Tun legt diese Oesterreicher nie ganz auf sein Niveau fest. Es ist nicht an ihre Religiosität zu glauben, nicht an ihre Untertanenkindlichkeit oder ihre Sorgen; sie warten dahinter; sie haben die passive Phantasie unausgefüllter Räume und gestatten eifersüchtig einem Menschen alles, nur nicht den seelisch so präjudizierenden Anspruch auf den Ernst seiner Arbeit. Wogegen der Deutsche im Verhältnis zu seinen Idealen jenen unerträglich lieben Frauen gleicht, die plitschtreu wie ein nasses Schwimmkleid an ihren Gatten kleben.

Im gegenwärtigen Zustand freilich überwiegt jedenfalls der Mangel an Sinn und sie vertreiben sich die Wartezeit mit Lärmen. Ihre Kraftgebärden sind noch ein Zeichen der Schwäche, während andernorts der Schein von Kraftlosigkeit schon auf einer Stauung von Kraftmassen beruht. So ist der deutsche Parlamentarismus wie ein ackerfroher Gaul, der gegen einen Peitschenschlag protestiert, indem er ernst und sachlich mit dem Schweif über die Stelle hinwischt, und hier gibt es Leidenschaften im öffentlichen Leben, hinter denen man mit nüchternen Ein-

geweiden gähnt. Man weiß nicht, wovon man sich eigentlich beherrschen läßt; zeitweilig erlebt sich ein Orkan und alle Minister fallen sofort wie geübte Turner, — aber der Orkan ist beruhigt und ihre Nachfolger stehen in genau der gleichen Stellung da. Es sind kleine Aenderungen gemacht worden, die einen professional befriedigen mögen, den Außenstehenden aber unverständlich bleiben müssen; dennoch erklären auch sie sich augenblicklich für besänftigt. Es liegt etwas Unheimliches in diesem hartnäckigen Rhythmus ohne Melodie, ohne Worte, ohne Gefühl. Es muß irgendwo in diesem Staat ein Geheimnis stecken, eine Idee. Aber sie ist nicht festzustellen. Es ist nicht die Idee des Staates, nicht die dynastische Idee, nicht die einer kulturellen Symbiose verschiedener Völker (Oesterreich könnte ein Weltexperiment sein), — wahrscheinlich ist das Ganze wirklich nur Bewegung zufolge Mangels einer treibenden Idee, wie das Torkeln eines Radfahrers, der nicht vorwärttritt.

Politische Mißstände solcher Art haben stets ihre Gründe in kulturellen. Politik in Oesterreich hat noch keinen menschlichen Zweck, sondern nur österreichische. Man wird kein Ich durch sie, obwohl man alles andere mit ihrer Hilfe werden kann, und kein Ich vermag sich in ihr zu manifestieren. Das Werkzeug Sozialdemokratie ist hier noch nicht hart genug und starke andere Gegensätze wie zwischen dem geistigen Drang einiger beunruhigender Menschen, die als herrliches Ungeziefer auf den Abfällen des deutschen Händlerstaats leben, und der mit zwei Beinen in der Bibel, mit zwei Beinen in der Scholle wurzelnden Rechtmäßigkeit der Grundherren sind nicht vorhanden. Die gesellschaftliche Struktur ist bis hoch hinauf ein einheitliches Gemenge von Bürger- und Kavaliersart. Man ist in natürlichem Zustand fein und herzigesund. Ein Friseurhilfe, der Damen des Hochadels beim Ondulieren seine Ideale einbekannte, hätte vor nicht langem hier beinahe eine Laufbahn als deutscher Dichter gemacht, wenn er nicht bei einem rout aus Versehen einen Pelz angezogen hätte, der noch nicht ihm gehörte. Er verkehrte zu jener Zeit bereits in den adeligsten Häusern, las bei Tees seine Dichtungen vor und gewiß hätte die bürgerliche Presse dem beschwingten Haarkalligraphen nicht lange widerstanden. Denn das Feine ist auch ihre Schwäche.

Es gibt nicht den großen ideellen Gegensatz zwischen Bürgertum und Aristokratie. Er hat sich auch anderswo nur erstfach und sehr entstellt ausgedrückt — im Gedankenkreis des Liberalismus — und wird

augenblicklich durch den wirtschaftlichen Gegensatz: Proletariat — Besitz verdeckt, obgleich der nur eine Wegschleife auf dem Marsch zu ihm hin ist. Aber inzwischen hat sich in großen Staaten mit Welt-handels- und Weltbeziehungshintergrund etwas Neues entwickelt, ein Paradoxon: ein ungeistiger aber rissiger Boden nämlich, in dessen Spalten trotz seiner dünnen Ungunst die Kultur nun besser siedelt als je auf leidlich für sie passender Oberfläche. Sie realisiert ihre Zwecke heute nicht mehr durch den Staat wie einstens in Athen oder Rom, sondern bedient sich statt der Vollkommenheit des Ganzen, die doch nicht viele Steigerungen zuließe, seiner Unvollkommenheiten, Lücken und der Kraftlosigkeit jeden einzelnen zu umspannen. Es ist die Auflösung durch die unübersehbare Zahl, was den kulturellen Grundunterschied gegen jede andere Zeit bildet, das Alleinsein und Anonymwerden des einzelnen in einer immer wachsenden Menge, welches eine neue geistige Verfassung mit sich bringt, deren Konsequenzen noch unberechenbar bleiben. Man kann als deutlichstes Beispiel heute schon unser bißchen ernster Kunst betrachten, deren Unfähigkeit, zugleich gut und vielen gefällig zu sein, tatsächlich eine Erstmaligkeit bedeutet und, weit über die Art des ästhetischen Streits hinaus, wahrscheinlich den Beginn einer neuen Funktion.

Die reale Voraussetzung dieser Kultur bildet aber das Bürgertum. Denn seine Eigenschaft ist es, keine Familien zu erzeugen, die nicht rasch wieder zerfallen, keine Tradition, erblichen Ideale und feste Sittlichkeit, solche Dinge, die als Gehschule nützlich sind, aber Laufende hindern. Es hat die Mission, wegen seiner Geschäfte sich nicht selbst um die Kultur zu kümmern, sondern Pauschalsummen dafür auszuwerfen. Es erzeugt keine faszinierenden Menschen, Prototypen, und also auch nicht die immer von ihnen ausgegangene Versuchung, daß ein Idealtyp aus dem engeren und stets gestrigen Bereich des menschlich Wirklichen, statt — mit schrankenloser Phantasie — aus dem der menschlichen Möglichkeiten gebildet werde. Es läßt den Schöpfer außerhalb seiner Leistung einen Unbekannten, der — mehr Gedanke und Gefühl als Mensch — in einem Ideenlaboratorium Seelenformen schafft, ohne wie ein offizieller Fabrikant für deren allgemeine Gebrauchsfähigkeit im gleichen Augenblick schon garantieren zu müssen. Und selbst das Unverständnis, mit dem es seinen Gebildeten begegnet; gerät ihnen zum Vorteil, denn die Urteilslosigkeit von heute ist die Vorurteilslosigkeit von morgen. Dieses Bürgertum gibt es in Oesterreich nicht; man

wird noch immer vom Schicksal nur auf eine persönliche Empfehlung hin zum Oesterreicher geschaffen und es bleibt schwer, dem Unehre zu machen. Darum schätzt man die Katastrophen, weil sie die Verantwortung auf sich selbst nehmen, und braucht das Unglück, weil es heftige Gestikulationen erzeugt, hinter denen jeder Mensch erlischt und konventionell wird. Man lebt sein politisches Leben wie ein serbisches Heldenepos, weil das Heldentum die unpersönlichste Form des Handelns ist. Die kleine Jeanne aus Domremy war eine Kuhmagd in Männerhosen, der Büber hat infolge der Askese Ungeziefer, der Held ist in der Aktion, im Erlebnis seiner Heldenhaftigkeit, eingeeengt wie ein Tier; seine Kleider kleben von Blut, Schweiß, Staub wie Bretter, er kann nicht baden, sie scheuern ihn wund, sie hängen steif um ihn, der wie ein wahnsinniger Kern in seiner Hülse klappert; sein Gesichtsfeld ist eingeeengt bis auf die fovea centralis, seine Blicke stechen sich an den Gegenständen fest. Not und Held gehören zusammen wie Krankheit und Fieber. Jede Gewaltleistung hat darum etwas Pathologisches an sich, ein eingeschränktes Bewußtsein, einen letzten, progressiven, wirbelhaften Anstieg. Der politische Held in Oesterreich aber ist die ausgebildete Technik der Bewußtseinseinschränkung auch ohne Anstieg. Eine üble, in häufiger Krankheit erworbene Unart, die man mit Recht nicht ganz ernst nimmt, aber so lange nicht ablegen wird, als den ganzen Bewußtseinsumfang beanspruchende Inhalte fehlen.

Glossen

NICHTS DA GOTTESGNADENTUM...!

Troelstra, Führer, Sozialist,
Hat zur Königin gemüßt.

Majestät, beglückt, entzückt,
Hat mit Troelstra frühgestückt.

Volksmann, bied'rer Sinn, doch Schmiß,
Kaut mit männlichem Gebiß.

Kräft'ges Mundwerk, wackrer Ton —
Wilhelmintje merkt es schon.

Sausend rollt das Rad der Zeit —
Königinnen sind gescheit.

Auch der maskuline Rex
Ist zum Frühstück unterwegs:

Nichts da Gottesgnadentum —
Kräft'ges Frühstück, Braten, Rum!

Komm' Sie, Volksmann, Kleinigkeit —
Könige sind auch gescheit!

Peter Scher.

HERR EDMUND FISCHER,

sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter, leistet sich in der neuen Nummer der „Sozialistischen Monatshefte“ folgende Beichte:

„Alle revolutionären Phrasen ändern nichts mehr daran, daß die Sozialdemokratie heute eine Reformpartei ist.“

Na also: Ganz das selbe sagte die AKTION:

Wir können das gesamte Wirken der deutschen Sozialdemokratie durchforschen, wir werden auf keine revolutionäre Tat stoßen. Wir hören Worte, starke Worte, doch wir suchen hinter diesen Worten vergeblich den revolutionären Geist. Eine Geste reißt uns empor; doch bald erkennen wir: sie gilt nicht der sozialistischen Idee: sie wird wahlagitatorisch ausgemünzt. Ueberall sind Ansätze zu zeitlosem Wirken vorhanden. Immer wird das ernste Wollen von der „politischen Klugheit“ zurückgedämmt. Und die Worte verlieren ihren ursprünglichen Begriffswert und werden zur hohlen Phrase. Die Partei, in der man die Bringerin der neuen Zeit begrüßte, sie hat sich zu einer Partei des honetten Radikalismus entwickelt, die brav und gutbürgerlich Reformarbeit leistet; doch sie ist nicht mehr revolutionär. Sie wird im Schweiß ihrer Abgeordneten neue Polizeireglements zu schaffen suchen, doch die bürgerliche Gesellschaftsordnung braucht ihren „Todfeind“ nicht mehr zu fürchten.

Die Sozialdemokratie ist nicht revolutionär. Mehr noch: sie entwickelt sich immer weiter zu einem Hindernis für eine revolutionäre Kulturbewegung. Sie hat eine Riesenorganisation von exakt funktionierenden Wahlgängern geschaffen, wo sie Persönlichkeiten erziehen sollte. Sie hat geknechtete Proletarier zu Normalbürgern gemacht, wo sie Rebellen züchten sollte. Sie hat die Pflicht, dem Sozialismus zu dienen, versäumt.

Herr Fischer sagt nichts anderes. Aber er sollte darauf nicht stolz sein.

Franz Pfemfert.

NACHTRÄGLICHE NOTIZEN FUERS ARCHIV

Die Wehrevorlage drohte sich quer vor die Ferientür zu legen. Da stemmten alle die Schultern an, um sie durchzudrücken. In der Hitze der Arbeit suchte eine Partei die Bedeckung auf die andere abzuwälzen. Die Junker waren darin die geschicktesten. Sie, die sich Schutzmauer der Hohenzollern nennen, und eigentlich nur den hohen Schutzzöllen die Mauer machen, werden nach wie vor in Schön-

heit erben. Der Arbeiter soll zwar diesmal von direkten Abgaben verschont werden — es ist eben schwer, einem Frosch ein Haar zu nehmen — aber da sein Brotherr unters Scheermesser kommt, wird ihm dieser schon die Haut abziehen, um seine Glatze zu bedecken.

Für das in Breslau unterdrückte Festspiel hat der Reichstag die Freunde von Puppenspielen reichlich entschädigt. Die Regierung spielte den guten Christen, der die Linke nicht wissen lassen wollte, was er für die Rechte tut. Der Fortschritt klagte, daß die Armee im Frieden nur zu Paradespäßen verwendet würde, und der Kriegsminister bestätigte das prompt dadurch, daß er vom Krieg als vom „Ernstfall“ sprach. Die Juden liefen Sturm auf die Homogenität des Offizierskorps. Sie wollten nicht einsehen, warum sie einem Stand nicht Prozente geben sollen, von dem sie solange welche genommen hatten. Da flammte das nationale Feuer auf: eine Lobrede auf den Adel und die Deutschen, die die Tapferkeit gepachtet haben. Verzweifelt stürzte ein jüngst geadelter Jude aus dem Saal und schrie: „Halt's mich, oder i werd arisch!“

Heeringen war in die Sauce gekommen. Er hatte Dirnen, Zuhälter und Sozialdemokraten in einen Topf geworfen. Er hat vergessen, daß eben nicht jeder das Glück hat, als Wähler I. Klasse an Jer Urne die Bekanntschaft eines Bordellwirtes zu machen.

So verging die Zeit, die England benutzte, um drei Brocken mehr in den Ozean zu stippen. Während zur Abwechslung einmal Europa den Stier auf dem Buckel hat, spielt Mars die Danaë, und der Reichsphilosoph arbeitet an einem neuen Werk: die Kritik der reinen Unvernunft.

Alois Essigmann

HODLER, DIE SCHWEIZ UND DEUTSCHLAND heißt eine kleine Broschüre (Janus-Verlag, München), deren Verfasser Hans Friedrich beabsichtigt, Ferdinand Hodler einzusargen. Um das erfolgreich durchzuführen, benötigt man herkömmlich einen Sarg und Nägel. Herr Hans Friedrich beschränkte sich darauf, einen Sterbepsalm anzustimmen und vierzehnmals zu versichern, Ferdinand Hodler wäre gestorben. Das genügt nicht; besonders aber angesichts der belustigenden Impotenz des Verfassers, über Malerei im allgemeinen und die Hodlers im besondern auch nur ein Wort zu äußern, das mehr wäre als eine Phrase wildesten Hautgouts. Hodler wird vielleicht außerordentlich überschätzt. Wer jedoch zu den Enthusiasten gehört, kann sicher sein,

von Herrn Friedrich nicht eines Bessern belehrt zu werden. Die künstlerische Jugend der Schweiz, die vor der Hodlerschen Despotie gerettet werden soll, sollte vor Herrn Friedrich bewahrt werden, der sie mißkreditiert.

Walter Serner

ZUM WIENER MUSEUMSSKANDAL

Von Arthur Roebler (Wien).

Die Ausführung des Planes der materiellen Stadterweiterung ist seinerzeit in Wien gelungen; die in den folgenden Jahren bis heute von bedeutenden Männern angestrebte Erweiterung der geistigen und künstlerischen Grenzen der Reichshauptstadt mißlingt immer wieder, scheidet an der Dumpfköpfigkeit jener Machthaber, die mit Willen ihren Horizont dauernd durch die Wienerwaldberge begrenzt haben möchten. Wer als wahrhaft guter Oesterreicher, Wiener, vor allem ein guter Europäer sein will, ist den Wiener Altgläubern, ist der Majorität unserer sogenannten Stadtväter von vorneherein verdächtig. Weil sie es sich nicht zutrauen, erfolgreich an Europa teilnehmen zu können, trauen sie das auch keinem andern Wiener zu, ja einem Wiener am wenigsten. Sie lassen sich lieber vom Ausland auch fernherin noch als schildbürgerhaftes Volkskuriosum nachsichtig belächeln, statt danach zu streben, neben andern Europäern, diesen gleichwertig geachtet zu werden. Gelingt es einmal ausnahmsweise, der herrschenden Majorität einen bedeutenden Gedanken, eine wichtige oder schöne Werkidee unbestreitbar klar begreiflich zu machen, dann antworten sie ablehnend, um Worte Bahrs zu gebrauchen: „Wissen S' geehrter Herr, das wär' alles recht schön, aber bei uns geht das halt nicht, wir sind noch nicht so weit“. Will man das nicht glauben, bestreitet man das, vielleicht gar unter Hinweis auf Beispiele, die das Ausland bietet, dann wird der Normalspießer rabiat und schreit protzig: „Ah, was Ausland! Mir san mir!“ Weil „mir mir san“, haben wir wohl viele gute Architekten, aber noch viel mehr schlechte Architekten; denn unsere guten Architekten werden nicht beschäftigt, während alle künstlerisch minderwertigen Baustil-Kompilatoren schon nicht mehr genug Vorlagenwerke auftreiben können, um daraus zu entlehnen. Im Unflat der Wiener Stifkopisten ist schon manches künstlerisch wertvolle Architekturwerk versunken, wäre mancher Wiener Architekt erstickt, wenn er sich nicht noch rechtzeitig ins Ausland gerettet hätte. Die übergroße Liebe zu Wien, seiner Vaterstadt, verlieh Otto Wagner die Kraft hier auszuharren und ihr dienen, ihr nützen zu wollen; aber seiner Liebe Müß ist umsonst, ihre

Wirkung bleibt platonisch, seine besten Pläne bleiben auf dem Papier. So auch sein neuestes Projekt für das städtische Museum. In einer mehrstündigen bewegten Sitzung des Wiener Gemeinderates wurde es von der Majorität verworfen. Warum? Wahrscheinlich, weil es das beste der vorliegenden Projekte ist.

Das siegreiche Projekt der beiden jungen Architekten Tranquillini und Hoffmann (dieser Hoffmann ist nicht mit dem Professor an der Kunstgewerbeschule und künstlerischen Leiter der „Wiener Werkstätte“ Reg.-Rat Josef Hoffmann zu verwechseln!) ist eine gewiß anerkennenswerte baumeisterliche Leistung, und wir haben Ursache uns über sie zu freuen, aber der Wertunterschied zwischen dem Wagnerischen Projekte und dem „siegreichen“ ist so groß, daß es beispielsweise von einer unvoreingenommenen, sagen wir internationalen Jury von Architekten gewiß nicht der Arbeit Wagners vorgezogen worden wäre. Wahrhaft monumentalen Stil, jenen Stil, der sich allein für ein so umfangreiches und wichtigen Zwecken dienendes Gebäude ziemt, wie es der Bau eines großstädtischen Museums ist, weist nur Wagners Projekt auf. Die architektonische Gestaltung des Tranquillini-Hoffmannschen Museumsgebäudes ist zu launenhaft-spielerisch, zu persönlich. Nun ist aber der wahre Stil in der Architektur niemals die Blüte einer Einzelphantasie, oder, wie im vorliegenden Falle, zweier zusammengekoppelter Phantasien, die sich an der Schullehre bildete; denn die Architektur geht stets vom Objekt aus, nicht vom Subjekt. Sie ist angewandte Kunst, und das mehr als jede andere, und wird von strengeren Gesetzen bestimmt als jede andere. Daher sind auch ihre Form-Konventionen mechanischer entstanden als in anderen Künsten: aus einer Mischung des materiell Sozialen mit dem geistig Sozialen. Das Material und der Zweck haben in der Architektur zwingende Gewalt; sie bestimmen den Grundriß und Aufriß, und damit, also durch die Technik, die Stilidee. Entdeckungen, Errungenschaften auf anderen Gebieten, müssen vorangehen, ehe der Architekt zu einem neuen Stil kommt, ehe er mit neuen Mitteln neue Kunstwirkungen erzielt. Immer wird er aber dabei von der formalen Reinkultur abhängig bleiben, die das Ergebnis der Arbeit vieler Generationen ist, d. h. er wird das urewige Thema der Architektur in veränderter Form zur Darstellung bringen, das Thema selbst jedoch behalten müssen. Das heißt neben anderem auch, daß der Baukünstler subjektive Willkür ausschalten wird, weil er sich des streng Gesetzmäßigen in seiner Kunst bewußt ist, weil er weiß,

daß alles gewollt Subjektivistische zur Kleinlichkeit, zur Verschleierung des Wesentlichen führt. Die Bedingtheit, die ebenso für den Architekten Voraussetzung ist, wie das Universalgefühl Voraussetzung für das frei schaffende Genie, ermöglicht es ihm mit gleicherweise Bedingten sich zu gemeinsamer Arbeit zu verbinden. Des Architekten Begreifen ist mathematisch, nicht seelisch. Er baut nicht, wie er empfindet, er empfindet wie er baut. Er ist von seiner Zeit abhängig. Jeder große Baumeister war das, diente als Individuum einer gewissen Konvention; Erwin von Steinbach tat dies so gut wie Bramante. Bei Nennung des einen denkt man an den Geist der Gotik, bei Nennung des anderen an den Geist der Renaissance und an die Stile der beiden Kunstepochen. — Bei Nennung des Namens Otto Wagner wird man später einmal an das Maschinen- oder Eisenbeton-Zeitalter denken.

Wie kaum ein zweiter, ist Otto Wagner der Architekt unserer Zeit. Er ist auch das, was der Architekt sein soll: ein Logiker, ein Mathematiker, ein Konstrukteur. Er ist frei von Sentimentalität und sucht nicht wie der bildende Künstler Distanz zum Leben, sondern innigste Fühlung mit ihm. Er trachtet dem Bedürfnisgedanken zu dienen, durch planvolles Zusammenfassen vieler Einzelkräfte zu wirken. Der Künstler wirkt meistens gegen seine Zeit, der Architekt durch seine Zeit für sie und spätere Zeiten. Der eine ist Einsiedler, der andere Weltmann, und auf das vielfältigste mit den geistigen und seelischen und praktischen Bewegungen der Zeit, in der er lebt, verbunden, und gibt ihnen, nach seiner Befähigung und der ihm gebotenen Betätigungsgelegenheit mehr oder minder vollendeten Ausdruck in sicht- und greifbarer Form. Ja, Betätigungsgelegenheit! Das ist's, woran der bedeutendste lebende Architekt Oesterreichs empfindlichsten Mangel leidet.

Man hat gesagt, den schöpferisch gestaltenden Naturkräften, deren Bildungen wir ästhetisch wertend genießen können, sei die Baukunst am nächsten; ja mehr noch: sie stelle sich äußerlich als eine Fortsetzung der Naturschöpfung im Menschengeste dar, insofern das in den statischen Verhältnissen der Materie der Natur (die in ihrer Bautätigkeit mit unorganischen Stoffen nicht über gewaltige, aber rohe Formationen hinauskommt) künstlerisch gewissermaßen unfertig Gebliebene, in der Baukunst zu formaler Ordnung, klarem Ausdruck und höherer geistiger Bedeutung gebracht erscheint. In Otto Wagner erscheinen nun die schöpferisch gestaltenden Naturkräfte in ungemein hochwertiger Weise

menschlich verkörpert. Er baut, wie die Natur bauen würde, oder richtiger: er würde so bauen, wenn man es ihm ermöglichte. Sein Geist würde gleichsam nur das von der Natur selbst begonnene Werk vollenden. Ungehindert würde sein Walten phänomenal wirken.

Für Phänomen hat man jedoch in Wien niemals Verständnis oder Empfinden gehabt, denn ihrem Begreifen steht hindernd das gigantische Phänomen altsäbiger Trägheit und sonstiger Geistes- und Seelenlaster im Wege. Da, wie Vischer sagte, die architektonische Aufgabe tiefes und strenges Denken fordert, das seine besondere Schwierigkeit hat, die wieder ein besonderes Talent fordert, wäre es ein müßiges Beginnen, wenn an dieser Stelle versucht würde, die architektonische Bedeutung des Wagnerischen Museumsprojektes gedanklich darzutun. Die vom Zwecke, dem der Bau dienen soll, geforderten praktischen Einrichtungen mit Nachdruck preisen, hieße etwas bei Wagner selbstverständliches loben. Wer die äußere Schönheit und innere Brauchbarkeit nicht durch jenes messende Sehen, das auf dem Gebiete der Architektur das tätige eigenartige Organ ist, zu erfassen vermag, wird dies nimmermehr auf andere Weise und durch andere Mittel vermögen.

Dies und der Wunsch Otto Wagners, das Projekt allein für sich wirken und werben zu lassen, mag erklären, weshalb nicht früher schon in diesem Blatte der Versuch gemacht wurde, seinem Museumsprojekt das Wort zu reden. Es wäre ja wohl auch früher schon nutzlos gewesen, wie es jetzt nutzlos bleiben wird. Eine Erkenntnis, die nicht davon abhalten darf, die Wahrheit zu äußern.

Die Erneuerung der Kunst unserer Zeit ging in Wien von der Architektur aus, und zwar just auf Otto Wagners Anregung und Beispielmäßigkeit hin, und erstreckte sich über die Malerei und Plastik auch auf das Kunstgewerbe, worin es zum — international anerkannten — größten Erfolg der Moderne kam. Das ist Tatsache, eine Tatsache, die auf das interessanteste dadurch belegt wird, daß die Stadt Köln am Rhein, um den modernen Wiener Architekten und Kunstgewerblern die Beteiligung an der 1914 dort selbst stattfindenden Ausstellung des Deutschen Werkbundes zu ermöglichen — oder wenn schon nicht das, so doch zu erleichtern —, sich veranlaßt fand, unverlangt, aus freiem Antrieb, eine Subvention von 50 000 Mark anzubieten. Welche Summen, und was sonst noch, würde Köln aufwenden, wenn es einen Künstler von der Bedeutung Otto Wagners den seinen nennen könnte, da es schon für das gastweise

Auftreten einiger seiner unmittelbaren und mittelbaren Schüler 50 000 Mark ausgeben will? —

Der Kunstreferent des Stadtrates hat auf den Vorhalt, ob es ratsam sei, den beiden Projektanten Tranquillini und Hoffmann in Anbetracht ihrer Jugend und des Umstandes, daß sie erst kürzlich die Schule verließen, die Ausführung eines Millionenbaues anzuvertrauen, mit dem Hinweis auf die Erbauer der Lerchenfelder- und der Motiv-Kirche, deren einer 27, der andere gar nur 25 Jahre zählte, als er den Bauauftrag bekam, geantwortet. In einem gewissen Sinne hat der städtische Referent allerdings Recht: ein Esel, auch wenn er alt wird, bleibt doch nur ein Esel; aber in der Architektur ist es dennoch nicht gleichgültig, ob ein begabter junger, oder ein genialer gereifter Architekt damit betraut wird öffentlichen Zwecken gewidmeten Monumentalbau auszuführen. Die Gründe hierfür sind in der weiter vorne gegebenen Charakterisierung der Wesensart des Architekten zu finden. Den baulichen Ausdruck des Kulturverlangens seiner Zeit, wird wohl doch der durch das Leben, das Erleben und durch intensive Arbeit geläuterte und in seinen Fähigkeiten gesteigerte Architekt am besten Form verleihen. Ich meine das so: in dem Bauwerk, das er zu leisten hat, muß sich die Synthese des lebendigen sozialen Willens vollziehen. Dies scheint mir nun im Wagnerischen Projekt geschehen zu sein. Ich — und viele der besten Sachkenner mit mir — geben ihm daher den Vorzug. Seine baumeisterliche Bedeutung ist eine absolute, die des mit dreißig Stimmen Majorität zur Ausführung gewählten Projektes ist eine relative.

Abbé Delille

Von Walter Savage Landor

Abbé Delille war der glücklichste der Sterblichen, sobald er in einem der überfüllten und eleganten Pariser Salons über die Reize der Einfachheit und des Landlebens Tränen vergießen konnte. Als wir uns dort zum ersten Male begegneten, umarmten wir uns tief ergriffen, wie wenn einer von uns verdammt wäre, die Erde zu verlassen, der andere auf ihr fortzuleben.

DELILLE: Sie sind es, der gesagt hat, die epische Poesie habe alle Vorzüge eines Taschentuches, das nach Rosen duftet?

ICH: Dieser Ausspruch, wenn ich ihn tat, gehört zu den Dingen, die weder falsch noch richtig genug sind, um zu missfallen. Aber Abbé Delille besitzt seine besondern Vorzüge.

Milton gut zu übertragen, ist verdienstlicher als im Eigentümlichen unbedeutend sein, wie es auch eine grössere Leistung ist, einen Obelisk aus Aegypten fortzuschaffen und ihn inmitten eines Platzes aufzustellen, als einen neuen Kramladen zu errichten.

DELILLE: Milton ist in Wahrheit ausserordentlich schwierig zu übertragen, denn er, edel und erhaben, ist zuweilen schwer, oft rauh und uneben.

ICH: Lieber Abbé! Porphyrit ist schwer, Gold ist noch schwerer; der Ossa und Olymp sind rauh und uneben. Die tartarischen Steppen sind zwar hoch, doch gleichförmig in ihrer Höhe. Da gibt es keinen Felsen, keine Birke, keinen Goldregen, nicht einmal einen Haselstrauch, gross genug, um einem neugeworfenen Lamm Schutz zu bieten. Machen Sie die Alpen einander gleich; wo bleibt ihre Erhabenheit? Heben Sie das Tempetal zu den Hügeln empor — wo sind die schattigen Bäche und Buchten, darin die Einbildung wacht, wenn die Seele ruht, wo jene Grotten, in denen Götter die Schwächen der Sterblichen teilten und Sterbliche die Genüsse der Götter?

Sie, Abbé, behandeln unsern Dichter höflich und zuvorkommend; in Ihrem zierlichen gemessnen Gewand könnte man ihn für einen Franzosen halten. Denken Sie nicht, dass ich schmeichle. Sie haben Eva aus dem Paradies nach Paris versetzt, und sie sieht allerdings schmucker und feiner aus, als vor diesem Ausflug. Mit welcher Nettigkeit erhebt sie sich nach dem schrecklichen Traum! Sie zeigen sie — wiederhole Ihre Worte — wie sie aus dem Schlaf aufspringt, als hätten Sie sie schlafend aufgegriffen und kitzelten das junge Din auf dem Sofa herum.

Homer und Vergil wurden von Shakespeares und Miltons Grossheit übertroffen, wie der Kaukasus und der Atlas der alten Welt von den Anden und Cordillern der neuen; aber Sie möchten alles nur schön haben.

DELILLE: Ich verdanke Voltaire meine früheste Bewunderung Miltons und Shakespeares

ICH: Er hielt sich an sie wie der Specht an einen alten Waldbaum, einzig um herauszuspicken, was verfault ist: er hat die Löcher tiefer gemacht, tiefer, als er sie vorfand, und mit all seinem Geschrei und Gepiep bloss spärliche Ausbeute in sein entbehrendes Nest getragen.

DELILLE: Sie werden zugeben, dass sein Tragödien schöne Verse enthalten.

ICH: Wenn dieses das erste Urteil ist, so seien Sie versichert, mein lieber Abbé, das Gedicht, ob heroisch oder dramatisch, ist schlecht. Von einem vortrefflichen derartigen Werk würde man sagen: Wie bewunderungswürdig sind die Gestalten durchgeführt! Welche Feinheit der Abstufung! Nichts darf weggenommen oder abgeändert werden, ohne dass der Teil oder das Ganze geschädigt wird. Dann erst mag man sich mit dem Versbau abgeben. In der Literatur ist der Abstand zwischen dem Guten und dem Vortrefflichen grösser als zwischen dem Schlechten und Guten. In der Literatur gibt es keine goldene Mittelstrasse; hier ist das Mittlere eine andere Metallsorte, die Voltaire allerdings geschickt genug mit Einlegearbeit versah und glänzend glättete. In seinen nicht ganz jämmerlichen Tragödien stammt alles Leidliche von Shakespeare. Aber gütiger Himmel, wie entstellt! Masst er sich an, einen Dichter zu loben, so wählt er irgend einen mangelhaften Abschnitt und verschlimmert ihn noch beim Uebertragen. Ich müsste ein paar Verse Metastasio zum Beweis meiner Behauptung vorbringen. Metastasio war leider der bessere Richter und der bessere Gestalter, allerdings zweitklassig in jeder Hinsicht; seine Tyrannenphilosophieren weniger, seine Kammerzofen sind weniger königstreu. Voltaire war, immerhin, ein Mann von Fähigkeiten und der Verfasser einiger leidlicher Epigramme, ausser denen, die sich in seinen Tragödien und Epen vorfinden; man muss jedoch bekennen, dass diese gleich den Pariser Lakaien am schneidigsten sind, wo sie nichts zu suchen haben.

DELILLE: Das, was Sie Epigramme nennen, belebt eine ernste Dichtung, macht sie leidenschaftlich geistreich und ist zur angenehmen Unterbrechung eines Dichtwerks durchaus nötig. Ich kann nicht einsehen, warum, was am einzelnen Stern gefällt, nicht auch in einer Sterngruppe gefallen sollte.

SOMMERNACHTSTRAUM

Für die P. L. M.-si.

Ein Bündel Mond erreichte mein Gesicht
Um 3 Uhr nachts —: ein Quantum Butterlicht.
Da schuf ich, blaß-korrekt, dies Spukgedicht
Um 3 Uhr 2 (ich wollt' es wirklich nicht).

Die Kammer dehnte sich verbrecher-hell.
Der Mond, ein Dotterball, schien kriminell.

Da stieg die Dame Angst (-Berlin) reell
Auf ihr imaginäres Caroussel.

Ein Schneiderkleid umpreßte mit Radau
Die Dame Angst: die Spleen- und Gnadenfrau.
Doch das Citronen-Ei (um 3 Uhr 5 genau)
Versank in Bar-Fauteuils aus Dämmerblau. —

... Ihr Leser in der Anstalt „C. d. W.“,
Erkennt: Skandier-Skandal fürs Cabaret.
Ich rette mich. O Morphium-Abbé;
O Snobs; o Tänzerin; o Clercs —: ade!
(Am zwanzigsten; zu Fürstenberg am See.)
Ferdinand Hardekopf

DIE NACHT WIRD KOMMEN....

Die Nacht wird kommen mit den dunklen Decken,
Mit Licht und Lachen und mit Außenwelt,
Mit Furcht — und vielen trüb und grellen Flecken,
Eh noch mein Geist die Abschiedsstunde hält.

Das war ein Hase, hupfend durch die Aehren.
Und ich erschrak, es ist mir schon zu spät.
Von Träumen, wie sie mir im Kopfe gären,
Erlöst nicht ein Gedicht mehr noch Gebet.

Die Hunde haben recht, daß sie so bellen,
Wenn ich vorbeischleich' tiefeinsamem Haus.
Die Bäume, die sich in den Weg mir stellen,
Sehn auch zu Feinden angeschwollen aus.

Die Angst wird nur zu willig von mir weichen,
Grundlos geh ich gesund dann in dem Tage.
Wie heilt mich schon des Windes schnelles Streichen,
Das mich betrügt um, was ich nie recht sage.

Ernst Blab

VOR DEM GEWITTER

Auf den grünen Hängen, die den großen
See umlaufen, beugen, tief erschreckt, sich alle
Bäume wie zum jähen Sprung und stoßen
Schreie vor dem schweren Wolkenballe
aus, der drohend aus dem Horizonte
fliegt, daß alle Wasser schwarz sich färben
wie die Menschen weiß vor Angst, gewohnte
Ruhe rings verlieren, Verderben
ahnen und mit schäumendweißen Wellen
wie mit Mövenflügeln in die regenreifen
Lüfte schlagen, als wollten sie im schnellen
Drang verstört die Flucht ergreifen.

Gottfried Kötzel

VERSE

Von Sylvester von Babenhausen

Sylvester von Babenhausen ist am 2. März 1915 dreizehn Jahre alt geworden; vermöglicher Eltern Kind will er dennoch Liftpage im Hotel Esplanade werden. Um sich für diesen Beruf vorzubereiten, dichtet er. Hier einige Proben. Man kann das heutige dichterische Wesen nicht genug propagieren; kein Heil, bevor nicht jeder deutsche Jüngling sein eigener Dichter ist.

IN FREMDER STADT

In fremder Stadt. Allein. Es dröhnt in mir,
Wo soviel Fremdes ist auf einem Haufen,
Wo der Bourgeois mir fremd, der Offizier,
Der Lude nie mir übern Weg gelaufen.

Wo Straßenbahnen anders als zu Hause,
Der Schutzmann selbst ein neuer Menschentyp,
Wo Straßenlärm, wo des Verkehrs Gebrause,
Ablehnend fremd mich von der Gasse trieb.

Im Café spielt man zwar dieselben Lieder,
Doch andere Fermaten macht der Geiger.
Ich kaure mich in einer Ecke nieder
Und such voll Heimweh den Lokalanzeiger.

KINDERBALL IM WESTEN

Ein dicker Mann sitzt am Klavier und spielt
Die lust'ge Witwe und den Grizzlybär
Wie ein Pianola, und er spült
Nach jedem Tanz 'nen Schoppen hinterher.

Die kleinen Mädchen, die kaum 15 sind,
Und doch schon voll entwickelt in den Brüsten,
Sie fühlen sich schon lange nicht mehr Kind
Und raten Dinge, die sie gerne wüßten.

Frühreife Knaben tragen schon den Smoking
Und schießen auf entblößte Mädchenwaden.
Der Schiebetanz gilt manchmal hier für shoking
Und in den Ecken spricht man von Poussaden.

Die Diener laufen mit belegten Bröckchen
Zu Paaren, die schon müde sind vom Tanzen,
Und Mütter im Salon freun sich an Zötchen
Und tuscheln kleine, gift'ge Medisancen.

DIE TAENZERIN

Die schlanken Beine sind in blauem Stampfen;
Und ihre Augen sind im Tanze lüstern,
Dieweil die Lippen voller Wollust flüstern,
Beginnt der Schweiß am Körper ihr zu dampfen.

Ihr Schädel ist quadratisch und sehr eckig,
Sie wird damit durch Festungswände rennen,
Ihr Atem ist, als gackerten die Hennen,
Und ihre Füße sind vom Boden dreckig.

Die Zöpfe stehen am Kopfe wie Staketen,
Und Pfeile weisen ihres Tanzes Richtung,
Sie ist im Tanzen eine gelbe Dichtung.
Ich kauf sie mir. Ich hab dazu Moneten.

MAUPASSANT AUF SEINER YACHT

„Ist alles fertig, gleich in See zu stechen?“

„Monsieur, die Dame mit den roten Haaren
War wieder da, sie hoffte Euch zu sprechen,
Sehr dringlich schien's, bevor Ihr abgefahren.“

„Ich hab' genug! Wie kann sie sich erfreuen?
Sie konnte diesen letzten Weg sich sparen.
Salzluff und Meer! Und Küsten, wo Barbaren,
Die braun und stark sind, nicht an Frau'n zerbrechen.

Löst jetzt die Anker. Wie die Tiefen rauschen
Hoch wie der Mastbaum ist mein Mut gereckt.“

Das Land vergeitet schon, Windböen bauschen
Das Segel, hinter dem Renée versteckt

Er schäumt in Wut. Doch sie umschlingt sein Knie
„Wirf mich in Meer, Geliebter, Bel-ami.“

Paul Mayer.

Der Abschied

Von Carl Einstein.

Lieber. Ich eröffne mich Ihnen, um zwischen mir und der Welt etwas festzulegen, ein Bild zu zeichnen, das meine Gedanken und die künftigen Tage nicht verändern können und von mir unabhängig zu sein, damit, wenn ich zu sehr im Gestrüpp mich verirre, ein Bildnis meiner stets finden kann; weiß ich doch nicht, ob, was in mich sich senkt, fördert, oder, wenn es durchlebt wurde, vergessen werden muß wie manches andere, das mir begegnete. Ich reise unserm Fluß entgegen, den die schwebende Röte des Morgens blenden wird, überschreite den schwierigen Kamm, ziehe ungeleitet von fließendem Gewässer durch die schattigen Hügel, um ausatmend in die sich dehnende Ebene hinunterzuschauen und den eiligen Abstieg zu gewinnen. Ich fühle mich durch meine Gedanken, die in den jüngsten Monaten immer schneidender mich durchdrangen, erstarrt und was sonderlich ist — zugleich recht beunruhigt, so daß es mir gut scheint, im Wechsel der Wanderung eine peinliche stehende Oede anzufüllen oder wegzutragen. Ein schmerzlicher Zwiespalt öffnete sich mir in folgendem Erlebnis.

Die schwebende Tragik des Abends überzieht die Blätter, in denen ich mich von mir ablöse, um einer gleichen Gesinnung mich hinzugeben und die Schreie

einer flatternden Kindheit zu ersticken. Der Fluß mischt den gewölbten Abendhimmel in schleichende Dunkelheit, ebnet hohes Laub und tiefes Flußbett in gemeinsame Schatten, die die Erde streifen. Seine Stimme klingt grundlos, von niemanden verströmt. Dies die Tragik eines jeden Abends. Jedoch besitzen wir Menschen eine solche Kraft der Wiederholung nicht, vielmehr scheint mir unser Treiben jedes Gesetz und die Stetigkeit zu überquellen, und trotz der Eintönigkeit, äfft ein unberechenbarer (vielleicht neuer) Rest verborgen den Willen, den wir an uns selbst leicht spüren, da wir uns genaue Nachbarn sind. Dieser Abend stirbt mir wieder furchtbar ab, und ich muß inmitten, wo alles den Tod umkreist, ein Festes finden, um zu bestehen, zu überschauen und mich und diesen Himmel endlich und beständig in Gewalt zu bringen; denn bisher entgleiten mir Menschen und Dinge, wie Blasen verrinnen sie mir in den Händen und ich vermag keinen Bezug dauernd zu erhalten, bin unfähig, etwas zu tun, da ich in jedem Beginn das Ende sehe und den Wechsel, der jedem Morgen ein zweites Gesicht aufsetzt und so einen toten Anfang haften. Ich finde keinen Halt und stürze in tausend Dinge und einen Tod. Fast scheint es, als seien die Bäume, Kristalle und Kinder falsch und betrögen uns, als sei da keine Marke zu finden und diese Dinge wiesen stets auf anderes hin und flössen in einen anderen Zustand, und trotzdem glichen sie sich in einem bestimmten Sinn und legten gespannt zwischen dem Gleichen und dem Verschiedenen, beständen aber nur, wenn man ihnen gibt, was ihnen nicht ziemt.

Ich erzähle wieder von den Bäumen und Gewächsen meines Gartens. All diese blühen nur auf den Tod und darauf zielt ihr ganzes Wachsen. Wenn er sie abgeblättert hat, der Stempel unter seiner gewissen leichten dauernden Last dorrt, gedeihen sie wieder. Die Tugend des Baums ist es vielleicht, in jedem Augenblick vollkommen zu sein, aber gerade hierin dünkt er mir allzu unmaßend. Diesem Wechsel lernte ich mit einem inneren Bild entgegen und ich sehe immer darauf hin, als schütze es mich, den Tod auch im Kleinsten anzutreffen. Solche inneren Bilder sind nicht abstrakte Begriffe, vielmehr wenn ich im Stillen den Baum recht empfinde, schau ich diese. Ich verfare so wohl etwas grob, doch vermochte ich nicht mehr anders die mannigfaltigen Ereignisse zu überschauen, ich mußte, um nichts ins Kleinste zu geraten, das immer weiter führe, mir eine Grenze errichten. O Wechsel des Lichts, welches Auge sieht dich in deinen Uebergängen, wer sieht alle Augenblicke des Wachsens. Um diese zu

verstehen, meinte ich, fügen wir zwischen Zustände, die wir sehen, Zwischenglieder ein, und wir haben den Wechsel oft nur im Vergleich zweier oder dreier Zustände, den Zusammenhang fügen wir also hinzu. Ich kehrte nach solchen Gedanken eines Morgens zu meinem Garten zurück. Das Licht flammte in den Kekchen und die Dächer der Bäume wankten geblendet, aber ich war traurig. Garten und Tag waren mir im Innern falsch, oder sie gingen mich nichts an. Da sah ich fast wie durch einen Schleier, meinen Garten voll Ruhe und in einem Ton um mich, doch wo er und mein Besitztum endeten, war der Tag, wie es ihn hell freute. So fand ich nun meinen Garten, der mir ziemte, aber dafür war ich nun allein und abgesperrt. So erging es mir mit vielen Dingen und entweder sie schickten sich in meinen Zustand, oder sie führten ein Doppelleben; eines für sich, wie es ihnen bequeme, das andere nach meinem Sinn. So lebe ich nun gespannt, bald sehe ich angstvoll den ungehemmten eiligen Absturz der Dinge.

Sie sehen, mir öffnete sich etwas wie ein Riß, oder ich geriet in Gegensätze, die gefährliche Gespräche führen; bald verdichtet sich die Umgebung und verharrt in Weile, dann wieder treibt sie um so erregter. Vor zwei Tagen erst kam ich ungeschickt in einen Wirrwarr lästiger Dinge und mußte einen Bekannten darum in dem heftigen Gewitter aufsuchen. In all diesem Stürmen und Blitzen, das in die ganze Verwirrung hineinblies, kam es mir vor, da die Blitze mich im Wald überfielen und ich nicht wußte, wie die andere Sache zu schlichten sei, daß irgend einer im Gewitter ginge und vielleicht denselben Mann, vielleicht auch einen anderen die unbillige Geschichte laste, ich aber unbehelligt in meiner weiten windstillen Ebene liege und zum Himmel schaue, über den weiße Sommerwolken zogen. So mag ich eine halbe Stunde mich fern von Unwetter und Menschen befunden haben, aber mir war ich nah. Dann schlug in diesen Zustand ein Blitz, der mich zum Gehen zwang, obwohl er nicht in mein Spiel paßte. Ich traf den Freund, aber die ernste Angelegenheit war mir entschwunden, erst auf die dringliche Ermunterung des Mannes fand ich den Anschluß, ich sprach zu seinem Erstaunen gleichgültig, wie man wohl eines ganz Unbekannten Recht erledigt, in einer Sache, die ich vorher leidenschaftlich begonnen hatte. Alles war mir gleichgültig, außer dem Lager auf der sonnigen Ebene; darüber schien mir, stehe eine Sache, die zu suchen vor allen Dingen wert sei. Und dies Herausreißen fühlte ich fast wie die Isolierung eines erlösenden Krampfs. In diesem jähen

und öfteren Wechsel gewöhnte ich mich im Erstaunen über die Zusammenhanglosigkeit zu leben, welche mich teilweise sehr anstrenge, da ich oft ganz fremde Zustände zu gleicher Zeit verfolgen mußte, oder der eine wegen des anderen mir unverständlich wurde, daß ich keinen fortführen konnte. Ich sehe, ich habe mich von meinen Menschen, wie es mir Umgebung, Gewohnheit und die Nötigung des Augenblicks vorschreiben, geradezu getrennt und ein mir noch Unbekannter will gelten und schalten. Das Selbstverständliche ermüdet mich, ich tue es ohne inneres Ziel, glaube ich doch nicht mehr, daß es das Eigentliche enthalte und ich glaube diesem Mann, den ihr seht, gar nichts. Ich treibe mich durch, nicht weil die Dinge unmittelbar zu mir reden; ich höre sie aus der Ferne, und wenn ich ihnen nachgebe, dann geschieht es aus Erinnerung, als handelte ich in der Vergangenheit und sei das Gewärtige etwas anderes oder an einem noch fernen Platz. —

Ich tappe jedoch nicht in einem Doppelleben, vielmehr meine ich, daß ich mich zu diesem Neuen wie zum durchaus Besseren wende, und gilt es nur, sich zu üben und zu bemühen. Diese wachsenden Dinge, die ihre Fruchtbarkeit immer durch die Unruhe zerstören, erreichen doch wohl nie eine gebotene Vollkommenheit, denn gerade das Gute, scheint mir, bleibt an der Stelle und ruht. All jene Bewegten stehen trotz ihrer Ruhelosigkeit in Gleichen, weil sie nie den Sprung über den eigenen Kopf hinaus wagen und aller Wechsel ist ihnen vergeblich. Vor mir schwebt, ich spüre es seit zwei Tagen deutlich, eine zweite Gestalt von mir, und sie fordert stürmisch Einlaß, daß sie Ich sei und der mir so vertraute Laurenz gehe.

Ich vermag nicht viel davon zu berichten und es ziemt sich auch nicht. Mit dem dichterem Abend spüre ich, wie dieser Körper ins Dunkel verschwindet und an seine Stelle irgend ein anderes dringen soll. Diese Nächte erheben mich, ist doch die äußere Welt verschwunden, damit ich ungestört über dies Neue nachdenken kann. Dann kann man viel eher sich auf sich selbst ziehen und man sieht, daß es darauf ankommt, mit der eigenen Reinheit die Nacht zu durchleuchten, in deren Glut neue wahre Dinge erstrahlen.

VORANKUENDIGUNG

Das nächste Heft der AKTION erscheint als
FRANZ BLEI-NUMMER.

Das Portrait des Doktor Blei zeichnete Max Oppenheimer. Sämtliche Beiträge schrieb Franz Blei. ●

ERKLAERUNG

Wilhelm Herzog sendet mir folgende Zeilen zur Veröffentlichung:

„Heft 27 des „März“ bringt den Vermerk: „Infolge Verlegung von Druck- und Erscheinungsort ist Wilhelm Herzog von der Redaktion des „März“ zurückgetreten, bleibt aber Mitarbeiter des Blattes.“ Das ist unrichtig und könnte zu Mißdeutungen Anlaß geben. Richtig ist, daß bei einer finanziellen Transaktion, die den „März“ auf eine andere Basis stellen sollte, die Wahl des neuen Schriftleiters von dem ausschlaggebenden Druckereibesitzer zur Bedingung gemacht wurde. Dieser Forderung entsprach der Verlag. Der Mitteilung, ich bliebe Mitarbeiter des Blattes, muß ich — aus leichterklärlichen Gründen — widersprechen.

Wilhelm Herzog.“

Solidarisch mit Wilhelm Herzog erklären sich 41 frühere Mitarbeiter des „März“, darunter Heinrich Mann, Schrickele, Peter Altenberg, Ulrich Rauscher, Max Brod, Catherina Godwin, Hans v. Weber, Gottfried Kölwel, Walter Hasenclever, Ernst Bläß, Prof. Ernst Stadler, Ludwig Rubiner, Erich Mühsam und Wilhelm Schmidtbonn.

Briefkasten

LIEBE AKTION,
das hättest du nicht tun sollen! Nämlich diese lustige Verhohnepiepelung einer üblichen ehrsamten Philosophie ernst nehmen. Seit wann bist du denn philologisch gesonnen? Und ergreifst indirekt die Partei derer von der dozierenden Philologei? Nebensächlich wäre es, H. v. Gumppenbergs parodistische Qualitäten oder aber das Niveau von „Z. i. B.“ zu diskutieren.

Ich bin dein

Hans Leybold (München)

LIEBER LESER,
du übersiehst: daß die „Z. i. B.“ es ernst nahm,
glossierte deine AKTION.

Literarische Neuerscheinungen

OTTO ERICH HARTLEBEN. Briefe an Freunde. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Ferdinand Heitmueller. Mit 11 Abbildungen und 5 Faksimilen. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. 4 Mk., in Leinen 5 Mark.

Die Briefe stellen das Beste dar, was dieser Meister des Augenblickseinfalls und des fein geschliffenen

Wortes, dieser Funder gut ziselierter Pointen geschrieben hat. Otto Erichs Lachen klingt und vergoldet die Schnurren und Blasen, die aus den Tiefen seiner Menschlichkeit heraufkommen, zu schimmernden Gebilden... Und wenn jene Propheten recht behalten sollten, die gleich bei seinem Tode mit der Ansicht hervortraten, daß eine spätere Zeit mehr die menschliche Persönlichkeit (die angeblich Züge eines verfeinerten und vergeistigten Eulenspiegelturns aufweise) als das dichterische Werk dieses Mannes suchen werde, sind jedenfalls gerade seine Briefe sein menschlichstes Werk.

OTTO ZOFF. Das Haus am Wege. Roman. (Verlag Rütten & Loening, Frankfurt a. M.)

Ein anmutendes Buch. Aussen und innen. Die Abenteuer eines jungen Menschen in der Sommerfrische, fern des Weltgetriebes, schlicht, klar gefällig und ohne Ueberladung erzählt. Viel Gefühl. Viel Natur, namentlich Landschaftliches. Ein Preislied auf den Sommer. Dann mit dem Herbst die Katastrophe mit nachfolgender Klärung und der heilsamen Erkenntnis des Weges zur Arbeit und Pflicht jenseits aller traumhaften Tändelei und Sommerliebele. H. H.

Vornotizen

Nur wichtige Neuerscheinungen werden hier angezeigt. Die Besprechung der Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION

MAX BROD. Arkadia. Ein Jahrbuch für Dichtkunst. Mit Beiträgen von Franz Blei, Moritz Heimann, Alfred Wolfenstein, Max Mell, Franz Kafka, Otto Pick, Martin Beradt und Otto Stoessl. (Kurt Wolf Verlag Leipzig) Geh. M. 4.50.

DER MODERNE DICHTER. Eine Sammlung Essaybücher. Bisher erschienen über Frank Wedekind, Rainer Maria Rilke, Thomas Mann, Herbert Eulenberg, Otto Borngräber und Gerhart Hauptmann. (Wilhelm Borngräber Verlag Neues Leben, Berlin). Geb. M. 1.20.

EUGÈNE DELACROIX. Mein Tagebuch. (Bruno Cassirer Verlag Berlin). Geb. M. 4.50

ERNST BERTRAM. Gedichte. (Insel-Verlag). M. 2.50.

THIL. JENSEN. Mona Ross. Roman. (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) M. 4.50.

Zeitschriftenschau

DER TÜRME. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Aus dem Inhalt des Augustheftes: Das Schwinden der Romantik. Von Karl Wilhelm Schmidt. — Der Einzige. Erzählung von Richard Voss. — Wanderarmut und innere Kolonisation. Von Hans Ostwald. — Türmers Tagebuch. — Das Tonkünstlerfest zu Jena. Von Dr. Karl Storck. — Ein Lob an Kurt Hiller u. a.

SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE. Herausgeber Dr. J. Bloch. Das 14. Heft enthält: Wally Zepler: Frauenbewegung; Elisabeth Stewert: Ein Tagestraum; E. Fischer: Der moderne Putschismus; E. Bernstein: Regierung und Sozialisten; W. H. Vliegen: Die holländischen Wahlen u. a. Das Heft kostet 50 Pfg.

DIE NEUE KUNST. Unter diesem Namen erscheint nunmehr im Verlage Heinrich F. S. Bachmair eine Zweimonatszeitschrift, deren erste Nummer Rudolf Kurtz mit jenem Aufsätze einleitet, den er auf unserem letzten Autorenabend vorgelesen hat. Ausserdem bringt das sauber gedruckte Heft Beiträge von Johannes R. Becher, Emmy Hennings, Jakob van Hoddis u. a. Der Preis ist M. 2.—

UNSERE POSTABONNENTEN

müssen stets Sonnabend im Besitze der neuen AKTION sein, andernfalls empfehlen wir Beschwerde beim zuständigen Bestellbezirk.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Richter-Berlin: Haus zwischen Hochbahn und Kanal (Titelzeichnung) / Franz Pfemfert: Die Revolutions-G. m. b. H. / André Gide: Die Rückkehr / Ernst Stadler: Ueber ein Essaybuch / Hellmuth Wetzel: Nomaden / Ignotus: Paris von Gütersloh / Franz Vallentin: Wenn ich mein Hemd fallen lasse / Oskar Kanehl: Breslauer Vergnügungspark / Benno Wels: „Weder - weder“ / Friedrich Eisenlohr: Seine Brücke / Stöffel: Buschbeck. Eine Tragikomödie / Alfred Lichtenstein: Die Welt / Gustav Specht: An Heinrich Mann

GUTE BÜCHER SIND DIE BESTEN FREUNDE

LORD BEACONSFIELD
CONTARINI FLEMING

EIN PSYCHOLOGISCHER ROMAN 604 S.
Mk. 4.—. BROSCIERT Mk. 5.— GEBUNDEN

Rheinisch-Westfälische Zeitung: „Endlich, endlich wieder ein großes literarisches Werk, das, wie uns scheint, wert ist, Satz für Satz gelesen zu werden! Wir freuen uns, in einer kleinen Zeit endlich einmal etwas Großes gefunden zu haben.“

THOMAS CARLYLE/GOETHE

CARLYLES GOETHEPORTRAT VON DR. S. SAENGER
VOLKSAUSGABE. 3.—5. TAUS. Mk. 2.— BROSCH. Mk. 3.— GEB.

Das literarische Echo: „Wer das schöne Buch genossen, fühlt sich erweitert und gehoben. Es ist einer der Führer zu Goethe, die ihn uns in seiner geheimnisvollen Größe zeigen und zur Auflösung der Rätsel der einzigen Erscheinung reizen.“

HANS FRANCK
THIESS UND PETER

DER ROMAN EINER FREUNDSCHAFT
Mk. 3,50 BROSCH. Mk. 4,50 ELEG. GEB.

Neue freie Presse, Wien: Hebbels unerbittlicher Geist und Otto Ludwigs eberne Erzählerkunst scheinen hier in einem bewegten Kopfe unserer Zeit wiedergeboren zu sein, der reiche bleibende Früchte verspricht.

GABRYELA ZAPOLSKA
WOVON MAN NICHT SPRICHT

ROMAN. AUTOR. ÜBERS. V. STEF. GOLDENRING
3. AUFL. Mk. 4.— BROSCH. Mk. 5.— ELEG. GEB.

Der Tag, Berlin: „Ein Buch, das man richtig würdigt, indem man es zu den literarischen Dokumenten des Lebens legt.“

JULIUS BAB
DER MENSCH AUF DER BÜHNE

EINE DRAMATURGIE FÜR SCHAUSPIELER
3 BANDE. Mk. 6.— BROSCH. Mk. 8.— GEB. EINZELN
PRO BAND Mk. 2.— BROSCH. Mk. 3.— GEBUNDEN
Bd. I: Von Lessing. Bd. II: Von Lessing zu Otto Ludwig
Bd. III: Gegenwart.

Das Buch giebt als eine Art Dramaturgie einen Überblick über den heute noch lebendigen Gehalt der dramatischen Weltliteratur.

OESTERHELD & CO. VERLAG
BERLIN W. 15

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 31

INHALT: Max Oppenheimer: Franz Blei, für die AKTION gezeichnet / Encyclica / Die Leidenschaft / Vom Gedicht / Von der Keuschheit / Das Nusch-Nuschi. Ein Spiel für burmanische Marionetten / Sämtliche Beiträge von Franz Blei / René Schickele: Franz Blei



VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

Carl Einstein, Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders

Roman. Mit Begleitworten von Franz Blei und Portrait von Max Oppenheimer

Preis 3 Mark

EIN URTEIL UEBER BEBUQUIN

Ich stehe nicht an, diesen, André Gide gewidmeten Roman für eines der interessantesten Bücher zu erklären, die die junge Generation in Deutschland hervorgebracht hat.

Hier ist eine seltsame Kondensierung von Lebensdingen erreicht, eine äusserste Energie, ein Radikalismus des Zuendedenkens, der mit Begriffen, wie mit bunten Bällen, aber in logischer Regelmässigkeit jongliert, eine mathematische Phantastik voll von beherrschter Ungezügeltheit und ausschweifender Strenge. Kosmische Ironien, wie sie etwa in den „Moralités Légendaires“ Laforgues aufblitzen, auf ihrem Grunde die ewig unversöhnten Widersprüche unseres Erlebens, Widersprüche des überscharf zergliedernden Intellectes und einer als sinnlos durchschauten und schamhaft niedergehaltenen Erdensehnsucht. Widersprüche der gellenden eindeutigen Regelung der Dinge und ihrer hundertfältigen Deutungsmöglichkeiten. Des lähmenden, festlegenden Gedankens und des Vielgestaltigen, Fließenden aller Wesenheit. Und ein Verlangen nach synthetischer Bezwingung. Ein Verlangen mit den Dingen der Welt, den sichtbaren und den unsichtbaren, fertig zu werden. Unmöglichkeit der Einordnung in ein bloss rationell bestimmtes Gefüge, „wo der Kanon, das Wertvolle, das Langweilige, Demokratische, das Stabile“ gelten, und Aussichtslosigkeit, im Irrationalen mehr als ein „Dilettant des Wunders“ zu werden, ein Phantast mit unzureichenden Mitteln „Vergessen Sie eines nicht“, sagt der tote Boehm, diese imaginäre Leitgestalt des Buches, der als eine „Reklame für das Unwirkliche“ herumläuft, „die Phantasten sind Leute, die nicht mit einem Dreieck zu Ende kommen“. Unzulänglichkeit auch der romantischen Scheinlösung, in der sich Rationalität und Irrationalität zu vermählen trachten: „Der Romantiker sagt: Seht, ich habe Phantasie und ich habe Vernunft. . . Wenn ich sehr poetisch sein will, sage ich dann, die Geschichte hat mir geträumt. Aber das ist mein sublimstes Mittel, und damit muss man

sparen. Und dann kommen noch Masken und Spiegelbild als romantischer Apparat. Aber, Herrschaften, da ist Aesthetizismus bei. Beim Romantiker macht man einen Schritt vorwärts und zwei zurück. Das ist ein zuckendes Klebpflaster.“ Aber dennoch ist im Romantischen, wenn nicht die Lösung gefunden, so doch das Problem geahnt. „Wir müssen so genau sehen, dass darin alles Wissen steckt“, sagt auch Boehm. Nur eine Verwirklichung dieser Sehnsucht gibt es nicht. Und in dieser resoluten Betonung des Negativen kommt Einstein über die romantische Theorie hinaus. Die ersehnte Einheit fällt immer wieder auseinander. Es gibt nicht eines, sondern nur eine „Tendenz der Vereinheitlichung“. So bleibt für die Einzelnen nur die Entsagung als Resultat eines unerbittlichen Zuendedenkens. Aber aus dieser Negation wächst zugleich die Gewähr: „Vielleicht decken sich die Dinge niemals, damit das Schöpferische nicht erschlafe“. Aus dieser Erkenntnis der Ohnmacht selber steigt ein neues Kraftbewusstsein. Und eine Absage an Ruhe und Sicherheit, die nur Hirn und Blut einschläfern. Darum das Suchen nach dem Wunder, darum am Schluss die ausserordentlich schöne Apotheose des Todes, des „Vaters der Intensität“, des „Herrn der Form“.

Es versteht sich von selbst, dass dieses Buch der „höchst konsolidierten Intellektualität“, wie Franz Blei es in seinem Begleitwort nennt, auf die Mittel einer gewohnten realistischen Technik verzichtet. Hier gibt es keine äussere „Natürlichkeit“, deren Scheinwesen in der Person und den Attributen der Schauspielerin Fredgonde Perlenblick so köstlich persifliert wird. Eher ein ungeheuer zusammengepresstes, vom Intellekt aufgefangenes und zurückgeworfenes Spiegelbild der Wirklichkeit, das trotz seiner scheinbar undurchdringlichen Dichtigkeit Raum lässt, scharf gesehene äussere Lebensvorgänge zu verzeichnen. Alles in allem kann man sagen, das Buch habe den Stil und die Form seiner Idee. Und das ist vielleicht sein bestes Lob.

Ernst Stadler in den „Elsässer Heften“.

Verlag / DIE AKTION / Berlin-Wilmersdorf

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

8. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

2. AUGUST 1913

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Strasse 17 zu senden :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Sonnabend

Abonnement: Mk 2.- vierteljährl. (excl. Heftgeld) bei allen Postanstalt, Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk. 2.50 durch den Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 :: Kommissionär Gust. Brauns, Leipzig

ENCYCLICA DE PROFUNDIS

Aus der Tiefe unseres Schmerzes ist uns das Wunder der Gnade geworden. Gott der Allmächtige erschien uns im strahlenden Lichte und nahm alle Wirrnis von uns, in der wir lagen, Herde und Hirten. Und entsiegelte unser Herz und löste uns die Zunge, daß wir der Christenheit der Kirche frohe Botschaft künden.

In Wahn und Irrtum haben wir gelebt und in währendem Verlust. Und schien es, als ob wir die Schlüssel zu den Runen unseres Herzens auf ewig verloren hätten, und fremde Schlüssel, deren wir uns bedienen, verwirrten noch mehr und ließen noch mehr verlieren. Der Glaube ist blind, das Herz aber sieht. Wir hatten das Herz versäumt und wollten darum den Glauben sehend machen. Das hat uns in schwere Irrung geführt, auf Wege fremd uns und fremd wir ihnen. Da sprach der Himmel nicht mehr, und wo der Himmel nicht mehr spricht, da schreit die Erde. Die Erde schreit. Und hilflos waren wir und vermochten nichts, denn wir selber, wir waren mitschreiende Erde, da der Himmel in uns nicht mehr sprach.

Wir sind voll schwerer Sünde — wir haben Gott verleugnet. Wir haben es geduldet nicht nur, wir haben auch alles getan, Gott unsern Herrn zum Götzen zu machen vor den Menschen, uns selbst zu Baalpriestern. Und haben uns als Baalpriester gefürchtet und gewehrt dagegen in Zorn und Lüge, daß man andere Einsichten in die materiellen Dinge bekomme als jene sind, die lehren: Baal donnert und schickt den Blitz. Wir haben es in unserer menschlichen Erbärmlichkeit vergessen, daß das Reich Gottes nicht von dieser Welt ist, daß der Gott unserer Kirche ein sittlicher Gott ist, nicht ein Naturgott der Wilden, den fortschreitende Kenntnis zer-

stört. Wir haben, was sich die Wissenschaft nennt in Verkennung ihrer so geringen Bedeutung für der Menschen Heil bekämpft und verlogen, und hat doch, daß die Erde sich um die Sonne dreht noch keine Gewissensqual beruhigt und eine Theorie Darwins noch keiner Mutter die Tränen über ihr gestorbenes Kind getrocknet. In diesem Götzenwahn wollten wir das Wissen beherrschen und die Schule und den Staat und alle öffentlichen Dinge. Und redeten auf der Kanzel nicht von der Not unseres Herzens, aber von unserem und aller irdischen Wahn, redeten als Politiker und dienten als Ruffiane der öffentlichen Meinung. Und gaben vielerlei Antwort auf vielerlei Fragen, wo nur eine Frage ist und nur eine Antwort: Gott. Haben die Kirche zur Markthalle um irdische Güter gemacht, nachgehend menschlicher Schwäche und selber dieser Schwäche erliegend, denn auch wir sind nur Menschen. So füllte sich die Kirche unseres heiligen Glaubens mit Götzendiener, Irrgläubigkeit und eitel Irdischkeit, und wir selber öffneten das Tor den Würmern, die uns verzehren und die Farbe des glorreichen Leibes haben, den sie verzehren: unsern Glaubens.

Wir haben uns der schreienden Erde ausgeliefert. Wir sind, o tiefe Schmach, ein gemeines Mittel politischer Parteien geworden und sitzen unter dem Kreuze und würfeln um unseres Herrn Jesu Christi Kleid. Wir kreuzigen das Herz und waschen uns wie der Prätor die Hände: wir üben die Politik des Lebens. Und dienen dem fremden Herrn und geben Mordwaffen Segen, verhüllen die Lüge und verlügen die Not. Seelsorger sind wir nicht mehr, Leibdiener sind wir. In Parlamenten reden wir und

schreiben Zeitungen und machen Staatspolizei, mit der Totsünde im Munde, daß wir so und damit dem Herrn dienen. Nicht mehr Gläubige wollen wir haben, sondern ein Publikum. Verführte waren wir und Verführer zum Bösen. Niedrig ist unser Leben, da wir schreiende Erde geworden sind.

Niedrig wie das Leben am Abend ist unser Leben, da es sich noch einmal zur Sonne wendet und das Angesicht Gottes sieht. Wartend verweilt es am Rande der Erde. Wendet euch hin mit der letzten Kraft eures Herzens. Noch ist eine Rettung vor der Nacht, noch ist das Licht, wenn es auch in Trübnis scheint.

Also ergeht an die katholische Kirche und alle Glieder der katholischen Christenheit die Kunde: die katholische Kirche trennt sich vom Staate. Die Glaubensgemeinden bestellen und besolden ihre Priester, geben ihnen nach Können und Vermögen, was sie zu einem einfachen Leben nach den Regeln unseres Heiligen Glaubens brauchen zur Erhaltung und Uebung diese Regeln und dazu Nötigen an Sach und Gerät. Die Bildung und die Verbreitung der Kenntnisse um diese Welt ist Sorge des Staates und der politischen Gemeinden allein. Jede Beteiligung des Klerus an anderen Dingen der Gemeinschaft als solchen des Glaubens ist verboten. Der Kleriker verläßt die Kirche nur, wenn ein Mensch seiner in seelischer Not oder Freude bedarf und nach ihm verlangt. Die wahre Frömmigkeit gibt nur, sie erwartet nichts. Der Kleriker sei ein Gebender immer. Er folge einem Geheiß, aber heiße nicht selber. Und sei einfältigen frohen Herzens, so es sein Gemüt vermag, und erwerbe sich die Kenntnisse dieser Welt, um mit denen sprechen zu können, so diese Kenntnisse besitzen. Er sei ein Diener des Herrn unseres Gottes, in dessen Reich des Herzens kein anderer Herr ist und dessen Diener so keinem andern Herrn dienen können als ihm allein. Also trennt sich die Kirche vom Staate, auf daß das Wort unseres Herrn Jesu Christi Wahrheit werde. Und wird eine Zeit anbrechen, da die Stimme des Himmels wieder spricht und widertönt im Herz unseres Herzens und da das Schreien der Erde verstummt. Und können dann vor Gott beim Aufruf mit gesenkten Augen stehen, aber mit erhobenem Haupte, denn wir haben unsere große Sünde erkannt und gebüßt und sind wieder ein Teil seiner Herrlichkeit geworden.

Der Segen dieser Botschaft komme über euch, Amen. Gegeben zu Rom bei Sankt Peter im letzten Jahre unseres Pontifikates.

Pius PP. X.

VON DER KEUSCHHEIT

Von Franz Blei

Wer meint, daß Amfortas es der Kundry leicht gemacht hat, der hält nicht viel von der Frau, glaubt, daß mit einigen Bewegungen der Hüften und schiefgestellten Augen alle weibliche Kunst sich ausbeuge und schon mehr leiste als nötig ist, um das Ziel: die Eroberung, zu erreichen. Man kann Amfortas in einer ewig lächerlichen Situation darstellen und ihn überhaupt nicht ernst nehmen, und wird dies immer tun, sowie man die gemeinen Wirklichkeiten der Erfahrenen supponiert und dem Amfortas einen bürgerlichen Namen gibt. Aber in der metaphysischen Persönlichkeit sind alle Möglichkeiten nicht nur, sondern auch alle Denkbareiten als logisch wirklich zu nehmen. — Jeder Liebhaber steigert Wesen und Art der Geliebten. Er „macht sich etwas aus ihr“, wie man sagt. Denn alle Männer wachsen auch in einem andern Sinne in das Weib hinein, stürzen in die Frau hinein wie Luft in ein Vakuum. Viele Geheimnisse des Mannes kennt die Frau aus Instinkt, und die andern, die noch bleiben, entlockt sie ihm in den schwachen Stunden, die nur der Mann hat und welche die starken Stunden der Frau sind. Sie entlockt sie ihm, indem sie ihren Leib als Preis setzt oder so tut, was auf dasselbe herauskommt, denn dieser Preis ist im Denken der Frau eine Fiktion des Mannes. So ist die Frau die Bewahrerin von des Mannes Rätseln, der vor dem Weibe steht als vor seinen eigenen Unklarheiten, staunend und schauernd. Wir können den Klang unserer eigenen Stimme nicht hören, und haben das Fieber, wenn wir ihn hören, und suchen das Fieber, damit wir ihn hören. — Amfortas war der vorletzte einer langen Reihe, die vielleicht mit einem Dichter begann oder mit dem ersten besten, denn für die jungen Mädchen gibt es oft nur das Mittel des Mannes, um die Männer zu bekommen, die sie haben wollen. Parsival schloß die Reihe, wenn anders mit ihm nicht eine neue anhebt, die man die zerebrale nennen kann: Männer, die einmal nichts sonst als Leidenschaft gewesen waren und jetzt nur noch Gedanke sind; glatte harte Stirnen wie Steine, aus denen das Feuer zu schlagen die Frauen gelüftet. — Die asketischen Heiligen, die in die Wüste gehen, haben ein zerbrechliches Heiligtum. Die Anfechtungen ihrer Tagesträume sind mächtiger als alle Versuchungen der irdischen Nächte, die im Mond gleißen und in Düften schwimmen. Geiseln züchtigen die Seele, aber dem Blute sind sie eine Belustigung. Die Asketen sind Sinnliche mit schwachen Lenden. — Nun: in der kuriosen Antithese seines Zustandes

erfand sich Amfortas eine Philosophie, deren Bromgehalt ein beträchtlicher war. Sein Gehirn dachte ein ganzes Arsenal gegen das Böse aus, das er so phantastisch und begehrtlich in seinem Blute fühlte, daß er dieses Böse in seiner Gestaltwerdung als Umarmung mit aller Stärke und Macht dieser Welt ausstattete: *diabolus in lumbis*. Seine erhitzte Phantasie fand unerhörte Worte dafür, die ihn schützen sollten mit dem Klang ihrer Greulichkeit. Und die Gegner wuchsen, da sie sich maßen. Heimlich und hinter dem Rücken seiner unsinnig-sinnlichen Begehrung baute Amfortas Wall und Graben gegen den Feind, eine steile Burg auf spitzem Berg, und baute sich immer ärger und enger ein mit sich selber, sich mit seinem lustigen Feind. Schon glaubte er ganz Geistigkeit zu sein, da kam es zum Nahkampf: Amfortas unterlag. Er verlor den Speer und es blieb die Wunde. Der Zuschauer Klingsor, diese unphilosophische Bestie, lachte sich schief. — — Wie man die Güte predigt, wenn man grausam ist und keine Freude daran hat, wie man die Grausamkeit lehrt, wenn man gütig und damit nicht glücklich ist, so ist der Mann voll Wut gegen die Frau, die er liebt. In Vorwissen wütend, denn jede Geliebte ist dein künftiger Feind. Es ist klar, daß Amfortas nur deshalb so gegen das Weib sich stellte, weil er es liebte. Er komplizierte sich die Sache nur damit, daß er als ein christlicher Neuplatoniker die Idee verehrte. Er wollte die Liebe ohne die Pausen in der mechanischen Aktivität, er wollte die Sehnsucht in Permanenz, die dauernde Trennung und die ewige Wiedersehensfreude. Er war durchaus für getrennte Schlafgemächer: zwischen beiden eine Glaswand ohne Tür. In der Ferne sind es leuchtende Sterne — in der Nähe dicke runde Trivialitäten. In der Ferne ist es das Weib in der Nähe ist es Frau Soundso. Zum Weibe kann man divagierend beten, Frau Soundso hält sich an die rituellen Paternoster. Amfortas machte aus seinem Herzen eine Mördergrube. Er glaubte sich über alle Maßen reizlos und unappetitlich aufzuführen, da er ein härenes Gewand anzog, sich, wie die Oesterreicher auf Reisen, nicht rasierte und Heuschrecken aß. Er war ein solches Kind bei aller Weisheit. Er wußte nicht, daß was er für kälteste Abweisung hielt, als süßeste Lockung wirkte. Denn auch die Philosophie, und sei sie die reine Mathematik, hat für Kundry Geschlechtscharakter. Und Amfortas war wie Weininger doch nur ein allgemeiner Psychologist über die Frau, d. h. ein völliger Unkundiger. Einen Schritt, der ihn von allen Uebeln erlöst hätte, ihn außer alle Begehrung gesetzt hätte, den Schritt tat er nicht. Einmal aus Philosophie: der Tod, und auch der hier

gemeinte partielle, löst keine Differenz, denn er hebt den Differenzträger auf und damit natürlich auch jede Möglichkeit einer moralischen Ueberwindung. Und dann: nicht nur Lucretia wollte den Tarquinius zuerst kennen lernen, bevor sie sich erdolchte. — Kundry nimmt immer die komplementäre Farbe des Mannes an, mit dem sie zu tun haben will. Und mag sich der Mann eine unerhörte Position ausdenken, die Frau wird immer gleich die Stelle finden, wo sie, als ob nichts dabei wäre, ihre Menschlichkeit unterbringt. Die Nuance im Falle Amfortas schien schwierig. Gerade deshalb lockte die Probe und steigerten sich alle Mittel ins Grandiose. Das heißt: sie wurden in diesem Falle primitiv wie die Natur selber. Denn es ist das größte Kunststück der Frau vor dem Mann: wie Natur sein. Als es später Kundry um die Versuchung des reinen Toren zu tun war, erschien sie diesem bloß in einer Blässe, an der die Essenzen aller Jahrtausende gearbeitet hatten. Dem Amfortas kam sie als das braune stammelnde Kind des Waldes, ein Tier fast. Auf einem Blumenlager toller Blüten, die Mädchen waren, lag sie für Parsival, bis an den ziegelroten Mund bedeckt mit der Pracht starrer Gewänder — aus einem wilden Dornbusch, in zerfetzten Lumpen, durch die das harte bronzene Fleisch brannte, kroch sie dem Amfortas über den Weg, der ihn über den kurzen Steg der Bewußtlosigkeit in das lange öde Tal jammervollen Weinen führte. Denn Kundry, die Schweifende, die nichts als Versuchende, versagte ihm die Wiederkehr des einen Rausches, und so war was leuchtete kein Stern mehr, das Weib diese Frau, und die Liebe die eiserne Karotta der Begierden, nicht mehr das Blumenband der Sehnsucht, nicht mehr der Nebelstreifen der Idee. Ja, in die Erinnerung der vorhin noch strahlenden Scheibe der Idee fielen die dunklen Schatten des Erlebnisses und verunreinigten sie. Amfortas weinte über seine verpfuschte schöne Karriere. Mit seiner Heiligkeit in das heilige Böse sich zu begeben, zu dieser genialischen Perversion besaß er die Kraft nicht. Denn man kommt zum Satanismus nur mit der Kraft, nicht mit der Not. Und Amfortas besaß bloß die Einsicht, aber nicht die Kraft, wie Parsival die Heiligkeit hatte aber nicht die Weisheit. Parsival war nur durch Mitleid wissend, und das Genie handelt nicht impulsiv, sondern bewußt; und Mitleid ist ein Impuls. Einmal kommt doch die Stunde, da Parsival die Kundry, der er das Geheimnis seines Mitleids geschenkt hat, fragen wird, warum sie die Kleider nicht mehr anzieht, die sie damals auf der Blumenwiese getragen. Ach wie schnell wird sie ihren Kammerzofen klingeln! Ja: die Keuschheit ist ein Mittel gegen den Eros. Aber da dieses Mittel

selber von Eros ist, wird sein Gebrauch keine neue Melodie geben, sondern nur die alte variieren. Der Keusche ist eine ständige Versuchung für die Frauen; keine Wüste ist groß genug, daß sie nicht zu ihm kämen. Und der allein zu sein meinte, lebt in einem Harem, wo ihm von tausend Händen das Taschentuch geworfen wird. Eine Flut von Batist, Linon und Spitzen erstickt ihn.

DIE LEIDENSCHAFT

Von Franz Blei

Wenn unser Stolz, unser Männerstolz, denn nur einen solchen gibt es, seine Demütigung erfahren soll und Strafe gesetzt sein soll auf die große Freude der Freiheit, den Uebermut der Freiheit, dann ist Demütigung und Strafe die Leidenschaft der Sinne: sie ist der Eingang zur Hölle. Man zahlt ihn mit dem Blute der Seele. Nicht die Wollüstigen kennen die Leidenschaft. Die begehen ein Sakrileg gegen den Gott, dem sie zu dienen glauben. Die Reinen wissen in dem, was sie nicht wissen, mehr als die Wollüstigen in ihrer Praxis. Die Leidenschaft der Liebe ist Genialität ohne Werk. Die Wollüstigen suchen eine Lust. Aber die Leidenschaftlichen wissen den Tod hinter allem. Ihnen wird das Fleisch Herz. Nichts ermüdet sie: nicht Ekel noch Gewohnheit, nicht Schande noch Langeweile. Ihr Jahr kennt immer nur einen fiebrischen Frühling. Man muß seiner brennenden Pracht immer in die Augen sehen können. Die Leidenschaft der Frau leidet nur vom Mangel; ihre weite Sehnsucht irritiert das kurze Genügen. Das Leid des Mannes ist stärker, denn er kann, so sehr er sich auch müht, nie genug Tier werden in diesem Paradiese, das die Hölle ist. Die Frau leidet, wenn sie allein ist. Der Mann leidet, wenn er nicht allein sein kann. Und er muß aus seiner Einsamkeit dem Ruf folgen, dem gehobenen Arm, dem Lächeln. Er muß sein eigenes Leben von sich speien. Er muß hingehen mit der schrecklichen Sicherheit seines Verlustes, um im Verluste sein einziges Glück zu finden. Der Henker Leidenschaft hat vier Helfer, die den Widerstrebenden in den dunklen Hof hinunterschleppen: der Gedanke, die Verzweiflung, das Verlangen, die Furcht. Warum ist dir kalt? Stehst du nicht im Feuerofen der Leidenschaft, in der Glühhitze deines Wunsches? Und du weinst vor Kälte. Glaub nicht, daß die Leidenschaft dein Böses ist und du wirst ohne Schuld sein. . . . Die Leidenschaft hat das mit dem Religiösen gemein, daß sie an eine Sünde gegen sich glaubt. Das Leiden ist die Reinigung. In den

zeitlosen Augenblicken des Vergehens schließt die Frau die Augen, um nicht gesehen zu werden, als ob sie sich wehren wollte gegen das Zuviel ihrer Hingabe. Der Mann schließt die Augen unter gekrampften Brauen vor Allem: Er ist bereit für Nacht und Tod, versinkt. . . . Wie scheu gehen dann die Worte zwischen den beiden am Tage, finden sich nicht, berühren sich nicht, haben einen fremden Sinn, sagen vielleicht: wir sind verliebt, wissen: wir sind verdammt.

O, liebe Freundin, lesen Sie das ganz zerstreut, so daß Sie nichts davon behalten. Unsere Herzen sind nicht stark genug, daß wir hinter der Liebe den Tod so sehen können. Es gibt Auserwählte dafür; sie tragen ein Zeichen. Ihre zusammengewachsenen Brauen sind es nicht, Ihr Grübchen in der linken Wange, wenn Sie lachen, ist es auch nicht. Und Ihr Gatte wird Ihnen alle acht Tage versichern, daß

VOM GEDICHT

Von Franz Blei

Es ist nichts dagegen zu sagen, wenn einer das Gedicht nach ethischen Gesichtspunkten wertet, etwa weil es belehrt oder weil es erhebt, oder weil es Ruhm einbringt, oder weil es den Dichter glücklich macht. Alles dies mag zur ersten Wertung — zur rein imaginativen — hinzukommen, wird diese aber nie bestimmen. Diese erste Wertung betrifft nichts sonst als das Gedicht, und das Gedicht ist Selbstzweck. Andere Zwecke, seien sie nun beim Dichter — im Schaffen — oder beim Lesen — im Erfahren —, minderwerten das Gedicht, verringern seine Qualität. Da das Gedicht wie jedes Kunstwerk weder Kopie noch Stück der bekannten Welt, sondern eigene Welt ist, so ist es auch völlig unabhängig von den Gesetzen dieser bekannten Welt: diese vergessen muß, wer sich in die Welt des Gedichtes begibt. Welchen Rang das Gedicht, die Kunst im Ganzen der Welt einnimmt, ist von keinem Nutzstandpunkt des Tages aus zu entscheiden. Ob sie an der Spitze der menschlichen Güter steht und deren einzig gültiges Wertmaß ist, kann keine aufgestellte Frage sein. Wir wissen nur: hoher Kulturen stärkster Ausdruck ist die Kunst, sinkender Kulturen größte Sehnsucht ist die Kunst, verfallener Kulturen tiefste Armut ist, keine Kunst zeugen zu können. Aber wenn wir der Kunst im Kreis der menschlichen Erfahrungen die stärkste synthetische Kraft zuschreiben — und der Synthese gilt unsere Anstrengung und unsere Verehrung — so ist damit noch nichts über den Rang ausgemacht: Menschen und Völker können die Kunst durchaus

entbehren, ohne um das Leben betrogen zu sein. Aber es wird dieses Leben kein Zeichen von sich hinterlassen; es wird im Fluß der Dinge ununterscheidbar bleiben. Die Kunst ist des Lebens dauerndstes Ergebnis. Dies bedeutet nicht, daß alles Leben in den Dienst der Kunst zu stellen und seines Eigenwertes zu berauben sei, wie es Toren als eine Forderung der „Aestheten“ behauptet haben. Da sei auch diese andere karikaturale Auslegung des Satzes von der Kunst als Selbstzweck ins Rechte gesetzt, wie sie eifertige Journalisten aus dem Umgange mit schlimmen Dichterkollegen gewinnen: daß nämlich dieser Satz die Kunst vom Leben entfernen, ja von ihr trennen wolle. Darauf ist zu sagen: Kunst und das Leben, wie es gemeinhin verstanden wird, treffen einander nie, wenn wir auch eines durch das andere genießen, das eine um des anderen willen lieben. Denn beide führen eine verschiedene Existenz, wirken ganz verschieden auf uns. Vom Dichter her etwa so gesagt: Was Goethe wußte und was Dante litt — dies ist an sich dichterisch wertlos und wird Wert nur dann, wenn es als eine Qualität der Phantasie sich äußert, das heißt als Gedicht. Vom Leser her: was er Leben nennt, die Summe seiner irgendwelchen Erfahrungen, das ist nur auf eigene Gefahr des Lesers an das Kunstwerk hinzubringen, denn er kann so von außen — und sein Leben ist dieses Außen — nicht an das Gedicht, ohne es sofort für sich zu vernichten. Und damit ist die dritte Redensart in den Kreis getreten, mit welcher und den beiden andern was heute so im Kritisieren sich übt das Um und Auf seiner literarischen Wirtschaft bestreitet: das Zerrbild vom „reinen Formalisten“, dem der Inhalt nichts, die Form alles, das Was gleichgültig, das Wie allein bedeutend ist. Mit diesem Zerrbild hat, der es braucht, leicht gewonnenes Spiel. Der gemeine Zeitungsleser sieht sofort und sehr verstimmt ein, daß diese Formalisten nichts Geringeres von ihm verlangen, als alles aufzugeben, was ihn überhaupt an den Künsten interessiert: das ihm so familiäre Gegenständliche. Der Mensch soll, wird ihm von seiner Zeitung als Forderung der „reinen Stilisten“ gesagt, einen Rembrandt wie einen Teppich ansehen, den Faust als kunstvolle Folge sonst weiter meinungsloser Worte lesen. An einer anderen Stelle wird das Wesentliche von der Einheit gesagt werden; hier stehe nur die Auseinandersetzung mit den zeitüblichen Mißverständnissen, Punkt für Punkt und nichts so töricht befunden, um nicht darauf zu erwidern und den Fall auf das Niveau leichtesten Verstehens zu bringen. Da ist also einmal der **Gegenstand des Gedichtes** — wir sagen **Gedicht**:

es gilt für jedes Kunstwerk — ablesbar etwa im Titel, z. B. An eine Aeolsharfe. Was dem Leser, der das Gedicht noch nicht kennt, bei diesem Titel einfällt — das Gegenständliche — hat mit dem Gedichte gar nichts zu tun; es bleibt immer und ganz außerhalb des Gedichts, im gemeinen Leben. Die Aeolsharfe gehört hier ausschließlich Mörike: der Gegenstand, d. i. was der Titel dem Leser suggeriert, ist also nie der Inhalt des Gedichtes. Der Inhalt des Gedichtes ist: das Gedicht. Was der Leser als den Gegenstand des Gedichtes vermeint, seine vom Titel suggerierten Gefühle, Meinungen, Ideen, das hat mit dem Gedichte und seinem Werte gar nichts zu tun, bestimmt es in gar nichts. „An eine Aeolsharfe“ kann über tausend Gedichten stehn. Man hört von einer „poetischen Würdigkeit“ eines Gegenstandes sprechen aus dem gleichen Irrtum heraus, als ob der „Gegenstand“ mit dem Gedicht was zu tun habe. Denn ob das Gedicht „An Gott“ heißt oder „Auf einen verreckten Hund“ ist für den Wert der beiden Gedichte ganz gleichgültig. Das vom vermeintlichen Gegensatz von Inhalt und Form. Die einen solchen Gegensatz behaupten, kennen ihre Erfahrung vor einem Gedicht sehr schlecht, denn sie stellen zwei Erfahrungen fest: eine, welche den Inhalt, und eine andere, welche Wortfolge, Ton, Reim, Rhythmus betrifft. Oder in den Versen:

Im holden Tal, auf schneebedeckten Höhen
War stets dein Bild mir nah

einmal die Erfahrung eines holden Tales und schneebedeckter Höhen und dann die Erfahrung irgendwelcher unverständlicher Worte oder eines rhythmischen Schemas. Tatsächlich wird aber das eine im andern erfahren oder überhaupt nicht. Man skandiere genau nach dem Schema einen Monolog im Faust, nur auf Hebung und Senkung bedacht: es müßte das nach der Meinung jener, die Form und Inhalt trennen, ein Genuß sein! Es ist aber gar nichts als blödes Geräusch. Was nach der ersten einheitlichen Erfahrung des Gedichtes irgendeine Analyse, eine Kritik oder auch nur eine Erinnerung mit dem Gedichte tut, kann die erste Erfahrung des Gedichtes, also das Gedicht, nicht ändern oder bestimmen. Und wer kritisch von der „Form“ spricht, wird immer gleichzeitig damit auch vom „Inhalt“ sprechen: denn beides ist identisch und ist dies nicht zufällig, sondern wesentlich, in allen Künsten. Wer Gegenstand und Form, Inhalt und Stil unterscheidet — und die Unterscheidung ist möglich —, der unterscheidet außerhalb des Gedichtes. Man kann — und man wird das immer tun — vom Charakter des Mephisto oder des Hamlet etwa

sprechen, losgelöst von deren Stil — man kann so sprechen, aber nicht so denken. Denn die Einheit ist dem Kritiker immer gegenwärtig und sein Bemühen geht höchstens dahin, die Erfahrung dieser Einheit zu vertiefen und reicher zu machen. Der vom Charakter des Egmont spricht und auf dem Gegensatz von Form und Inhalt besteht, der wird alle Worte des Egmont und der andern, wird den ganzen Egmont immer gegenwärtig haben müssen: — die Worte! Nichts als die Worte! Denn alles andere, was er beibringt, von Goethe biographisch, oder von sich biographisch oder von Egmont historisch — das steht außerhalb des Egmont, nicht in ihm. Was die sogenannte Form, was der Stil für sich sein mag — in willkürlicher und immer so bewußter Zerbrechung der dichterischen Einheit — das zu untersuchen kann dem einen und dem andern Anlaß sein. Er wird aber nicht sonderlich viel über ein paar Gemeinplätze hinaus finden. Denn wie in der ersten Erfahrung eines Gedichtes nie die „Form“ an sich selber und der Inhalt an sich selber gewertet wird, so wird auch die spätere, bewußt willkürliche Trennung durch den Kritiker immer schnell wieder in die primäre Einheitserfahrung zurückfallen, meist ohne daß er es merkt; oder der Kritiker führt ein Skelett auf eine steinige Halde und versucht sich einzureden, es fresse das saftige Gras, wo weder Fraß noch Fresse ist. — „Was meint das Gedicht?“ lautet immer die Frage im Gefolge der ersten falschgesetzten Antithese von Form und Inhalt. Was ein Gedicht „meint“, das ist immer nur mit dem Gedicht zu beantworten, nicht und nie anders. Auch jede Uebersetzung gibt nur immer etwas wie ihre Meinung über den originalen Dichter, nie diesen Dichter selbst; denn was der gemeint hat, ist nur mit seinen Worten, in seiner Sprache zu sagen. Borchardts Dante und Schröders Homer sind durchaus Gedichte von Borchardt und Schröder. Die Unerklärbarkeit eines Gedichtes in anderen als des Dichters Worten, dies wird ein Gradmesser der künstlerischen Vollendung sein. Wer will die Meinung von „freudvoll und leidvoll“ anders sagen als mit dem Gedicht?

Die Theoretiker und die Leute vergessen den Dichter. Dem sagt auch erst sein Gedicht, was er „meinte“. Wüßte er das so vollkommen zuvor, er hätte keinen Grund mehr, das Gedicht zu schreiben. Das Kunstwerk meint nichts als sich selbst, und diese Meinung kann nur in der Sprache des Kunstwerks gesagt werden, wenn wir auch allerlei anschleichende Worte haben, und es uns damit auch oder oft fast gelingen mag, Künste der Töne und des Lichtes in Worten zu beschreiben.

Die Theoretiker und die Leute nötigen das Gedicht in die Erfahrungen ihres Lebens leicht hin, nach Gesetzen dieses ihres Lebens, die, auf das ganz andere Leben des Kunstwerks gewandt, allen Sinn verlieren, und so gehen, die so tun, auch des Kunstwerks verlustig, ohne daß ihnen dieser Verlust ein Zuwachs zu ihrem Leben würde. Viele, die meisten, die man mit dem Namen Dichter auszeichnet, sind solche Leute. Aber ihre Manufaktur darf kein Beispielspiel für das Gedicht abgeben. Daß sie, was sie ihr Gedicht nennen, auf dem gleichen Wege, von der Form oder dem Inhalt her, gewinnen, den der Gedichtleser geht, der vom Gegensatz von Form und Inhalt faselt, dieses generelle Zusammentreffen der Massen wird den der Masse dienenden Schreibern immer am Platze finden, auch seinerseits weiter von dem „bloßen Stilisten“ und vom „lebensvollen Dichter“ die Kosten seines Unterhaltes tragen zu lassen — wie es Euch gefällt.

DAS NUSCH-NUSCHI

Ein Spiel für burmanische Marionetten

Von Franz Blei

Die Figuren sind:

Mung Tha Bya, Kaiser vom Burma — Ragweng, der Kronprinz — Feldgeneral Kyce Waing — Der Zeremonienmeister — Der Henker — Ein Bettler — Der schöne Zatwai — Susulu, der Eunuch des Kaisers — Der Diener Tum tum — Zwei Herolde — Die vier Frauen des Kaisers: Bangsa, Osasa, Twaise, Ratasata — Zwei Bajadere — Zwei dressierte Affen — Das Nuschnusch. Einige Dichter und Sängerinnen.

In die nächtliche Strasse scheint der Mond.

Tum tum (tritt auf): Ich bin der Diener des schönen Herrn Zatwai und heiße Tum tum. Mein Herr ist sehr verliebter Artung, und ich bekomme immer die Schläge, wenn es schlecht ausgeht. Da hat er sich nun in den Kopf gesetzt, eine Frau des Kaisers, den Krishna segne, habe ihm heute morgen von ihrem Fenster aus ein gewisses Zeichen gemacht, und ich soll sie nun holen. Da drüben ist der Frauenpalast. Wenn ich nur wüßte, welche von den vier Frauen es ist! Aber wenn das Zeichen das rechte war, wird sie mich es schon merken lassen, wenn ich den verabredeten Schrei des Bülingvogels nachmache. Da wird sie die Strickleiter an dem Faden hinaufziehen und heruntersteigen in meine Arme — ach ja, aber sie wird nicht drin bleiben.

(Zwei Bajadere kommen.)

Die erste Bajadere: Kann er uns sagen, Schiefmäuliger, ob wir da auf dem rechten Wege zum Hause des Herrn Zatwai sind?

Tum tum: Was wollt ihr denn da? Der hat heute nacht schon was zu tun.

Die zweite Bajadere: Wir sollen da tanzen.
Tum tum: Ach ja, das sollt ihr wahrhaftig.
Wartet da nur eine kleine Zeit, und ich führ euch
hin, meine Kinder. Seid ihr auch gut parfümiert?
Die erste Bajadere: Laß deine Nase von uns,
du Dickbauch.

Tum tum: Ach, mit der Nase wollt ich bei euch
wahrhaftig auch nichts zu tun haben. Wartet ein
Weilchen, ich muß noch wen holen, und dann geht's
lustig miteinander zu Herrn Zatwai. (ab)

Die erste Bajadere: Die Nacht ist so süß
vom Monde, und ich bin gar nicht in Laune zu
tanzen. Er wär schöner, dem Mondlicht zusehen,
wie es raschelt.

Die zweite Bajadere: Und mir tun die Fuß-
spitzen noch weh von gestern bei dem alten Feld-
general Kyse Waing.

Die erste Bajadere: Ja, das war eine lustige
Nacht.

Die zweite Bajadere: Wenn auch Vel Raga-
ranta, der Gott der einen Lanze, ihm nicht gnädiger
ist als unserem Urgroßonkel, bei dem wir das Tanzen
lernten.

Die erste Bajadere: Aber er hat Worte, die
lebhaft machen.

Die zweite Bajadere: Ja, ich bin so müd
von dem allen.

Der Bettler (kommt und singt):

Nur Not und Plag den ganzen Tag
Und dann ein kaltes Bett zur Nacht
Hat mir dies Leben zugebracht
So lang ich an dem Leben trag.

Guten Abend, liebe Freundinnen in der Not. Seid
gut mit einem Armen und schenkt mir euer Lächeln,
wenn sonst auch nichts.

Die erste Bajadere: Weis er uns das Haus
des Herrn Zatwai, so soll es sein Schade nicht sein.

Die zweite Bajadere: Wir sollen da tanzen
heut nacht und ist ein Fest.

Der Bettler: O tanzt mir ein bißchen, daß sich
meine Knochen wärmen.

Die erste Bajadere: Tanzen für dich?

Die zweite Bajadere: Mit unseren schönen
Beinen?

Der Bettler: Tanzt ihr für mich, so übt ihr
euch für einen andern Tanz, der euch nicht erspart
ist. Ich weiß ein Haus, da ist ein ewiges Fest, liebe
Freundinnen, und werdet da vom Tanzen nicht müd,
soviel ihr auch tanzt.

Die erste Bajadere: Das wär was für uns.

Die zweite Bajadere: Was ist das für ein
Haus?

Der Bettler: Das Grab, liebe Freundinnen.
(Geht ab und singt.)

Wär ausgefront, bald alle Fron,
Die Götterfron und Menschenfron . . .

Die erste Bajadere: Daß dich die Pest
schlage!

Die zweite Bajadere: Komm, wir wollen da
nicht länger stehen, das ist ein schlechter Platz, wo
solche Sachen gesagt werden.

(Sie gehen ab.)

Bangsa (tritt auf): Ich bin Bangsa, des großen
Kaisers Mung Tha Bya erste Frau. Heute morgen
sah ich vom Fenster aus einen schönen Mann. Wir
machten uns Zeichen, und sein Diener holte mich
mit der Strickleiter. Das Haus mit dem gelben
Affen in der ersten rechten Gasse sei es, sagte er,
ich solle nur vorausgehen. O, wie ich mich auf den
schönen Mann freue! Wir werden spielen bis zum
Hahnenschrei. (Ab.)

Osasa (tritt auf): Ich bin Osasa, des großen
Kaisers Mung Tha Bya zweite Frau. Heut morgen
sah ich vom Fenster aus einen so schönen Mann, daß
wir uns gleich Zeichen machten. Und sein Diener
holte mich mit der Strickleiter, und ich solle nur
vorausgehen, das Haus mit dem gelben Affen in
der ersten rechten Gasse sei es, sagte er. O, der
schöne Mann! Er wird mir eine Freude sein die
ganze Nacht. (Ab.)

Twaise (tritt auf): Ich bin Twaise, des großen
Kaisers Mung Tha Bya dritte Frau. Heut morgen
sah ich vom Fenster aus den schönsten Mann, und
wir machten uns Zeichen. Sein Diener holte mich
gerade mit der Strickleiter, und ich solle nur voraus-
gehen, das Haus mit dem gelben Affen in der ersten
rechten Gasse sei nicht zu verfehlen. Er ist jung
und schön und wird meinem Durst ein Trunk sein
die heiße Nacht. (Ab.)

Ratasata (tritt auf): Ich bin Ratasata, des großen
Kaisers Mung Tha Bya vierte Frau. Der schöne
Mann heute morgen machte mir Zeichen zum Fenster
hinauf, und sein Diener holte mich mit der Leiter.
Das Haus mit dem gelben Affen in der ersten rechten
Gasse sei es. O wieviel hungert mich nach dem
Hübschen, nun wird ein großes Essen sein bis in
den Morgen. (Ab.)

Tum tum (tritt auf): Soll man sagen, daß mein
Herr an seinem Diener nicht ein Juwel von einem
Diener hat! Da ich nicht wußte, welche es war,
die er meinte und da kaum, daß ich die eine herunter-
geholt hatte auch schon die andere ihr Füßchen auf
die erste Sprosse setzte, so habe ich ihm nun alle
vier gebracht. Er wird schon die Rechte heraus-

finden, wenn er alle nach der Reihe durchnimmt. Aber wenn die Geschichte offenbar wird, beim Rhama, das ist kein Spaß für mich! Es war ganz lustig, vorhin, wie sie so niedlich in der Luft schwebten, aber war vorher das Hinsehen, so kommt jetzt das Nachsehen, und das habe ich. Am besten, ich sehe mich auf der Stelle nach einem andern Herrn um, nach einem soliden, alten Herrn, der nichts mehr mit der Liebe zu tun hat, weil sie nichts mehr mit ihm zu tun haben kann.

(Ein Vogel fliegt durch die Luft und macht Sü-ü-ü-ü-süi.)

Schau, da fliegt ein Bulussarvogel, das bedeutet Glück in Unternehmungen. Und was kommt denn da gegangen oder vielmehr geschwankt wie eine vollgeladene Praue? Er ist so betrunken, daß er sich nicht selber vorstellen kann, darum tu ich's für ihn: das ist der kaiserliche Feldgeneral Kyce Waing, Besiegter in zahllosen Schlachten, der größte Immerhintendran unserer Nationalgeschichte, ein Maulaufreißer wie kein zweiter — der wird mein neuer Herr!

Kyce Waing (sehr betrunken): He! He! Nachtpalankin! Nachtpalankin! Wo sind denn diese Schufte, daß sie einen vom Felddienste müden Krieger nach Hause bringen! Heh!

Tum tum: Heh! he! Palankin! — Durchlaucht Herr General scheinen müde, und ist kein Palankin da. . . . Heh! he! . . . Durchlaucht werden in die Pfützen und Lächer treten. . . . Heh! he! Palankin!

Kyce Waing: Halt er das Maul und mich! — Die Nacht ist finster, und man weiß wahrhaftig nicht, wohin man tritt.

Tum tum: Ja, und eine schwüle Nacht dazu, da kommen die Nuschnuschis gern aus dem Fluß, die fürchterlichen. . . . Hah! Da! Hab ich's nicht gesagt, als ob ich's gerufen hätte? Da ist schon so ein Vieh, da kommt es und japp!

Kyce Waing: Ich sehe gar nichts, durchaus gar nichts.

Ein Nuschnuschi (das ist ein Tier halb große Ratte, halb Kaiman, kriecht langsam her und schnauft. Auf ihm sitzt lächelnd Kamadewa, der Gott des Verlangens.)

Kamadewa: Du siehst mich nicht, Tum tum, doch du hörst mich. Der Gott hilft dir, da du meinen Frauen halfest, zu Dank. Sei des Alten Retter und du rettetest dich. (Er verschwindet in die Luft.)

Tum tum: Kamadewa! . . . Gebt mir schnell Euer Schwert, Durchlaucht, daß ich das schreckliche Tier absteche und uns das Leben rette. (Er läßt Kyce

Waing los, der taumelt und schwer mitten auf das Nuschnuschi fällt, das halberstickt japp.)

Kyce Waing (schreit fürchterlich): Rette mich, zu Hilfe, wo bist du denn. . . !

Tum tum (findet einen Stock und haut auf Kyce Waing): Wart, wart du Vieh, raß raß sa sai sa saischang, willst du gleich diesen guten tapferen Herrn in Ruhe lassen? Sa sai!

Kyce Waing: Au, au! Es beißt mich in das Hinterteil! Au!

Tum tum: Gleich hab ich's erschlagen! Das dicke Fell! (Haut immer auf den General, unterdessen das Nuschnuschi erstickt.)

Kyce Waing: Au! Au! Au!

Tum tum: Da liegt es und ist tot, ganz tot, durchlauchtigster General. Es war ein schweres Stück Arbeit, aber ihr seid gerettet.

Kyce Waing (setzt sich auf das tote Vieh): Du hast mir das Leben gerettet, wie heißt du?

Tum tum: Tum tum nennt sich der letzte eurer Sklaven.

Kyce Waing: Nicht dieses, nein. Mein Schwertträger sollst du sein, Tum tum. Morgen mehr darüber. Jetzt bring mich zu Bett. Der Kampf mit dem Nuschnuschi hat mich müd gemacht. Vorsichtig! Vorsichtig!

Tum tum: Wahrhaft, mit einem Schlag habt Ihr's niedergestreckt, keinem ist das je gelungen. Die Dichter werden zu tun bekommen mit dem Lob Eurer Tapferkeit.

(Und der Vorhang fällt, während die beiden abgehen, und hebt sich alsbald zum

ZWEITEN BILDE,

das im Gemach des schönen Herrn Zatwai vor sich geht. Es sind außer Zatwai da: die vier kaiserlichen Frauen, die zwei Bajadere, zwei zahme Affen und Verschnittene, die eine leise Musik zum Tanz der Mädchen machen. Während des Tanzes verläßt Zatwai viermal das Gemach, jedesmal mit einer anderen der vier Frauen.)

Die erste Bajadere (in einem singenden Sprechton): O, schon ist naß vom Tau die duftige Blüte des Kumil und öffnet ihre vier rosafarbenen Blätter. . . .

Die zweite Bajadere: Und richtet auf mit versüßtem Munde den göttlichen Speer. . . .

Die Affen: Rai Rai Rai.

Die erste Bajadere: Schon befällt auch die Tillaebhume ein Zittern, oh. . . .

Die zweite Bajadere: Und mit dem roten Bogen naht der starke Jäger. . . .

Die Affen: Rai Rai Rai.

Die erste Bajadere: Und schießt die fünf Pfeile der Liebe ab auf die zuckenden Blüten . . .

Die zweite Bajadere: Und ihr Leib duftet vom Blute der Wunden.

Die Affen: Rai Rai Rai.

Die erste Bajadere: Und ihre Brüste sind wie die Früchte des Vihvabaumes, oh . . .

Die zweite Bajadere: Und drei liebliche Falten hat sie am Gürtel des weißen Leibes . . .

Die Affen: Rai Rai Rai.

Die erste Bajadere: Sei gnädig Kamadewa, der du das Verlangen bist.

Die zweite Bajadere: Gringarayoni spare den Rausch nicht.

Die erste Bajadere: Ragarazu Lingam beeile deine fügenden Hände.

Die zweite Bajadere: Ragatschurna: mach das Ermatten süß.

(Pause im Tanzen und Singen.)

Die erste Bajadere: Ratanaritscha, verführe, berühre, erwecke aufs neue.

Die zweite Bajadere: Madana, Madana, laß sie sich beißen, beißen.

Die erste Bajadere: Vel Ragaranta, mache ihn stark wie den Wurfspieß.

Die zweite Bajadere: Nelumbo Makaré Ketu, Nelumbo, laß sie vergehen und wieder erstehen.

Die Affen: Rai Rai.

(Alles lagert sich nun auf und um den schönen Zawai. Die Musik wird laut in den Saiteninstrumenten, leise tönt eine Trompete hinein. Der Vorhang fällt langsam, während die Musik weiterspielt, bis mit hellem Trompetenton der Vorhang auffliegt zum

DRITTEN BILD

(Gerichtssaal beim Kaiser. Die beiden Herolde.)

Der erste Herold: Wenn es noch länger so weiter geht, gibt es in der Hauptstadt keinen Mann mehr.

Der zweite Herold: Wir haben schon Zuzug aus den entferntesten Gegenden des Reiches.

Der erste Herold: Die kaiserlichen Damen haben einen gesegneten Appetit.

Der zweite Herold: Und die Kaiserliche Majestät hat viel Arbeit.

Der erste Herold: Wie die kaiserlichen Damen.

Der zweite Herold: Die des Nachts.

Der erste Herold: Die Majestät am Tage.

(Trompetenfanfare.)

(Auftritt: Der Kaiser Mung Tha Bya, dem der Zeremonienmeister voranschreitet. Dem Kaiser folgen: Ragweng, der Kronprinz; Susulü, der Ober-eunuch; der Henker mit seinen Gefährten; Tum tum

gefesselt, geführt von zwei Gefängniswärtern. Alle setzen sich bis auf Tum tum.)

Der Zeremonienmeister: Ich bin der Zeremonienmeister der Kaiserlichen Majestät Mung Tha Bya.

Alle (rufen): Tasang! Tasang Mung Tha Bya!

Ragweng (blödsinnig): Höhö.

Alle (rufen): Tasang! Tasang Ragweng!

Ragweng: Guten Tag, meine Herren.

Der Zeremonienmeister: Susulü erzählen Sie den Hergang.

Susulü (erhebt sich): Ich bin Susulü, der Ober-eunuch des kaiserlichen Frauenpalastes. Als ich heute morgen nachsehen ging, wie den Damen die Nacht bekommen ist, fand ich wie immer die Betten leer, alle vier Betten leer, so leer, daß sie nicht einmal warm waren, wovon sich meine Hand überzeugte. Ich wollte gerade vor Schrecken erstarren, als mich unter den Fenstern die vier kaiserlichen Damen rufen, ich möchte ihnen doch helfen hineinzukommen. Sie seien ein wenig spaziert, sagten sie. Aber ein Bettler, der sich mit der Morgenwache unterhielt, sagte aus, daß ein Bursche des Nachts die Damen heruntergeholt und zu seinem Herrn geführt habe, wo sie die Nacht verbrachten. Dieser Bursche steht hier und heißt Tum tum.

Der Zeremonienmeister (zu Tum tum): Was hast du zu sagen?

Tum tum: Nichts, hoher Herr. Indem es sich wirklich ganz genau so verhält. Ich brachte die majestätischen Damen zu meinem Herrn, der es mir befohlen hat. Ein Diener muß gehorchen.

Der Zeremonienmeister: Wo ist dein Herr?

Tum tum: Augenblicks wird er wohl noch dort sein, wohin ich ihn selber gebracht habe: im Bett.

Der Zeremonienmeister: Und wer ist er?

Tum tum: Er ist ein sehr würdiger und guter und ein höchst angesehener Herr, Herr. Ein Herr, wie es gewiß keinen zweiten Herrn gibt, sowohl was den Mut, wie was die Stattlichkeit anbetrifft.

Der Zeremonienmeister: Sein Namen! Sagst du ihn nicht, so wird an dir die Strafe vollzogen.

Tum tum: Bei Krischna! Da wäre ich vom Regen in den Wolkenbruch gekommen. Ich sag es. Ja, wahrhaftig, ich sag es. Mein Herr ist der Herr Feldgeneral Kyce Waing.

Der Kaiser (furchtbar): Kyce Waing?

Der Kronprinz: Höh höh.

Der Zeremonienmeister: Ein Herold soll

den durchlachtigsten General fragen, ob dieser Tum tum sein Diener ist.

(Ein Herold ab.)

Der Kaiser: Mir dies, Kyce Waing, mir dies! Wohin nun Treue, da er sie verriet! Wohin nun Ehr und echte Art . . .

(Betretenes Schweigen.)

Der Herold (kommt und meldet): Der Herr General liegen zu Bett und lassen sagen, daß Tum tum sein braver Diener ist, der ihm erst letzte Nacht einen großen Dienst erwiesen.

Tum tum: Das erdrückte Nusch-nuschi!

Der Kaiser (gleichzeitig): Meine Frauen!

Der Zeremonienmeister: Somit steht fest, daß es der General Kyce Waing war, bei dem die Damen mit Respekt zu sagen die Nacht verbracht haben. Die Kaiserliche Majestät verkünde das Urteil.

(Trompetenstoß. Pause.)

Der Kaiser: Das übliche.

Der Henker (tritt vor): Scharfen Messers, meines schönen Messers Schneide hört und schneidet. (Er geht langsam ab.)

Tum tum: Die Botschaft wird den guten Herrn nicht freuen. Diese Operationen sind höchst unbeliebt. Besonders von den Frauen. Die sehen das gar nicht gern, wenn man von sehen sprechen kann, wo das Eigentümliche gerade ist, daß man nichts sieht.

Der Henker (kommt zurück, zitternd, ganz geknickt).

Der Zeremonienmeister: Ist das Urteil vollzogen?

Der Henker: Meine Kunst ist blamiert . . . mein Messer entweiht . . . meine Ehre befleckt . . . mein Ruf Gelächter —

Der Kaiser: Das Urteil ist vollstreckt?

Der Henker: Es war nicht mehr nötig.

(Pause.)

Der Kronprinz (lacht laut auf, dann lacht auch der Kaiser und nach und nach alle anderen — ein großes Gelächter. Da ruft in das Lärmen)

Tum tum: Tasang! Tasang! Mung Tha Bya!

(Trompeten.)

(Und schon sind auch einige Tanzmädchen da und wandernde Dichter wie Asmapur und Megdan.

Alles gruppiert sich und)

Ein Tanzmädchen (tanzt und singt dazu): Ich bin allein und kleines Mädchen schreib ich lange Briefe, wüßt ich nur an wen. In meinem Herzen ist immerzu ein Zwiegespräch, so zärtlich. Laut sag ich's nur dem Bambusrohr im Garten. Und

steh im Haus, hinter der Türe steh ich, heb den Vorhang auf und schau wartend immer die Schatten derer, die vorübergehn.

(Da singt:)

Ein Dichter:

Wie eine Pfirsichblüte bist du schön

Und zart bist du wie eine Knospe,

Die ihre Hülle bricht. Frisch wie das junge Blatt Des Vailabaumes, Schönste unter Schönen, bist du. Ein anderes Mädchen (tanzt und singt):

Ich färbte meine Zähne, da mein Herz

Zu einem Manne heftig aufgewacht ist.

Ein anderer Dichter, ein schon alter: O Glück! Ich suchte dich! Wir wollen Hochzeit machen! Komm!

Die andere Tänzerin:

Wenn der Banane Aeste wachsen und die Taube Die Eier legt ins Wasser; wenn der Aal den Baum Besteigt, sein Nest zu machen, dann vielleicht . . .

(Alles lacht.)

Eine dritte singt tanzend:

Ich denke allerzeit an dich, und bist weit, Geliebter.

So wie der Duft die Blume, die ihn ausströmt,

Ganz so umgibt mein Denken dich, Geliebter.

Groß ist mein Leid, seitdem du fern, Geliebter.

Zweimal zu weit hat mir der Schmerz die Spangen

Um meinem Arm gemacht. Doch bin ich schön,

Trotz meiner Trauer. So schön wie damals,

Den Morgen, da du mich sahst das erstemal,

Geliebter.

Ein Dichter:

Was zitterst du, mein Herz? Was weinst du? Sei still.

Die dich weinen sehen, weinen mit dir,

Sie allein nur lacht dazu. Schweig still, mein Herz.

Grausame, nun, da Wildheit du und Aufruhr in
mein Herz

Gebraucht hast, sitztest du ruhig vor der Tür und
richtest

Lächelnd deiner Haare Locken. Gleichgültig

Wie die Erde bist du, die meine Träume trinkt.

Ein anderer Dichter:

Leckst du Honig, Freund, von eines Messers Schneide, schneidest sicher du dich in die Zunge.

Suchst du Honig, Freund, von eines Mädchen Lippen, küß ihn von den Lippen flüchtig, anders schneidest du dich tief ins Herz.

Eine Tänzerin:

Deine Augen küssen mir das Kleid vom Leibe, wenn du mich so ansiehst.

Deine Blicke, meine Dienerinnen, nehmen Tuch und Band und Schleife.

Nichts sonst läßt du mir als diese kleine Perle
Schweißes zwischen meinen Brüsten. Komm.

(Da tritt Kamadewa herein und lenkt die liebenden
Paare zueinander, daß sie in Verzückerung hinfallen.
Der Hof entfernt sich zur einen Tür, bei der andern
tritt der alte Bettler ein und schwingt eine hölzerne
Glocke.)

Franz Blei

Von René Schickele

Wenn ich Franz Blei begegne, denke ich immer:
„Wie elend muß er sich fühlen, hier in Berlin!“
Ich könnte zwar nicht sagen, wohin er nun besser
paßte. In München hat er es nicht ausgehalten —
ins Ausland? Wenn er sehr reich wäre, nach Lon-
don. Beileibe nicht in das heutige Paris. . . Ich
will jetzt nicht sagen, warum das eine, und warum
das andre nicht. Wer Blei kennt, versteht ohne
viele Worte, und für die andern . . . müßte man
gleich einen Essai schreiben.

Aber nein, Blei fühlt sich gar nicht elend in Berlin.
Er besteht darauf, daß Berlin ein interessantes Ge-
sicht habe, daß man hier in der angenehmen Lage
sei, sich seine Gesellschaft auszusuchen, kurz, er
hält es mit dem bekannten Optimistischen Be-
kenntnis, dessen manchmal ein wenig krampfhaft
Vertretung uns allen gelegentlich über eine Notlage
hinweghilft. Dazu kommt, daß Berlin ihn als einen
Mann enthüllt hat, der nicht nur über Heliogabal und
andre, weniger seltsame Puderquasten zu schreiben
versteht. Als einen „repräsentativen“ Zeitgenossen,
dem die Bibliophilie wohl manchmal ein Vorwand,
ein Ausweg, eine Zerstreuung, aber auch ganz gewiß
nicht mehr ist. Lieber ließe er ein Groschenblatt
drucken, das seinen Ideen über die von der Tsetse-
fliege heimgesuchten Siedelungen der Literatur-
freunde hinweghülfe. Das Erstaunlichste aber ist,
daß er wirklich Ideen hat, und die große Entdeckung
war eben, daß der Franz Blei des „Lustwäldchens“
sich bei näherem Zuschauen als einer erwies, dessen
„Licht in der Dunkelheit scheint“. Er bekam die
Jugend, hier in Berlin. Die Jugend flog auf ihn,
arme Teufel, die glauben, Trotzköpfe, die hoffen,
verwirrt Suchende, die finden werden, wenn die

vielen „jungen Autoren“ sich längst in irgendeine
kleine Karriere zurückgezogen haben.

Er ist ein Führer, obwohl er nie ein Jericho er-
fand, um es umzublasen.

Nachts sieht man ihn manchmal in halbgeräumten
Kaffeehäusern an einem fernen Tisch. Er sitzt, an-
angelehnt, und hält die Hand über den Augen, genau,
wie unser Studienmeister auf seinem Katheder zu
meditieren pflegte. Der Geist des jungen Diakons
ging zu Gott, aber sein Amt verbot ihm, die Um-
welt aus den Augen zu verlieren. So saß er auf-
recht, leicht an den Stuhl gelehnt, seine beschatteten
Augen sahen uns und waren fern.

ANMERKUNG

Die Auswahl der Beiträge für dieses Heft besorgte
Franz Blei. In der sechsbändigen Ausgabe „Ver-
mischte Schriften, von Franz Blei“, die der Verlag
Georg Müller, München, nunmehr zum Abschluß
bringt, werden die Arbeiten in Bd. 1, 4, 5 und 6 zu
finden sein.

DRUCKFEHLERBERICHTIGUNG

Im Leitartikel der Nr. 30 muß die 10. Zeile lauten:
wissen werden. Weil Leidenschaft stets nur ein

Vornotizen

Nur wichtige Neuerscheinungen werden hier angezeigt. Die Be-
sprechung der Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION
HENRI BERGSON Schöpferische Entwicklung (Eugen
Diederichs Verlag, Jena).

WILHELM JERUSALEM. Einleitung in die Philosophie.
(Braumüller, Verlag, Wien).

FRIEDRICH NIETZSCHES WERKE. Taschenausgabe.
(Alfred Kröner, Verlag, Leipzig). 11. Bd. geb. Mk. 5.—

Zeitschriftenschau

DIE NEUE RUNDSCHAU. (S. Fischer, Verlag, Berlin).
Das Augustheft bringt einen leitenden Artikel von
Samuel Saenger über das Verbot des Hauptmann-
stückes in Breslau. J. von Uexküll behandelt die Auf-
gaben der biologischen Forschung und ihren Wert für
das Leben der Menschheit. Franz Blei hat eine Studie
über ein italienisches Sektenvölkchen. Martin Beradt
eine Novelle „Die Nummer am Haus“. Alfred Kerr
bringt einen englischen Brief, Leo Greiner bespricht
verschiedene neue Romane. Die politische Chronik
und allerlei kleinere Anmerkungen füllen das übrige
Heft.

DAS LITERARISCHE ECHO. (Verlag: Egon Fleischel
& Co., Berlin W. 9). Das 1. Augustheft enthält: Tony
Kellen: Türkische Sittenromane. — E. W. Fischer:
Der Ursprung der „Madame Bovary“. — Anton Wild-
gans: Zwei Sonette. — Kurt Münzer: Nordische
Bücherschau. u. a.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Robert Musil: Politik in Oesterreich / Peter Scher: Nichts da Gottesgnadentum /
Ferdinand Hardekopf: Sommernachtstraum / Ernst Blass: Die Nacht wird kommen / Carl Einstein: Der Abschied /
Arthur Roessler (Wien): Zum Wiener Museumsskandal / Walter S. Landor: Abbé Derville / Gottfried Kölwel: Vor
dem Gewitter / Sylvester von Babenhausen: Verse / Paul Mayer: Maupassant auf seiner Yacht / Franz Pfemfert:
Herr Edmund Fischer / Hodler, die Schweiz und Deutschland / Alois Essigmann: Nachträgliche Notizen fürs Archiv /
Das Franz Blei-Heft / Erklärung / Briefkasten / Neuerscheinungen.

DIE NEUE KUNST

ZWEIMONATSSCHRIFT

HERAUSGEBER:

HANNS AMON und HEINRICH FRANZ BACHMAIR

Die Neue Kunst ist die grösste deutsche Revue
für neue Tendenzen in Dichtung
und bildender Kunst

BEZUGS - BEDINGUNGEN

Der Jahrgang zu sechs Heften: Zehn Mark
Einzelhefte: Zwei Mark

HEINRICH F. S. BACHMAIR IN MÜNCHEN NW.

PROSPEKTE KOSTENFREI

HYPERION

ZWEIMONATSSCHRIFT

Herausgegeben von FRANZ BLEI
2 Jahrgänge zu je 36 M., zus. 66 M.

EINZELHEFTE

die bei Kompletierung restlicher Jahrgänge
übrig bleiben, soweit der Vorrat reicht, zu

2 Mark 50

DER ZWIEBELFISCH
FÜNFTER JAHRGANG :: HEFT 2
erschien soeben.

Probepbände (3 Hefte) M 1.—, Einzel-
hefte 60 Pf. Jahrgang (6 Hefte) M 3.—

DAS KLEINE
ZWIEBELFISCH-
KULTURKRATZBÜRSTEN-
VADEMECUM

1 9 1 3

Mit boshafte Porträten von E. Preetorius
Broschiert M 1.—, Leinenband M 2.—

Durch jede Buchhandlung, sonst gegen Nachnahme vom
HYPERIONVERLAGE
HANS VON WEBER, MÜNCHEN NW 16

PROSPEKTE KOSTENFREI

VERLAG VON PAUL CASSIRER IN BERLIN W 10

ORLANDO UND ANGELICA EIN PUPPENSPIEL IN ZEHN AKTEN

Preis nach Ueberlieferung der Neapeler Marionetten von
JULIUS MEIER-GRAEFE

Mit Originallithographien, zum Teil in mehreren Farben,
von ERICH KLOSSOWSKI

Das Werk erschien in drei Ausgaben:

I. Künstlerausgabe: 12 Exemplare auf altem, japanischen Bütten-
papier, von denen 10 Exemplare (1-10) numeriert sind. Jedes
Exemplar enthält zwei Originalaquarelle des Künstlers. Diese
Ausgabe war bereits zehn Tage nach dem Erscheinen des Werkes
vergriffen. M 800.—

II. Luxusausgabe: 22 Exemplare auf Van Geldern, von denen
20 Exemplare (11-30) numeriert sind. Die Lithographien sind auf
der Handpresse gedruckt. Handgebundener Ganzleiderband.
Spezial-Voratz M 900.—

III. Gewöhnliche Ausgabe: 600 Exemplare mit lithographiertem
Umschlag M 40.—
Ein illustrierter Prospekt wird kostenlos abgegeben

BLÄTTER
AUS EINES LUFTSCHIFFERS TAGEBUCH
von ALBRECHT BLAU

mit Zeichnungen von RUDOLF GROSSMANN
Brosch. M 3.—, gebunden M 4.—

NEUE BÜCHER ÜBER BILDENDE KUNST:

Künstler unserer Zeit I.

Max Beckmann

von Hans Kaiser
Mit zahlreichen Abbildungen
Kartoniert M 6.—

Johann C. Wilck
Ein Maler des deutschen
Empire

von Alfred Gold
Brosch. M 3.50, gebund. M 5.—

Die Wirklichkeit und
ihr künstlerisches Abbild

von Alfred Guttman
Brosch. M 5.—, kartoniert M 6.—

Der Gefühlsausdruck in
der bildenden Kunst

von Anton Mayer
Brosch. M 3.50, gebunden M 5.—

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.33

INHALT

Franz Pfemfert	August Bebel
Paul Mayer	Martin Beradt
Franz Vallentin	Zweiter Kaffernbrief
Bruder Alain	Die Un—Menschlichkeit der Könige
Paul Boldt	Friedrichstrassendirnen
Hellmuth Wetzel	Pagenliebe
Oskar Kanehl	Auf die Lasker
Alexander Bessmertny	Fabel
Donat Wensickendorf	Ninon de Lenclos
Alexandre Mercerceau	Praeludium
Ed Schmid	Der Einsame

Stilkünstler Engel — Literarische Neuerscheinungen

F. A. Harta (Paris) Aktstudie

HEFT 30 PFG.

VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

Carl Einstein, Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders

Roman. Mit Begleitworten von Franz Blei und Portrait von Max Oppenheimer

Preis 3 Mark

EIN URTEIL UEBER BEBUQUIN

Ich stehe nicht an, diesen, André Gide gewidmeten Roman für eines der interessantesten Bücher zu erklären, die die junge Generation in Deutschland hervorgebracht hat.

Hier ist eine seltsame Kondensierung von Lebensdingen erreicht, eine äusserste Energie, ein Radikalismus des Zuendedenkens, der mit Begriffen, wie mit bunten Bällen, aber in logischer Regelmässigkeit jongliert, eine mathematische Phantastik voll von beherrschter Ungezügeltheit und ausschweifender Strenge. Kosmische Ironien, wie sie etwa in den „Moralités Légendaires“ Laforgues aufblitzen, auf ihrem Grunde die ewig unversöhnten Widersprüche unseres Erlebens, Widersprüche des überscharf zergliedernden Intellektes und einer als sinnlos durchschauten und schamhaft niedergehaltenen Erdensehnsucht. Widersprüche der gellenden eindeutigen Regelung der Dinge und ihrer hundertfältigen Deutungsmöglichkeiten. Des lähmenden, festlegenden Gedankens und des Vielgestaltigen, Fliessenden aller Wesenheit. Und ein Verlangen nach synthetischer Bezwingung. Ein Verlangen mit den Dingen der Welt, den sichtbaren und den unsichtbaren, fertig zu werden. Unmöglichkeit der Einordnung in ein bloss rationell bestimmtes Gefüge, „wo der Kanon, das Wertvolle, das Langweilige, Demokratische, das Stabile“ gelten, und Aussichtslosigkeit, im Irrationalen mehr als ein „Dilettant des Wunders“ zu werden, ein Phantast mit unzureichenden Mitteln „Vergessen Sie eines nicht“, sagt der tote Boehm, diese imaginäre Leitgestalt des Buches, der als eine „Reklame für das Unwirkliche“ herumläuft, „die Phantasten sind Leute, die nicht mit einem Dreieck zu Ende kommen“. Unzulänglichkeit auch der romantischen Scheinlösung, in der sich Rationalität und Irrationalität zu vermählen trachten: „Der Romantiker sagt: Seht, ich habe Phantasie und ich habe Vernunft. . . Wenn ich sehr poetisch sein will, sage ich dann, die Geschichte hat mir geträumt. Aber das ist mein sublimstes Mittel, und damit muss man

sparen. Und dann kommen noch Masken und Spiegelbild als romantischer Apparat. Aber, Herrschaften, da ist Aesthetizismus bei. Beim Romantiker macht man einen Schritt vorwärts und zwei zurück. Das ist ein zuckendes Klebpflaster.“ Aber dennoch ist im Romantischen, wenn nicht die Lösung gefunden, so doch das Problem geahnt. „Wir müssen so genau sehen, dass darin alles Wissen steckt“, sagt auch Boehm. Nur eine Verwirklichung dieser Sehnsucht gibt es nicht. Und in dieser resoluten Betonung des Negativen kommt Einstein über die romantische Theorie hinaus. Die ersehnte Einheit fällt immer wieder auseinander. Es gibt nicht eines, sondern nur eine „Tendenz der Vereinheitlichung“. So bleibt für die Einzelnen nur die Entsagung als Resultat eines unerbittlichen Zuendedenkens. Aber aus dieser Negation wächst zugleich die Gewähr: „Vielleicht decken sich die Dinge niemals, damit das Schöpferische nicht erschlafe“. Aus dieser Erkenntnis der Ohnmacht selber steigt ein neues Kraftbewusstsein. Und eine Absage an Ruhe und Sicherheit, die nur Hirn und Blut einschläfern. Darum das Suchen nach dem Wunder, darum am Schluss die ausserordentlich schöne Apotheose des Todes, des „Vaters der Intensität“, des „Herrn der Form“.

Es versteht sich von selbst, dass dieses Buch der „höchst konsolidierten Intellektualität“, wie Franz Blei es in seinem Begleitwort nennt, auf die Mittel einer gewohnten realistischen Technik verzichtet. Hier gibt es keine äussere „Natürlichkeit“, deren Scheinwesen in der Person und den Attributen der Schauspielerin Fredegonde Perlenblick so köstlich persifliert wird. Eher ein ungeheuer zusammengepresstes, vom Intellekt aufgefangenes und zurückgeworfenes Spiegelbild der Wirklichkeit, das trotz seiner scheinbar undurchdringlichen Dichtigkeit Raum lässt, scharf gesehene äussere Lebensvorgänge zu verzeichnen. Alles in allem kann man sagen, das Buch habe den Stil und die Form seiner Idee. Und das ist vielleicht sein bestes Lob.

Ernst Stadler in den „Elsässer Heften“.

Verlag / DIE AKTION / Berlin-Wilmersdorf

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

8. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

16. AUGUST 1913

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Strasse 17 zu senden :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Sonnabend

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährl. (excl. Bestellgeld) bei allen Postanstalt, Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk. 2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 :: Kommissionär Gust. Brauns, Leipzig

AUGUST BEBEL

Der Tod eines Großen verführt die Zeitgenossen gar leicht zu Ueberschwänglichkeiten. Wir sprechen dann oft Urteile, die ausschließlich der Nachwelt zustehen. Aber auch wer seines persönlichen Gefühls völlig Herr ist, wer jede Sentimentalität zu unterdrücken weiß, wer die fatale Einmaligkeit dieses Erdengastspiels als Tatsache gleichmütig kühl hinnehmen kann: am Sarge August Bebels wird er erschüttert gestehen müssen: ein Erster ging mit ihm von uns, ein Repräsentant der Menschheit, ein tapferer Soldat der Freiheit, ein Wegsucher zu besseren Tagen. Es starb mit August Bebel Einer, der in dieser erbärmlich feigen Krämerzeit den trotzigen Willen zu großen Idealen hatte und für diese Ideale sich selbstlos einsetzte. Einer, der dem unsinnigen Hiersein Sinn und Inhalt erträumte und aufzuzwingen suchte. Ein aufrechter, ehrlicher, glühender Rebell.

Die internationale Sozialdemokratie verliert einen der edelsten Mitkämpfer, die deutsche Sozialdemokratie verliert den letzten Halt: August Bebel war ihr das revolutionäre Gewissen. Ein heißes Menschenherz hat jetzt sein Pochen eingestellt; bald werden wir gewahr werden, daß es das Herz der Viermillionenpartei gewesen ist. Nur scheinbar wird der Riesenkörper weiterleben, dann fällt, was Bebel nur mit letztem Kräfteaufwand zusammengehalten hat, hemmungslos auseinander.

Es liegt ein tragisches Geschick auf dem Lebenswerk August Bebels, und der kluge Feuerkopf hat das zweifellos mehr als einmal erkannt. Sie schritt von Sieg zu Sieg, seine Sozialdemokratie, aber er ist dieser Siege wohl nie restlos froh geworden. Denn August Bebel war der Revolteur an sich;

Revolteure, Umstürzler wollte er sammeln, um diese morsche Gesellschaftsunordnung über den Haufen zu rennen. Was er jedoch von Jahr zu Jahr, von Reichstagswahl zu Reichstagswahl heranwachsen sah, diese Massen exakt funktionierender Parteimitglieder, sie hatten so gar nicht das Zukünftige, Vorwärtsstürmende, sie hatten nichts von dem Geist, der ihn erfüllte, den ewigjungen August Bebel. Sollte der Vater mit weißgrauem Haar noch einmal von vorn anfangen? Sollte er aussprechen, was er fühlen mußte: daß es ein eitel Beginnen war, den Parlamentarismus revolutionären Zwecken dienstbar zu machen, da jede revolutionäre Energie im parlamentarischen Morast ersticken muß? Oft, wenn er das Diplomatenum um sich wirken sah, schrien Bebel geneigt, jenen Unsinn, den man politische Klugheit nennt, kurzerhand beiseite zu schieben und wieder ganz Revolteur zu sein. Dresden 1903 sah ihn so. Doch dann mußte Bebel erkennen, daß er nicht mehr imstande war, die Partei vom falschen Wege abzubringen. Als Sechzigjähriger hätte er wohl noch die Kraft gehabt, die Einheit der Partei zu opfern, um die Reinheit der revolutionären Idee zu retten. Dann zwangen ihm Alter und Krankheit zur Resignation und er behütete nur noch die Einheit.

August Bebel war der geborene Revolteur, er war kein Berufspolitiker. Das bleibt seine Größe. Was der Politiker Bebel zur Macht, zur Scheinmacht anwachsen sah, die parlamentarische Sozialdemokratie, sie wird verfallen, da sie ein unlogisches Etwas darstellt. Die Saat jedoch, die der Umstürzler August Bebel austreute, der Geist der Revolution, wird weiterwirken, allen Gewalten zum Trotz.

Franz Pfemfert

Glossen

FRIEDRICHSTRASSENDIRNEN

Sie liegen träge in den Seitengassen
Wie Hafenschuten gleich und gleich getakelt,
Vom Blick befühlt und kennerisch bemakelt,
Indes sie sich wie Schwäne schwimmen lassen.

Im Strom der Menge, auf des Fisches Route;
Ein Glatzkopf äugt, ein Rotaug spürt Tortur —
Da schießt ein Grünling vor, hängt an der Schnur.
Und schnellt an Deck einer bemalten Schute,

Gespannt von Wollust wie ein Projektil!
Die reissen sie aus ihm wie Eingeweide,
Gleich groben Küchenfrauen ohne viel

Von Sentiment. Dann rüsten sie schon wieder
Den neuen Fang. Sie schnallen sich in Seide
Und steigen ernst mit ihrem Lächeln nieder.

Paul Boldt

DIE UNMENSCHLICHKEIT DER KOENIGE

Ich wünsche einem König nichts Böses, weil es ein König ist. Gewiss nicht. Der arme Mann ist es ja nicht absichtlich. Ich bin geneigt, gegen ihn genau so höflich zu sein wie gegen einen Strassenpflasterer. Aber ich kann doch die monströse Ungerechtigkeit nicht vergessen, die in einem König konstituiert ist. Wird einer sagen: „Ich verstehe Sie, das sind so anarchistische Ideen, wie sie in der Luft liegen.“ Irrtum! Ich bin ein Mensch der Ordnung, den Gesetzen unterworfen, so unvollkommen die auch sein mögen. Ich bin immer zum Gehorsam bereit, zum Gehorsam, nicht zum Respekt! Denn das ist nicht das selbe. Brennt es wo, so helfe ich. Gibt es Krieg, so werde ich die Knöpfe meiner Uniform zählen statt der vernünftigen Gründe. Und einen Hauptmann grüssen, denn schliesslich, er lebt von seinen erlernten Beruf. Ein König aber scheint mir völlige Ordnungslosigkeit zu sein, sowohl in seiner Beziehung zu den andern Menschen wie zu sich selbst. Weil er nämlich als König geboren ist. Was würde man zu einem Kanzler von zwei Jahren sagen? Von einem Neugeborenen, der schon Dichter ist? Von einem Ingenieur in der Wiege? Alle diese Potenzen verdienen, selbst in grauen Haaren, nicht den gleichen Respekt: die einen arrivieren durch Intrigue, die andern aus Zufall, andere aus Verdienst. Aber schliesslich sind sie alle von unten aus gegangen. Aber der König? Es gibt keine guten Könige. An der

Saugflasche lutschen und schon respektiert sein; vom ersten Erscheinen der Vernunft an als Bestimmung haben, ein Volk zu repräsentieren; für dieses Metier gebildet werden; lesen, denken, urteilen, reisen, alles mögliche lernen mit dieser Perspektive vor den Augen; wissen, dass man der erste sein wird, selbst wenn man ehrlich daran arbeitet, dessen würdig zu sein, — alles das heisst: das Leben verkehrt sehen. Diese Dummheit der Kinder: ich werde General werden, — das ist wörtlich die Dummheit des Königsbabys. Dadurch wird der solideste Verstand verfälscht; werden alle Kenntnisse unnatürlich und unmenschlich; selbst die Bonhomie, selbst die Einfachheit haben so etwas Gefälschtes; das simpelste Gefühl ist von Hintergedanken vergiftet; alles wird Attitüde und Theater. Ein König ist überall fremd und allen fremd. Ein Mensch, der sich selbst gemacht hat, und wäre er der grosse Napoleon, hat menschliche Gedanken, weil er Mensch war. Er hat Erinnerungen an seine Jugend, ungekrönte Erinnerungen, hat eine wirkliche Erfahrung, eine freie Kindheit, etwas Naivität. Er hat ein Bad im menschlichen Leben genommen, ist ein Mensch. Der König ist kaum ein Mensch. Wir lachen einen Narren aus, der sich für einen Königssohn hält. Aber ein wirklicher Königssohn sein, — ist das vernünftiger, menschenwürdiger? Es ist derselbe Irr-Sinn, nur von Kämmerern zu einem schweren, unheilbaren Fall gemacht.

Bruder Alain

STILKUENSTLER

Siehe:

Es erschien ein Buch, welches die Oberlehrer zu loben, sehr zu loben, sich aufrichtig genötigt sahn. Dieses Buch maßte sich an, den Titel „Deutsche Stilkunst“ zu Recht zu führen.

Aber — Herr Eduard Engel hatte es geschrieben. Selbst der boshafte Kritiker, dem die Aufgabe zufiele, dieses Buch zu rezensieren, würde es nicht unterlassen können, anzuerkennen, daß Herr Eduard Engel außerordentlich fleißig gewesen ist. Fleißiger als der fleißigste Philologe; und das will schon etwas besagen. Und weiter, daß Herr Eduard Engel etwas kann, ja sogar sehr gut kann — nämlich: Zitieren. So führt er an: „Achtung vor der Sprache ist beinahe Moral. (Alexandre Vitet, ein Franzose.)“

Auf derselben Seite, die dieses schöne Zitat (es müßte nur das „beinahe“ fehlen) bringt, ruft Herr Eduard Engel aus: „Ja“ (ruft er aus) „ja, wenn Philologen wie Paul Heyse, Geibel, Hans Hoff-

mann uns ein Buch geschrieben hätten: Deutsche Sprache und Deutscher Stil!“

Ruft er aus. Tatsächlich.

Eine Seite weiter schreibt Herr Eduard Engel (welcher seinem Buch gemäß der beste Schreiber Deutschlands ist, denn er wirft nahezu allen heutigen und ehemaligen Dichtern und Schriftstellern unzählige Stilmankos vor, nur sich selbst nicht) den monumentalen Satz: „Dennoch, oder gerade darum, hat kein schlechter Schreiber . . .“ und so fort. Ja, ja, wenn noch dennoch und darum Gegensätze wären! Dann wäre Herr Eduard Engel kein „schlechter Schreiber“.

Nach Herrn Eduard Engel, diesem Drachen, der sich erlaubt, sich vor die Höhle der Deutschen Literatur zu legen, ist Alfred Kerr — man höre —: „einer dieser verunglückten Mezzofantis.“ Ja, ja, Herr Eduard Engel, Sie haben vollkommen recht! Nur mit der ganz, ganz kleinen Einschränkung: wenn Philologen wie Paul Heyse, Geibel, Hans Hoffmann uns ein Buch geschrieben hätten: Deutsche Sprache und Deutscher Stil! Und dann ist nicht zu vergessen: und, wenn diese Bücher maßgebend wären, oder es überhaupt sein könnten, für die Stilistik unserer Zeit! Wer unter uns ist so unverschämt zu sagen: So muß der Stil sein, so und nicht anders!? Ich frage: wer? Er verdiente, daß man ihm sämtliche Grammatiken und Poetik-Vorschriften seit dem seligen Aristoteles solange um die Ohren schlug, bis er seine schulmeisterliche Seele ausspuckte. Die Sprache ist so lebendig, wie Sie, Herr Eduard Engel, und läßt sich keine Kastration gefallen.

Wenn Herr Eduard Engel Alexandre Vitet, einen Franzosen, nur halbwegs verstanden hätte, dann hätte er wohl nie sein Buch geschrieben. Es heißt nämlich nicht nur: „Achtung vor der Sprache ist beinahe Moral“, sondern auch, zumal für den Kritiker: „Achtung vor der Sprache Anderer ist Moral“, Herr Eduard Engel!

Welcher Antiquar wird mir nun noch Herrn Eduard Engels „Deutsche Stilkunst“ zu einem Drittel des Einkaufspreises abnehmen?

Hans Leybold (München).

Ninon de Lenclos

Von Donat Wensickendorf

Das XVII. Jahrhundert brachte den philosophischen Atheismus und die Libertinage. Ninon de Lenclos und die ersten „Philosophen“ errichteten gemein-

schaftlich die hohe Schule der Revolution, aus der Voltaire hervorging, um dann in den letzten 25 Jahren seines Lebens ihre Führung zu übernehmen.

Man kann kein Libertiner sein, solange man ein Gläubiger ist. Man konnte es weniger denn je im XVII. Jahrhundert, das von den schwersten religiösen Krisen erschüttert wurde. Die Libertiner waren Religionsfeinde.

Im Temple wurden unter dem Vorsitz des Grand Prieur de Vendôme von den geistreichsten Männern der Zeit die animalischsten Orgien gefeiert; eine unfreiwillige Legion des Fortschritts begann die Arbeit der Revolution, indem sie den Adel demoralisierte und die Töchter des Volkes zu mehr als legitimen Fürstinnen erhob. Und deren Brüder, die emporgekommenen Abenteurer und die Genies, vereinigten ihre Empörteninbrunst mit dem starken Ekel deklassierter Herzöge; die ganze Fronde gegen das alte Regime, alle Lebenslust, die Gott und den König verdaut hatte, das ganze Abenteuer eines begierigen, aber tatenlosen Geschlechts flammte in den Bacchanalen auf, die so universal waren, wie Barbaren nie und nur unbeschäftigte Ideologen sie erfinden können. Gewaltmenschen wie Matha und Frontaille stürzten sich mit erhobenem Degen auf ein Kruzifix und schrien: Der Feind! — aber das war noch XVI. Jahrhundert; an die Stelle solch bärbeißigen Humors war das Lächeln Saint-Evremons getreten, der sich um die Reize der Küche und der Liebe und um die Wohltaten der Freundschaft mit der Sorgfalt eines philosophischen Geistes bemühte. Die Jansenisten und die Jesuiten verloren die letzten Schlachten des geistlichen Frankreichs, leidenschaftlich dem Abstrakten zugewandte Gemüter grämten sich zu Tode, aber Ninon liebte. Sie brauchte nur ihre Brust zu entblößen, um alle Aufrichtigen davon zu überzeugen, daß der Verzicht auf den Genuß in Wahrheit eine schwere Sünde sei. So einfach war ihre Mission. Die ungeheuern Wirkungen, die sie ausübte, rühren lediglich daher, daß sie ganz schlicht und unbedenklich ihr Leben mit Lieben verbrachte. Sie war einfach wie ein Held. In den Armen eines gewaltigen Kriegshelden empfand sie ganz soviel und nicht mehr, als ihr ängstlich entzückter Ausruf sagte: O, monsieur, comme vous êtes fort! Sie komplizierte die Liebe nicht. Geist, Schönheit, der Reiz eines Organs, Kraft, die Schmiegsamkeit eines Gangs genügten, um ihr die kurze oder lange Jahreszeit einer neuen Liebe zu eröffnen. Sie ging hindurch, wie eine schöne und kluge Frau durch eine von gutem Wind und heißer Sonne, von Regen, Düften und Stürmen

bewegte Landschaft geht. Sie kannte nicht die rechtgläubigen Rankünen ihrer Schwestern am Hof; von keinerlei empfindsamen Psychologien getrübt, bot sie sich frisch und mit den aufrichtigsten, immer aufnahmefähigen Sinnen dem Leben dar; ein schönes Tier, eine Pflanze ist nicht besser als sie. Und das Leben schmückte sie mit der guten Schönheit der Liebe, die von der romantischen Leidenschaft einer späteren Generation verunstaltet und in Qual verwandelt wurde. . . . Starb nicht Madame du Deffand nach einem berühmten Leben der Wollust in düsterer Trostlosigkeit, weil sie, fast siebzug-jährig und erblindet, die Liebe erfuhr, die das Herz zerstört?

Ninon ist groß. Sie war mehr als die vollendete Geliebte zweier Generationen. Sie bewegte die Zeit. Mit ihrem Beispiel allein wirkte sie ebenso destruktiv wie irgend einer der Männer, die mit ihrem bewußten Zerstörerwerk die Revolution vorbereitet haben.

Nach ihrem Tod ergriff ihre Welt der furchtbare Spleen, die Langeweile, welche die Liebe ernüchterte und aus den erschlaferten Nerven das Sentiment hervorkitzelte; die Begierde kam auf das leidenschaftliche Pathos, das dann, unversehens, diese verwirrte und verzweifelte Welt auseinandersprengte. . . . Ueber den Trümmern, im Glanz einer goldenen Feuersbrunst, worin die bunten Farben des Karnevals wirbeln, schwebt ihr fleckenloses, ihr vollkommenes Bild. —

Martin Beradt

Von Paul Mayer

„Denken ist Sehen“, Balzac.

Dieses Dichters Begabung verschmäht es, das Leben zur Grotteske zu vergewaltigen oder in Stilisierung verblässen zu lassen. Denn sie ist ihrer selbst sicher wie der erdgebundene Antäus der eigenen Kraft. Hier erbettelt keine auf Wirkungen fahndende Phantasie von den Dingen, was sie doch nicht geben können. Deshalb gibt sich das Leben dieser Kunst hin wie eine schöne Frau dem reifen Bezwingler: bewußt und doch berauscht.

Schopenhauer meint: „Wirklich liegt alle Wahrheit und Weisheit zuletzt in der Anschauung.“ Ohne den erkenntnis-theoretischen Wert dieser Behauptung zu untersuchen, darf man sie wohl als Schlüssel zu den Toren der epischen Kunst betrachten. Sage mir was du siehst, und ich will dir sagen, was du bist. Sage mir wie du siehst, und ich will dir sagen, ob du ein Künstler bist. Die Redensart, daß im Auge die Seele wohne, ist schon mehr als eine lyrische Ba-

nalität. Die Artmerkmale und vielleicht auch die Rangunterschiede zwischen verschiedenen Epikern sind vielleicht irgendwie bedingt von optischen Gesetzen. Was unterscheidet schließlich den Chroniqueur der Sperlingsgasse vom Troubadour der Herzogin von Assy? Weil jeder von ihnen sich eine andere Brille der Seele geschliffen hat, sieht Raabe die Warzen und Winzigkeiten und Heinrich Mann die Wunden und Wunder der Welt.

Aber Beradt sieht nur mit den bloßen, seltsam be-seelten Augen und seine Wimpern halten viel „vom goldenen Ueberfluß“ und mehr noch von der grauen Kargheit des Seins. Wie alle Menschen, die im Lande der Seele weit herumgereist sind, ist auch er schamhaft in der Mitteilung des Geschauten; und wie ein ergrauter Richter — des Pilatus gedenkend — das Urteil verzögert, so vermeidet auch Beradt den befreienden oder verdammenden Wahrspruch über seine Gestalten. Dagegen eignet ihm nichts von der kaltschnauzigen „Objektivität“, die viele noch immer für den Befähigungsnachweis realistischer Meisterschaft halten, wobei sie vergessen, daß ein entstelltes Gesicht immer noch mehr aussagt, als eine Maske, die allen und keinem paßt. Bei Beradt weiß man immer, wo seine Sympathien ankern. Aber die Liebe macht ihm allwissend; daß die Liebe blind macht, mag für die Einfältigen im Geiste allenfalls zutreffend sein. Entdeckungsfahrten nach stofflichem „Neuland“ hat Beradt nie unternommen, das ist überhaupt mehr für Corsaren der Kunst. Gerade in unsern Tagen wird auf angeblich jungfräulichen Gefilden Raubbau von den Vielzugeschäftigen getrieben. Der Dilettant erfindet, der Dichter findet. Beradt hat in „Go“ einen frühzeitig abgebrochenen Entwicklungsroman geschrieben, in „Eheleute“ Ursachen und Folgen eines Ehebruchs bloßgelegt und in seinem letzten Buch: „Das Kind“ den marterreichen Werdegang eines Dienstmädchens nachgezeichnet. Plump ausgedrückt: er hat nur solche Stoffkreise gewählt, die seit Jahrzehnten im Kon-dominium ungezählter Könner und Nichtkönner zwischen Maas und Memel stehen. Aber hier hat er auch das Letzte gegeben, denn das Senkblei, das er in die Seelen leitet, reicht tiefer, als das der andern; seine Lotungsversuche sind wirklich bis auf den Grund des Ewig-Menschlichen gekommen. In andern Händen wäre „Go“ ein gar rührsames Melodrama vom Leben und Sterben eines Knaben geworden, oder bestenfalls eine sexualpsychologische Studie mit artistischem Aufputz. Beradts „Go“ ist beseelend wie ein Frühlingslied und durchbohrend wie ein Schmerzensschrei. Dies Buch ist ein Garten,

in dem jeder Weg zu einer Schönheit führt oder zu einer Erkenntnis. Dies Buch ist ein Brunnen, der bis zum arabeskenreichen Rand mit Blut gefüllt ist. Daneben erscheinen die meisten andern „Entwicklungsromane“ wie rötlich gefärbte Limonade. Hier zerbricht ein Knabe nicht an mangelnder Begabung für Gymnasialmathematik, sondern an der bloßen Berührung mit all jenen Beglückungen und Brutalitäten, die wir zusammenfassend das Leben nennen. Die blasse Mutter des ängstlichen „Go“ spielt mit den aufgetragenen Kleidern des Kindes, bis sie das so konservierte Abbild des Sohnes mehr liebt als den lebendigen „Go“. Sie kennt ihren Sohn gar nicht, nur seinen Schatten liebkost sie oder vielleicht nur die eigene Sehnsucht. Aus dem Wesen des Dargestellten ist hier ein Symbol aufgewachsen wie eine Feldblume, nicht künstlich hineingetragen oder klügelnd komponiert wie in den Dramen der Ibsenepigonen. Der Roman „Go“ war ein Erstlingswerk. Wenn künstlerisches Gottesgnadentum und Popularität nicht wie Parallelen aneinander vorbeiliefen, die sich nie und nirgends schneiden, dann wäre diesem Kunstwerk immerhin die Teilnahme sicher gewesen, die man der Metropolrevue in den Kreisen von „Besitz und Bildung“ nicht zu versagen pflegt.

Vauvenargues, der Gegner Voltaires, hat den bitteren Satz hinterlassen: „Die Größe des Menschen zeigt sich darin, daß er sich den Dingen fügt, die er nicht zu unterwerfen vermag.“ Die Erinnerung an diesen Spruch gleitet wie ein Leitmotiv durch den Roman „Eheleute“, durch die Träume, die Torheiten, die Enttäuschungen der Susanne Anschütz, die später Susanne Stern hieß, dann den wohlklingenden Namen Livland führte und zuletzt doch wieder den Namen Susanne Stern. Dies Buch ist sachlich wie ein Aktenauszug und blühend wie eine Legende. Es spielt unter Menschen, die dem Volke angehören, das in irgendeinem geheimen Sinne „ausgewählt“ ist, dessen südländische Nerven dem immerhin geruhigen Tempo europäischen Empfindens glühendere Rhythmen verschmelzen. Diese Menschen sind geistiger als die andern und doch sinnlicher, auf alle Reize reagierender und doch fatalistischer gegenüber dem Tatsachenkonglomerat, das man etwas großspurig Schicksal nennt. Aus Millionen feiner Fäden hat Beradt den wundervollen Teppich dieses Romans gewirkt. Nichts ist vergessen: neben dem glutdunklen Blutfleck glänzt der schmatzige Fettfleck. Nachdem Susanne ihren Eltern die „Eheirung“ gestanden, heißt es folgendermaßen: „Susanne hörte ihren Vater weinen. Sie merkte, wie er sich be-

zwingen wollte und es nicht ging. Da schritt sie auf das Sopha, nahm ihre Hände vor das Gesicht und weinte auch. Seinen alten Vater über sich weinen hören, das war das schlimmste, das war schlimmer als ein Kind verlieren müssen. Und immer weiter weinte sie, sie weinte sich die Hände, die Ringe, das Taschentuch naß, bis sie einfach den Ärmel ihres Kleides gegen die Augen drückte. Aber Mama, die wieder hereintrat, konnte das nicht mit ansehen, daß sie das schöne Leinenkleid zu schanden machte, und holte ein Taschentuch nach vorn.“

„Go“ war der Höllensturz einer Kindheit, „Eheleute“ das Purgatorio einer Liebe, „Das Kind“ ist die Himmelfahrt einer Mutter. Eines Weibes Wesen wächst hier aus der Wurzel des Triebes, aus dem Chaos imaginärer Wehen und Wirren entsteigt das heilige Bild einer Närrin in matre. Die Madonna wandelt wieder auf Erden in Gestalt der Anna Lasius, eines verkümmerten Dienstmädchens. Realitäten wirken hier wie Visionen, und Visionen wie Realitäten. Ein Zauberstab schafft aus den Wüsten des Unbewußten die Gärten wissender Gnade. Aus den entlegensten Grotten der Seele raubt Beradt die Grale der Erkenntnis, aus Verzerrungen und Verklärungen gestaltet ein Dichter die Synthese des ewigwerdenden Seins.

Beradt ist Jurist. Wie die Edelsten seines Berufes leidet er unter dem Verhängnis, daß das Recht meistens die Sanktion des Gestrigen ist und mithin zur Legalisierung des Unrechts wird. Aber er hat aus seinem Gram seinen Groll gemacht. Er ist einer der vornehmsten Kämpfer gegen den mumienhaften Begriffsfetischismus der juristischen Scholastik, gegen die Formalisierung der Lebenstatbestände von Anno Dazumal. Ein Humanist mit sozialem Tiefblick reiht sich in die Front der Rebellen.

Beradt hat einige Novellen geschrieben, an denen nicht nur der Ausländer Deutsch lernen sollte. In „Troll“ und im „Neurastheniker“ gibt es kaum eine Wortverbindung, die nicht in Zuchtwahl erzeugt wäre. Der Passionsweg des Schaffenden ist zur via Triumphalis des reinen Könners geworden.

Balzac, der wie Atlas die moderne Epik auf seinen Riesenschultern trägt, hat sein künstlerisches Ideal in die Formel gegossen: „Es kommt nicht darauf an, die Natur zu kopieren, sondern sie auszudrücken.“ Diesem letzten Ziele ist Beradt nahegekommen, denn er ist wirklich „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt.“

EINE PAGENLIEBE

Da ich dich fand,
 Als ich den endlosen Kreuzgang ging in bleichem
 Schläfe und die roten Geißeln der Leblosen
 hinter mir,
 Da wars, daß ich aufschrie und meine Stimme die
 mohngetränkten Fesseln zerbrach,
 Und die schmeichelnden Schlingen, die mich hin-
 überriefen;
 Die blanken Lieder perlten vom Grunde der Becher.
 Doch die Maske muß ich tragen, die aus demselben
 Stoff gemacht ist,
 Wie sie Pagen gerne tragen, in den Gärten,
 Die noch zu jung sind,
 Denen der Degen mit dem zischenden Blut noch
 einen aufleuchtenden Namen aus dem Herzen
 reißt,
 Eh sie verlöschen,
 Doch wir dürfen unsre Lieder nicht leben, die andren
 begaffen sie,
 Und sie sterben wie Perlen, die in den Kästen
 ruhn,
 So wandre ich weiter, aber mit mir
 Geht ewig das Lächeln das in deinen Kleidern wohnt.
 Hellmuth Wetzel.

PRAELUDIUM

Nicht für die Götter, seit lange tot,
 Setzen wir die Flöte an.
 Schwenken wir die messian'schen
 Weihrauchfässer in die Luft.
 Diese Stille hinter den Portalen
 Mit dem Leben als Gegensatz!
 Der Weihrauch hat wahrhaftig Farben
 Und Ruhe, wie ein Traum, der losch.
 O diese Orgeln haben oft Klänge,
 Wie Zeiten, die sich überlebt!
 Alexandre Mercereau
 Deutsch von Hermann Hendrich.

AUF DIE LASKER

Hängende Gärten leuchtender Blumenseelen
 mit Märchentieren
 unter dem blauen Gezelt
 einer arabischen Nacht
 voll bleich zitternder Sterne.
 Duft nach Weihrauch und Myrrhe.
 Ferne
 und heiß heilig sacht
 summen in Traumwelt
 verloren lockend Verführen
 blutrot klingende Lippen heimlicher Kehlen. —
 Und du . . .

schwarzhaargleißende
 junglinggeschmeidige
 nachtfackeläugige
 bronzene Königin
 Semiramis. . .

Oskar Kanehl.

FABEL

Auf den Zeh'n von Baum zu Baum
 Hängt der Dichter seinen Traum,
 Wo, was grad das Kind benetzt
 Wird den Lüften ausgesetzt,
 Und der Wind der dorther flog
 Sprach: wieviel riecht analog.

Alexander Bessmertny

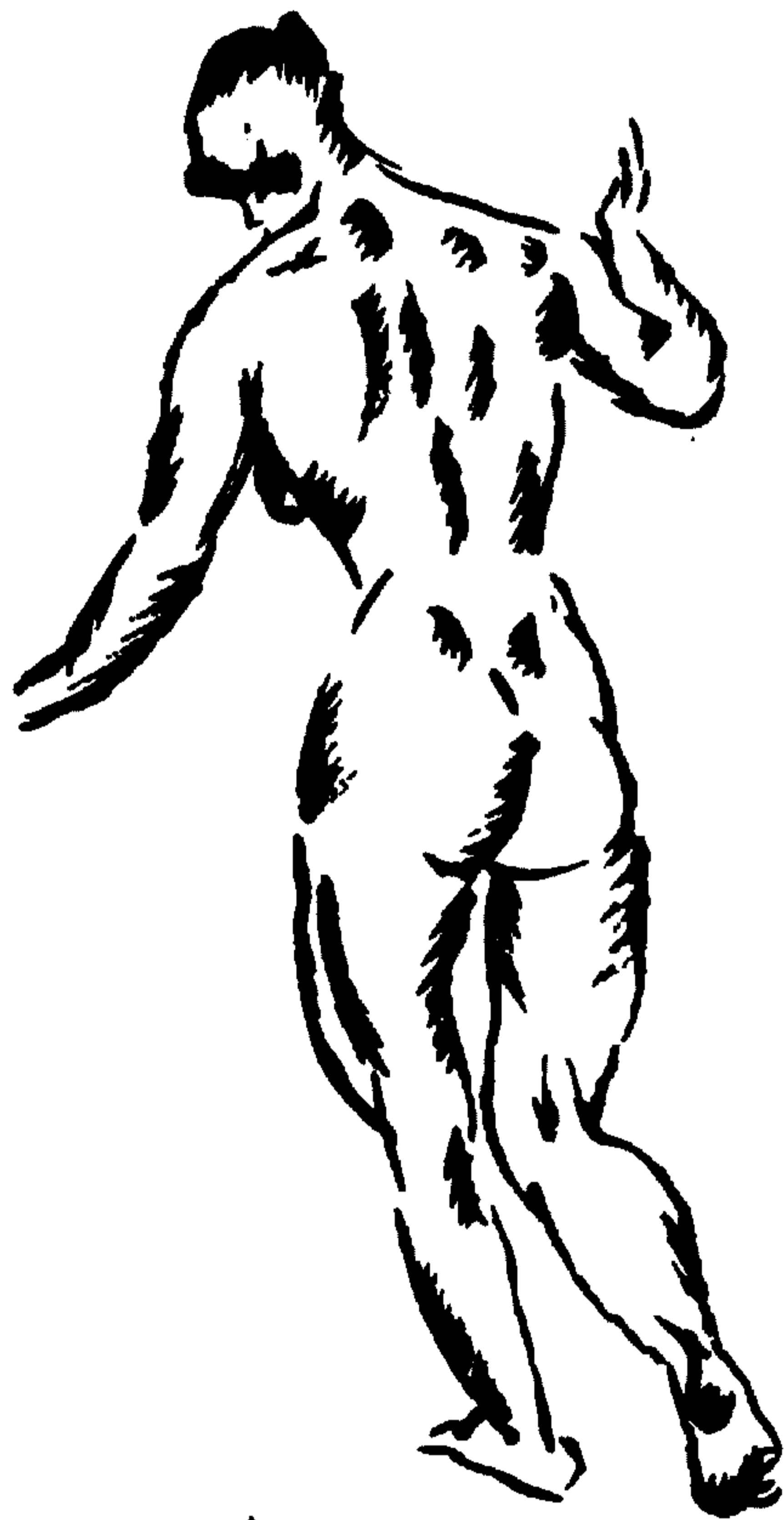
Wenn ich mein Hemd fallen lasse

Zweiter moralisch-ästhetischer Brief eines Kaffern
 an seinen Bruder.

Von Franz Vallentin.

Lieber Jumbo,
 da dein Europakoller sich doch nur mit einer gründ-
 lichen Auskunft zufrieden gibt, so sollst du meine
 Meinung erfahren. Also Deutschland. Daß Krank-
 heit Begünstigung untergeordneter Tendenzen ist,
 die in einem Organismus mitzuwirken haben weißt
 du. Handelt es sich um deinen eigenen, so wird
 dein Verhalten gegen die Krankheit zeigen, wieviel
 du von deiner Sterblichkeit noch erwartest. Mein
 Haß richtet sich gegen das, was Stillstand ohne
 Schönheit will. Meine Liebe auf das, was eine alte
 Schönheit bewahrt oder sich verbessern will, sei
 es auch durch Häßlichkeit. Mein Abscheu erzeugt
 das, was geräuschvoll ist ohne aufrichtige Lebendig-
 keit. Romanischer Lärm ist kindlich übertriebene
 Vitalität, amerikanischer Lärm ist sentimental ge-
 trommelte Utilität. Deutscher Lärm ist amerikanisch-
 romanische Philistrosität. Um diese Krankheit
 handelt es sich in Deutschland, und sie ist so ge-
 fährlich, daß die Pest manche Aehnlichkeit mit ihr
 hat. Der Moralist nennt unsittlich, was gegen die
 gemeinsamen ethischen Vorstellungen einer Gesell-
 schaft anläuft. Das internationale Menschengefühl
 erkennt eine Gesellschaft als krank, wenn sie bereits
 überwundene und nunmehr unteren Schichten ange-
 hörende Empfindungsweisen auf die Fahne der
 ganzen Nation schreibt.

Ehrlicher Kaffer Jumbo, frage einen Deutschen von
 obligater Bildung nach Balzac und nach Pathé Frères.
 Er wird dir das ganze Repertoire des französischen
 Schundes herzhählen und sich den Mund dabei



HARTA

F. A. HARTA (Paris) AKTSTUDIE

wischen. Aber von der Kraft französischen Geistes wird er so wenig wissen wie die Spatzen vom Duft des Oetreides, wenn es ihnen als Gassenkot zur Speise dient. — Frage einen Deutschen von obligater Bildung nach Walt Withman und nach den Erzeugnissen amerikanischer Film-Companies. Er wird die im Film wiedergeborene Romantik amerikanischer Großmütter entzückend finden und von dem neuzeitlichen Menschentum der „Grashalme“ keine Ahnung haben. Er wird überall verzerrte Lebensaspekte zu melden wissen und über aufrichtig gestaltende Energie die Achsel zucken. Und nun willst du, ehrlicher Kaffer Jumbo, nach Europa kommen, damit dir ein so unerhörter Betrug angetan wird, wie dieser, gegen den es keine Waffe gibt. Denke dir Folgendes:

Ich gehe durch die Straßen. Das Leben tost mit Millionen Schicksalen um mich, in mir und ich in ihm. Ich sehe von weitem einen Tempel. Ich beschleunige meine Schritte. Denn ich liebe Andacht sehr und bin auch ein bischen neugierig. . . Das Haus ist wirklich ein Tempel. Seine Mauerflächen sind schlicht und streng, sein Schmuck ist geheimnisvoll und mit Zurückhaltung einladend. Da darf ich nicht vorübergehen. Ich trete ein. „Ah, sage ich, das Geld hat doch einen Sinn, wenn es dem Gottesdienst des Menschen ein so weihvolles Plätzchen schafft. Hier also werde ich eine Mysterienfeier des modernen Menschen erleben. Die Größe oder Kleinheit des Daseins wird sich vor mir in seiner reifsten Nacktheit auftun. Was mich in alle Windrichtungen gestreut hat, wird hier von höchster menschlicher Erkenntnis versammelt und geweiht. Schwächlichkeit wird aufgemuntert, die Achtung von menschlichen Kräften gewachsen sein, und Ueberhebung durch den Totalanblick des Lebens gewaltig niedergeworfen. Und ich werde hinausgehen als einer, dem das Leben leichter geworden ist oder schöner, erhabener, freundlicher, größer.“ — So harre ich mit den berechtigten Gefühlen eines, der im Tempel sitzt. Was geschieht? Ich traue meinen Augen nicht! Auch in diesem Tempel nichts als die mir bekannte deutsche romanisch-amerikanische Philistrosität. Banale Witzchen, witzlose Banalitäten, photographische Mätzchen, die eine technische Kunst sind, aber keine künstlerische Technik. Selbst in den gesteigerten Sphären der Erotik ausschließlich die Phantasie der Köchin Rieke und ihres Gardisten Bumke, die sich nur verschieden kostümiert durch alle Klassen der dargestellten Gesellschaft auftut. Annoncen-Aquisiteure vertreten die Betriebsamkeit des menschlichen Geistes. Die Würde des Menschen trägt einen Har-

burger Kamm bei sich, um sich von Zeit zu Zeit den schönen Vollbart auszukämmen. Lebensangst erscheint in dem Symbol wogender Mädchenbrüstchen, die von sichtlich reizvollem Herzklopfen gezwungen werden, sich von einem unedlen Wüterich zu einem wütenden Edlen zu flüchten. Und wenn Nero den Brand Roms mit einem schlechten Gesang begleitet, weil seine Lebensgier keiner Form fähig ist, so sehen wir nicht in die Seele eines verbrecherischen Cäsaren, der in dem Gipfel seiner Untaten den Gipfel seiner Räusche findet — sondern wir sehen in die Seele eines italienischen Schauspielers von Metier und nicht gerade genialer Begabung, und in die Geschicklichkeit eines Regisseurs, der die Flammen um vieles besser spielen läßt als seine Schauspieler.

Und dazu müssen Tempel gebaut werden und Paläste!

Du wirst begreifen, ehrlicher Kaffer Jumbo, daß ich mich erschreckt zu meinem Nachbar wende und sage: „Um Gotteswillen! Was ist das hier! Wie darf man in einem Gottes Hause die bürgerlichen Sehnsuchtsträume talentloser Kokotten befriedigen wollen!? Wie dürfen Formen, welche seit Anbeginn menschlicher Historie der Heiligungstrieb seiner Lebensandacht schuf, dazu dienen, das Leben zu entgeisten!“ — „Tja, wenn Sie die Wirklichkeit nicht sehen wollen, können Sie ja raus gehen! Die Wirklichkeit ist mal nun nicht anders, mein Lieber!“ „Was“, sage ich, „die Wirklichkeit! Sie unterstehen sich, dieses irgend eine Art von Wirklichkeit zu nennen? Diese Wirklichkeit der Dienstbotenseelen, die nie dürfen und immer möchten!? Ich habe das nicht nötig, mein Herr! Ich lebe. Ich lasse mir das nicht gefallen! Dieses Haus ist eine Vorspiegelfung falscher Tatsachen, die im bürgerlichen Leben sonst bestraft zu werden pflegt! Ich bin hier, um die Gemeinheit nicht mit dem Schwanz einer Angelschnur für den Zuschauer, noch mit dem moralischen Podex der Tugend geschmückt zu sehen. Ich will hier nicht Anblicke, sondern Einblicke. Ich will nicht gaffen, sondern schauen. Ich bin hier, um in Schicksalen den Sinn des Menschen zu finden. Das Menschliche suche ich hier! Verstehen Sie! Glauben Sie etwa, weil es menschlich ist, sich die Puffsadern zu öffnen, darum sei es auch menschlich, das Mechanische dieser Prozedur auf der epischen Breite dieser Wandfläche ad oculos zu demonstrieren? Verstehen Sie immer noch nicht, daß sich kein Kaffer, der ein Gentleman gegen Sie ist, das gefallen läßt! Weil es lächerlich oder geistlos erscheint, oder weil es viel gemeiner beabsichtigt ist, als es die Handlung selbst ohne weiteres aussagt. Sie wollen jetzt Ihre

Betrügereien einem wachenden Kunstbewußtsein verstecken. Sie entschulpfen das Kino der Gegenwart durchaus nicht mit dem Dreck aller Vergangenheit und Zukunft. Das Werden einer Sache wird nie durch Unaufrichtigkeit, wohl aber durch ehrliches Irren sanktioniert. Das Kino hat sich noch nie geirrt. Es bedient die Plebs jeden Standes mit Geschick. Auch so etwas muß es geben! Aber Tempel?! Das geht nicht! Das wird nicht erlaubt!! Die Kompliziertheit Ihrer Unaufrichtigkeiten, mein Herr, wächst, das ist Ihr Fortschritt. Was Sie den Gewinn an literarischen Werten nennen, ist nichts als die Ausbildungstechnik diffiziler Verlogenheiten. Geben Sie Acht! Wenn Nero in dem literarischen Kinostück „Quo vadis“ den Daumen bodenwärts richtet und wir nichts weiter sehen würden als diese Handstellung, so erleben wir im selben Augenblick den unsichtbaren Vorgang auf der Arena unten. Wir haben die Idee der Grausamkeit erfaßt, daß die Existenz eines Wesens von der Bewegung eines Fingers und der Laune eines Verbrechers abhängen kann. Der Tod des unterlegenen Gladiators in der Arena wird nur solange zum Symbol dieses Gedankens, wie er durch die Haltung der Nagelspitze Neros ausgedrückt wird. Rutscht das Schwert vor unsern Augen in die Brust des Opfers, so bellt ein hündischer Instinkt aus dieser Anschauung. Dies wird uns in einem besondern Bild für sich allein gezeigt. Die Sinnfälligkeit wird zum Tod der Sinnbildlichkeit. Es lohnt sich schon, Ihnen zu beweisen, wo Sie noch geschickter schwindeln lernen müssen. Geben Sie Acht! Sie führen hier ein Drama vor, das an den Menschen die Frage stellt: „Wohin gehst du?“ Die Idee des Dichters war, aus einem Gesellschaftsbrande die Besinnung des Menschen auf sein schlichtestes Menschentum erstehen zu lassen. Wollen Sie mir jetzt sagen: Was beklatschen Sie hier? Daß dem Gladiator vor Ihren Augen das Schwert in die Brust rutscht? Oder daß einige ehrliche Kaffern, die sich damals Christen nannten, von Ekel vor der Gesellschaft ergriffen, sich zu einer andächtigen heimlichen Gemeinde versammelt, die für den Glauben sterben kann, daß der Mensch den Menschen über alles liebt. Wenn Sadismus eine gesteigerte Vitalität darstellt, so verlange ich, daß er sich ohne lügenhafte Erlaubnisscheine präsentiert, die er sich von den heiligsten Narrheiten der Menschheit borgt. In einem Stierkampf von Goya wird die lustvollste Grausamkeit von der geistvollsten Sinnlichkeit erfaßt. In dem Bilde eines Geschlechts-wut schraubenden Paares identifiziert sich die Sinnlichkeit des Künstlers mit seiner Kritik an der Wirklichkeit. Das ist menschliche und künstlerische Höhe.

Und ein Millimeter Goya ist ewig, während ein Erdball voll Films ein Müllkasten ist, in dem sich, wie in allen Abfallgruben, Spuren einer geistigen Menschheit finden lassen.“

Mit dem Ausruf: „Es lebe das Kino der Zukunft“ kratzt hier alles die Gedärme verwester und lebender großer Tiere aus. Solltest du Lust haben, lieber Jumbo, dich daran zu beteiligen, so komm! Ich erlaube dir, Geld zu verdienen, soviel du willst und kannst. Spüre ich aber Angelegenheiten deiner Verdauung einmal in einem Tempel, so hat deine letzte Stunde geschlagen — — so wahr wir Kaffernbrüder sind. Das merke dir! — — —

Der Einsame

Ein Fragment von Kasimir Edschmid

Er hatte lange heut gearbeitet, aber die Augen hatten — seltsam — oft durch das Fenster das Firmament gesucht.

Er ging mit einem starken Schritt durch die Gärten. Jasmin roch und Geißblatt. Den Abend bedrohten zerkrüllte Wolken, die den östlichen Horizont zerschnitten. In den dämmernden Villen blätzen Klaviere auf. Eine alte französische Gavotte schlang sich über die Straße und über einer Buche erschloß sich ein erster Stern. Schon viele Leute kamen aus der Landschaft zurück. Viele weiße Kleider schoben sich überall vor das Grün, glänzten matt über den gelblichen Wegen.

Er schritt, heftig ausholend, an einer langen Mauer hin, die das Feld begrenzte. Täubender Ruch von Heu quoll an ihm heran, schlug sich an die Mauer und fiel an ihn zurück. Es ward still. Wenige Geräusche, die abgedämpft heranfließen, nisteten sich mit ihrem leichten Rhythmus in den weichen Abend ein.

An der Brücke stand ein Paar. Der Mann hatte seinen Arm mit einer eigentümlichen Drehung über ihren Nacken gelegt.

Er erfaßte es rasch und gleichgültig.

Dann schritt er an der Kante eines Fichtengehölzes vorbei. Den ganzen Saum bedeckten Hollunderbüsche, deren weiße Blütenteller im Wind vibrierten, und als er ihren vanillenen Duft langsam prüfend einsog, überfiel ihn grausam und rüttelnd der Gedanke an Maria-Dollori, die er besessen und deren heißen Atem er so zwingend über seinem Gesicht spürte, daß ihm das Blut dunkel hineinstieg und seine Hände zu brennen angingen.

Er schüttelte sich. Auf der Landstraße drüben verpulsten, manchmal hell emporgehoben ... dann verschwommen, die Explosionen eines Motors. Wie eine tönende Linie strich er über die Gegend.

Plötzlich sah er quer über das breite Feld jemand herankommen. Genau erkannte er nichts. Die Silhouette schob sich scharf hervor. Die Person kam näher. Er sah daß es eine Frau war. Das saftige frische Korn peitschte ihr gegen die Hüften und schlug hinter ihr zusammen. Sie trug ein sehr grünes Kleid, das glitzerte. Sie stürzte, strauchelte, ließ heftiger. Die Arme hielt sie hoch auf, als wehre sie etwas, das von oben komme. Einige Mal stieß sie die Fäuste vor. Mit einem wütenden Ruck. Der Hut war ihr nach hinten gefallen, schwarze Massen Haare bäumten sich heraus.

Sie kam näher. Wieder fiel sie beinahe. Trockenes Keuchen pfiff aus ihrem Mund. Er machte einige Schritte vorwärts, als sie beinahe stürzte. Dabei empfand er peinlich, daß er in das junge Korn trat. Langsam ging er zurück. Sie sah ihn nicht. Sie war von feinem Wuchs. Niemand war nahe. Sie lief dicht an ihm vorbei. Er war stehen geblieben. Als brenne eine Flamme an ihm vorbei, war ihm. Da drehte sie, bog und brach ohne einen Laut an seiner Brust zusammen. Ihre Arme zwangen seinen Kopf an ihr Haar. Dann wuchs sie rasch an ihm in die Höhe. Er fühlte ihre Brust an seiner schleifend aufsteigen. Ihr lechzender Mund spannte sich um seinen, klebte sich auf ihn. Wie zwei saugende Bänder klebten ihre trockenen Lippen an seinem Mund.

Verwirrt heftete er seinen Blick an den Himmel, fühlte, wie er irr an den Wolken tanzte, zwang ihn mit großer Anstrengung zurück und schloß die Augen. Als er sie öffnete, sah er eine Gemme von hellstem Bernstein über dem berausenden Grün des Kleides an ihrem Hals.

Dann riß sie sich los und brach in die Hollunderbüsche.

Er folgte ihr nicht.

Mühsam suchte er ein paar Schritte zu gehen. Noch war er betäubt. Er fühlte kein Glied. Mit den Händen fuhr er durch das Haar und hatte gleich darauf wieder die Empfindung, er habe keinen Kopf, nur ein Gefühl von Leere und Müdigkeit. Er sank auf eine Bank.

Er dachte an ihren Kuß, er dachte nicht an die Zusammenhänge, spürte nur, wie das Gefühl, als liege eine schmale eiserne Schnalle auf seinen Lippen, hinschmolz und eine brennende überheiße Empfindung sie preßte.

Nun zwang er sich, den Weg hinunterzuschauen, ob die Fremde da noch einmal auftauche, aber das Brennen wuchs und er mußte an Mariöchu denken, die ihm in Sevilla geliebt hatte und deren letzter und überhasteter und übervollgepreßter Kuß diesem so ähnlich war. Wie schön war Mariöchu an dem letzten Abend. Er dachte nur noch an sie. Ihre Hüften glänzten heftig auf in den Windungen ihres Tanzes. Das zuckende Schwellen der Schenkel entzündete die Luft. Alle Männer hingen mit blitzschnellen Bewegungen der Köpfe an ihren wechselnden Positionen. Bei jeder langsameren Cadence fuhr sie mit ihrem Auge triumphierend und sehnsüchtig auf ihn. Wahnsinnig schrillten die Schellen an ihren Gelenken. Und in ihrer wütendsten Extase brach der Kerl, den er nicht kannte, mit der platten Nase hervor und warf — die Luft surrte pfeifend und blitzschnell auf — ein breitschillerndes Messer in ihren Leib.

Sie stand noch ohne zu fallen ganz erstaunt eine Weile.

!Pse! Dirne ... brüllte der Plattnasige. Geifer rann aus seinem Mund. Immer noch stand Mariöchu, schlank und glänzend auf der Wiese. Dann flüsterte sie wie betend: Maria purissima: und war gleich tot. — — —

Ein Mann ging vorüber. Heu roch stark.

Niemals im Leben, das wußte er, hatte er diese Frau gesehen. Aber ihr Kuß lag auf seinem Mund wie eine Wunde. Langsam ging er zurück. Zwischen zwei Pappeln hing schon eine Fahne von Sternen. Aus den Wäldern kam Gesang als von Kindern. Niemals im Leben, schwor er, hatte er diese Frau gesehen.

Als er über die Mauern des Parks die Spitzen einer Gruppe Tannen wie Glasuren auf Rosavasen in dem schmalen Dämmerrot des letzten Abendhimmels stehen sah, und langsam ein dunkeler Wind über seine Stirn fuhr, überfiel ihn eine große Traurigkeit. Schwer fing er an zu weinen. Die Wolken hatten sich verloren. Sterne waren überdeutlich überall. Er dachte an die fremde Frau, die ihn so seltsam geküßt hatte, und fühlte sich elend und ungehört. Er dachte nicht, daß ihr Benehmen zu verwirrend, ihr Kuß irrsinnig, in ihren Augen Wahnsinn und Verzweiflung gewesen sei.

Alles dies schrien ihm eben gering.

Seine Seele fühlte sich dunkel betrübt und leer und tiefe Traurigkeit umstand ihn immer mehr. Seine Tränen hörten auf, als er sein Haus sah. Der Diener hatte die Lichter angedreht, die durch die Scheiben

wie Pfeile auf ihm einfuhren. Er fühlte sich plötzlich sehr müd. Als er den Garten durchschritt und an das leere Glück seiner verlassenen Bücher dachte, mußte er starr lächeln. Gleichzeitig sah er etwas auf der Treppe kauern. Eine merkwürdige Erregung packte ihn, er ging darauf zu und streckte eine Hand vor. Da löste sich der Klumpen, und er sah, wie eine Katze gemächlich das Geländer herabglitt, deren schwerer und voller Schweif wie mit Funken besprüht war.

Er ward nun so müde, als die Erregung so plötzlich in ihn zurückströmte, daß er sich auf die Steinbank setzte und dem Fall des Springbrunnens achtsam und begierig lauschte. Weiter dachte er nichts.

Plötzlich sah er ganz oben auf der Treppe einen dunklen Umriss stehn. Wahnsinnig erschrocken, wie aufgekretzte Vögel, jagten seine Blutströme in die Höhe, stachen ihn spitz und rasch in die Kehle. Er war gelähmt.

Dann warf er das Licht der elektrischen Lampe hinauf. Es schloß sich um die Frau mit dem grünen Kleid, die ganz ruhig oben stand. Ihre Augen stachen nicht mehr. Das Medaillon blinkte mild. Eine dicke Strähne Haar lag über ihrem Ohr.

Niemals im Leben habe ich diese Frau schon gesehen, dachte er. Als sie aber den Kopf ein wenig wie zum Winke hob, stieg er erwartungsvoll und das Gesicht von knabenhafter Röte sanft erregt, die Stufen hinauf.

Literarische Neuerscheinungen

ARNOLD LOHR'S ZIGEUNERFAHRT, Roman von Heinrich Ernst Kromer (Verlag Rütten & Loening, Frankfurt a. M.).

Der Verfasser, der gern etwas gottfriedkellert, zeigt das Bestreben, durch Schlichtheit der Linienführung, der Charakterisierung und der Schreibart zu wirken. Der Roman mutet infolgedessen an etwa wie eine gewissenhaft und sauber ausgeführte Bleistiftzeichnung im Biedermeierstil. Auch die die Handlung belebenden Personen haben biedermeierhaftes Gepräge. Sogar der Held des Romans, der trotz der Bezeichnung seiner Erlebnisse als „Zigeunerfahrt“ nur ein ziemlich zahmer, dem Vater entlaufener Pennäler und kein echter Bohemien ist. Trotzdem ist das Buch angenehm zu lesen und reiht in die bessere Unterhaltungsliteratur. H. H.

Vornotizen

Nur wichtige Neuerscheinungen werden hier angezeigt. Die Besprechung der Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION

JOHN HENRY MACKAY. Gesammelte Werke in 8 Bänden (Bernhard Zacks Verlag, Treptow bei Berlin). Geb. Mk. 20, Leinen Mk. 28.—

JOHN HENRY MACKAY. Zwischen den Zielen. Kleine Geschichten (Ebendorf) Geb. Mk. 2.—

Zeitschriftenschau

DIE SCHAUBÜHNE, enthält in der Doppelnummer 52/53: Das Theatergeschäft: Der Etat eines Stadttheaters (Leipzig). Von Max Epstein. — Die verkaufte Braut. Von Max Brod. — Das Leben ein Film. Von Kurt Münzer. — Aus der Werkstatt eines Dramaturgen. Von Erich Mühsam u. a.

DEUTSCHE RUNDSCHAU. Das Augustheft bringt drei Phantasiestücke märchenhaften Charakters von Irene Forbes-Mosse und eine Erzählung des Russen N. S. Ljeskows „Figura“. Generalmajor Gustaf Dickhut schildert in dem neuen Abschnitte seines Beitrags „1813“ die kriegerischen Ereignisse, die der Leipziger Völkerschlacht unmittelbar vorausgingen. Freiherr v. Egloffstein setzt seinen Aufsatz über Carl August während des Krieges 1813 fort. Auf ein bisher wenig beachtetes, aber sehr interessantes Gebiet führt Federico Hermanin den Leser in seinen Bildern aus dem italienischen Volkleben des Mittelalters. Eine Charakteristik des Feldmarschalls Freiherrn v. d. Goltz bietet Generalleutnant z. D. v. Zwehl, Dr. Bruno Hake berichtet über das Berliner Musikleben. Dr. J. Benrubi bespricht Kronenbergs Werk über die Geschichte des deutschen Idealismus. Literarische Notizen und eine Bibliographie schliessen das reichhaltige Heft ab.

Mittellung des Verlages

Wir haben nur den Preis der Einzelhefte erhöht. Nur wer die AKTION nicht im Abonnement liest, hat vierteljährlich — je nach der Zahl der Sonderhefte — Mk. 3,90 bis 4,50 zu zahlen. Im Abonnement kostet die gewöhnliche Ausgabe vierteljährlich Mk. 2,50 (unter Nachnahme 2,85) inkl. sämtlicher Sonderhefte.

Von der ersten Lyrischen Anthologie sind noch wenige Einzel-Exemplare zum erhöhten Preise von Mk. 1,50 vorrätig. Jahresabonnenten, welche die AKTION direkt vom Verlage beziehen, wird auch diese Sondernummer ohne Extraberechnung nachgeliefert.

Die zweite Lyrische Anthologie mit Beiträgen von Peter Scher, Hugo Ball, Ludwig Bäumer (Worpswede), Johannes R. Becher, Gottfried Benn, Alexander Bessmertny, Ernst Blass, Franz Blei, Paul Boldt, Max Brod, Friedrich Eisenlohr (Paris), Henriette Hardenberg, Walter Hasenclever, Hermann Hendrich, Max Herrmann (Neisse), E. F. Hoffmann (Konstanz), Rudolf Kayser, Oskar Kanehl, Gottfried Kölwel, Willy Küsters (Konstanz), Alfred Lichtenstein (Wilmersdorf), Hans Luft, Fritz Mangold, Friedrich Mellinger, Paul Mayer, Erich Mühsam, Heinrich Nowak, Richard Oehring, Arthur Sakheim, René Schickele, Ed Schmid, Ernst Stadler, Leo Sternberg, Gustav Specht (Moskau), Mario Spiro, Hellmuth Wetzel und Alfred Wolfenstein, ist zum Preise von 50 Pfennig (unter Nachnahme 85 Pfg.) durch den Verlag zu beziehen.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: Das Jägerhemd / Prof. Lujo Brentano: Der Generalstreik / Max Brod: Aphorisma zur „technischen Kritik“ / Peter Scher: Leipzig / Georg Hecht: „Zeitschriften sind wichtig“ / Franz Blei: Unser Gott / A. Essigmann: Monistische Sonntagsprediger / Paul Boldt: Rinder / Alfred Wolfenstein: Pferd / Paul Verlaine: En Sourdisine / Ed Schmid: Der Knabe / Gottfried Kölwel: Föhnabend / Hellmuth Wetzel: Die Suchenden / G. Fuchs: Nietzsche Nachfolger / Johannes R. Becher: Der gelbe Dragoner (Novelle) / Literarische Neuerscheinungen / Mitteilung des Verlages / Wilhelm Herzog: Ein Brief / Richter-Berlin: Aktstudie.

Verlag von Paul Cassirer in Berlin

Soeben erschien:

Schreie auf dem Boulevard

Pariser Bilderbuch

von

René Schickele

Broschiert 3 Mark, gebunden 4 Mark 50 Pf.

PROSPEKTE KOSTENFREI

HYPERION

ZWEIMONATSSCHRIFT

Herausgegeben von FRANZ BLEI
2 Jahrgänge zu je 36 M., zus. 66 M

EINZELHEFTE

die bei Komplettierung restlicher Jahrgänge
übrig blieben, soweit der Vorrat reicht, zu

2 Mark 50

DER ZWIEBELFISCH

FÜNFTER JAHRGANG :: HEFT 2
erschien soeben.

Probebände (3 Hefte) M 1.—, Einzel-
hefte 60 Pf. Jahrgang (6 Hefte) M 3.—

DAS KLEINE

ZWIEBELFISCH- KULTURKRATZBÜRSTEN- VADEMECUM

1 9 1 3

Mit boshafte Porträten von E. Preetorius
Broschiert M 1.—, Leinenband M 2.—

Durch jede Buchhandlung, sonst gegen Nachnahme vom
HYPERIONVERLAGE
HANS VON WEBER, MÜNCHEN NW 16

PROSPEKTE KOSTENFREI

VERLAG VON PAUL CASSIRER IN BERLIN W 10

ORLANDO UND ANGELICA EIN PUPPENSPIEL IN ZEHN AKTEN

Frei nach Ueberlieferung der Neapeler Marionetten von
JULIUS MEIER-GRAEFE

Mit Originallithographien, zum Teil in mehreren Farben,
von ERICH KLOSSOWSKI

Das Werk erschien in drei Ausgaben:

I. Künstlerausgabe: 12 Exemplare auf altem, japanischen Blüten-
papier, von denen 10 Exemplare (1—10) numeriert sind. Jede
Exemplar enthält zwei Originalaquarelle des Künstlers. Diese
Ausgabe war bereits zehn Tage nach dem Erscheinen des Werkes
vergriffen M 800.—

II. Luxusausgabe: 22 Exemplare auf Van Geldern, von denen
20 Exemplare (11—30) numeriert sind. Die Lithographien sind auf
der Handpresse gedruckt. Handgebundener Ganzleiderband.
Spezial-Vorsatz M 300.—

III. Gewöhnliche Ausgabe: 600 Exemplare mit lithographiertem
Umschlag M 40.—

Ein illustrierter Prospekt wird kostenlos abgegeben

BLÄTTER AUS EINES LUFTSCHIFFERS TAGEBUCH von ALBRECHT BLAU

mit Zeichnungen von RUDOLF GROSSMANN
Brosch. M 5.—, gebunden M 4.—

NEUE BÜCHER ÜBER BILDENDE KUNST:

Künstler unserer Zeit I.

Max Beckmann

von Hans Kaiser

Mit zahlreichen Abbildungen
Kartoniert M 6.—

Die Wirklichkeit und
ihr künstlerisches Abbild

von Alfred Guttman

Brosch. M 5.—, kartoniert M 6.—

Johann C. Wilck
Ein Maler des deutschen
Empire

von Alfred Gold

Brosch. M 3.50, gebund. M 5.—

Der Gefühlsausdruck in
der bildenden Kunst

von Anton Mayer

Brosch. M 3.50, gebunden M 5.—

Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.37

INHALT

ANTHOLOGIE JUENGER FRANZOESISCHER LYRIK

Gedichte von Henri Martin Barzun, Nicolas Beauduin,
Blaise Cendrars, Jean Clary, Tristan Derème, Léon
Deubel, Fernand Divoire, Henri Hertz, Louis Mandin,
F. T. Marinetti, Alexandre Mercereau, Florian Par-
mentier, Lucien Rolmer, Jean Royère, Valentine de
Saint-Point, Theo Varlet

Ausgewählt und übersetzt von Hermann Hendrich
(Auderghem-Bruxelles)

SONDER-NUMMER

HEFT 50 PFG.

VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

Carl Einstein, Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders

Roman. Mit Begleitworten von Franz Blei und Portrait von Max Oppenheimer

Preis 3 Mark

EIN URTEIL UEBER BEBUQUIN

Ich stehe nicht an, diesen, André Gide gewidmeten Roman für eines der interessantesten Bücher zu erklären, die die junge Generation in Deutschland hervorgebracht hat.

Hier ist eine seltsame Kondensierung von Lebensdingen erreicht, eine äusserste Energie, ein Radikalismus des Zuendedenkens, der mit Begriffen, wie mit bunten Bällen, aber in logischer Regelmässigkeit jongliert, eine mathematische Phantastik voll von beherrschter Ungezügeltheit und ausschweifender Strenge. Kosmische Ironien, wie sie etwa in den „Moralités Légendaires“ Laforgues aufblitzen, auf ihrem Grunde die ewig unversöhnten Widersprüche unseres Erlebens, Widersprüche des überscharf zergliedernden Intellektes und einer als sinnlos durchschauten und schamhaft niedergehaltenen Erdensehnsucht. Widersprüche der gellenden eindeutigen Regelung der Dinge und ihrer hundertfältigen Deutungsmöglichkeiten. Des lähmenden, festlegenden Gedankens und des Vielgestaltigen, Fließenden aller Wesenheit. Und ein Verlangen nach synthetischer Bezwungung. Ein Verlangen mit den Dingen der Welt, den sichtbaren und den unsichtbaren, fertig zu werden. Unmöglichkeit der Einordnung in ein bloss rationell bestimmtes Gefüge, „wo der Kanon, das Wertvolle, das Langweilige, Demokratische, das Stabile“ gelten, und Aussichtslosigkeit, im Irrationalen mehr als ein „Dilettant des Wunders“ zu werden, ein Phantast mit unzureichenden Mitteln „Vergessen Sie eines nicht“, sagt der tote Boehm, diese imaginäre Leitgestalt des Buches, der als eine „Reklame für das Unwirkliche“ herumläuft, „die Phantasten sind Leute, die nicht mit einem Dreieck zu Ende kommen“. Unzulänglichkeit auch der romantischen Scheinlösung, in der sich Rationalität und Irrationalität zu vermählen trachten: „Der Romantiker sagt: Seht, ich habe Phantasie und ich habe Vernunft. . . Wenn ich sehr poetisch sein will, sage ich dann, die Geschichte hat mir geträumt. Aber das ist mein sublimstes Mittel, und damit muss man

sparen. Und dann kommen noch Masken und Spiegelbild als romantischer Apparat. Aber, Herrschaften, da ist Aesthetizismus bei. Beim Romantiker macht man einen Schritt vorwärts und zwei zurück. Das ist ein zuckendes Klebpflaster.“ Aber dennoch ist im Romantischen, wenn nicht die Lösung gefunden, so doch das Problem geahnt. „Wir müssen so genau sehen, dass darin alles Wissen steckt“, sagt auch Boehm. Nur eine Verwirklichung dieser Sehnsucht gibt es nicht. Und in dieser resoluten Betonung des Negativen kommt Einstein über die romantische Theorie hinaus. Die ersehnte Einheit fällt immer wieder auseinander. Es gibt nicht eines, sondern nur eine „Tendenz der Vereinheitlichung“. So bleibt für die Einzelnen nur die Entsagung als Resultat eines unerbittlichen Zuendedenkens. Aber aus dieser Negation wächst zugleich die Gewähr: „Vielleicht decken sich die Dinge niemals, damit das Schöpferische nicht erschlafe“. Aus dieser Erkenntnis der Ohnmacht selber steigt ein neues Kraftbewusstsein. Und eine Absage an Ruhe und Sicherheit, die nur Hirn und Blut einschläfern. Darum das Suchen nach dem Wunder, darum am Schluss die ausserordentlich schöne Apotheose des Todes, des „Vaters der Intensität“, des „Herrn der Form“.

Es versteht sich von selbst, dass dieses Buch der „höchst konsolidierten Intellektualität“, wie Franz Blei es in seinem Begleitwort nennt, auf die Mittel einer gewohnten realistischen Technik verzichtet. Hier gibt es keine äussere „Natürlichkeit“, deren Scheinwesen in der Person und den Attributen der Schauspielerin Fredgonde Perlenblick so köstlich persifliert wird. Eher ein ungeheuer zusammengesprengtes, vom Intellekt aufgefangenes und zurückgeworfenes Spiegelbild der Wirklichkeit, das trotz seiner scheinbar undurchdringlichen Dichttheit Raum lässt, scharf gesehene äussere Lebensvorgänge zu verzeichnen. Alles in allem kann man sagen, das Buch habe den Stil und die Form seiner Idee. Und das ist vielleicht sein bestes Lob.

Ernst Stadler in den „Elsässer Heften“.

Verlag / DIE AKTION / Berlin-Wilmersdorf

Die Aktion

MIR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

8. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 13. SEPTEMBER 1913

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-
Exemplare etc. sind an den Heraus-
geber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Strasse 17
zu senden :: Telephone Amt Plätzburg Nr. 6242
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Sonnabend

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährl. (excl. Be-
stellgeld) bei allen Postanstalt,
Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk.
2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf,
Nassauischestr. 17 :: Kommissionär Gust. Brauna, Leipzig

HENRI MARTIN BARZUN

Das Drama

Dichter:

Aus eingesargter Zeiten Schoß

Kam auf meine Lippe der Urgesang

Mit der Urzeit Weh,

Der Mutter aller Menschen.

Dem Lied vertraut' ich Freud und Leid,

In Ewigkeit untrennbar.

Stets gleiches Geschluchz, Verzweiflungspein,

Hilfrufe ferne, Verröcheln am Abend,

Und ins Leben verstreutes Glück

Schwangen in ewigem Sang.

Aus der trostlosen Erde, dem leeren Meer,

Stieg sonnwärts menschlicher Hauch:

Schiffbrüchiger Not im Sturmgeheul,

Und Stille im Hafen des Heils.

Bedrohter Jungfrau Herzensangst,

Und Heiterkeit sterbender Greise.

Verletzter Gestöhn im Fieberkrampf,

Und der Verliebten Räusche.

Des überwundenen Kriegers Haß,

Und die Freude, die zarte, des Kinds.

Des müden Bauern Traurigkeit,

Und der Gläubigen frommes Gebet.

Der Sterbenden letztes Abschiedswort,

Und der Neugeborenen Schrei

Im Jubel der Geburt.

Der Männer kräftiges Freundschaftsgelübd,

Und das Heilswort: Brüderlichkeit!

Aus aller Zeit, seit immerdar

Fließt ein Strom von Tränen ins Meer,

Flüchten Freuden nach anderen Küsten.

Seit Eva, die erste, in Einsamkeit,

Den ersten Kuß erharrt'

Prophet:

Doch diese Zeiten sind hin.

Anbrachen die Tage

Der Massen, der ungezählten,

Und der sie verschlingenden Städte im Sonnenlicht.

Ihre Stimmen, Garben, Gesang und Getös,

Vom riesigen Weltecho wiedergehüllt

Erblihn als Hymnen in jungfräulichen Morgenröten:

Erwachen und Schwelle neuzeitlicher Menschheit,

Ihre Siegeswaffen schmiedend

Auf einer Seele Herd, eines Willens.

Dramatischer Chor:

Einst ward geküßt in langem Kuß.

Die Eva herrscht', Geliebte und Mutter.

Denn ihr göttliches Sehnen begegnet dem Manne,

Und das Drama ward alsbald geboren.

Held:

Vereint eure Begeisterung in tausend Kathedralen!

Erbraust, Orgeln, Chöre! Steigt empor göttliche

Stimmen!

Verkündet den Jubel der Welt

Und ihren Geist und ihr Ringen!

Hebt das Preislied an der Kräfte,

Die Meere, Ebenen, Gebirge,

Die Pole dem Gleicher, der Planeten Ufer einen,

Hüllend den Erdball

In ein Wohlklangnetz!

Erde, singende und bebende,

Im mächtigen Seelenpulsschlag

Vereint dem Rhythmus des Alls!

Riesenvogel, flügellos schwebend im Raum

Heldenschiff, gerundet aus dem Chaos,

Schaukelndes Lebenseiland, Festesarche,

Glockensphäre, sonder Strang noch Klöpfel,
Alle Töne läutend auf der Jagd nach den Schlünden
Der Zeit und des Raums — und der Ewigkeit!

Dramatischer Chor:
Weg mit euch, Gaukler und Narren!
Fort mit Zymbeln und Pfeifen:
Euer lyrischer Singsang ist aus!

Chor der Propheten:
Schon schraubt der Wind als Sturm.
Der Dampfer schrillt, die Schraube rauscht:
Hört die Völker der Welt
Umschlungen in einzigem Schrei!

Ihre Stimme schwillt in vervielfachter Einheit.
Das ist der große polyphonische Chor
Des kommenden Gedichts:

Das Drama spukt im Meer der Hirne
Im Ringen nach denselben Zielen,
Im Trachten nach derselben Freiheit.
Schiffe durchqueren die Luft! Ein Wahrzeichen
Am Vorabend nahen Aufbruchs.
Und morgen werden die Geschehnisse geändert sein.

Hymne:
Beherrsch' dein Sang das Ungewitter
Auf daß dein Lied zu der Helden Ruhm
In Wind und Weiten schalle!
Innere Stimmen und Stimmen der Gipfel
Verschmolzen für die letzten Kämpfe,
Die aus dem Westen drohn:
Oedicht in tausend Rhythmen singend
Der Völker Seele und der Zeit.
Oedicht, das frei auf Riesenschwingen
Das Weltall-Drama trägt.

Magier

Verkünden dich, Wort: erschaffen!
Alles vergeht, alles ersteht
Im unzerstörbaren All,
Schmelztigel der Zeit und des Raumes
Des Stoffes und des Lichts.
Verkünden dich, Wort: erschaffen!
Das umfaßt und erhebt
Die jungen und männlichen Kräfte,
Wort-Ernte und Wort-Aehre
Der ewigen und neuen Saat . . .
Um einzuheimsen, alles, was wahr
Und über dem Dasein schwimmt
— Langsam angehäuften Niederschläge
Durch den Aufstieg erstorbener Visionen —

Und mit ihnen schaffen das Werk:
Leuchtenden Reflex des Reellen
— Geschaut durch der Seele Prismen —
Im Plan des Immateriellen
Grüßen dich, Revolution,
Ewige, unvergleichliche,
Der Säfte, Formen, Ideen,
Wodurch die Erde erneut wird
Durch Anschwemmung keimender Kräfte
Des unerschöpflichen Frühlings!

(Aus „Création“)

Hochmütig
Seele! und du nur Seele. Nichts außer dir.
Du ausnahmslos! — Schwindel der Rest.
Du wirst zu verschmähen wissen, unfruchtbare
Meisterschaft,
Beschränkt im Süden, im Norden durch hohle
Formeln,
In Westen und Osten durch fade Grundsätze.
Du wirst zu verschmähen wissen, die gefährliche,
illusorische
Hierarchie, von meinem Geist aufgefaßt.

(Oder dem Geist einiger Lehrer.)

Keinem lauschend, o, sei nicht knechtisch
Sondern Seele, hingegen andrer Seelen Erwachen,
Trachtend nach der Gegenwart Heldentum,
Trachtend nach der Göttlichkeit der Zukunft:

Diese Aufgabe wird vollauf deiner Mühe genügen,
Reichlich deiner Freude, in herbem Stolz,
Krämerfern, in gleichgültigem Schweigen

Oder im Haß.

(Aus „Antagonisme“)

Dichter
O Freiheit! Tochter der Zeit und des Raums,
Du beganst nicht und kannst nicht enden:
Meine Seele badet sich in dir, Stern im Aether,
Fern von Dogmen, Stylen — Systemen,
Die in sich tragen den sicheren Tod.
O sieh! Es erstehen neue Glauben,
Die verdammen . . . und aufs neue beginnen.
Mein einziges Wort, mein einziges Credo, mein
einziges Gesetz
Werden eben in diesem Augenblick, gegen mein
Wollen,

Mit des Motors glühendem Leben, dem kräfte-
reichen,
Der Distanzen verschlingt und zerbeißt den Planeten,
Fühl ich mich fortgerissen, ins hehrste Himmelsblau
steigen
Ins Traumbereich der Poeten.

Telegraphendrähte und Schienen als Bahnen
Menschlicher Tollheit paroxystisch befeuert,
Verleihen meinem Wunsch Heroismus, wie ihn un-
geheuer
Mein Geist nie noch vermochte zu ahnen.

Alltäglich spannt in mir das Weltall die Schwingen.
Nichts birgt die Welt, was ich nicht kannte.
Rascher als der magnetische Blitz, als des Sturmes
Singen,
Vermag mir das Telefon neue Zeitung zu bringen
Aus allen vier Winden der Kontinente.

Ich schwinge mit der alten, der neuen Welt.
Alle Landplagen, des Erdballs Gedröhn im Fort-
schritt, dem tollen,
Der Menschheit Weltgetriebe, das keine Fessel hält,
Begeistert mich durch seiner Wirbel und Orkane
Grollen.

Die Erfindungen und der Kriege Größe,
Paniken, Trauerfälle, Revolutionen,
Jähe Ereignisse, der Flug der Avionen
In den Wolken und in des Donners Getöse,

All das ferne Getümmel an den Börsen und Banken
Mit dem Fieber des Golds in ihren Gebäuden,
Allem Ringen, aller Hast, allen wilden Gedanken
Nach Unzucht, Vermögen, Selbstherrlichkeiten;

Konflikte, Wettstreite, Rassen in Kämpfen,
Und Städte voll Leuchtkraft, Sucht und Alarm,
Alles kreist in mir und ich halte — es gibt kein
Dämpfen —
Die Welt in meinem feurigen Arm.

Ich besitze des Lenzes, der Körper Säfte.
Ich halte die Vielheit und Einheit zugleich.
Ich bin der Neumensch, der Verkünder vom neuen
Reich,
Die Gesamtheit aller Weltallkräfte.

BLAISE CENDRARS
Aus „Séquences“

(XXXIV.)

Ich steh am Ufer des Wassers und ich denk deiner
Schöne.

Ich denke traurig an meiner Unruh aufschreiende
Töne,
An den Sturm, den großen Schiffbruch und an den
Strand,
Wo das Meer seine Schiffbrüche zur Schau stellt, wie
dein Gewand.

Und im Braus naher Wogen bewundr' ich deine
Macht,
Dein tief scharlachen Kleid, von meinem Blut betört,
Und dein verhärtet Gesicht und deiner zwei großen
Augen Müde,
Die wie meine Gedanken am Ufer des Wassers
erröten.

Deine beiden nackten Arme; hineinbeißen möcht ich
Und dein duftendes Fleisch, das unter'm Kleide dir
nackt!

Entkleide dich! Ich werde meine Wunden dir zeigen!
Entkleide dich! Ich will dich bewundern ganz nackt!
. . . Deine Sonnen-Brüste erzucken noch fern,
Und dein trauriger Nabel, wie ein weit offnes Aug,
Ist ein Himmel erfüllt von Graun und von Licht . . .
Selbst deiner Haare Länge schützt dich vorm Einfall
der Nacht.

Sie sind ein Horizont ganz von Blitzen durchloht . . .
Zieh dich an — ich vermag dich jetzt doch nicht
zu lieben.

Dein Kleid erscheint mir wie eine letzte Flut,
Die mir bringt, gleichfalls nackt, ein Stück Wrack
meiner Seele.

JEAN CLARY

Die Fieber

Ich sah das Lied der Fieber
In Röcheln und Gebeten.

Es waren arme Kranke,
Mit Augen sternauf flehend;
Hände, fast erstorbene, faßten sich
In durchsichtigen Drücken.
In Händedrücken, so unwirklichen,
Vielmehr bloß ersehnten,
In der traurigen Blicke Kohle;

Die fleischliche Blässe ist hostienverklärt
Im Streben nach neuer Glückseligkeit,
Die aus einem Himmel kam, der ihnen beschert
Einst, durch der Wiedergeburt Glanz, in Ewigkeit.
Und die Hoffnung, nie fürder zu leiden,
Stieg auf, von ihren Wünschen umgürtet, wie
von Geschmeiden.

Sie waren Schneegestalten,
Erschauernd unter tollen Sonnen.
Ihre Kinderseelechen, von höchster Sanftmut ge-
sponnen,
Verwischen sich in der Erinnerung Schatten,
Sie besinnen sich mühsam auf ihren Traum,
Empfindungen, geahnte kaum,
Entblättert qualbittres Todesermatten.

Und abends packt sie der Fieberbrand wieder
Und erschlaft sie mit trocknen Händen
Und würgt sie in die großen weißen Betten nieder,
Wo die Krämpfe ihr Toben vollenden.
Dann reden ernste Stimmen von naher Reise
Nach den Inseln, frei von Qualen und Sorgen.
Inseln, wo sich wiegen, nach hoher Palmen Weise,
All die Wonnen kommender Morgen.

Sie erinnern sich an das gedämpfte Leuchten
Einer Sonne, die ihren Träumen alles Böse
Benimmt, und sie leitet zum Strand, wo in stiller
Größe

Die blauen Wogen reglos feuchten.
Die Liebe, gelindert, steigt auf am Abend
Und zeigt ihnen glückerfüllte Menschengebilde,
Ruhig sich labend
Unter behaglicher Dächer Schilde.

Doch plötzlich zermahnt neu die Symphonie
Des Geräuschs mit blassen Fingern sie.
Das Aechzen schwillt, wird wilder, verrenkt
All die Leiber, aufs heftigste angestrengt,
Zu entfliehn all dem Unheil, den Schmerzen,
Und die Herzen!
Pochen verzweifelt entgegen der Ruhe, der klaren,
Der seit gestern gesuchten, der gesuchten seit Jahren,
Zerhämmernd die Angst in der Stunde Schranken,
Der schreckgepeinigten armen Fieberkranken.

Und der Tag selbst hat Fieber.
In den Sälen schweben
Fade Gerüche.
Und die Schleppen
Ungesunder Lichter kleben
Sich wie bestürzt an all die blanken
Schmerzen der Kranken.

TRISTAN DEREME

(Aus „Petits Poèmes“)
Geht, dien' auch die Liebe als Kornak
Stille Elefanten meiner Gedanken.
Du aber, Dichter, such strack

Und fröhlich ihren Bügen zu folgen, den schwanken,
Jndes die Hoffnung dir strickt 'nen weißen Hamak.

Du strebstest mit deiner Herde nach den Lüften,
Nach Gletschern, die nie ein Mensch betrat.
Die Elefanten scheuten vor den Klüften,
Wo, während sie schoren des Thymians magere Saat,
Du Strophen sangst, die dich selbst ver-
blüfften.

Geh! Steig wieder abwärts mit den hungrigen
Kolossen
Nach den süßen und fetten Matten.
Nach dem Tal, in das du verschossen,
Dem Haus von Läden geschlossen,
Der Flöte am Flußrand, den alten Terrassen im
Schatten.

Hier ist die krautreiche Wiese. Hier kannst du rasten
Im tröstenden Hamak der Mißgeschicke.
Die Nachtluft wird kosend deine müden Arme be-
tasten,
Und die blauen Elefanten käuend den Flieder der
Blüten entlasten
Unter der Monde warmem Blicke.

Vor Jubel zitternd von der Ferse zum Kragen,
Auf mit vierfachem Hengste bespanntem Wagen,
Zerbrach ich im Herzen die Reliquie, die letzte,
Und fuhr nach deiner Schönheit, die sich mit Schwer-
mut durchsetzte.
Meine Gäule schäumten hinein ins Licht. Da,
O Wunder! Vergeß ich, deiner Stimme Klang nah,
Der Löwen Meute, die mir nachjagt mit Brüllen,
Und der Nacht. Und lachend meines Panzers Hüllen
Lös ich, denn jetzt flammt die Sonne und hell
Steigst du vor mir auf, wie im Dickicht ein Quell.

LEON DEUBEL

Die Hoffnung

Geliebte, die du wiedersehst auf reglosen Schollen
Das Licht des Tags, in Uebermaß entquollen,
Nach dem tiefen Schlummer langer Monde, angst-
beschwert,
Den namenlosen Welten der Tod gelehrt,
Wisse nun, daß die Erde, ungläubig für unsre Freude,
Aus einem Himmel, wogend wie eine Falne aus
Seide,

Wenn die Sensenstunde schlug für unseres Lebens
 Mahden
 Uns schau'n wird, wenn auch müd von abfallenden
 Pfaden,
 Steuern gegen Sonnen, Rubinzykladen,
 Beide, mit Kraft, wie nie sie ein Lebender verraten,
 Du, aufrecht am Schiffsschnabel, im Vorwärtstoben,
 Zu den toten Göttern beschwörend die Hände er-
 hoben,
 Ich, furchend mit dem Ruder, ausgespannten,
 zerfetzten Segels, ohne Wanken,
 Den fabelhaften Weg unsrer reichen Gedanken.

Herzensangst

O Städte gebt mir Brot, mein täglich Brot.
 Die Menschen jagten mich von ihren Schwellen.
 Die Angst kann' ich und kenn des Hungers Not,
 Weil ich allein, weil meine Tränen quellen.

Verloren im Gewühle, gebt den Au'n,
 Den leichten Faltern, ockrig-gelb von Kleid,
 Dem Rauch, der dachaufwallt und stirbt im Blau'n,
 Mein Herz, das Blumen gleich, aufstaunt im Leid.

In mir trag ich die Hoffnung der Gebreite
 Mit ungezählten Vogelsanges Freude
 Und schreite fremd durchs Leben, liebentrückt.

Mein Herz verabscheut jede Krämerherde,
 Erfüllt von steter Liebe für die Erde,
 Aus der für jeden quillt, was Sein beglückt.

FERNAND DIVOIRE

Die Gaukler

Die Dichter:

Leibeigne hehrer Kunst, Echos der Menschheits-
 klagen,
 Menschen, gleich wie andre Leidend;
 Auf daß ein tüchtig Werk nicht starb nach kurzen
 Tagen,
 Ihr Schluchzen nicht von unsrem scheidend.

Göttliche Opfer, Himmelsklimmer,
 Viel größer, viel stärker als die Natur;
 Dem Menschen enthüllend der Menschheitsgrößen
 Ewigkeitsschimmer,
 Die Welt erklärend der Kreatur.

Einer idealen Jungfrau unwandelbar in Liebe ge-
 weih't,
 Das Weib verschmähend von schlaffem Kerne;

Nie verratend die Beatrice, die ferne,
 Deren Bild empfing ihren einzigen Eid;
 Wecker der Zukunft, kein mühscheues Gelichter,
 Für die jeder Schmerz ein Fest, kein Vernichter.
 Diese sind die Dichter.

Die Gaukler:

Ihr jedoch, Gaukler der Kunst, die ihr Sonette poliert,
 Mit der Ewigkeit des Ausdrucks euch amüsiert
 In Phrasen, wie Messer und kupferne Bälle,
 Auf des Pegasus Rückengestelle.
 Ihr laßt in den Lüften tanzen

Die harmonischen Gebilde eurer Rhythmen und
 Stenzen.

Ha! Zeus, Hellas, Pallas, ihr Aphroditen, Dianen,
 Nymphen, Olivenhaine, geheiligte Kurtisanen!
 Welch ein Glück, in der Jugend, sich reich zu wissen,
 Elegant, geliebt von Holden; beflissen
 Den selbhaften Luxus des Heims zu bekennen,
 Und schwärmisch sich selbst berühmt zu nennen.
 All die schönen Bälle, die hohten
 Steigen, fallen, flirren,
 Machen harmonische Kapriolen
 Im steten Klingklang-Wiederklirren.

Idealbare, geschickte Blender, euch ward gegeben
 Kaum der Geist, den reinen Umriß zu fassen
 Einer Phryne der Gassen.

Im Namen des Worts, könnt ihr Rederei nicht
 lassen.

Unsterbliches leugnet ihr, anrufend das Leben.
 Im Namen der Liebe könnt ihr nur prassen.
 Ihr beblumt mit euren eitlen Kränzen
 Das Todes Maske, des Geistes Hallen,
 Und stört mit euren güldnen Schellen
 Das Menschleids-Mysterium, das ohne Grenzen.

Bänkelsänger in Schwätzerbrunst,
 Zierlich, frivol und aufgeputzt,
 Ihr habt das Wort „Dichter“ beschmutzt.

Ihr seid die Gaukler der Kunst.

HENRI HERTZ

Straßenkreuzungen

Da kehren sie heim, die Müdigkeiten,
 Das Gewicht der Straßen schleppend, Dämme von
 Leiden.

Doch seht, eine nach der andern, bündelt wieder an
 und die Nacht
 Wird Nester schütteln, im Finstern, mit Macht.

Aber, an den Straßenkreuzungen, Lichter,
Strahlen werfen Geigen.
Neues auf und ab! Neue Gesichter!
Gott! Seinem Stern glauben zu können als Richter
Des Schicksals und ihren Tönen entlang entweichen!

Reisende öder Nachhausekehr,
Wohin verleitet euch euer stumpfer Begehr?

Wohin führen eure Augen, die streichen
Momentan vom Pfad der Pflicht?
Straßenkreuzungen, mit dem Lied, dem graubleichen,
Wohin führt ihr in Nebel so dicht?

Plötzlich lischt alles aus.
Die Geige kehrt in den Kasten.
Und sie gehn bis zum Morgen nach Haus
Um in ihrem Leichentuch zu rasten.

LOUIS MANDIN

Der Wind

Wenn endlos der Wind durch die Dunkelheit flieht,
Und die Ebene tot und bar aller Lichter,
Schreit ich nachtein beglückt und schlürfe vergnügt
Den reinen Wind, der ungreifbar fliegt,
Denn Einsiedler ist er gleich mir und Dichter.

Flüssig und schmeichelnd, wie einer Frauen Traum,
Oder hauchstark, der Unendlichkeit im jähen Er-
wachen erpreßt,
Scheint er eine Schwingung von Flügel und Seefen
im Raum,
Die siegen, doch leis, ganz leis, wie Vögel ohne Nest.

Wie Vögel und klopfende Wünsche, so schwach,
Die rastlos sich regen und seufzen ihr Ach,
In der Nacht und in ihr nie finden ihr Nest.

Denn er ist, wie ich, Dichter und Einsiedler auch.
Doch frei. Und ich, fest an der Erde Bauch.
Ich träum, er trüg auf seiner Flut mich mit sich,
Und wir füllten die Nacht, vermischt, er und ich.

Empfindsames Schilf

O, Ungerechtigkeit können wir nicht mehr vertragen.
Zu gewissenhaft sind wir vom Zeh bis zur Stirn.
Und haben, ob wir schwelgen, ob uns Qualen zer-
nagen,
Ein Hirn im Herzen, ein Herz im Hirn.

Jeder Eindruck ist in uns ein Gedanke.
Ach! Und jeder Gedanke ein Eindruck zumal.

All unsre Fähigkeiten sind in Bündeln gezückt.
Denkend zeigt, wohin unser befruchtetes Auge blickt,
Das Licht ein Prisma in jeglichem Strahl.

Wir sind die Kinder elektrischer Flüsse,
Erklärter Mysterien, des Dampfes, der Faust,
Wuchtigen Triebwerks voll Ueberzeugung und logi-
scher Schlüsse,
Das unsre Sinne mit komplizierten Rhythmen durch-
braust,
Wir sind aber auch Söhne der Rosen mystischer
Ergüsse,
In denen träumrisch als Duft alle tote Gottheit haust.

Wir haben zuviel Empfindung im Brägen
Flammen im Brustkorb, im Fleisch zuviel Helle,
Um die Schmach zu dulden von Eselhufschlägen,
Ohne daß unser empörtes Blut mit Funkengrelle
Sich am Eisen entzündet, geladen mit blitzendem
Zorngewelle.

F. T. MARINETTI

An meinen Pegasus

Ungestümer Gott einer stählernen Rasse,
Automobil nach Weiten lechzend,
stampfend ächzend, das Gebiß in den knirschenden
Zähnen.

O furchtbares Ungetüm, japanisches, hochofen-
augiges,
mit Flamme genährt und Erdkernölen,
lungernd nach Horizonten und Sternhimmelbeuten,
ich entfessele deines Herzens teuflisch Töftöf
und deine Radreifriesen, zum Tanze bereit,
den du ausführst auf den blanken Straßen der Welt.
Auch lockr ich deine metallischen Zügel... Und
berauscht
wirfst du dich in die erlösende Unendlichkeit...

Im Gegroll und Geroll deiner Stimme...
eint jäh sich die sinkende Sonne
deinem Sturmschritt, beschleunigend
ihr blutrünstiges Verzücken dicht überm Horizont..
Dort hinten, in der Wälder Gründen galoppiert
sie... Sieh:

Was tuts, schöner Dämon?...
Dir bin ich verfallen... Nimm mich!
Auf der betäubten Erde, trotz ihrem Wiederhallen,
unter dem geblendeten Himmel, trotz seiner Gestirne
Gold,
zieh ich, mein Fieber aufstachelnd und mein Be-
gehren,
mit Schwerthieben, die mitten auf die Nüstern fallen!

ALEXANDRE MERCEREAU

... Und mein Herz stirbt hin romantisch

Des Mondscheins Blütenblätterpracht
keucht leblos in der braunen Nacht,
weint Silber in die Stille.

Gleich altem Horn der Wind erstöhnt,
daß es wie Goldgeklirr ertönt
in der Lilien dunklen Pollen

O Schauder allerletzter Klänge,
schütt in des stumpfen Herzens Strenge,
mir aus dein heimlichstes Geschluchz!

Uralter Schuhu vergangner Zeit
durchforsch meiner Sinne Müdigkeit
und knet und mahm mein Mißgeschick!

Horch, aufgreint, wie ein Weib, gepreßt,
das seine Seele gleiten läßt
in steinernen Beckens Flut

der Wasserstrahl, endlos beblüht
von Lachen, das beweglich sprüht
und seltsam den Abend entnervt.

Des Mondscheins Blütenblätterpracht
weint Silber in die stille Nacht
Und mein Herz stirbt hin romantisch.

Eines Morgens hat man die Sonne ge-
kreuzigt

Getröpfel düstrer Stunden träufelt leis
In der Kathedralen Schreigen.

Die Weihrauchjungfrauen in dunklen Aengsten
neigen

Sich auf der Fliesen graues Weiß,
Voll Leid
Der Zeit.

Die Weihrauchjungfrauen verwelken leis
Ohne Reu in den Schiffen.

Sie verwelken
Keusch
Von Staunen ergriffen.

Man hat die Sonne gekreuzigt
Mit den Kirchenfenstern, düster wie Priester,
Wie Zeiten,
Die leiden:

Die Sonne riß entzwei
Unter den Dornen der hohen Heil'gen, der farb-
strahlten, Gemalten.

Man hat die Sonne gekreuzigt,
Und ihr Gold blutet auf die Fliesen.

Die Orgel, die einst sang,
Verlor den Klang.
Sie schluchzt Litanein
Langsam, wie Priester,
Wie Zeiten, die nichts mehr zerstreun.

Die Weihrauchjungfrauen träumen
Und meinen: Der Gott
Muß tief bekümmert sein,
Ohne Zweifel,
Dieweil ihm Stätten not
Voll Kreuzigungspein,
Um seine tiefe Verachtung anzuschrein
Für das, was ihm gilt das Menschen-Sein.

Die Stunden stehen. Geträufel
Im Schweigen der Kirchenriesen.

Die Weihrauchjungfrauen schluchzen auf den Fliesen:
Man kreuzigte die Sonne in eines Morgens Schein.

FL. PARMENTIER

Aus „Par les Routes Humaines“

Zu den höchsten Hochebnen im Unermeßlichkeits-
reich,

Ueberflog als Dunst aus des Lebens Bereich,
Ein Taumel die Grenze, die dem Aufstieg gesteckt,
Daß er, unter sich, Schwärme Meteore geschreckt.

Seine tosende Kraft hat Sonnen gepflückt.
Seine Tollheit des Gedankens Deiche gesprengt.
Sein Traum der Wunder Horizont ferngerückt,
Den die erklommene Kuppe dem Blicke verhängt.

Und seit dieser Tat sind am Ufer der Zeit
An Jahrhunderten abertausend gestrandet:
Doch die Seele, die taumelnde, brandet und brandet
Stolzschauend in Alls-Schöpferherrlichkeit.

Welten entsprangen feindseliger Götter Kriegs-
ungewittern,
Gnoson tauchten auf trotz Verbannungsgebot.
Und unbekannter Wesen dunkles Erzittern
In Sternchorälen beschwor den Tod.

Dem Chaos entstiegen phantastische Horden,
Von Windsbrautseelen die Leiber geschwellt
(Fabelhaftes Gebräu aus geheimnisvollen Retorten)
In denen der Quell der Mysterien schneilt.

Nichts, unter Gluthimmeln, ist ihnen abstrakt.
Das Welträtsel reflektiert ihre Wesenheit.
Und begehren ihre unwirklichen Arme die Ewigkeit,
Willfährig zeigt ihnen die Geliebte sich nackt!

LUCIEN ROLMER

Nocturno

Der Fluß entflieht wie ein verwehendes Lied
Zwischen den blauen Bäumen und dem Abend, der
den Aether durchzieht.

Und der Geist der Sonne in schwindenden Gluten
Ist schön wie sterbende Götter im Verbluten . . .

— O Seele, komm träumen am Rand dieser Welle,
Die — dir ähnlich: in traurig, unstätem Geschnelle —
Ein Gespenst überrascht' und verriet, wie dich.
Komm träumen beim Lied, das in der Kühle sich
Verliert. Der Abend ist überm Fluß, das Böse ob
deinem Sein . . .

O, deiner Lippe entrafte Himmelspein,
So einsam nun, weint wie die Gewässer,
Auf denen die Pappeln und des Schilfs bleiche Gräser,
Womit sich die zitternde Dunkelheit ziert,
Schauder erzeugen, der auch dich noch rührt.
. . . O! So lang nicht am Horizonte der Tag sich
hebt,

O! Solang nicht Liebesfeuer mein Auge belebt,
Verschmilzt mit dem Flusse in eins mein Sein
In dieser Nacht, die beide aufsaugt und obendrein
Ihnen gleicht unter der Wolken sich türmendem
Dunkel

Und selbst die Hoffnung, o Mond, hat kein Gefunkel!
Ringt kein Stern. Doch trotz aller Düsternis Leid
Sind meine Seele und der Fluß noch unglückbefreit,
Da sie in sich hegen, bis zum ersten Blitze
Des neuen Tags, der erloschen Sonne und Liebe
Hitze.

JEAN ROYERE

Herbstnachklang

Mit den Erinnerungen des Herbsts, grau und matt,
Die im blassen Park ihre Fabeln teilnahmsatt
Schleppen um der Statuen verwischte Akte
— Der Abend schwärmt, berührt er ihr Fleisch,
das nackte,

Und behängt den Marmor mit lüsterne Samt —
Schmink ich mit schmachtendem Rosa, entstammt
Alten Tagen, wo der Pfad in endlose Dämmerung
mündet,

Gelb und sterbend, so, wie die Vergangenheit
schwindet,

Für dich — für deiner Hoffnung allmondlüch
Erwecken

Das gealterte Antlitz unsrer jungen Schrecken,
Nachsinnend unserer Liebe samt
Dem Geschick dieses Blatts, das zu Asche verdammt.

VALENTINE DE SAINT POINT

Die Klugen

O ihr, die ihr nur errafftet

Brosamen auf den Festen
Der Mächtigen und Reichen

Ihr, die Knauser der Aussaat und des Golds,
Die ihr nie gabt, als um wiedereinzutreiben,

Von dem einen, Vermögen,
Und von dem andren, ein Kind.

Ihr, die ihr in der Jugendzeit nie
Einen keuchenden Wunsch gekannt,

Noch in der Sucht erblaftet
Ihrer wilden Hoffnungen,

Noch erschauertet im Harren.

Ihr, die ihr nie Tugenden besaßt,

Als mit dem Blick aufs Paradies.

Die ihr in einem Glas Wasser gebt

Einen Wechsel auf die Ewigkeit.

Ihr, die ihr euer Fleisch verwöhnt

Aus Furcht vor Erschlaffung,

Ihr, die Schwachen, die Geizhälse,

Die ihr bangtet vor eurer Muskeln Geschwulst!

Dem Ungewissen, Unnützen, Unbekannten,

Ihr bogt ihm aus!

Ihr, die ihr niemals ziellos lieft

Und nicht verstandet, blind zu sein.

Ihr, denen Windessausen den Atem benahm,

Die das Meer verschmupfte,

Die Sonne erstickte,

Ihr, die ihr die Däfte und Lüfte floht,

Und helle Lichter und Rhythmengewitter;

Die ihr einen Panzer schobt

zwischen Fleisch und Luft

Und alles gespeichert, selbst euren Dreck;

Ihr, die ihr lobsangt, so lang ihr gelebt,

Nur eurem erbärmlichen Bedarf

Und unaufhörlich nicht weiter dachtet,

Als an eure liebe Zukunft: das Greisenalter.

Freut euch, jauchzt, denn die Zeit ist hold.

In der stillen Luft und dem langen trägen Schatten

Lebt ihr und lebt und braucht nichts zu fürchten,

Von der Furcht selbst erlöst, der unbewußten.

Sättigt, sättigt nur euren Hunger

Und zählt, zählt, zählt eure Taler

Und stößt euch etwa in eurem Gedanken

Mal wundersame Begeistrung auf,

O lächelt, daß ihr ihrer ledig,

Und nennt euch salbungsvoll: die Klugen.

Was mich betrifft, verwehte Düfte
 Behalten immer den gleichen Reiz,
 Erstorbne Farben ihren Ton;
 Auch klingen Rhythmen, längst verhallte,
 In voller Klangkraft in mir fort.
 Das Abgeschlossene
 Nur behält seine Leere,
 Die Klugheit ihre Abscheulichkeit.
 Denn derart ist Schatten für meiner Augen Klarheit.
 Ich nahm Teil an Festen, ich warf in den Wind
 Alles, was mein.
 Und alles ging auf und trug Frucht!
 Seht eure schwächlichen Söhne, die meinen prunken!
 Ausstreuen muß man, soll Samen aufgehn.
 Ueberall keimt es, sprießt und wächst,
 Und das Unnütze ist nützlich.
 Auf tausend Körner, o Kluge, kommt nur ein Keim.
 Und die Erde, wahrhaftig, belohnt nur Verschwender.
 Und weil ich somit nichts erkarzt,
 Noch diskontiert, noch mir versagt,
 Durft ich alles besitzen,
 Und meine Glut konnte alles befruchten.
 Achrtlos für der Erinnerung Zeiten
 Will ich ohne jegliche Rast
 Mich ausschwingen und dann versinken
 Ohne Uebergang vom Feuer ins Nichts.
 Schreiten jäh aus strahlendster Sonne in die Nacht.
 Meinen Sommer an mich pressend, laß ich euch den
 Herbst.
 O Kluge! Lächelt! Ich laß euch den Herbst.

THEO VARLET

Schlaflosigkeit

Aus dem Alpdruck erwacht, dem entsetzlichen,
 Zum Leben,
 Nochmals zum Leben, betast ich dich und preß ich
 O meine Schwester, mein Kind,
 Neidisch dein warmes Fleisch an mein Fleisch.

Die Nacht

Verleimt mit massiger Finsternis meine offenen
 Augen.

Der Sirokko draußen schüttelt die Oliven.
 Kein Entrinnen aus dieser Langweile Gräßlichkeit
 bis zum Tag.

Kein Traum meinen Augen: die Nacht ist schwarz
 und starr
 Und unergründlich wie unser künftiges Nichts.
 Schwer, reglos, gleich dem dunkel und mir,
 Hängt noch in meinem Herzen, o Alb, dein Dolch.
 Und ich sinne reglos, hoffnungslos, waffenlos
 — Ein in der Finsternis Block gepreßtes Insekt —
 Dem Unföhlbaren, Unwiderstehlichen, Unwiderleg-
 baren nach.
 Ich bespähe, Geliebte,
 — Deine schlummernden Fäuste in meine Finger
 geschmiegt —
 Den unabwendbaren Erdflug, der kreist
 Und uns wirft, laut ewigem Gesetz,
 (Wieviel mal noch, noch wieviele Tage?)
 Dem letzten Lebewohl entgegen unsrer verliebten
 Seelen,
 — Schlaf, mein Kind, in der Buchtung meines
 empörten Arms! —
 Dem ewigen Abschied entgegen unsrer Augen, die
 Ein lachhafter Wunsch nach Unsterblichkeit quält.
 Fernes, unheilshwangres Morgenraun; ein Tag
 noch.
 Spiralflyug der Erde.
 Auf daß noch einen Tag, ihr Körper, zusammen,
 Ihr Zwillingseeelen, noch eine Erdrotation lebt!
 So verharr ich, die Augen ans Nichts geklebt, das
 Licht
 In der Nacht, in der endlosen Winternacht,
 In welcher der schreuliche Sirokko die Oliven-
 bäume schüttelt.

HINWEIS

Eine Reihe der in dieser Sammlung aufgenommenen
 Gedichte entstammt der „Anthologie des Poètes Nou-
 veaux“ von Gustave Lanson (Verlag Eugène Figuière &
 Cie., Paris, 7, rue Corneille). Die Verse von Louis
 Mandin „Der Wind“ sind nach dem Manuskript über-
 setzt. Im übrigen sei auf folgende Bücher als Quellen
 verwiesen: Henri Martin Barzun: „Hymne
 des Forces“, Editeur: Mercure de France, Paris;
 Nicolas Beauvain: „L'Homme Cosmogonique“,
 Editions de „La vie des Lettres“, Paris-Neully; Blaise
 Cendrars: „Séquences“, Editions des Hommes Nou-
 veaux, Paris; Tristan Derème: „Petits Poèmes“,
 Société Française d'Imprimerie et de Librairie, Paris;
 Fernand Divoire: „Poètes“, Bibliothèque des En-
 trepreneurs Idéalistes, Paris; Henri Hertz: „Les
 Apartés“, Editions de La Phalange, Paris; F. T. Mari-
 netti: „La vie Charnelle“, Editeurs E. Sansot & Cie.,
 Paris; Florian Parmentier: „Par les Routes
 Humaines“, Editeur: Paul Ollendorf, Paris; Lucien
 Rolmer: „Chants Perdus“, Société d'Editions Littéraires
 et artistiques, Paris; Jean Royere: „Soeur de Nar-
 cisse nue“, Editions de La Phalange.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Moriz Melzer (Paris): Aktstudie / Franz Pfemfert: Deutsche Juden / D. Wen-
 sickendorf: Die Philosophen vor Voltaire / Gustav Specht: Merkur der Kaufmann / Franz Blei: Trüber Abend / Oskar
 Kanehl: Die Stadt / Else Lasker-Schüler: Briefe und Bilder / Franz Vallentin: Dritter Kaffernbrief / Sylvester
 von Babenhausen: Sonntag in den Zelten / Walter Serner: Juryfreie Kunstschau / Paul Boldt: Lyrik / Glossen

Verlag von Paul Cassirer in Berlin

Soeben erschienen:

Schreie auf dem Boulevard

Pariser Bilderbuch

VON

René Schickele

Broschiert 3 Mark, gebunden 4 Mark 50 Pf.

PROSPEKTE KOSTENFREI

HYPERION

ZWEIMONATSSCHRIFT

Herausgegeben von FRANZ BLEI

2 Jahrgänge zu je 36 M, zus. 66 M

EINZELHEFTE

die bei Komplettierung restlicher Jahrgänge übrig blieben, soweit der Vorrat reicht, zu

2 Mark 50

DER ZWIEBELFISCH

FÜNFTER JAHRGANG :: HEFT 2

erschien soeben.

Probepbände (3 Hefte) M 1.—, Einzelhefte 60 Pf. Jahrgang (6 Hefte) M 3.—

DAS KLEINE

ZWIEBELFISCH-KULTURKRATZBÜRSTEN-VADEMECUM

1 9 1 3

Mit boshafte Porträten von E. Preetorius
Broschiert M 1.—, Leinenband M 2.—

Durch jede Buchhandlung, sonst gegen Nachnahme vom

HYPERIONVERLAGE
HANS VON WEBER, MÜNCHEN NW 16

PROSPEKTE KOSTENFREI

VERLAG VON PAUL CASSIRER IN BERLIN W 10

ORLANDO UND ANGELICA EIN PUPPENSPIEL IN ZEHN AKTEN

Frei nach Ueberlieferung der Neapeler Marionetten von
JULIUS MEIER-GRAEFE

Mit Originallithographien, zum Teil in mehreren Farben,
von ERICH KLOSSOWSKI

Das Werk erschien in drei Ausgaben:

I. Künstlerausgabe: 12 Exemplare auf altem, japanischen Büttenpapier, von denen 10 Exemplare (1-10) numeriert sind. Jedes Exemplar enthält zwei Originalaquarelle des Künstlers. Diese Ausgabe war bereits zehn Tage nach dem Erscheinen des Werkes vergriffen. M 800.—

II. Luxusausgabe: 22 Exemplare auf Van Geldern, von denen 20 Exemplare (11-30) numeriert sind. Die Lithographien sind auf der Handpresse gedruckt. Handgebundener Ganzleiderband. Spezial-Vorsatz. M 300.—

III. Gewöhnliche Ausgabe: 600 Exemplare mit lithographiertem Umschlag. M 40.—

Ein illustrierter Prospekt wird kostenlos abgegeben

BLÄTTER AUS EINES LUFTSCHIFFERS TAGEBUCH von ALBRECHT BLAU

mit Zeichnungen von RUDOLF GROSSMANN

Brosch. M 5.—, gebunden M 4.—

NEUE BÜCHER ÜBER BILDENDE KUNST:

Künstler unserer Zeit I.

Max Beckmann

von Hans Kaiser

Mit zahlreichen Abbildungen
Kartoniert M 6.—

Die Wirklichkeit und
ihr künstlerisches Abbild

von Alfred Guttman

Brosch. M 5.—, kartoniert M 6.—

Johann C. Wilck
Ein Maler des deutschen
Empire

von Alfred Gold
Brosch. M 3.50, gebund. M 5.—

Der Gefühlsausdruck in
der bildenden Kunst

von Anton Mayer

Brosch. M 3.50, gebunden M 5.—

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.38

INHALT: E. Nadelman: Drei Zeichnungen / Franz Pfemfert: Der Parteitag der Sozialdemokratie / Der Iose Vogel: Mantua / Oskar Kanehl: Aphorismen / Hans Leybold: Hands off! / Ferdinand Kiss: Glossen / Hellmuth Wetzel: An der Durchfahrt / Gottfried Kölbel: Nächtliche Fahrt / Johannes R. Becher: Der Idiot / Else Lasker Schüller: Briefe / A. Bessmertny: Der Jüngling / Paul Mayer: Vermoulu / Adolphe Basler: Moderne Kunst



HEFT 30 PFG.

VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

Carl Einstein, Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders

Roman. Mit Begleitworten von Franz Blei und Portrait von Max Oppenheimer

Preis 3 Mark

EIN URTEIL UEBER BEBUQUIN

Ich stehe nicht an, diesen, André Gide gewidmeten Roman für eines der interessantesten Bücher zu erklären, die die junge Generation in Deutschland hervorgebracht hat.

Hier ist eine seltsame Kondensierung von Lebensdingen erreicht, eine äusserste Energie, ein Radikalismus des Zuendedenkens, der mit Begriffen, wie mit bunten Bällen, aber in logischer Regelmässigkeit jongliert, eine mathematische Phantastik voll von beherrschter Ungezügeltheit und ausschweifender Strenge. Kosmische Ironien, wie sie etwa in den „Moralités Légendaires“ Laforgues aufblitzen, auf ihrem Grunde die ewig unversöhnten Widersprüche unseres Erlebens, Widersprüche des überscharf zergliedernden Intellektes und einer als sinnlos durchschauten und schamhaft niedergehaltenen Erdensehnsucht. Widersprüche der gellenden eindeutigen Regelung der Dinge und ihrer hundertfältigen Deutungsmöglichkeiten. Des lähmenden, festlegenden Gedankens und des Vielgestaltigen, Fliessenden aller Wesenheit. Und ein Verlangen nach synthetischer Bezwungung. Ein Verlangen mit den Dingen der Welt, den sichtbaren und den unsichtbaren, fertig zu werden. Unmöglichkeit der Einordnung in ein bloss rationell bestimmtes Gefüge, „wo der Kanon, das Wertvolle, das Langweilige, Demokratische, das Stabile“ gelten, und Aussichtslosigkeit, im Irrationalen mehr als ein „Dilettant des Wunders“ zu werden, ein Phantast mit unzureichenden Mitteln „Vergessen Sie eines nicht“, sagt der tote Boehm, diese imaginäre Leitgestalt des Buches, der als eine „Reklame für das Unwirkliche“ herumläuft, „die Phantasten sind Leute, die nicht mit einem Dreieck zu Ende kommen“. Unzulänglichkeit auch der romantischen Scheinlösung, in der sich Rationalität und Irrationalität zu vermählen trachten: „Der Romantiker sagt: Seht, ich habe Phantasie und ich habe Vernunft. . . Wenn ich sehr poetisch sein will, sage ich dann, die Geschichte hat mir geträumt. Aber das ist mein sublimstes Mittel, und damit muss man

sparen. Und dann kommen noch Masken und Spiegelbild als romantischer Apparat. Aber, Herrschaften, da ist Aesthetizismus bei. Beim Romantiker macht man einen Schritt vorwärts und zwei zurück. Das ist ein zuckendes Klebpflaster.“ Aber dennoch ist im Romantischen, wenn nicht die Lösung gefunden, so doch das Problem geahnt. „Wir müssen so genau sehen, dass darin alles Wissen steckt“, sagt auch Boehm. Nur eine Verwirklichung dieser Sehnsucht gibt es nicht. Und in dieser resoluten Betonung des Negativen kommt Einstein über die romantische Theorie hinaus. Die ersehnte Einheit fällt immer wieder auseinander. Es gibt nicht eines, sondern nur eine „Tendenz der Vereinheitlichung“. So bleibt für die Einzelnen nur die Entsagung als Resultat eines unerbittlichen Zuendedenkens. Aber aus dieser Negation wächst zugleich die Gewähr: „Vielleicht decken sich die Dinge niemals, damit das Schöpferische nicht erschlafe“. Aus dieser Erkenntnis der Ohnmacht selber steigt ein neues Kraftbewusstsein. Und eine Absage an Ruhe und Sicherheit, die nur Hirn und Blut einschläfern. Darum das Suchen nach dem Wunder, darum am Schluss die ausserordentlich schöne Apotheose des Todes, des „Vaters der Intensität“, des „Herrn der Form“.

Es versteht sich von selbst, dass dieses Buch der „höchst konsolidierten Intellektualität“, wie Franz Blei es in seinem Begleitwort nennt, auf die Mittel einer gewohnten realistischen Technik verzichtet. Hier gibt es keine äussere „Natürlichkeit“, deren Scheinwesen in der Person und den Attributen der Schauspielerin Fredgonde Perlenblick so köstlich persifliert wird. Eher ein ungeheuer zusammengepresstes, vom Intellekt aufgefangenes und zurückgeworfenes Spiegelbild der Wirklichkeit, das trotz seiner scheinbar undurchdringlichen Dichtigkeit Raum lässt, scharf gesehene äussere Lebensvorgänge zu verzeichnen. Alles in allem kann man sagen, das Buch habe den Stil und die Form seiner Idee. Und das ist vielleicht sein bestes Lob.

Ernst Stadler in den „Elsässer Heften“.

Verlag / DIE AKTION / Berlin-Wilmersdorf

Die Aktion

H 11

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

3. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 20. SEPTEMBER 1913

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Strasse 17 zu senden :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Sonnabend

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährl. (excl. Bestellgeld) bei allen Postanstalt., Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk. 2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 :: Kommissionär Gust. Brauns, Leipzig

DER PARTEITAG DER SOZIALDEMOKRATIE

Jena, den 18. September 1913.

Ich beneide jene Delegierten nicht, die als Sozialisten nach Jena gekommen sind, um aus den Verhandlungen des Parteitages frische Begeisterung zu schöpfen für fernere Kämpfe. Sie werden ernüchert, verzagt, mit leerem Herzen heimkehren und ihren Genossen beichten müssen, daß sie dem Sozialismus in Jena nicht begegnet sind.

Freilich kann unser Liberalismus mit dem Verlauf des sozialdemokratischen Parteitages zufrieden sein. Freilich werden unsere weisen Montags-Demokraten anerkennend von dem „klugen realpolitischen Sinn“ der Jenaer Mehrheit sprechen. Aber alle diese guten Zensuren können die beschämenden Wirkungen der Jenaer Tagung nicht verhindern, können die Tatsache nicht vertuschen, daß selten ein sozialdemokratischer Parteitag größere Erwartungen zu erfüllen hatte, als dieser, und daß nie ein Parteitag so erbärmlich versagte.

Wir sind längst davon abgekommen, revolutionäre Energien auf sozialdemokratischen Jahresversammlungen triumphieren zu sehen. Wir haben uns das Hoffen abgewöhnt, seit wir beobachten mußten, wie emsig und wie immer erfolgreicher die als „Revisionisten“ maskierten Nationalliberalen in der Sozialdemokratie dem sozialistischen Geist zuleibe gehen durften. Wer verfolgt hat, wie diese „Realpolitiker“ den unheimlich vertrauensseligen Revolutionären ein Parteiblatt nach dem andern, also die besten Waffen, aus der Hand nahmen und der bürgerlichen Sache dienstbar machten, der konnte sich über den Entwicklungsgang der deutschen Proletariatspartei keinen Illusionen hingeben. Nein, revolutionäre Entschließungen haben wir von der Mehrheit dieser Partei nicht erhofft.

Aber in Jena fehlte diesmal sogar schon, was Chemnitz noch aufwies: Augenblicke der Begeiste-

rung, Leidenschaft, Kampfeszuversicht, gehobene Momente, die auch dem bürgerlichen Gegner ahnen ließen, daß diese Arbeitervertreter um Menschheitsangelegenheiten, um Zukunftswerte, um den Sozialismus stritten. Davon ist in Jena nichts zu spüren. Ja, schlimmer: es ist in dieser Arbeiterpartei schon soweit gekommen, daß die Mehrheit es wagen kann, jeden aufrichtigen Ausdruck sozialistischen Denkens als „revolutionäre Phraseologie“ zu beschimpfen. Es ist soweit gekommen, daß Sozialisten, wie Rosa Luxemburg, von Herrn David in aller Form als Provokateure verdächtigt werden können. Es ist soweit gekommen, daß ein Führer der Sozialdemokratie es als eine wichtige Aufgabe des Proletariats bezeichnen darf, die deutsche Jugend zur Kriegstüchtigkeit heranzubilden, um im Notfalle zur Verteidigung des Vaterlandes genötigt zu sein. (Das Düsseldecker Parteiblatt, das nichtmilitärfromme Äußerungen wagte, wurde vom selben Herrn genügt.)

Es soll hier über die Massenstreikidee und deren Erdrosselung noch besonders gesprochen werden. Dabei wird nicht zu verschweigen sein, daß auch die radikalen Sozialisten einen Fehler begehen, wenn sie die Massenstreikfrage von dem Problem Militarismus etwa trennen. Heute soll nur ausgesprochen werden, daß der diesjährige Parteitag der deutschen Sozialdemokratie ungefähr der härteste Schlag ist, der gegen den internationalen Sozialismus und gegen die Freiheitsbewegung überhaupt geführt werden konnte.

Die Arbeiterpartei ist groß und stark. Erkennt sie jetzt, wohin sie von ihren „Realpolitikern“ geführt werden soll? besinnt sie sich auf sich selbst? Wenn sie nicht bald die Herrschaft der sozialistischen Monatshefte abschüttelt, wird sie für den Freiheitskampf verloren sein.

Franz Pfemfert

Glossen

EINE ÄUSSERST PIKANTE MITTEILUNG

„Eine äusserst pikante Mitteilung enthält die „Münchener Post“. Das Blatt erzählt, dass der schon seit Wochen im Ministerium des Auswärtigen ausgearbeitete Entwurf der Kelheimer Rede des Prinzregenten nebst einem anderen bedeutsamen Entwurf verloren gingen und durch einen „günstigen Wind“ auf den Tisch der sozialdemokratischen Redaktion geweht wurden. Nun wurde das sozialdemokratische Organ von dem Ministerium gebeten, doch um Gotteswillen weder die Rede noch den Entwurf zu veröffentlichen. Das Bitten soll schon mehr ein Flehen gewesen sein. Uebrigens hat die „Münchener Post“ diese und noch eine andere erbetene Gefälligkeit (die sie nicht näher bezeichnet) gewährt und hat die Rede nicht vorzeitig veröffentlicht.“

Eine äusserst pikante Mitteilung. Da sitzen sie, Männer der Revolution, berufen, Welten zu stürzen, Throne zu erschüttern und schmunzeln breit und behaglich über das Glück, dem Erbfeind mit Gefälligkeiten dienen zu dürfen. Da sitzen sie, Revolutionsfurie und Ordnungsbestie, gemütlich beisammen und haben einander so lieb. Eine äusserst pikante Mitteilung.

So leben wir alle Tage. Zu asthmatisch, selbst einen Sturm aufzuwirbeln, warten sie auf die „günstigen Winde“, die der Oegner von Zeit zu Zeit fahren läßt. Aber auch damit wissen die Gefälligkeitspolitiker und Amateursegler nichts mehr anzufangen. Sie fressen aus der Hand. Zwar gehen sie als „Todfeinde der Bourgeoisie“ mit dem kommunistischen Manifest schlafen, stehen aber mit dem Knigge auf, um ja nicht gegen die guten Sitten zu verstoßen, wenn vor irgend wo her „günstige Winde“ wehen. Kelheim, wichtige Entwürfe, schwungvolle Reden zu fürstlichen Volksversammlungen — das alles ist nur da, um mit der Gebärde des ehrlichen Finders Lebensart zu beweisen und die Vitalität einer revolutionären Partei innerhalb der bürgerlichen Ordnung durch eine sensationelle Rückenkrümmung zu dokumentieren. So tobt der einzige Kampf, der bis aufs Messer geführt wird, nur noch im Inseratenteil des Vorwärts, wo eine Solinger Firma Bebelporträts auf Messerklingen mit jener Geistesgegenwart feilbietet, die ein deutscher Revolutionär vor den Stufen des Thrones niemals aufbringt.

Wer glaubt noch dieser Revolutionsfurie die Reize, die so appetitlich auf den Stühlen herumliegen. Da sitzen sie, Männer der Revolution, berufen, Welten zu stürzen, Throne zu erschüttern — und schmunzeln sich die Ideale aus der Seele. Denn sie waren

zum Hofdienst befohlen und haben — äh — beinahe Sekt getrunken.

Eine äusserst pikante Mitteilung.

CHRISTLICHER WETTBEWERB

Zu derselben Zeit, wo in Deutschland die Stimme des Herrn den Kaufmann schützt, bekommt auch die spanische Regierung Inspirationen. Sie hat zur Gründung einer Fremdenlegion in Marokko die Lieferung von 40 000 Soldaten auf dem Submissionswege ausgeschrieben.

An sich ist ja der Einfall, die christliche Mission auf dem Wege der Submission zu erfüllen, durchaus religiös und auch sonst kaufmännisch richtig. Allein man sollte bei dem niedrigen Marktwert des Menschen die Fleischpreise nicht noch mehr heruntertreiben. Um so genialer ist der Gedanke, den verblaßten Glanz der spanischen Inquisition durch die zeitgemäßen Foltern einer modernen Fremdenlegion zu erneuern. Eine großzügige, von katholischer Staatskunst organisierte Soldatenmißhandlung ist noch immer der beste Ersatz für die ehemaligen Folterkünste des Katholizismus und berechtigt zu der Hoffnung, daß es auch auf diesem Wege gelingen wird, einen befriedigenden Verlust an Menschenleben zu erzielen.

Ferdinand Kieß

APHORISMEN

Der Aphorismus ist die wortkünstlerische Mischform der raumkünstlerischen Formen Miniatur und Alfresco. Er will auf kleinstem Raum großzügig eine künstlerische Einheit.

Bücher sind Dirnen, von denen sich der geile Bürger die unerwiderte Lebensliebe befriedigen läßt.

Die Universität kennt zwar vier Fakultätennamen; aber ihr aller Sinn und Wesen ist die eine universe Fakultät: die medizinische. Alles Lebendige wird behorcht, untersucht und operiert, alles Tote aufgegraben und sezirt.

Wissenschaft ist der Spiralweg, auf dem die Krüppel den Berg der Wahrheit ersteigen. Je höher sie aber klettern, um so nebliger bleibt die Welt unter ihnen. Die Kunst ist niemals Weg, sondern immer nur Ziel an dem sich der Künstlermensch befindet. Und dieses ist ewig nebelfrei, hoch und hell.

Kritik ist der zuckende Blitz, der den Donner der Tat und das Gewitter der Fruchtbarkeit kündigt.

Kunstwerke sind edle Hurenkinder. Sie haben alles von der gebärenden Mutter. Väter sind mehrere und

man kennt sie nicht, und es ist sinnlos, nach ihnen zu forschen. Denn ihr vielfältiges Blut ist von der Mutter verwandelt. Hurenkinder sind Mutterkinder. Kunstwerke sind edle Hurenkinder.

Es gibt Künstler, die nachts mit dem Modell schlafen, wonach sie am Tage malen. Totgeborene Kinder und Werke.

Der Mensch stirbt an Freue und Qual, der Künstler lebt von ihnen. Während der Künstler alle Leidenschaft in seinem Werke bändigt, wird der Mensch von ihr verzehrt. Jener ist unsterblich, dieser sterblich.

Liebe und Ehe sind dasselbe und ein ethischer Wert. Wo sie getrennt sind, ist Liebe eine Perversität und Ehe eine moralische Untertanenpflicht.

Der lächerlichste Luxus ist die Sparsamkeit.

Oskar Kanehl

„HANDS OFF!“

1

Nicht allein, daß die zünftigen Schriftdeuter (auch Philologen genannt) eine schöne Literatur nach allen Regeln ihrer Kunst vergewaltigen, notzüchtigen; nein auch die unzüchtigen machen sich heran . . . mit noch größerer Dreistigkeit.

Hands off!

2

Wir haben es hier mit einem Oberlehrer zu tun: Herrn Doktor Albert Soergel (aus Leipzig). Derselbe hat es nicht unterlassen können, ein Buch zu schreiben: Dichtung und Dichter der Zeit.

3

Und hat es seiner Braut gewidmet. Ich kenne seine Braut nicht. Taxiere aber, daß sie ebenso wenig von Literatur versteht wie ihr derzeitiger Bräutigam. (Denn sonst hätte sie die Widmung nicht angenommen.)

4

Er hat es nicht lassen können. Darf sich drum nicht wundern, daß Einer kommt, und ihn bei den Ohren packt, und ihn zur Schulkstube zurückführt. (Möge der „Anfang“ sich dann seiner annehmen). Und ihm befiehlt:

Hands off!

5

Ich stelle fest : das Buch hat 892 Seiten Umfang. Davon werden zugemessen: Peter Altenberg 1½ Seiten (Hugo Sachs 5 Seiten), Herbert Eulenberg 4 Seiten (Karl Schönherr 7 Seiten), Frank Wedekind 9 Seiten (Arthur Schnitzler 12 Seiten), Heinrich Mann 3 Seiten (Georg von Ompteda

4 Seiten), Alfred Kerr keine Seite (Adolf Barteles 5 Seiten), Karl Kraus keine Seite (Ferdinand Avenarius 6 Seiten). Und so fort.

6

Einige Rosinen aus dem Teig: „. . . ein Buch, dessen Aufgabe es ist, Lob und Tadel nach allen Seiten hin auszuteilen . . .“ (Huch nein, Hehr Oberlehrer! Meyer, setz dich einen tiefer!)

7

Zum Kapitel Hanns von Gumpfenberg (5 Seiten): „Wie Frank Wedekind ist auch Hanns Freiherr von Gumpfenberg im tiefsten Wesensgrunde ein Ideendichter.“ (Wie schon Gotthold Ephraim Lessing ist auch Herr Oberlehrer Doktor Albert Soergel aus Leipzig ein geistvoller Kritiker. Dieses heißt man in der Logik einen Analogieschluß.)

8

Heinrich und Thomas Mann; Rudolf und Friedrich Huch werden paarweise in ein Kapitel gestopft. (Warum? Sie sind Brüder, Leser.)

9

Peter Altenberg ist ihm zuerst: Kuriosum. „Er ist maniert (Defekt beim Leser, Herr Oberlehrer!) . . . ihm fehlt die Gabe zu vergleichen . . . (oh — ausgerechnet Peter Altenberg!) . . . zu kombinieren, zurechnen, dem einzelnen seinen Platz anzuweisen.“ (Dem einzelnen seinen Platz anzuweisen hat er gesagt. Ja Herr Soergel es sind doch nicht alle Menschen Oberlehrer! Siehe oben: Meyer, setz dich einen runter.)

10

„Dieser schwulstige oder stumpfe Stil ist mit (hihi!) mit daran schuld, daß Wedekinds Dramen, hintereinander gelesen oder gesehen, bald langweilig werden.“ (Dann müssen Sie mal versuchen, sie vor oder nacheinander zu lesen oder zu sehen; wenn Sie sie hintereinander nicht verdauen können. Oder aber; besser:)

Hands off!

11

Hingegen Karl Schönherr: „In unserer lauen, dumpfen Zeit, in der das Pathos der Unpathetischen herrscht, ist ein kaum nachahmbares Temperament wie Karl Schönherr, das wie sein wilker Reiter wie ein Wetter aufzieht, eine seltene Erfrischung“. (Eine sehr seltene.)

Hands off!

12

Genug. Genug.

Trommler bleib bei deinen Steißen;

Hands off!

Hands off!! Hans Leybold (München.)

Aus dem Ideenreich der modernen Kunst

Von Adolphe Basler

Entschieden gibt es keine Stadt der Welt, in der heutzutage die Pflege der Kunst so lebendig wäre, wie in Paris. Paris ist die geheiligte Stadt, in der die edelsten Passionen der modernen Menschheit in Schwingungen versetzt werden. Es ist ein Privileg für denjenigen, der dort allen Offenbarungen des Kunstlebens eines Jahres beiwohnen kann. Von einer Versteigerung alter Meisterwerke eilt er in eine moderne Kunstschau, aus einer Ausstellung von Bonnard oder Matisse pilgert er zu einer Galerie oder Sammlung, um sich dort, sei es für Orcos oder Cezanne, sei es für einen Primitiven oder Picasso zu begeistern.

Und wieder war dies ein Jahr, fruchtbar an Offenbarungen der Kunst! Wir haben die Saison mit einer Rückschau auf David und seine Schüler geschlossen, mit Ausstellungen von Bonnard, Matisse, des Bildhauers Nadelmann, mit den wundervollen Kunstausstellungen des äußersten Ostens im Cerneschi-Museum und der Sammlung von Vignier, die uns außer dem Besten an chinesischer Bildhauerkunst auch Negerplastik brachte, für deren Schönheit bis heute nur Künstler wie Picasso, Derain, Vlaminck und nicht zuletzt der Antiquitätenhändler Brummer, der als erster diese Kunst zum Erwachen brachte, Verständnis zeigten. Und da erscheinen neue Kunstformen auf dem Markte, die diesen Durst einer jungfräulichen, für den modernen Menschen so sonderbaren Kunst charakterisieren und die schwerlich die trockene Begeisterung eines David und seiner Schüler oder ihrer Nachfolger aus der Akademie und aller offiziellen Dekadenten befriedigen würden.

*

Das hervorragende Merkmal der zeitgenössischen Kunst ist ein übermäßiger Intellektualismus. Daher eine beängstigende Vermischung der Arten.

Die durch die Archäologie ermöglichte Popularisierung und Zugänglichkeit von Kunstdenkmälern aller Welt, sowie das gleichzeitige Bestreben zu einem rückblickenden Umfassen aller großen historischen Stile, zeitigten eine Leichtigkeit im Aneignen größter Formen ohne daß hierzu eine Notwendigkeit vorläge. Dies wurde eine Art intellektueller Zerstreung, die durchaus nicht einer schöpferischen Notwendigkeit entsprang. Daher eine leichtsinnige Uebertragung der Formen von der Dekorationsmalerei auf die Staffelei und umgekehrt,

eine Mißachtung der zur Realisierung notwendigen Materialien, ein blindes Auffangen der einen oder anderen Art der Malerei. In ihrer Gattung verschiedene Dinge, finden Abfluß in irgend eine neue Gattung, in der Alles enthalten ist: Wand- und Porzellanmalerei, japanischer Holzschnitt und persische Miniatur sowie Elemente des Staffelei-Bildes. Wie die Einen über Nacht einen Cezanne „machen“ lernen, so üben sich die Anderen an italienischen Primitiven, an den Chinesen, an persischen Miniaturen. Daraus entstehen dieselben Inkonsequenzen, denen die Perser verfielen, als sie in ihren Miniaturen Oelgemälde italienischer Meister oder eines Van Dyck interpretieren wollten. Denn es gibt nichts Bedrohlicheres für die Kunst, als die mechanische Aneignung einer großen künstlerischen Kultur, deren Geist entweder schon erstorben oder fremd ist. Leider verfügt die jüngste Generation mehr über Kunstwissen als über Kunstwissenschaft Kein Wunder daher, daß der raffinierte Europäer allen ihren intellektuellen Experimenten die naive Malerei eines berüchtigten „Zollwächters“ Rousseau vorzieht, die durch zwanzig Jahre die Besucher des Salons der Unabhängigen amüsierte und belustigte und an der sich der Kenner heute ebenso begeistert, wie an den Volksbildern von Epinal (images d'Epinal) und wie an der Volkskunst überhaupt, da er in ihr den Schlüssel zum Entziffern der großen Schönheitsformen findet, die durch die natürliche Kultur der orientalischen, der alten und mittelalterlichen Völker entwickelt wurden. Denn dieser „imagier“ von ursprünglicher Bildung malte mit Aufrichtigkeit stilisierte Landschaften und menschliche Gesichter von wahrhafter Naivität, mit größerer Anmut, als dies unsere gelehrten Witzbolde der Akademie zu tun im Stande sind. Es war geradezu nötig, diesen Analphabeten zu entdecken, um wieder zur Erkenntnis zu gelangen, daß die Leitung durch lebendigen Instinkt in der Kunst mehr bedeute, als künstlich zusammengesetztes Wissen. Rousseau flötete auf der Schalmei Lieder, die einer Schalmei würdig sind, während die heutigen Pseudo-Primitiven darauf gregorianische Messen oder Bach's Oratorien blasen wollen. Sein Primitivismus war nicht erlogen; er war weder italienisch noch flämisch — eine authentische Ursprünglichkeit eines gewöhnlichen „Zollwächters“ der inmitten einfachster Leute in einer Volksvorstadt von Paris — Plaisance — lebte und der weder durch Intelligenz noch durch andere Eigenschaften seine Umgebung überragte. Sein malerisches Wissen, das er besaß, stand im vollkommensten Einklang mit seiner einfachen Natur. Wegen dieser Aufrichtigkeit des Ausdrucks mit ein-

fachsten Mitteln, könnte man Rousseau mit den alten Holländern vergleichen, man könnte in seinen mit größter Einfachheit komponierten Bildern dieselbe Anmut, wie in den persischen Miniaturen finden. Am richtigsten dürfte einer der Maler seine Kunst bezeichnet haben: „Es ist eine schöne Feldblume.“

Vergebens würde man diese Aufrichtigkeit bei der heutigen Mechanisierung der Kunst in den interessantesten kubistisch-futuristischen Spekulationen suchen.

Die Lebensfähigkeit der zeitgenössischen Kunst tritt nur im Salon der Unabhängigen in Erscheinung. Hier sucht der kultivierte Europäer authentische Kunst, denn lediglich da und im Herbstsalon offenbaren sich die prägnanten Werke unserer Zeit, welche die künstlerische Kultur um neuen Inhalt bereichern. Im diesjährigen Salon treten, nebst den „Kubisten“, in ansehnlicher Zahl Maler auf, die ihre Entwicklung über Derain von Cezanne ableiten. Eine gemeinsame Tendenz verbindet sie. — Nach dem Muster von Cezanne umgehen sie den Mechanismus der Perspektive. Aber es sind dies verschiedene Individualitäten. Im Gegensatz zu den Impressionisten oder Pointilisten sind die Maler jüngerer Richtung (Vlaminck, Friesz, Kars, Dufy, Maria Laurencin, de Ségonzac, Marchand, Kisling, Lhote, de la Fresnay, Luc Albert Moreau) zurückhaltender mit der Uebertreibung in reinen Farben, mit der Ueberspannung des Lichts. Ihre Farbkonzeption ist weniger spektral, aber dafür mehr seelisch. Sie streben nach größerem Ernst im Ausdruck, geradezu zu einer Monumentalität, indem sie nach dem Muster von Cezanne ein Bild gleich einem Schauspiel entwerfen, wobei die Formen rhythmisch abgestuft sind. Sie nähern sich sogar den „Kubisten“ durch eine dichte farbige Substanz, die bei ihnen, mit dem ihnen eigentümlichen strengen Ernst der Form Hand in Hand geht — aber sie verfallen nicht in unleserliche abstracta. Für diese Maler, wie Friesz, Vlaminck und vor allem für Derain ist die Kunst von Cezanne ein Ausgangspunkt ihrer schöpferischen Tätigkeit, ein Muster der Logik und Arbeitsmethode, die den Impressionisten unbekannt war. Derain und Vlaminck waren die ersten, die dem Meister von Aix folgend, sich der realistischen Malerei entledigten. Weniger trifft man diese Vermischung der Arten, die bei Matisse oft Unruhe hervorruft, bei Derain.

Am weitesten schritt Picasso in dem Streben nach bloß Abstraktem vor. Er gelangte zu einer Kon-

zeption des Bildes, die nur eine Anspielung auf irgend eine Wirklichkeit ist, eine Andeutung, die nur der Eingeweihte zu entziffern fähig ist, um in der Seele die plastische Symphonie zu reproduzieren, welche dieser merkwürdige Maler geradezu hermetisch niedergeschrieben hat. Die Strömung in der Malerei, „Kubismus“ genannt, die von Picasso eingeleitet wurde, scheint dem Geist der jüngeren Maler immer mehr zu entsprechen. Man darf auch nicht annehmen, der Kubismus sei irgend eine fixierte Formel, — obgleich die Mehrzahl der Kubisten im



Kubismus nur eine Formel, nur ein bequemes Mittel erblickt, um sich von der Herrschaft des Konventionellen in der Malerei zu befreien. Die Futuristen, welche eine neue Ausgabe des Vibrismus, kombiniert mit den Experimenten der Kubisten geschaffen haben, interpretierten in ihren Offenbarungen diese neuen Bestrebungen in der Malerei viel sonderbarer, als dies Gleize und Metzinger in ihrem Buche „Du Cubisme“ (Ed. E. Figuière 1912) getan haben; diese haben ein vollkommenes Bild der Evolution französischer Malerei bis auf die Zeit des Kubismus, dieser fatalen Konsequenz aller vorhergehenden Strömungen, gezeichnet. Das Streben

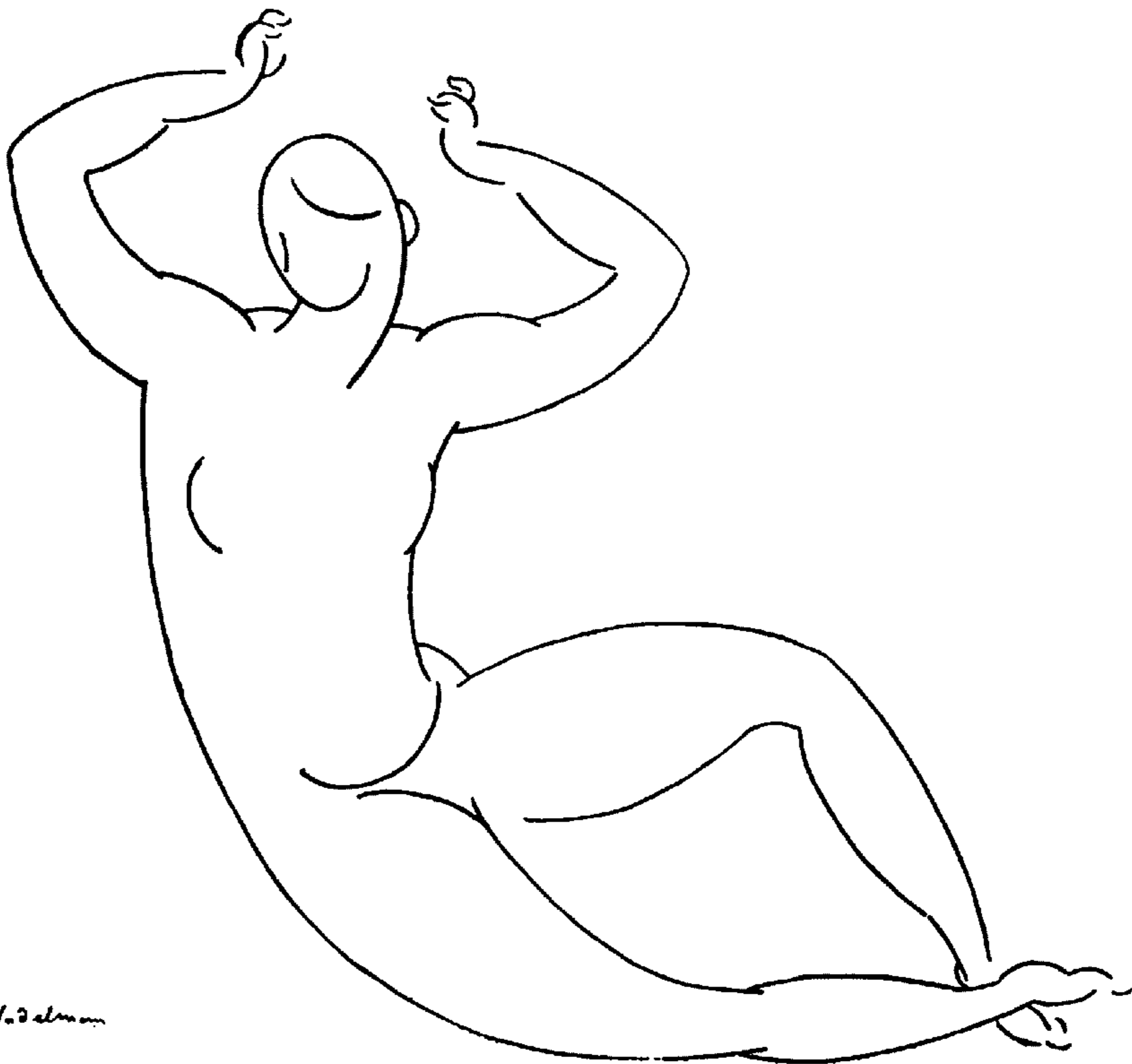
der Maler in dieser heute revolutionären Richtung ist: durch Zusammenfassen aller visuellen Eindrücke, wie Umgebung, Dislokation, Zergliederung der Gegenstände, in dem Kunstwerke, welches der Konzeption und nicht der naturalistischen Vision entsprungen ist, nebst dem Eindrücke des Raumes auch den Faktor des Dauerns auszudrücken und dem Bilde den mächtigsten Dynamismus zu verleihen. Denn jeder Gegenstand zeigt durch seine Linien die Möglichkeit seiner Auflösung. Diese Auflösung aber wird von der eigentümlichen Individualität des Gegenstandes, sowie von der Konzeption des Künstlers geleitet. Diese Gegenstände beeinflussen sich in gegenseitiger Nachbarschaft nicht nur durch das Licht, sondern durch ein tatsächliches Zusammenstreben der Linien und Flächen und demgemäß — die Futuristen nennen es „physischer Transzendentalismus“ — streben sie durch ihre Kraft-Linien, deren Reichweite die Intuition des Künstlers ermißt, zur Unendlichkeit.

Dem Kubismus ist eine neue Richtung entsprungen, die man mit dem Namen „Orfismus“ taufte. Auch dies ist eine dem Mechanismus der Perspektive feindliche Tendenz. Es ist ein Streben zur absoluten Malerei, zu einem höchst organischen Aufbau des

Bildes. Zugleich ist es eine Umkehr zum Gesetz des gleichzeitigen Farbenkontrastes von Cherreul, worauf sich schon Seurat, Signac, Cross und andere Neu-Impressionisten in ihrem mosaikartigen Aufbau des Bildes stützten. Wie sich bei den Kubisten die Formen durch Auflösung gegenseitig befestigen, so haben bei den Orfisten die nebeneinander aufgelegten komplementären Farben die Kolorierung der Flächen und übertreiben das Licht, durch welches die Architektur der Massen verschmolzen und entmaterialisiert wird. Mehr noch als Delaunay, der Schöpfer dieser Richtung, ist frei von den lokalen Formen Leger, der die Wirklichkeit in abstrakteste Gestaltungen und Farbensymphonien überträgt.

* * *

Die größten Wandlungen scheinen jedoch in der Bildhauerkunst vor sich zu gehen. Alles spricht dafür; die wachsende Liebhaberei für die Plastik, das Vertrautwerden mit den Formen der altertümlichen und mittelalterlichen Plastik in den Kreisen der Liebhaber, die ihren Eifer von der Malerei auf die Kunst des Meißels zu übertragen beginnen, — eine elementare Bewegung zu großen Formen der Plastik unter der jüngsten Generation der Bildhauer. Junge



E. Nolde

Plastiker, wie Nadelman, Brancusi, Archipenko, de Fiori, Freundlich, Manolo, Despiau, Fräulein Wolf, prophezeien durch ihre bisherigen Werke Bedeutendes. Vorläufer dieser neuen Bewegung in der Bildhauerei ist neben Maillol und den Malern, wie Matisse, Picasso, Derain, die sich auch plastisch betätigt haben, vor allem Nadelman.

Ohne Rücksicht darauf, was er noch schaffen wird, hat er durch seine bisherige Tätigkeit Wichtiges vollbracht: er hat durch seine Werke gezeigt, daß die Bildhauerkunst eine Darstellung von ausschließlich plastischen Faktoren ist.

Er hat den verloren gegangenen Schlüssel zum Verständnis des Schönen in der Natur wiedergefunden. Dieser Schlüssel ist: die Logik, d. h. der Zweck, zu welchem die festen Körper in der Natur, sei es Gestein, seien es organische Körper, von runden Flächen begrenzt sind, gerade von solchen und nicht anderen, um ihre Funktion auszufüllen. Die Natur jedoch baut ihre Geschöpfe und formt ihre Gestalten von innen, anatomisch. Diese Anatomie verhüllt sie dem menschlichen Auge, und überläßt ihm nur die äußere Funktion, d. i. die logische, schöne Form. Deshalb soll der Künstler, welcher der Natur die Formen, d. i. runde Flächen, die den Körper begrenzen, entlehnt, verstehen, daß seine Aufgabe die Komposition logischer Formen ist, mit dem Unterschiede, daß es Aufgabe eines Geschöpfes der Natur ist, zu leben, sich zu bewegen usw., während eine Schöpfung der Kunst durch zweckmäßig miteinander verbundene Formen nur eine ornamentale Einheit ergeben muß.

Diese Aufgabe des Künstlers verstanden die Griechen ausgezeichnet, anders begriff sie Michel Angelo, obgleich er demselben Ideal zustrebte, indem er anatomisch, von innen aus komponierte.

Diese für den Bildhauer einzige Aufgabe der Wiederherstellung der alten griechischen Grundsätze, begriff Nadelman wieder und führt sie mit aller Strenge in seinen Werken durch.

NAECHTLICHE BAHNFAHRT

Wie Leichtenfackeln
wehten
die Lichter der Nacht,

aus brutgedruckten Büschen
schlugen dunkelbeflügelte Föhren
eulisch auf,

wogende Wälder
schwammen
rauschend vorbei,

bewölfte Wolken gierten nach wunden Sternen,
die wie ausgerissene Engelsaugen
aus den Himmeln fielen,

alpschwerer Wind
peitschte
meinen Atem in die Brust zurück,

daß mich apostliche Beklommenheit erfaßte,

bis der Heiland
in mir auferstand,

um allen Träumen zu gebieten,
wie einst den Wellen
auf dem See Genesareth.

Gottfried Kölwet

AN DER DURCHFABRT

Windbunte Farben im Land, — das Wasser in
strömendem Schlag

Unter seiner liebkosenden Brust;

Rasch das Schiff im Gange schneller Märsche in
dem dumpfen Takt der Kolbenstöße,
unter dem es lebt;

Weißer Perlenkostbarkeiten, die zerfließend von dem
innern Hang zerschnittner Wasser gleiten;

Voraus uns mit breiter Geste groß ein Schlepper,
vor den Kähnen, die, mit Sand verstopfte
Schächte

Gegen straff gespannte Stahldrahttaue angestemmt
die flachen Borde in die Wellen schneiden,
Hängt die dunklen Fahnen seiner Feuer in den
Himmel.

Dumpf springt ein Schrei

In einer stoßenden Wolke Dampf von seiner
Pfeife ab,

Und zwischen den Ventilatorenköpfen aus lodern-
dem Kupfer bricht

Lautlos der mächtige Schornstein, vergewaltigt, hint-
über in die Knie',

Der eine bunte Säule im Abend stand. — — —

Dunkle Brückenwände murmeln, im Reflex der
Spiegellichter, dumpf das Lärmen der
Maschinen

In das Klatschen aufgejagter Wellen. —

Dem Führer folgt der Zug, und hinter dem letzten,
sich bäumenden Nachen ruht

Schon wieder das gleitende Spiel der Schwäne auf
den schwankenden Wassern.

Hellmuth Wetzel

DER IDIOT

Der schwirrte durch der großen Städte Flucht —:
das traf ihn schwer . . .

Auf hohlen Plätzen tosten Glitzerfeste.

Staubwirbel bliesen ihn durch grüner Abendhimmel
flaches Meer.

Der hockte heulend Nachts auf Kuppeln brennen-
der Paläste.

Und seine Straße warf sich steil empor und schraubte
Sich hoch hinaus bis an vergilbten Mondes Zacken-
rand.

Da bog sie um und sprang zum Abendstern, der
schnaubte,

Spie Feuer, riß rückwärts sie, daß stöhnend sie
sich niederwand.

Der schlug: die Augen grün, Schaum dick ums
Maul

Auf heißes Pflaster. Säule ward sein Schrei.

Ganz leise sang ein Droschkengaul.

Und weiße Schleier wehten dicht vorbei . . .

Da stürzten Türme groß und Mauern drob zu-
sammen

Auf allen Dächern tobten Flammen laut.

Und Dome knieten nieder. Berge schwammen
Zur Stadt herein, von Regenbogen kreuzweis über-
baut.

Da fuhr ein greller Strahl durch sein Gehirn.
Es gellte . . . Mövenschwärme
Schreckten auf . . . Und Blütenwälder weiß
begruben ihn.

Johannes R. Becher

VERMOULU

Noch immer kann ich an Caféhaustischen
Als Wortdespot von meinen Plänen sprechen.
Man applaudiert, wenn ich mit matten Strichen
Aufzeichne, wie die Tage mir zerbrechen.

Ich glaube oft, mich einmal aufzufrischen
An Weibern, wissenden und liebesfrenchen.
Dann stört mich Herzkrampf oder Seitenstechen
Und jeder Wunsch ist aus dem Blut gewichen.

Auch das Gedächtnis läßt mich jetzt im Stich
Was ich gelesen in den letzten Wochen
Wär eignem Schaffen nicht mehr hinderlich.

Und wenn die Not mich dann zur Arbeit zwingt,
Weiß ich ja doch, daß mir nichts mehr gelingt,
Weil mir der Wille mitten durchgebrochen.

Paul Meyer

DER JUENGLING IM HAIN VON DODONA

Er fand ein Gleichnis für Kronions Mass
Und stürmte hin den Weg, den er vergass.
Und lief und lief und stand im heiligen Hain
Und hob die Hände auf, sein Wort zu schrein.

Und band die Silben, die dem Gotte gleichen,
Um ihn durchs Wort, durch sein Wort zu er-
reichen.

Es löste sich und kroch auf seinen Mund
Jedoch ein Grauen warf es in den Grund.

Zeus drohte ihm im Sturm und Beckenklang,
Dass, wer sein Mass erkannt, der Wald verschlang.
Da schrie er auf, was allen Sinn verbog,

Dass Zeus aus Furcht ihn ängstend jetzt belog.
Die eigne Stimme schlug sich in sein Ohr,
Dass er den Weg zu seinem Haus verlor.

Alexander Bessmertny

Mantua

Vom Losen Vogel

I

Alles war tot, diesen Morgen, in der schuldhaften
Stadt. Aber der Leichnam von Mantua hat ein
langes Röcheln und Schauern; und um zwei Uhr
nachmittag begann er sich heftig zu rühren.

Es war ein Streiktag, bei einer drückenden Hitze.
Stille der Wüste war jetzt in Mantua, und jetzt
wieder hallender Lärm einer schreienden Menge.
Eine verfaulende Stadt, die nach Tod stinkt; mehr
aber noch nach Sünde, wenn nicht Verbrechen. Sie
hat den Geruch des schlechten Gewissens. Ich habe
hier die senkrechte Sonne gesehen und den Mittags-
regen und dann den blutigen Abend. So war der
Himmel in dieser leidenden Stadt nach dem Bilde
der Leidenschaften. Auf Sumpfland kommt man
an, von Sumpfland wird man aufgenommen, und
rings um sich fühlt man Sumpf. Selbst der Staub ist
schlammig. Das Pflaster ist schleimüberzogen.
Stößt man den Fuß auf, glaubt man, der Schritt ver-
sinkt in Moder. Und wenn die Sonne länger als
eine Stunde ihre Geschosse geschleudert hat, so
verdörft der Kot zu unbarmherzigem Staub. Es
regnet Staub, wie es vorher Wasser geregnet hat.
Langweile und Grausamkeit, das ist Mantuas Miene.
Dieses morose Gesicht trägt wie das eines, der ein
Geheimnis hat und nicht will, daß man ihn aus-
forscht, eine Maske von Doppelzüngigkeit, Falsch-
heit. Aber grausame Falschheit. Alles ist falsch in
diesem Diebsnest: falsch wie das böse Wasser.

Die Paläste sind die Tempel falschen Geschmackes; und die Kirchen falsche, dem Gebet offene Paläste. Der Marmor ist Stuk; der Stein ist Gips; die Bronze schimmelig gewordener Ziegel. Der infame Giulio Romano hat diese Stadt verdorben: alles hier scheint von ihm zu sein. Bis in die Agonie und den Zerfall hinein retten die Bauwerke der älteren Zeit die Ehre Mantuas: wild und böse haben die gotischen Paläste der Bonnacolsi Charakter bewahrt: diese alten Ziegel zerbröckeln, aber noch immer atmen sie die Energie zu wollen und zu leben. — — —

Der Sonnenuntergang in rötlichem Dunst und Dampf war von einer erschreckenden Trauer, und ein herrliches Grauen öffnete das Tor der Dunkelheiten. Später will ich Mantua malen, aber erst will ich ein Wort von der Gottesplage sagen, die es zerfrisst. In der Dämmerung haben sich die Moskitos erhoben wie eine Armee, eine unwiderstehbare Invasion, kommen aus Mauern hervor, aus Bäumen, aus Arkaden, aus Säulen, aus dem Boden, von Dächern, von oben, von unten, von überallher. Die unzählbare Horde stürzt sich über einen, des Sieges sicher, mit vorgerecktem Sauger, singend, blutdürstig, um davon verrückt zu werden. Man weiß nicht, wohin flüchten, wohin Hände, Gesicht, Haut tun: sie stechen durch Handschuhe und Wäsche. Sie kleben sich an den Nacken; sie graben den Stachel in den Hals, in den Fußknöchel, in die Kniebeuge; sie saugen aus Venen und Arterien. Sie kennen die Anatomie. Sie besitzen die Schlauheit der Hölle. Eine Sommernacht in Mantua ist eine schwere Höllenstrafe. Nicht ein Mantuaner entgeht ihr. Diese Stadt muß in einer lamentablen Schlaflosigkeit leben. Darum sieht man am Morgen so viele zerstörte, verquollene Gesichter von einer lividen Blässe, mit Pusteln gefleckt. Die mitleidlose Klapper der Frösche skandiert alle Takte des peinvollen Abends. Ein fomidabler Lärm bemächtigt sich der Stille. Aus den drei Sumpfseen, aus den Gräben, aus jeder Schilfstauden erheben sich die quakenden Chöre der barbarischen Symphonie. Bald ist es im Wechselgesang, bald ists im Unisono. Das Geplärr des Schlammes läßt den nächtlichen Himmel nicht mehr aus. Der Schrei ist so breit, so hoch, so gleichmäßig, daß er auf die Dauer rauscht wie eine Kaskade: mit ihrem gutturalen Sturz schlägt sie an die Uferböschungen des Dunkels; fällt als ein Hammer auf den fröstelnden Schlummer; und ganz Mantua liegt zerquetscht unter diesem Amboß des Höllenlärms.

Man schläft des Nachts nicht in Mantua, und man gähnt hier am Tage. Selbst die Häuser kratzen sich, die Fassaden schuppen sich; das Fleisch des

Kalkes zersetzt sich. Die Kirchen senken sich, lösen sich auf; die Paläste zerbröseln. Sant' Andrea ist auf Krücken gestützt, und seine übelriechende Fassade, eine Parodie der Antike, denkt darüber nach, zusammenzufallen. Die Säle im Innern der Paläste sind Mumienstreue. Alles ist da zu Staub zerfallen. Im Palazzo del Té vollendet sie die Verwesung des Geistes, die Auflösung der Materie und erklärt sie: Giulio Pipi, genannt Giulio Romano, damit man darüber lacht, besitzt vor meinen Augen alle Sünden von Mantua, die seiner Fürsten und die seines Volkes. Er hat nichts sonst gedacht, nichts sonst gelebt als für den Effekt. Dieser Palazzo del Té ist das Königreich der Verhöhnung, in dem eine beständige Lüge herrscht. Falsche Größe, falsches Material, falsche Arbeit: es gibt keine Fälschung, in der dieser Bandinelli der Malerei nicht Meister gewesen wäre. Malt er Pferde, so stellt er sie als Supraporten auf Türsimse: wie dressierte Hunde auf Flaschen, so setzen sie ihre vier Hufe auf den Türrahmen. Ein anderer Saal wimmelt von beleidigenden Riesen, fünf Meter hohen Ungetümen, die auf den Wänden die Vernunft beleidigen, wo sie ihr rotes Fleisch auslegen, die Seile ihrer Muskel ziehen. Ein Saal ist ganz aus Spiegeln und man kann hier nicht ohne Grauen und ohne Scham verweilen, wenn man nur etwas den Sinn für das fatale Mysterium besitzt, das unter dem nachdenklichen Wasser der Spiegel schkummert. Die Akte, die dieser infame Maler verschwendet, verursachen der Wollust selber Ekel: das sind nur Trunkenbolde mit entzündetem Teint, die Leiber von der Herpes gerötet und allen Krankheiten der Haut.

Uebrigens haben die Steine auch die Krankheit. Die Fresken sind vom Schorf zerfressen. Die Pelada hat vorn im Schloß der Gonzaga nichts von Mantegna übrig gelassen. Die Farbenreste auf den Plafonds sind heimliche Ausschläge des Gipses und des Ziegels. Die Lepra hat die Figuren verstümmelt: die eine hat den Arm, die andere ihre Hände verloren; die hier hat eingefressenes Knie, die nebenan den Brustkrebs; da fällt ein Finger ab, dort die Nase. —

Ein paar lange gutgeplasterte Straßen, durch die man schlendert, täuschen über die Menge verlassener, enger, schmutziger Gassen, die jene paar besseren verdecken sollen. Ein Eingeweide von Sackgassen füllt den Bauch von Mantua. Und die würmergefüllten Kaldaunen platzen in der Mitte der toten Stadt, zwischen dem Rio und dem Sant' Andrea, auf zwei Plätzen, durch die eine wie ein Bischofsstab

gekrümmte Gasse läuft: die Raupen ihrer Arkaden treibt sie bis zur Kathedrale vor; und das doppelte Forum widerhallt von lauter Rede und Ruf. Die ganze Bewegung der Stadt ist hier. Ueberall sonst die Leere und die Erstarrung. In den feuchten und verhunzten Häusern vermutet man triste Debauchen; und hinter den dekrepiden einknickenden Mauern Schändung ohne Lust, bittere und komplizierte Sünden.

Mantua ist heimlich schleichend und düster. Das Viertel zwischen der Darsena und dem Schloß ist uralte, aber nichts sonst als das. Böse und verfallen wachsen zwischen den Dächern die Türme, schwerfällig, dunkel, riesige kariöse Zahnstummeln. An der hohen Wand eines hängt wie ein Korb ein eiserner Käfig: man sucht den Verurteilten, die abgeschlagenen Köpfe, wie an den Schindangertoren chinesischer Städte. Die Arkaden, die langen gewölbten Durchlässe, die stinkenden Gassen, die überhängenden Dachrinnen, die schwankenden, stürzenden Gesimse — mit alledem ist Mantua kein Ameisenhaufen, sondern ein Rattenloch, ein Gehege für Nagetiere.

Ich sah einen widerlichen Gassenschlauch, einen Blinddarm von Gasse, zur Brücke hin, die die Seen trennt. Sicher die Fischgasse. Ein herzerührender Stank kommt aus den mattenverhängten Türen. Zwei Haushaufen: so nahe am Dreck, daß sie halb darin versinken; und die Fenster schielen. Zwei magere Männer treten heraus, vorsichtig; bewegliche Augen und das erschreckte Profil der Ratten. Seltsame Leichenträger, die einen offenen Sarg tragen: er ist zu kurz für den Kadaver, oder sie haben ihn zusammengelegt? Aber was ist denn das? Ein Erstochener? Das Ding, das sie tragen, ist voll blassem, rosafarbigem Blut mit einem leichten Schaum; ich rieche die Flüssigkeit, während ich vorbeigehe; es riecht nur nach Trauben. Es ist Wein. In Mantua ist die Cortège des Silen ein Trauergefolge.

Der Schloßplatz ist ein Betplatz gehässigen Träumens. Der Staub der Mauern regnet auf den Staub des Bodens. Ringsherum vulgäre Arkaden. Eine Wüste. Und eine feste, substantielle Sonne: man möchte sagen, das Licht ist mit irdlichen Atomen geladen. Die Zunge trocknet einem aus, bloß wenn man über dieses schlafende Elend schreitet, und man schüttelt sich, als ob man sich von Staub bedeckt fühle. Man läuft aus diesem Leichenhof davon, gehetzt von einem Grauen. An den ewig wasserlosen Hafen, diese zwischen Deich und Sand gehöhlte Darsena. Drei geborstene Barken und vier

Pinassen, ein paar einmastige Boote mit durchlöchernten Segeln; und unter der harten Sonne die leeren Kais, der leere Hafen, die stummen Häuser. Zum Speien war mir vor einem Dreckhaufen mit einem Schwarm blauer Fliegen darüber. Und immer der Dom, über allem, und diese Spatel, die großen Trauernägel an den viereckigen Fingern der Türme. Das schukbeladene Mantua verwest. Umsonst hebe ich meinen Blick auf zu den alten Palästen der Piazza Sordello, wo die Zinnen der gotischen Fassaden wie Blumen gegen den Himmel stehen. Es sind zu wenig Blumen. Ein dünner Kranz von Iris kann diese Hauptstadt des Moders nicht vom Fieber retten. Sie hat den unheimlichen Frieden der Sünde, die sich besinnt. Sie ist zu Untergang verurteilt — ich weiß nicht, für welches Verbrechen. Mantua ist das Ravenna der Renaissance.

Briefe

Von Else Lasker-Schüler

Mein lieber, blauer Reiter.

Du freust Dich über meine „neue Liebe“ — Du sagst das so leicht hin und ahnst nicht, daß Du eher mit mir weinen müßtest — denn — sie ist schon verloschen in seinem Herzen, wie ein bengalisches Feuer, ein brennendes Rad — es fuhr mal eben über mich. Ich erliege ohne Groll, dieser schweren Brandwunde. Könnte ich mich doch in mich verlieben, ich liege mir doch so nah — man weiß dann, was man hat. Ich werde eine Zeitschrift gründen, die wilden Juden; eine kunstpolitische Zeitschrift und ich schreib an Karl Kraus einen Brief, ungefähr so, hör: Lieber, verehrter, venezianischer Cardinal. Wie kommts, daß ich so oft Lust habe politische Briefe an Sie zu schreiben! Aber da ich es ausspreche, hört jede Diplomatie auf. Oder es wäre eine diplomatische Diplomatie. Ich bin wieder in Berlin wo ich hingehör denn ich setze mich immer wieder dorthin. Unbegreiflich! Von hier aus reist man im Gedanken oft nach anderen Städten, hier will man wenigstens fort; wo anders aber findet man Pendants, ich meine ähnliche Menschen wie man selbst ist, wenn auch verkitschte im prunkenden Rahmen. Ich bin lebensmüde und will abenteuerlich sterben. Ich habe alles satt, selbst das Laub an den Bäumen. Immer grün und immer grün. Wenn mir doch einmal zaubernde Menschen begegneten, ich meine solche, die große Wünsche hätten, sie sind alle ernsthaft, nur ich bin ernst. Ich bin so einsam — wer mich lange ansieht, fällt in einen Schacht. Sie sind glücklich,

Cardinal; alle Menschen mit blauen Augen sind glücklicher als die, welche unbegreiflich in sich sehen, wie durch schwarz Seidenpapier. Ich wollt jemand schenkte mir einen Stern, mit dem ich mich ab und zu sichtbar machen könnte. Ich bin ruhslos aus banger Langweile geworden, was ich tue, wird zur Eigenschaft und gähnt. Sie verstehen mich und darum richte ich an Sie diesen Brief; vielleicht den letzten Brief, den ich überhaupt schreibe, mein endgültiges Abenteuer. Ich liebe keinen Menschen mehr auf der Welt, ich will auch von denen nichts wissen, die mir gut taten. Böstäten stacheln wenigstens an. Also wenn Sie mir meinen Wunsch nicht erfüllten, würde ich Ihnen im Grunde dankbarer sein; wohlwissend — Sie verschmähen die Dankbarkeit. Früher war ich Schauspielerin; nun sitz ich in der Garderobe und verbrenne den Zuschauern die Mäntel und Strohhüte. Ich bin eben enttäuscht. Ich habe immer nach der Hand gesucht, und was lag in meiner Hand — wenns gut ging — ein schwedischer Handschuh. Mein Gesicht ist nun wie Stein, ich habe Mühe es zu bewegen. Soll man stolz darauf sein; es braucht einem kein Denkmal mehr gesetzt werden. Wenn ich wenigstens an Festtagen geschmückt würde. Je mehr Angst ich habe, desto enormer wächst meine Furchtlosigkeit. Aber Angst habe ich immer; wo flattert ein Vogel in mir, kann nicht mehr aufsteigen. Wenn ich tot bin, wird eine Dame ihn am Hut tragen. Das tiefste und das schiefste Vermächtnis, das jemand hinterließ. Oder wollen Sie ihn haben im Glaskasten über Ihren Schreibtisch? Vielleicht fängt er morgens zu singen an. Auf dies Lied wartete ich ein Lebenlang. Also endlich mit der Sprache heraus, heil Dir im Siegerkranz — ich hat einen Kameraden — nun das österreichische Nationallied; den Marsch der Schellen und Dudelsäcke zu Theben — wollen Sie mein Journal die wilden Juden so unter Hand mitdrucken lassen; die Fackel merks gar nicht und ich habe eine Existenz. Ihr

Sie bewundernder Jussuf, Prinz.

Meinst Du er täts Franzlaff?

Literarische Neuerscheinungen

ERNST WEISS: Die Galeere. (S. Fischer, Berlin, 1915). Dies Buch ist aktuell und doch nicht flach; schon dieser Umstand spricht hinreichend für den Autor. Er experimentiert mit den Seelen seiner Menschen so kühn, wie der Held des Romans mit den Röntgenstrahlen. Es ist ein ungewöhnlicher Genuss, ihm bei seinen Analysen zuzusehen; er arbeitet sicher und geschickt, ohne die auf das Publikum berechneten Gesten des grossen Operateurs. Die landesübliche Kritik, die den Schöpfer immer noch mit seinen Gestalten verwechselt, wird versuchen, Ernst Weiss als „krankhaft“ oder „dekadent“ abzutun. Aber „unsere Krankheiten sind alle Phänomene einer erhöhten Sensation, die in höhere Kraft übergehen will“ (Novalis). Vielleicht wird „Die Galeere“ Schule machen, und zahllose Anhängelboote werden sich in ihrer Fahrinne tummeln. Dafür mache man dann Weiss nicht verantwortlich, der es sich leisten durfte, einen spannenden Roman zu schreiben, ohne seinem Künstlertum etwas zu vergeben. Ernst Weiss ist Oesterreicher, aber einer, der auf den bitter süßen „Hamur“ schwarze Exportartikel verzichtet. Auch das spricht für ihn. Paul Mayer.

Vornotizen

Nur wichtige Neuerscheinungen werden hier angezeigt. Die Besprechung der Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION

JAMES MORIER. Die Abenteuer des Hadschi Baba aus Ispahan, (Insel-Verlag, Leipzig). Geh. Mk. 4.—.

GUSTAF AF GEIJERSTAM. Die Brücke Mörk. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin). Geb. Mk. 1.—.

CLAUDE TILLIER. Mein Onkel Benjamin. Uebersetzt von Rudolf G. Binding. (Insel-Verlag, Leipzig). Geb. Mk. 3.—.

Zeitschriftenschau

SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE. Herausgeber Dr. Bloch. Das Parteitagshft enthält Beiträge von: Arons, Bernstein, Bloch, Chaym, David, Eisner, Kampffmeyer, Kolb, Schippel, Quessel, Noske, Wolfg. Heine, Wally Zeppler, Paul Westheim, W. Hausenstein u. a. Preis Mark 1,50.

DEUTSCHE RUNDSCHAU. Das Septemberheft bringt den Schluss der Erzählung von Ruth Waldstetter: Das Haus zum „Grossen Käfig“ und eine Legende von Oscar Blumenthal. Ferner Beiträge von: Otto Seeck, Heinrich Schoen, Adolf Schulten, Dr. Gustaf Dickhuth, von Egloffstein u. a.

DER ANFANG. Unter verantwortlicher Leitung von Dr. G. Wyneken herausgegeben von Georges Barbizon und Siegfried Bernfeld (Verlag DIE AKTION). Das Septemberheft bringt einen stenographischen Bericht aus einer „Religionsstunde“, dem Stenogramme aus anderen Lehrstunden folgen werden. Vielleicht gibt es kein besseres Mittel, um die Geistlosigkeit unseres Schulbetriebes zu beweisen. Aus dem übrigen Inhalt seien erwähnt: Payer: Siegfriedmoral; Was will der Klassenspiegel?; Bernfeld: Verehrung — Ehrfurcht; Ernst: Nacktheit — Wahrheit. Das Heft kostet 50 Pf.

UNSERE POSTABONNENTEN

müssen stets **S o n n a b e n d** im Besitze der neuen **AKTION** sein, andernfalls empfehlen wir Beschwerde beim zuständigen Bestellbezirk.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Anthologie jüngster französischer Lyrik / Gedichte von Henri Martin Barzun, Nicolas Beauduin, Blaise Cendrars, Jean Clary, Tristan Derème, Léon Deubel, Fernand Divoire, Henri Hertz, Louis Mandin, F. T. Marinetti, Alexandre Mercereau, Florian Parmentier, Lucien Rolmer, Jean Royère, Valentine de Saint-Point, Theo Varlet / Ausgewählt und übersetzt von Hermann Hendrich (Auderghem-Bruxelles)

Verlag von Paul Cassirer in Berlin

Soeben erschienen:

Schreie auf dem Boulevard

Pariser Bilderbuch

von

René Schickele

Broschiert 3 Mark, gebunden 4 Mark 50 Pf.

PROSPEKTE KOSTENFREI

HYPERION

ZWEIMONATSSCHRIFT

Herausgegeben von FRANZ BLEI

2 Jahrgänge zu je 36 M, zus. 66 M

EINZELHEFTE

die bei Komplettierung restlicher Jahrgänge
übrig blieben, soweit der Vorrat reicht, zu

2 Mark 50

DER ZWIEBELFISCH

FÜNFTER JAHGANG :: HEFT 2

erschien soeben.

Probebände (3 Hefte) M 1.—, Einzel-

hefte 60 Pf. Jahrgang (6 Hefte) M 3.—

DAS KLEINE

ZWIEBELFISCH-

KULTURKRATZBÜRSTEN-

VADEMECUM

1 9 1 3

Mit boshaften Porträten von E. Preetorius
Broschiert M 1.—, Leinenband M 2.—

Durch jede Buchhandlung, sonst gegen Nachnahme vom

HYPERIONVERLAGE

HANS VON WEBER, MÜNCHEN NW 16

PROSPEKTE KOSTENFREI

VERLAG VON PAUL CASSIRER IN BERLIN W 10

ORLANDO UND ANGELICA

EIN PUPPENSPIEL IN ZEHN AKTEN

Frei nach Ueberlieferung der Neapeler Marionetten von
JULIUS MEIER-GRAEFE

Mit Originalithographien, zum Teil in mehreren Farben,
von ERICH KLOSSOWSKI

Das Werk erschien in drei Ausgaben:

I. Künstlerausgabe: 12 Exemplare auf altem, japanischen Bütten-
papier, von denen 10 Exemplare (1-10) numeriert sind. Jedes
Exemplar enthält zwei Originalaquarelle des Künstlers. Diese
Ausgabe war bereits zehn Tage nach dem Erscheinen des Werkes
vergriffen M 800.—

II. Luxusausgabe: 22 Exemplare auf Van Geldern, von denen
20 Exemplare (11-30) numeriert sind. Die Lithographien sind auf
der Handpresse gedruckt. Handgebundener Ganzleiderband.
Spezial-Vorsatz M 900.—

III. Gewöhnliche Ausgabe: 600 Exemplare mit lithographiertem
Umschlag M 40.—

Ein illustrierter Prospekt wird kostenlos abgegeben

BLÄTTER

AUS EINES LUFTSCHIFFERS TAGEBUCH

von ALBRECHT BLAU

mit Zeichnungen von RUDOLF GROSSMANN

Brosch. M 3.—, gebunden M 4.—

NEUE BÜCHER ÜBER BILDENDE KUNST:

Künstler unserer Zeit I.

Max Beckmann

von Hans Kaiser

Mit zahlreichen Abbildungen

Kartoniert M 6.—

Die Wirklichkeit und

ihr künstlerisches Abbild

von Alfred Guttman

Brosch. M 5.—, kartoniert M 6.—

Johann C. Wilck
Ein Maler des deutschen
Empire

von Alfred Gold
Brosch. M 3.50, gebund. M 5.—

Der Gefühlsausdruck in
der bildenden Kunst

von Anton Mayer
Brosch. M 3.50, gebunden M 5.—

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 39

INHALT: Wilhelm Morgner: Mein Selbstbildnis / Franz Pfemfert: Lob der Fremdenlegion / Gita Gmelin: Die Eltern / Gottfried Benn: Nachtcafé / Oskar Kanehl: Entschiedenenes Deutschtum / Der lose Vogel: Mantua II / Peter Scher: Genie-Erzeugung / Hans Leybold: Die neue Kunst in München / Paul Boldt: Die Reise / F. T. Marinetti: Die heiligen Eidechsen / Leo Sternberg: Nachtwind / T. de Visan: Letzter Sommerabend / Rudolf Kayser: Ueber den Brief / K. Kersten: Entwaffnung der Kritik / Rudolf Leonhard: Legenden / F. B. Literarische Neuerscheinung



VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

Carl Einstein, Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders

Roman. Mit Begleitworten von Franz Blei und Portrait von Max Oppenheimer

Preis 3 Mark

EIN URTEIL UEBER BEBUQUIN

Ich stehe nicht an, diesen, André Gide gewidmeten Roman für eines der interessantesten Bücher zu erklären, die die junge Generation in Deutschland hervorgebracht hat.

Hier ist eine seltsame Kondensierung von Lebensdingen erreicht, eine äusserste Energie, ein Radikalismus des Zuendedenkens, der mit Begriffen, wie mit bunten Bällen, aber in logischer Regelmässigkeit jongliert, eine mathematische Phantastik voll von beherrschter Ungezügeltheit und ausschweifender Strenge. Kosmische Ironien, wie sie etwa in den „Moralités Légendaires“ Laforgues aufblitzen, auf ihrem Grunde die ewig unversöhnten Widersprüche unseres Erlebens, Widersprüche des überscharf zergliedernden Intellectes und einer als sinnlos durchschauten und schamhaft niedergehaltenen Erdensehnsucht. Widersprüche der gellenden eindeutigen Regelung der Dinge und ihrer hundertfältigen Deutungsmöglichkeiten. Des lähmenden, festlegenden Gedankens und des Vielgestaltigen, Fliessenden aller Wesenheit. Und ein Verlangen nach synthetischer Bezwungung. Ein Verlangen mit den Dingen der Welt, den sichtbaren und den unsichtbaren, fertig zu werden. Unmöglichkeit der Einordnung in ein bloss rationell bestimmtes Gefüge, „wo der Kanon, das Wertvolle, das Langweilige, Demokratische, das Stabile“ gelten, und Aussichtslosigkeit, im Irrationalen mehr als ein „Dilettant des Wunders“ zu werden, ein Phantast mit unzureichenden Mitteln „Vergessen Sie eines nicht“, sagt der tote Boehm, diese imaginäre Leitgestalt des Buches, der als eine „Reklame für das Unwirkliche“ herumläuft, „die Phantasten sind Leute, die nicht mit einem Dreieck zu Ende kommen“. Unzulänglichkeit auch der romantischen Scheinlösung, in der sich Rationalität und Irrationalität zu vermählen trachten: „Der Romantiker sagt: Seht, ich habe Phantasie und ich habe Vernunft. . . Wenn ich sehr poetisch sein will, sage ich dann, die Geschichte hat mir geträumt. Aber das ist mein sublimstes Mittel, und damit muss man

sparen. Und dann kommen noch Masken und Spiegelbild als romantischer Apparat. Aber, Herrschaften, da ist Aesthetizismus bei. Beim Romantiker macht man einen Schritt vorwärts und zwei zurück. Das ist ein zuckendes Klebplaster.“ Aber dennoch ist im Romantischen, wenn nicht die Lösung gefunden, so doch das Problem geahnt. „Wir müssen so genau sehen, dass darin alles Wissen steckt“, sagt auch Boehm. Nur eine Verwirklichung dieser Sehnsucht gibt es nicht. Und in dieser resoluten Betonung des Negativen kommt Einstein über die romantische Theorie hinaus. Die ersehnte Einheit fällt immer wieder auseinander. Es gibt nicht eines, sondern nur eine „Tendenz der Vereinheitlichung“. So bleibt für die Einzelnen nur die Entsagung als Resultat eines unerbittlichen Zuendedenkens. Aber aus dieser Negation wächst zugleich die Gewähr: „Vielleicht decken sich die Dinge niemals, damit das Schöpferische nicht erschlafe“. Aus dieser Erkenntnis der Ohnmacht selber steigt ein neues Kraftbewusstsein. Und eine Absage an Ruhe und Sicherheit, die nur Hirn und Blut einschläfern. Darum das Suchen nach dem Wunder, darum am Schluss die ausserordentlich schöne Apotheose des Todes, des „Vaters der Intensität“, des „Herrn der Form“.

Es versteht sich von selbst, dass dieses Buch der „höchst konsolidierten Intellektualität“, wie Franz Blei es in seinem Begleitwort nennt, auf die Mittel einer gewohnten realistischen Technik verzichtet. Hier gibt es keine äussere „Natürlichkeit“, deren Scheinwesen in der Person und den Attributen der Schauspielerin Fredgonde Perlenblick so köstlich persifliert wird. Eher ein ungeheuer zusammengesprengtes, vom Intellekt aufgefangenes und zurückgeworfenes Spiegelbild der Wirklichkeit, das trotz seiner scheinbar undurchdringlichen Dichtigkeit Raum lässt, scharf gesehene äussere Lebensvorgänge zu verzeichnen. Alles in allem kann man sagen, das Buch habe den Stil und die Form seiner Idee. Und das ist vielleicht sein bestes Lob. Ernst Stadler in den „Elsässer Hefen“.

Verlag / DIE AKTION / Berlin-Wilmersdorf

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

3. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

27. SEPTEMBER 1913

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-
Exemplare etc. sind an den Heraus-
geber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Strasse 17
zu senden :: Telephon Amt Platzburg Nr. 6242
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Sonnabend

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährl. (excl. Be-
stellgeld) bei allen Postanstalt,
Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk.
2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf,
Nassauischestr. 17 :: Kommissionär Gust. Brauns, Leipzig

DIE FREMDENLEGION

Es ist hohe Zeit, einer Hetze entgegenzutreten, die mit jedem Tag wüster wird und die die Gefahr eines Krieges mäset: der verlogenen, wahnsinnigen, auf die tierischsten Instinkte spekulierenden Agitation gegen die Fremdenlegion muß Halt geboten werden. Denn wenn irgendein Mittel geeignet ist, auch die deutschfreundlichsten Franzosen zu erbittern, so ist es das wilde Toben der deutschen Achtgroschenjungen, denen die Fremdenlegion ein billiger Vorwand ist, gegen den „Erbfeind“ Beschimpfungen zu schleudern. Die französischen Freunde müssen unsere Aufrichtigkeit anzweifeln, wenn sie beobachten, wie liberale und selbst sozialdemokratische Blätter in dieser Frage eine fatale Duldsamkeit aufbringen. Wie niemand aufsteht und den Hetzern ins freche Gesicht schreit: ihr seid bewußte Lügner! euer Kampf gegen die Fremdenlegion ist nur ein maskierter Kampf gegen Frankreich, ist nur Kriegshetze! nicht Menschlichkeit leitet euer Tun! euch, die ihr das Massenmorden als Kulturideal preist, euch würde das Schicksal der Legionäre wenig kümmern, euch führt der unmenschliche, schamlose Chauvinismus!

Kein deutsches Blatt sagt das. Kein Verständiger erhebt seine Stimme. Und das peinliche Schweigen wirkt wie Zustimmung.

Aber, französische Freunde, Brüder, es ist dennoch ein Irrtum, wenn ihr glaubt, die alldeutschen Wüstlinge seien Wortführer des deutschen Volkes, wenn ihr glaubt, wir billigen das Belien der zeilenschändenden Meute. Ihr müßt euch darüber klar sein: das hohle Rauschen des Holzpapiers stört keines Denkenden Ruhe. Brüder französischer Zunge, wir fühlen mit euch, ihr braucht das winzige Häuflein bezahlter Verleumdler nicht zu beachten. Sie johlen ins leere Nichts!

Wenn etwas noch gefehlt hat, unsere Sympathie für die Fremdenlegion zu stärken, unsere Sympathie für eine Institution, der wir an sich prin-

zipiell feindlich gegenüberstehen, so war es eben das Treiben unserer Patrioten. Wenn diese Fremdenlegion von unseren Hetzern so verdächtigt wird, dann muß sie geschützt werden, sagten wir uns. Dazu kamen die wahren Tatsachen, die selbst aus den Lügen der Alldeutschen herauszufinden waren.

Was ist es mit dieser Fremdenlegion? was sind das für „brave Deutsche“, die ihr verfallen? Freunde, nicht ein „Opfer“ ist vorhanden, nur abenteuernde Geschäftsleute zeugen gegen die Legion. Was sie vorbringen, ist einseitig entstellt. In der Fremdenlegion sind Soldatenmißhandlungen kaum häufiger als im deutschen Heere. Wenn wir überlegen, welche Elemente sich anwerben lassen, wenn wir wissen, daß etwa ein alldeutscher Tintenkuhl mitunter noch gesitteter ist als diese armen Verlorenen, dann begreifen wir, daß in der Legion eine strenge Disziplin notwendig ist. Sonst aber ist gegen diese Einrichtung nichts anderes einzuwenden, als etwa gegen hunderte von deutschen Industrieunternehmungen eingewendet werden kann. Als Erwerbszweig, rein als Erwerbszweig für Schiffbrüchige ist die Fremdenlegion anzusehen. Man kann und mag die Aermsten, denen unsere Gesellschaftsunordnung den letzten Halt geraubt hat, davor warnen, dies traurige Gewerbe zu ergreifen. Aber man hat nicht das Recht, gegen das französische Volk zu hetzen, wenn diese Warnung unbeachtet bleibt. Die Fremdenlegion (das ist das Wesentliche!) zwingt niemanden zum Eintritt. Sie täuscht keinen. Sie hält die Verträge ein, die sie mit den Legionären eingeht. Wer ernstlich nicht will, daß Deutsche zur Legion gehen, schaffe ihnen im Vaterland günstigere Daseinsbedingungen. Je größer die Zahl der Verzweifelten ist, um so größer ist die Schuld des „Vaterlandes“. Das Vaterland ist anzuklagen, nicht die Fremdenlegion und erst recht nicht die französische Nation!

Franz Pfemfert

Glossen

GENIE - ERZEUGUNG

Der starke Mangel an Talent
Ist heutzutage auffallend
Und ein Genie ist — wenn man's braucht
Noch (oder schon) in Nacht getaucht,

Nun hat ein Doktor in Berlin
Der Menschheit ein System verliehn
Nach dem der Genius, den man mißt,
Der Praxis ausgeliefert ist.

Als Regel und als Grundbegriff
Verrät der Doktor diesen Pfiff:
Beim reifen Mann, wenn er's bezweckt,
Versagt gewöhnlich der Effekt.

Vom Jüngling in der ersten Kraft
Wird es hingegen leicht geschafft,
Wenn er ein reifes Weib gewinnt
Und ohne Zeitverlust beginnt,

Man nimmt zu diesem höhern Zweck
Den Jüngling vom Gymnasium weg,
Worauf man ihm die Frau mit Geld
Und ältern Reizen beigesellt.

Als Mann, der aus Erfahrung spricht,
Mißgönnt man das dem Jüngling nicht
Und fühlt sich sorgenlos gestimmt,
Weil er das Größte auf sich nimmt.

Peter Scher

ENTSCHIEDENES DEUTSCHTUM

Eine Wandervogelortsgruppe lehnt die Aufnahme einer Jüdin ab.

Das B. T. rügt.

Die „Wandervogelführerzeitung“ pflichtet dem B. T. bei.
Gründung: „Der Wandervogel deutsch! Blätter für entschiedenenes Deutschtum.“

So hatte ich mir den Wandervogel gedacht: Jungen und Mädels, die gesund genug sind, die Salonluft und Schulluft und Straßenluft als stinkig und stickig zu fühlen, von Eigenleben voll genug, um das Mutterschürzenband als quälende Fessel stolz zu zerreißen, heißblütig und beweglich genug, um die abgeklärten, fertigen Weisheiten der alten Generation als müde, langweilig und unangenehm blasiert zu hassen. Und die nun stürmend hinausfliehen, für Gift Wald- und Bergatem einzusaugen, in Freiheit sich selber zu finden, Wahrheit und Wissen mit eigenen Augen zu suchen und loszuschlagen in ehrenwertem Schweiß von dem Urblock alles gesunden Lebens: Natur. Erquickend unreif, übermütig, ausgelassen, unbändig, tollend und stolpernd,

muskelgespannt, sprungbereit. Papierfeindlich, Normen zerbrechend, Gesetze nichtachtend, sich selber gebend, über politisches Spiel und Gegenspiel unschuldig erhaben, selbstherrliche Tyrannen, segentiftende Revolutionäre. Siegende Wanderer, die Freude verbreiten, alle Sinne offen, alles aus sich herauswerfend und nimmer leer. Je mehr sie verschenken, um so erfüllter. Ein Zusammenschluß der Jugend um nichts als jugendlich zu sein: so hatte ich mir den Wandervogel gedacht.

Nun aber: Beiseite mit dem Vorfall. Es bleibt ein schlimmes Verfehlen, wenn eine Ortsgruppe des Wandervogel einer Jüdin die Mitgliedschaft verweigert, nur weil sie Jüdin ist. Niemand ist minder jugendlich, um seiner Rasse willen. Beiseite mit dem „Berliner Tageblatt“ und der „Wandervogel-Führerzeitung“, die beide solches Verfahren mißbilligten. Was nun aber stinkbombenhaft gegen seine eigene kluge Führerzeitung als „Blätter für entschiedenenes Deutschtum. Der Wandervogel deutsch!“ gräulich und grimmig anspritzt, das ist ein Stück, Zeitgenossen, ein Stück, sage ich, wert, gespießt zu werden, und auf hoher Stange, komisch und elend zugleich anzuschauen, als Kulturschandmal den Vorübergehenden aufgepflanzt zu werden. Sprudelnd und giftig wie eine alte Jungfer, der man die Wahrheit gesagt hat, plump und grob wie ein Bierkutscher, dem die Elektrische nicht aus dem Wege gefahren ist, verlangen diese „Blätter für entschiedenenes Deutschtum“ den grundsätzlichen Ausschluß aller „Hebräer“ vom Wandervogel. Weil der Wandervogel „so tausendfach in der deutschen Vergangenheit verankert ist (sic) und mit solcher Liebe um das Kulturerbe der Ahnen wirbt“ (wahrhaftig) . . . und „unserer Vorfahren Kult“ und die „sinnvollen Bräuche unserer Ahnvordern“ (immer fettgedruckt) „ihrem Dornröschenschlaf entküßt“ (ja, ja, ihr müßt das lesen!). Julbaum, Donarsäulen, Irminsäulen: das soll den Wandervogel kennzeichnen und ihn von der jüdischen Jugend trennen. Papperlappapp! Die Jugend wird sich solidarisch dafür bedanken. Wenn sie solcher Krücken bedürfte, um Wandervogel zu sein, das wäre zum Gotterbarmen kümmerlich. Aber auf die Senilität staubentkramter Weisheiten antwortet aus ihren Reihen immer noch nichts als ein unberührt gesundes Gelächter.

Was weiß Herr Erler noch, der haargestäubte, zornpruschende Vorschreier „für entschiedenenes Deutschtum“? Was weiß er noch, außer diesem aus der Polsterstuhlperspektive des Marasmus ge-

stotterten Trost für gichtbrüchige Wandervögel und der eitrigen Eruption eines sinnlosen Antisemitismus? Nichts — wie immer diese atavistischen Jul- und Johlbrüder — als ein klassisches Vergißmeinnicht antijüdischer Kernsprüche aus dem „Leydener Papyrus“ (19. Jahrh. vor Chr.) bis auf Th. Fritsch (20. Jahrh. nach Chr.). Uebrig zu sagen, und gleichermaßen nichtsnutzig, daß man eine ebenso reichhaltige Sammlung nicht minder namenkräftiger Zitate, oft gar derselben Autoren, die da gezeugt haben, aufbringen könnte, die das Oegenteil manifestierten; vervollständigt durch einen Anhang mit Belegen würdigster Dichter und Denker aller Zeiten und Nationen für die goldene Weisheit: daß es eine tiefere und engere Verwandtschaft gibt als die des Blutes.

Jugend gesellt sich zu Jugend. Und um Irminsäule, Politik und Rassenkampf mögt ihr euch in Stube und Stadt scheren, ihr Fertigen, Gestempelten, nicht damit aber zu nahe kommen den wandernden und singenden Wandervögeln!

Oskar Kanehl

DIE NEUE KUNST BEI HANS GOLTZ IN MUENCHEN

Im Hofgarten hat man Kaffee getrunken. Und geht über den Odeonsplatz, der in knalliger Sonne liegt. Da stehen vor zwei Schaufenstern sächsische Oberlehrer, mit ihren schwabbligen Bettgenossinnen, bayrische Bierbürger, und ... Preußen.

„Ja gibts dees aa?“; „Nee sowatt“; „Is mächtig?“
Man kommt nicht zu Atem, drinnen. Von allen Wänden fiebert es, zuckt es farbig, reizt es.

Henri Rousseaus exotische Landschaft, kalt stilisiert, blüht stumpf in matten Farben. Palmenfächer strecken sich wie dünnfingrige Hände; über grauem Wasser. Saharagelb sah Matisse Collioure im August ... mit ziegelroten Dächern zwischen Sandflächen. August Macke, Drei Indianer: Seltsam bunte Pflanzen hängen in zitronige Gesichter. Messerhart und scharf ihre Züge. Die Cholera von Ludwig Meidner (man muß an Jacobsens Pest in Bergamo denken) reibt auf; infiziert — — Cholerabazillen auf der Leinwand: Von der unsichtbaren riesigen Faust des Supernaturellen die Menschen zu Hauf gepackt, durcheinander geschmissen, zu Boden gehauen, der Mageninhalt ihnen aus Bauch und Därmen gerissen. Starr hängt, blaubauchig, wie ein Geschwür, der Himmel drüber, die schwangeren Wolken grinsen so gemein überlegen. Vor grauenhaftem Schmerz krümmt sich die Erde. Häuser fallen steil nach vorn, taumeln. Einer aber hebt

sich, frech und groß, aus der gekneteten Menge; droht, in seiner Schwäche grotesk unverschämt, nach oben; noch glaubt er an Mächte, die fühlen. Max Oppenheimers Tröstung ist stumpfes graues Leid, starrer Schmerz. Alles leidet, tut weh, brennt, blutet an dem Werk. Und tröstet doch: durch die Stärke des Wehs. Seine Pieta ist von der peinerregenden krampfenden Verzerrtheit leidender Glieder voll.

Kokoschkas Schauspieler Mauer agiert bunt in der Leinwand umher. Er wechselt die Züge; die Hände bewegen sich; das Haar flattert. Hinter ihm violette Flecke, schwarze Striche; tanzend.

Hans Leybold

ENTWAFFNUNG DER KRITIK

Die Welt wird humaner. Etliche sind durch die Kriege zur Einsicht gebracht. Man verlangt, keine schlechten Bücher mehr zu besprechen (und denkt auch an eine Art von Buchkritikgenossenschaften). Haben sie erst einmal das Verschweigen durchgesetzt, werden sie bald fordern, man dürfe überhaupt keinen Tadel mehr äußern.

Die Art der Durchführung wird verschwiegen. Die Maßregel gewönne doch nur durch einen Boykott der gesamten Besprecher Sinn. Hoffentlich einigen sich die Kritiker der „Germania“, der „Post“ und des „Berliner Tageblattes“. Vielleicht aber übernimmt es der Staat, wöchentlich einen Index nicht zu besprechender Bücher festzustellen.

Heimlich soll dann das Schlechte blühen. Jeder Sichel fern. Heimlich wird weiter geschmiert. Routine erworben, bis das literarische Land von der Mittelmäßigkeit überwuchert ist.

Ja — Alles geht vorbei. Das verkrüppelte, niedrige, lebenszähe Gestrüpp und die mächtigste, noch so deutsche Eiche. Auch die Trefflichen fallen. Einst schlug man mit Shakespeare die Franzosen, heute kann man mit Ibsen und Flaubert in Shakespeares Weltwerk tiefe Wunden schlagen.

Vielleicht kann man sagen, das Schlechte bliebe sich immer gleich. Kotzebue oder Sudermann — Sudermann oder Kotzebue. Es ist immer dasselbe. Aber sind wir nicht da, ihnen wenigstens das Leben (das künstlerische) zu erschweren, den Verfallsprozeß des Einzelnen zu beschleunigen?

Soll man diese Geldkatzen, diese Publikumsgalane gewähren lassen?

Oder die Mittelmäßigen, die Durchschnittsberauscher? Sie dringen durch. Das Publikum begehrt sie. Wenn sie einmal die Faust nicht mehr

im Nacken spüren, nicht mehr gekitzelt und verspottet werden, springen sie in noch größern Schwärmen drauf los.

Oder die Umfallenden, die Steckenbleibenden, die wacker Anspringenden und Frühermattenden, denen manche süße, schmeichelnde Stimme noch Evoë zuruft, während sie schon längst im Morast stecken — auch sie schweigend übergehen? Soll man sie nicht durch Spott und Gewissenshiebe zur Umkehr, Umkehr, vielleicht sogar wieder zum Hochsprung zwingen, solange es sich noch nicht um einen arg fortgeschrittenen Zustand handelt? denn wenn einer noch nicht beim Kino angekommen ist, läßt sich mit ihm reden. —

Ein Kritiker soll doch nicht im engen Rahmen des Einzelwerkes verharren, sondern darüber hinausgehen. Was liegt daran, über ein noch so braves Büchlein gute sachliche Bemerkungen zu machen, wenn man nicht an den Lauf der großen Entwicklung, an die Vorwärts- und Hochpeitschung denkt. Er handle als Einzelner, aber er handle für das Ganze, er wecke das Bewußtsein des Publikums und des Schriftstellers, zwingt sie zur Erkenntnis, daß sie höher schaffen und tiefer genießen müssen denn alle vor ihnen; er sage dem Schriftsteller: du hast nur das geschaffen, aber darüber war schon eine Vergangenheit hinaus — dulde das nicht.

Es dämmert über der ganzen Kulturwelt die große Idee der bewußten Entwicklung der menschlichen Zustände, man kann den Gedanken nicht mehr ertragen, daß man die Dinge laufen lassen soll, wie sie laufen, daß sich die Menschheit treiben läßt. — Ein jeder Kritiker arbeite für diese Idee (wenn sie auch eine Idee bleibt).

Aber das kann nicht geschehen ohne erbarmungslosen Kampf gegen die Schlechten und die Mittelmäßigen.

„Rühre die Trommel und fürchte dich nicht.“

Kurt Kersten

Die Eltern

Von Gita Omelin

Verhältnisse, die sich in der reinen Gegenseitigkeit erschöpfen, bringen die Welt in keinem Sinn weiter. Sie sind isolierte Systeme, die nach ihrem Gesetz ablaufen, und der Entropie rettungslos verfallen. Hätten die Kinder für die Eltern in eben dem Maße zu sorgen, wie die Eltern es ihnen getan, der Stand der Dinge bliebe in Ewigkeit unverändert. Und andererseits: geschähe es, daß es einzige Pflicht

der Menschen würde, die Freude an der Existenz zu lernen, unerträglich würde die Bindung der Kinder an die Eltern sein und unerhört die Gefühle der Verpflichtung, in die sie sich verstrickten. Die Gegenwart würde entvölkert und die Welt flösse zurück. Denn mit seinen Gedanken an jemand hängen, heißt ihn aussaugen und wachsen, aber mit seinen Gefühlen an ihn gebunden sein, ist Zinszahlen aus eigenem Mark.

Eine Umgestaltung also ist notwendig, eine Sklavenbefreiung, aber eine, die nicht mit der selbsttätigen Kraft der zu Befreienden rechnen darf, sondern hoffen muß auf die Einsicht der ahnungslosen Herren.

Wir scheinen in der Tat an einem kritischen Punkt der Entwicklung zu stehen: die psychische Mannigfaltigkeit hat sich endlich seit wenigen Jahrzehnten in der Psychologie ein Spiegelbild und Organ der Erkenntnis geschaffen. Das war bisher nicht geschehen, weil die Psyche gänzlich in ihren Anwendungen aufgegangen war. Nun aber zog sie sich zurück von ihren entlegenen Gebilden, von Religion und Metaphysik, von romantischer und mystisch gefärbter Naturbetrachtung, in die gedankliche und gemütliche Bedürfnisse ungeschieden sich ergossen hatten. Was an die Stelle trat, die reine Wissenschaft von der Natur, der Geschichte und der sozialen Oekonomie, gab wohl dem Intellekt unendlichen Stoff, verschloß sich aber streng dem Strom der Einlaß begehrenden irrationalen Triebe und Gefühle, die sich plötzlich aus dem Paradies verwiesen sahen. Diese freigewordenen entthronten Kräfte nahmen schwere Rache für die allzu schroffe und leichtfertige Abweisung, und warfen sich, da die Entfaltung nach außen ihnen verwehrt war, ins Innerste der Seele. Sie wandten ihre ganze Energie den elementaren Formen der Erlebnisse zu, die logisch und historisch — in der Geschichte der Menschheit wie des Einzelnen — die ersten sind, — uralte, dunkle Mächte, welche die Kultur in ihrem Fortgang längst erstorben und vernichtet glauben will, weil sie ihre bedrohliche Nähe ahnt, während sie vor ihnen flieht. Diese Elementar-Gewalten erhielten also durch die neue Lagerung der Dinge neues Leben zugeführt. Zwar konnte es nicht fehlen, daß gerade die Glut des erwachenden Brandes ihr Verräter wurde, der die Möglichkeit gab, den Feind in seiner ganzen Gestalt zu erkennen, aber die Gefahr wuchs und die Folgen stellten sich ein. Bedeutsame Unbehaglichkeiten und Fragwürdigkeiten der Existenz leiten sich ab von diesen noch recht lebendigen Trieb-Rudimenten. Unter

ihnen nun, so hat man gezeigt, sind solche, in denen auch das ursprüngliche Verhältnis zu den Eltern sich als von dem uns natürlich scheinenden abweichend, sogar ihm entgegengesetzt ausweist. Die Liebe, von der es für uns heute beherrscht ist, verwandelt sich auf Grund durchsichtiger Prozesse zurück in Gefühle der Ablehnung, des Hasses und Mißtrauens, oder sie erhält einen erotischen Beigeschmack, den wir nicht mehr goutieren. Urzeitliche Bilder mit aller Unmittelbarkeit noch nicht gebundener Triebe: Der Sohn blickt begehrenden Auges auf Mutter und Schwester und wendet sich in Erbitterung gegen den Vater und fürchtet zugleich dessen überlegene Macht. Die Tochter sieht im Erzeuger ihren Helden und ihr Schicksal, in der Mutter das Weib und die Nebenbuhlerin. So das Urbild der auflebenden Regungen, freilich jetzt trotz ihrer Wirksamkeit verblässend gegen die Wildheit des Gewesenen. Aber trotzdem muß es sein: Alles, was von den Eltern ausgehend seinen Weg zum Kinde nimmt, unterliegt unabsichtlich und unwillkürlich doppelter Deutung. Jedes Wort wird zweifach gewogen, jeder Blick zweifach gesehen, jedes Gefühl zweifach gewertet, unvereinbare Entzweigungen, unlösbares Gegenspiel in den geteilten Herzen. So wird die bejammernswürdige Hilflosigkeit der zu Befreienden verständlich: die Erzeuger führen ein Doppelleben verschiedener Art und Qualität: das eine in ihnen, voll intensiver Wirklichkeit und geheimer Wirksamkeit. Was Wunder, wenn demgegenüber ihr sogenanntes reales Bild, das sichtbare, hörbare, tastbare, als aufdringlich und überflüssig empfunden wird und alle die Gefühle, von fassungsloser Angst bis zur starren Verständnislosigkeit, auslöst, mit denen wir dem eignen Doppelgänger begegnen würden?

Nicht von den also Zerrissenen —: von den Eltern, von uns Müttern muß die Befreiung ihren Anfang nehmen. Und mit kleinen Mitteln ist hier nichts getan. Was hülfte es, zur Schaffung des erlösenden Abstandes wieder zur Anrede in der dritten Person Pluralis zurückzukehren, da es doch nicht mehr angeht, Bedienstete mit dem patriarchalischen „Du“ zu titulieren? Schlagen wir an die Brust und mindern wir unsere Anhänglichkeit an unsere Kinder, die auf ihnen lastet wie eine eiserne Hand! Mindern wir unsere Anhänglichkeit! Bisher, wo verborgen blieb, was verborgen bleiben sollte, war die Anhänglichkeit das, wofür sie sich ausgab, und so wurde sie genommen. Jetzt aber gähnt der Abgrund zwischen zwei Welten, und je größer die Anhänglichkeit, desto weiter die Kluft, desto tiefer

das Unheil. Es ist, wie wenn wir einen Menschen, den wir in der Kälte erstarrt dem Tode nahe aufgefunden haben, unvermittelt in einen erhitzten Raum brächten, um ihn dem Leben wiederzugeben; er aber wird zugrunde gehen.

Seien wir überdies mißtrauisch! Was ist im Grunde unsere Anhänglichkeit? Psychologisch: ein kaum entwirrbarer Knäuel aller möglichen Gefühle, aber Liebe im seltenen Fall. Aesthetisch: ein höchst unästhetisches Phänomen; denn es fehlt ihm die Uninteressiertheit. Ethisch: ein stereotypes Bestandteil einer Ethik, die nicht begründet, sondern Begründung sucht. Logisch: eine Tendenz zur Identität mit seinem Geschöpf, eine Tendenz also dessen Existenz oder die eigene zu widerrufen. Und damit endlich: metaphysisch: nichts als Schuld; nämlich das Verlangen, die Schuld der Zeugung und das Verbrechen am Erzeugten wieder aufzuheben durch die unselige Liebe zum Geschöpf. Verhängnisvoll fortdauernde Sünde und ewiger Irrtum.

Ihre Folge? Entwicklungen werden gehemmt, Keime zerstört. Hat man uns nicht gezeigt, daß unsere Kinder, zartsinnige Geschöpfe und doch voll gesunder Klugheit, zum erotischen Verkehr der Geschlechter sich in der Vorstellung kaum so unverständlich und unbeholfen verhalten, wie die Mehrzahl der Erwachsenen in der Wirklichkeit? Und so überall.

Weniger aufdringliche Anhänglichkeit also, die sich ohne Delikatesse und Verästelung über die Beglückten ergießt und die Kanäle verschüttet, die ihr wagemutiger Intellekt gegraben hat. Wo sie nicht intimidiert, da macht sie hochfahrend und blind. Geben wir weniger, damit wir der Begier, zurückzufordern was wir gaben, leichter entgehen. Denn, wenn die Schuldforderung ins Ungemessene wächst, wird es auch dem Ehrlichsten nicht einfallen, ernstlich mit der Rückzahlung zu beginnen. Der Dekalog verlangt nicht Liebe zu Gott und nicht Liebe zu den Eltern. Gefühle lassen sich nicht erzwingen, sondern nur vorbereiten. Seien wir also zufrieden, geehrt zu werden! —

Ein Programm zu geben ist noch um vieles lächerlicher, als eine Prophezeiung zu wagen. Denn dem Propheten hat sich der Gang der Dinge eigentlich zu fügen, und vom Geschick desavouiert zu werden ist nicht so kränkend wie von der Torheit der Menschen. Trotzdem nur eine eindringliche Mahnung! Erleichtern wir uns getrost den Verzicht in seiner ganzen Größe durch nachhelfende Illusionen,

wie die von der wachsenden Unwürdigkeit der Nachkommen, oder werden wir Suffragetts!
Aber mindern wir unsere Anhänglichkeit! —

NACHTCAFE

Und dennoch hab' ich harter Mann,
Blöken drei blaugraue Zahnstummel
Aus ihrer muffigen Höhle mit.
Und dennoch schlug die Liebe mir,
Wölben sich zwei Hurenschnauzen vor. —

Matchiche:

Ida paßt ihre Formen der Musik an.
Buchtet sich ein und aus.
Wirft sich aus ganz ebenen Stellen auf:
„Mensch, Ida, Du hast woll een Gelenk zu ville.“ —

Ein Provinziale ertrinkt in einer Minettschnauze:
Nimm mich hin. Ich will versinken.
Laß mich sterben. Gebäre mich. —

Gottfried Benn

LETZTER SOMMERABEND

Der Sommerabend übergießt uns mit ernstem Behüten,
Mit seinem blassen Verdämmern, mit seinen Blüten,
Die der Juli schmachend und warm beehrte,
Daß ein feinerer Duft sie belebt bewerte,
Im Schweigen schon dunkel von nächtlicher Wucht.
Der Stunde Müde zählt sich im Fall einer Frucht
In den Rasen, rosettig-geformt durch die Scheere...
O Sommer, schöner, sterbender, hoffnungbeladner!
Deine hehre Miene zeigt Rührung am Horizontes Streifen!
Und wir stehn, gefaßt und still, und begreifen
Aus deinem trüben Blick, drin Azur und Ambra sich einen,
Der hellen Morgen Abschied und des Septembers Weinen.

Tancredi de Visan
Deutsch von Hermann Hendrich

DIE HEILIGEN EIDECHSEN

Und die Stadt sank und versank
in den glühenden Schummer der Stunde...
O samtiger Schlaf! O Atemzug
der ohnmächtigen Stadt in der Sonne!
Ueberall her, auf dem von der Hitze versengten Pflaster,
sah ich Eidechsen, schaltrunkne, bläuliche,

erwachen, die sich paarten,
ein Geschlinge zuckender Adern bildend —
auf der glatten Haut des Platzes,
rund wie der Bauch einer erblühten jungen Frau.

Smaragdene Eidechsen der Wollust,
Schöne Eidechsen gesättigt von Sonnenwonne,
ich liebe es, so eurem Erwachen beizuwohnen
auf dem schlafenden Bauch eines öden Platzes
dessen warme Haut beflaumt ist von rosigem Gras.

Aber der letzte Stein der großen mulattischen Sonne
vertrieb mich in die feuchte Stickluft der Bananen.
Ich ging die Kuppeln entlang, rauchend im Himmelsblau,
hielt zeitweis still, um die Bäume und das blumige
Gesträuch,

tastend, auf den Knien, zu umarmen,
und die Wurzeln der Stauden zu küssen,
deren Duft mein Herz anschwellt',
bis ich den Waldrand erreicht',
der sich gen Himmel öffnet, wie ein Kai aufs Meer
Meine Seele schiffte sich ein auf einer weg-schwimmenden Wolke,
Die ihr Segel preisgab dem Wind der Unendlichkeit.

F. T. Marinetti
Deutsch von Hermann Hendrich

DIE REISE

In diesem Herbst, der nicht mehr wärmt, ist Trauer.
Seit aller Vogelflug nach Süden schwärmte,
Und Liebe sich um ihr Geliebtes härmte,
Schüttet die Nacht unnennbare Schauer

Ueber den Weg, den ich zu gehen wähnte.
Ach Kreuzweg kam! Ach Kreuzweg! Ungenauer
Sieht mein Gesicht. Ins Auge nebelgrauer
Stach Bitternis so, bis es trante, trante.

Wie schritt ich eigenmächtig in die Ferne.
Die Tage brannten magisch an den Händen.
Es lullte mich. Ich trug die Träume gerne,

Und als Verdienst erschien ein Abenteuer. — —
Die Straße hält auf diesem schwarzen Sterne;
Gestrüpp von Nächten. Schmutz ist im Gelände.

Paul Boldt

NACHTWIND

Es summt nur der Wind...
Der Wind summt immer,
wenn die andern schlafen gegangen sind
und nur noch hell ist das eine Zimmer...

Eine Stürme sinnt
über Büchertiefen;
und die Stunde verrinnt . . . verrinnt
über denen, die sinnen und denen, die schliefen . . .
Und draußen im Dunkel mummelt der Wind . . .

Leo Sternberg

Mantua

Vom losen Vogel

II

Was für eine Stadt für Krieg und Belagerung! Für die Pest, die dem Stürmen folgt und der Blockade, wo man in Kellerlöchern Hungers stirbt. Heute hat der Friede seine Opfer. Der Bauer und der Landarbeiter bilden auf diesen überschwemmten Ländereien eine der elendesten Proletariatsklassen Europas. Sie achteten es gestern nicht; aber heute hat ihre Resignation aufgehört: sie sind aus ihrem Bagno herausgekommen. Der Großgrundbesitz regiert hier absolut: er verurteilt zum Tode, er kettet den Arbeiter an den Boden, er sperrt ihn in die Gefängnisse des Hungers und des Fiebers. Die Bauern sind nicht mehr als die Arbeiter, Leibeigene der Scholle. Sie besitzen nichts und der Pachtzins hält sie an der Gurgel.

Dieses arme Volk! Dieses zur härtesten Arbeit gehaltene und am schlechtesten geführte Volk der Welt! Diese Bauern treiben Kultur in den Sümpfen, pflügen im Wasser; Erdarbeiter eines überschwemmten Bodens entwässern sie ihm und werfen ihn gleichzeitig um, atmen sie die Kloake und spülen den Dreck. Halbe Handwerker, Arbeiter in Mais und Reis krepieren sie vom Fasten, siechen hin von Entbehren. Kinder zu Haufen, geboren im Fieber, wachsend im Fieber. Die nicht krank sind, haben Hunger. Die Pellagra erschöpft sie. Und alle bis auf gestern voller Respekt für die Herren des Landes und die göttliche Rasse der Reichen, die sich von Fleisch und weißem Brot nährt. Aber wenn dieses so unterwürfige, so mit seinem Schweiß verschwenderische, so seinem Geschick fügsame Volk die Geduld verliert, dann verliert es auch den Verstand. Es wird verrückt, auf einmal. Sieht nichts mehr sonst als den Gegenstand seiner Wut und den seines Verlangens. Wirft sich in den sozialen Krieg, den Brand, den Mord. Es sind dieselben, die dem Spartacus und allen Sklavenrevolten Gefolge gaben. Aber man kann die Leibeigenen nicht mehr mit den Legionen bändigen, denn in den Legionen gibt es nur Leibeigene, die dienen. Die Stärke des Herrn, das ist der Wille zu dienen im Sklaven. Die Stärke des Sklaven, das ist der Haß des Dienstes. In einem

Sinne befreit der Haß: er schlägt die Herren in Ketten und entfesselt die Bedrückten.

Das Land ist den härtesten und den geeignetsten Gesetzen unterworfen, den Haß im gefräßigen Bauche des Elends zu schwängern. Das ganze Land ist in Händen einiger Großbesitzer, die ungeheure Domänen von harten und gierigen Verwaltern beamten lassen. Die Arbeit wird von der ländlichen Plebs geliefert, um den strikten Lohn des Hungers. Sie geben ihr Leben, um die Polenta zu bekommen, die allein sie verhindert, dieses Leben zu verlieren. Die Priester sind zahlreich und mächtig in der Provinz, knapp bedient von den Reichen, denen sie dienen. Seit kurzem gehaßt, gefürchtet und verhöhnt vom Volke, das sie allein im Zügel halten konnten und das sich nun, ihnen entwichen, keinem Zwang mehr unterwirft. Nichts kann jemals wieder der erweckten Kraft der Zahl die Kapuze überziehen: dem Falken ist die Kappe abgenommen.

Der Sauerteig des agrarischen Hasses ist in Italien so alt wie das Eigentum. Hier erwarteten sie nur die Gracchen, um den Teig zum Gären zu bringen, mit dem sie sich das Blut verfaulten. Wie das feudale Recht in der Kirche sein Bollwerk hat, so gründet sich die sozialistische Plebs — dies Wort im alten Sinne — auf die antike Moral: in Mantua ist man Heide; die Männer denken und handeln antik: zehnmal erkannte ich den römischen Slaven wieder.

Diesen Morgen hielt ich die Stadt für tot. Alles Volk drängte sich um die sozialistischen Tribunen. Nachdem sie so ihre Comitien gehalten hatten, zerstreuten sie sich über die Plätze.

Wie von einem schwarz-gelben, zu stark gebackenen Brote die Ratten in raschelnden, schwirrenden Banden wegstieben, so kommen die Männer, eine Menge, aus einem Hause mit Mauern wie aus fetter Brotkruste, wo sie den Redner der Revolte und der Hoffnung gehört haben, das Wort nach ihrem Herzen, das Wort, das ihr Elend kennt und sein Heilmittel. Mit einer Art Freude erschreckt es mich, diese Gesichter festzuhalten: die bleichsten, die vom Hunger grünsten hatten einen Glanz. Sie sind glühend, voller Glauben. Sie diskutieren, wiederholen die Worte; gestikulieren lebhaft: sie leben. Sie riechen stark nach Tabak, nach Kleiderlumpen und nach Bock. Die Wut des Neides, des Verlangens leuchtet in ihrem Blick, und ihre Lasttierknochen scheinen vom Schweiß wie blankgescheuert. Das Leben, als welches die Hoffnung selbst ist und der Wille, nicht Schiffbruch zu leiden, zündete Kohlen in diesen Augen an: naive Augen, voller Heftigkeit und Glückseligkeit. So muß das Volk

des Jahres Tausend gewesen sein, als es aus der Kirche kam, wo man ihm vom Himmel gesprochen hatte, vom glücklichen Leben im Paradiese, im Angesichte Gottes und der Heiligen. So haben auch diese Durst nach dem Guten, denn sie leiden in Wahrheit an großen Uebeln.

Langsam, von der Krankheit zernagt, gehen sie in Reihen durch die Gassen. Die beiden Krankheiten des Landes gehören den Armen. Die eine ist die schlechte Luft, die aus den Sümpfen kommt; die andere ist die Pellagra, die man hier die Elendskrankheit nennt; sie kommt vom schlechten Mais, der wesentlichen Nahrung. Ich kann erst die Pellagrakranken von den Malaria-kranken nicht unterscheiden. Alle tragen sie die Maske des Fiebers und die Stigmata einer schweren Anämie. Sie sind abgezehrt, grün, schlaff. Die Lippen gelb, die Falten des Gesichtes markiert ockerfarbig und grau, und ihre wie vertrocknete Haut hat einen Schiefertön, wie wenn man den Daumen an Graphit gerieben hat. Viele, die noch kranker, noch ominöser aussehen, haben Rot auf den Wangen, auf der Stirne, auf den Händen, rote Plaques überall, wo die Haut unbedeckt ist, und die Haut hat ihre Haare verloren. Ein paar seh ich ohne Augenbrauen, und viele mit einem aufgeregten Wesen, wie Narren, die hinter ihrem Traum herlaufen. Ein leidendes Volk. In den Straßen, den Arkaden lungernd stößt es sich mit dem Ellenbogen an eine andere rebellische Nation, einen Stamm mit langen feinen Nasen, die an der Schneide durchsichtig sind. Auch hier beschleunigt das jüdische Ferment die Aktion als eine brennende Hefe. Viele Israeliten hausen in Mantua seit Jahrhunderten. Man trennt sie erst gar nicht von den anedren Mantuanern; es gab oder gibt Juden vielleicht in allen Familien. Ich weiß, daß sie in das berühmteste, das erste Haus des Landes eingetreten sind.

Wenn man näher hinsieht, erkennt man, unterscheidet man sie. Häßlicher sind sie, aber mit mehr Charakter in düsteren Augen, die herstoßen und erschrecken in gelben Gesichtern. Besser genährt scheinen sie mir nicht so fieberzerwühlt wie die andern: ihr Fieber kommt mehr aus Gedanken als aus Uebelbefinden. Seltsame und unglückliche Rasse, die der Verachtung den Stolz entgegensetzt und die nur noch lebt, um sich überall ihres Lebens zu wehren. Hier wie überall sah ich deutlich, daß sie zum Untergang bestimmt ist, wenn man ihr nicht hilft, sich zu überleben, indem man sie in ihren Gitterstäben zusammenhält. Kühne und zerlumpte Fratzen treten in meinen Weg, schauen mir

von unten herauf direkt ins Gesicht. Zwei von ihnen waren sehr schön, Brüder wohl, mit blauen, geistleuchtenden Augen. Aber die andern alle häßlich, schmutzig, Stolz und Wahn aus allen Poren schwitzend, allzu sehr schon fertig, allzu erwachsen, mit dem Air, das Leben zu kennen: die ekelten mich an, wie sie obstinat meinem Schritt folgten, klebrig, geil danach, zu gefallen, und wenn sie nicht gefielen, sofort bereit, sich mit einem bitteren Scherzwort zu rächen. Und ihre Eltern an den Türschwelle, den Gassenecken küßten sie ab mit liebender Inbrunst. Diese Armen in Lumpen verbergen die Revolte in ihren Rockärmeln. Ihre mageren Arme kündeten kraftvoll die neuen Zeiten an; und die Zeiten sind immer nahe für jene, welche glauben wollen. Der Geist der Anarchie, der die Plebs hindert, in der sozialistischen Kirche zu schnarchen, bläst seine Flamme über Mantua. Diese italienischen Bauern haben die Eloquenz, die der Norden niemals kennen wird; sie haben das Blut, das wagt; und wenn sie einschlafen, so weckt sie die jüdische Ironie auf, diese an menschlichem Sinn so reiche Ironie.

So wimmelt das Volk am Abend, wie die Keime und die Insekten in allen den stachligen Schuften des traurigen Schilfes. Ich habe die Zeitung des Volkes gelesen: sie verdient den Sieg. Sie hat allein einen moralischen Wert in diesem von den schlechten Reichen zerfressenen Lande, das die hypokrite Kapuze der Doktrin übergezogen hat. Was sonst ist die Tugend als das, was man für das Leben wert ist? Die Sümpfe des Mincio haben noch nicht alle Ghit dieser Stadt zerweicht. Mantua scheint mir wie geschaffen für Rebellion und Straßenkampf; es wird nur in Blut und Brand wieder aufleben, oder die alte Ordnung zerfällt, ohne Kampf, mit den Häusern in Staub und Moder. Die Stadt versinkt, und das Volk erhebt sich. — —

— — Der Tag vollendet sich in Rauch und Dunst eines blutigen Brennens. Ich war auf den Dämmen umhergeirrt, die schlammigen Wiesen entlang, wo die hohen Pappeln den Finger heben, Gruppen zwerghafter Bäume ihr Rückgrat beugen. Das stehende Wasser färbte sich gelb unter der drückenden Sonne, und überall war ein Geruch von Trüffeln und schimmigen Champignons. Nie hatte ich den Tod näher gehabt, nie allgemeiner, nie seinen Anhauch so böse gefühlt.

Du suchst Vergil hier? Ist das denn Mantua, die Stadt der Schwäne und des Fürsten unter den Schwänen? Welche Ironie. Man denkt an eine Wiese, die zu den elyseischen Gefilden der Har-

monie öffnet, und eine sonore Pinie steht da neben dem Quell, den die Musen besuchen. Träumt eine heilige und reine Stadt, friedsam ruhig, wie die weisesten Rhythmen, die je waren; eine Stadt aus Marmor, wie der Tempel, den der vollendete Dichter sang; Säulenhallen umgeben ihn und Rosen; einen weißen Fuß taucht sie in blaue Seen, wo die Blumenboscette über die Wasserspur der Schwäne sich beugen:

Et viridi in campo templum de marmore ponam
Propter aquam.

Die Schönheit des Grauens umgibt mich. Eine solche Bewegtheit nagt am Herzen und läßt kein Bedauern, keine Klage zurück.

Der rosig goldene Himmel fängt plötzlich zu blühen an; und röter entfaltet er sich, voll gelbem Rauch und in Brand gesteckten Wolken. Purpurstreifen entblättern sich wie Blumenpetale, und andere zerfasern sich wie die Sprossen des Granatbaumes in der Zeit, da diese zinnoberfarbigen Aeste die Blüte der Granate tragen. Die Glockentürme, die Kuppeln wachsen und waren auf einmal nichts mehr als Silhouetten der Trauer, übermäßige Phantome, Lanzen und Helme, von Riesen, zwischen den Dämmen gelagert, in die Höhe gestreckt. Das Einzelne verschwindet. Die Masse allein bleibt, dichtestes, dickstes Schwarz, wie ein Wandschirm gegen das westliche Licht.

Und die Stadt scheint in die Zauberei der vielfarbigen Wasser hinunterzusteigen, in dem Maße, als der Schatten sich hebt und sie einhüllt.

Ich weiß nicht mehr, wo ich bin. Die feuchte Wärme zertrennt das Urteil und läßt den Traum flackern. Alles hat aufgehört, wirklich zu sein, nur nicht die Trauer Mantuas.

Mantua ist ein Katafalk auf einen Spiegel gestellt, in den Brand eines blutdurchwirkten Himmels. Sicher lebt der Leib nicht mehr, den diese lange Kiste der Stadt einschließt; und er wartet, daß man die Feuerbecken auf den Gerüsten der Finsternis anzündet.

Nun ist die Sonne unter dem Horizont verschwunden. Das ganze Land der Lachen und Pfühle hat eine rote Angst geraucht. Die Lagune geht in Zersetzung: alle Farben der verdorbenen Pfirsich, der zerfallenden Traube, der faulenden Orange. Das Netz des Buschwerks und der niederen Hecken zittert, schauert. Ich sehe das Gewissen leben: es wacht auf. Alles Schilf seufzt. Die Weiden stöhnen. Das Sumpfgas klagt. Die Pappeln halten das Schluchzen zurück, das um das Lüftchen bittet.

Vergil verraten zu haben, ist vielleicht Mantuas Verbrechen. Feierliche Dünste in der Ferne scheinen über das Tor irgend eines Gelobten Landes gebreitet zu sein, eines unerreichbaren Reiches, welches diese Wasser der Melancholie von Mantua im Exil trennen. Die Kuppel und zwei Campanili wie Dorne kleben ganz nah ihre Begräbnisschatten an den Himmel. Viereckige, grobe Türme wachsen im Schatten und blähen sich in ihrer eigenen Schwärze. Endlos ist der Blick über den Horizont einer morosen Trauer, die den Schmerz eines unfehlbaren Gedächtnisses trägt und die Gewichte der furchtbarsten Ahnung. Ungeheure Wetterwolken liegen um die Spitze des Domes.

Alles steigt hinab, hinunter. Das Feuer des Himmels selber versinkt in den bösen Wassern. Sie sind ganz sicher, jede Nacht alles in ihre Netze zu fangen und zu halten. Der blutige Himmel wäscht sich im Grau und bindet sich in Scharpie. Und der Untergang vollendet sich. Und wie die Bande der Erinnerungen und der ewigen Gewissensbisse, heben sich überall die Moskitos auf und singen, schwärmen, stechen, fliehen, senken sich in Schwärmen, wild, grausam, Trompeten des Wahnsinns, unversöhnlich, zahllos. Die Fagottöne der Frösche geben das A in dem Sumpfkonzert an. Und die weichen Fledermäuse lösen sich von den Ruinen, versuchen, filzig, haarig, ihren Flug.

Der Fieberblick, die trauervolle Feerie des kranken Wassers, auch das verlöscht. Und Mantua ist nichts als ein Sarg auf einem Floß, im Sumpf gescheitert, zwischen stinkendem Kehricht und dem Reflex eines blutigen Himmels.

Ueber den Brief

Von Rudolf Kayser

Skeptisch und naserümpfend betrachtet man ihn, wenn er Literatur ist, d. h. über rohe Mitteilung realer Geschehnisse hinausgehend, Stellung zu nehmen sucht zu geistigen Phänomenen und Erleben. Ist er von der blassen Hand eines jungen Zeitgenossen geschrieben, so wird er als jungmännischer Gefühlserguß etikettiert. Ist er vor irgend einer Nummer vergangener Tage, so verfällt er den Wissenschaften, ihren geheimrätlichen Registriermaschinen oder harmloserem Psychoanalytikern. Heute murrst man (dem intellektuellen Zeitgenossen ins zerquälte Gesicht, der Nummer in den bronzenen Denkmalsleib): Aber, mein Lieber, wozu solche Briefe? Es fehlt ihnen ja die Wirkungs-

möglichkeit auf irgend eine Masse. Ist es nicht Zeitverschwendung, über die Mitteilung von Fakten hinauszugehen, unökonomisch, persönlichste Angelegenheiten in vollendeter Form (der in solchen Briefen durchaus erforderlichen Eindeutigkeit wegen) vorzutragen? —

Mich aber dünkt, daß viele, die so sprechen, Furcht haben vor der Einzigkeit der Person, an die der Brief sich wendet. Ihr gegenüber gibt es keine Ausflüchte oder verwischendes Lächeln, die man nicht sofort durchschauen könnte. Es heißt einfach: Farbe zu bekennen, Fragen, Antworten, einer Menschenexistenz das Ich gegenüberzustellen. Der Redner, der zu einem vielköpfigen Publikum spricht, muß notwendigerweise jeden seiner Zuhörer um vieles beschwindeln (genau wie sich selbst). Sogar in realen Diskussionen werden Zufälligkeiten und Kleinigkeiten dem Dialektiker stets Notausgänge öffnen. Im Briefwechsel jedoch steht man vor der unbeschwindelbaren Sache, dem nackten Geiste eines sprechenden (doch stummen) Menschen, dem alle Brände übertönenden Glanz zweier Augen. Hier gibt es nicht mehr: Verschweigen, Vertuschen, Hinzutun. Drum laufen viele vor diesen Briefen davon. Das briefliche Inbeziehungsein geht in seinem Zwange zum unverschleierte Bekennen über das Zwiegespräch noch hinaus, weshalb Friedrich Schlegel den Briefwechsel als einen „Dialog im vergrößerten Maßstabe“ erklärt. Politisch erregte Literaten wußten von dieser Macht ihrer Briefe und deren unverwundbaren Nacktheit. Pietro Aremino ließ venezianisch und schlau sechs Bände empfangener und geschriebener Briefe erscheinen, zu seiner Eitelkeit und seiner Gönner Ruhm und Ewigkeit. Im 18. Jahrhundert (dem man mehr Grazie als Grazien bestätigen sollte) veröffentlichten sogar dichtende Pastoren ihre Briefe, und Gellert gab sehr besorgt den seinigen eine „Praktische Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen“ mit auf den Weg. (Wann folgt sein Neffe F. Blei?) Lichtenberg kannte „außer dem Vergnügen . . .“ Doch etwas anderes.

Der Leser, der von seinen Büchern Unterhaltung, nicht aber Erlebnis verlangt, greift zu gedruckten Briefen nur, um Nebenherz zu suchen, bürgerliche Privatheiten, die er beschmunzelt, nicht aber um vor den Geheimnissen geistiger Neuronen zu erbleichen. Er schämt sich nicht, die von ihm erschmüffelten und aus dem Zusammenhang gebrochenen Begebnisse als „menschlich“ zu bezeichnen und lacht feist: „Auch er . . .“ (Von hier aus wird die Gemeinheit mancher Schwankdichter

klar, die, auf diese Instinkte rechnend, geschichtliche Männer als Privatiere darstellen.) Man komme endlich dahin (hört es!), mit derartigen documents humains nichts dokumentieren und beweisen zu wollen, sondern: durch sie ein Dasein nachzuempfinden, keine Parerga in ihnen zu sehen, sondern den atmenden Schöpfer des uns bekannten Werkes. Man lese etwa Briefe Napoleons, nicht um einen „anderen“ Napoleon zu finden, auch nicht um die seelischen Untergründe einzelner Tathandlungen zu erforschen, sondern etwa: um zu sehen, wer in Wirklichkeit vor hundert Jahren der Befreier war, oder ihm in Glück und Sturz und Schwankungen zu beobachten . . ., was schließlich alles bedeutet: Napoleon.

Man lese diese Sätze des jungen Generals an Josephine: „Ich habe dich traurig, sorgenvoll und halb krank zurückgelassen. Wenn die tiefste und zärtlichste Liebe Dich glücklich machen könnte, müßtest Du es sein . . . Ich erliege den Geschäften.“ Man entdecke hier nicht, daß Napoleon „auch“ liebte, man entdecke überhaupt nicht, sondern erlebe: Zwischen heißen Ehrgeizen und Kämpfen ein Zucken, ein Aufblicken: „jene Frau, krank, in Paris. . . Ich erliege den Geschäften.“ Napoleon.

Keine Erfindung erfolgreicher Romanautoren kann dem immerfort sich erneuerndem Stauen und Erregtsein gleichkommen, das dem bekennenden Briefe entströmt. Nirgends fühlt man mehr sein Ich verhandelt als hier, wo es von jeder Stofflichkeit, auch der so oft verwirrenden der körperlichen Gegenwart befreit ist. Nirgends lebt reiner die Geistigkeit eines Lebens mit all seinen Kämpfen, Räuschen und Farben als in dieser sichersten Relation: zwei Menschen, als deren Ausdruck man Briefe schreiben und lesen soll.

Legenden

Von Rudolf Leonhard

DIE DIRNE MARILENE

Die Dirne Marilene pflegte jeden, der die Nacht bei ihr weilte, zu fragen, was ihn zu ihr gebracht habe; und ihre Lippen zitterten jedesmal, bis sie die Antwort hatte. Da sprach mancher, der seine heißen Goldstücke sparen wollte: „Die Liebe“, und viele andre sagten grob einen frechen Witz.

Einmal kam aber einer zu ihr, der schwieg auf ihre Worte. Da fragte sie: „aus Liebe?“, und er erwiderte: „Ich habe dich nie gesehn!“ „So brachte

dich die heiße Ungestilltheit deines geilen Triebs?“
Er schwieg wieder, und sagte dann langsam zu sich selbst: — „Aus grauenvoller Angst vor meinem Leben —!“

Diesen sah Marilene mit Blicken an, die sie noch keinem Manne geschenkt hatte, und ergab sich ihm wie nie einem zuvor.

Als er sie aber verließ, gab er ihr Geld; und spuckte auf ihre im Morgen strahlenden Brüste.

DAS ROTE MAL

Einmal kam ein Mann zu Marilene, dem ein Feuer-mal das linke Gesicht ganz bedeckte, daß es von der Seite eine blaurote, geschwollene Fratze schien. Marilene erschrak, als sie das sah, aber sie lud ihn in ihr Zimmer. Als sie Tee bereitet hatte, saßen sie rauchend und sprachen von manchen Dingen, und Marilene fand, daß er seine Worte hart und bitter wählte.

Dann aber änderte er seine Stimme, er beugte sich vor und bat mit den Blicken und mit zitternden Worten, Marilene solle den Mund, nein nur den Finger einmal auf sein Mal legen. Marilene fuhr zusammen, da sie fühlte, sie werde sich nicht überwinden können, es ihm zu tun. Als er das sah und immer heißer bat, riß sie, aufquellend in verzweifelter Mitleid, ihr Kleid auf und bot ihm ihre Brüste, sein krankes Gesicht daran zu betten. Doch er verneinte wild und stammelte weiter seine irren Bitten. Und Marilene senkte ihre überströmenden Augen und setzte sich stumm ihm gegenüber. Da versiegten seine Worte. Eine Weile saß er noch und rauchte schweigend die Zigarette zu Ende, dann warf er den Rest hin und stand auf. Er ging vorbei an Marilene, die mit hängenden Armen an der Tür stand, und vermied ihr Gesicht.

Er ging durch viele Straßen, die seltsam weit und hell und totenruhig vor ihm lagen.

Literarische Neuerscheinungen

BRUNETIÈRE. HISTOIRE DE LA LITTÉRATURE FRANÇAISE, LE 18. e SIECLE. PARIS, DELA-GRAVE. Erich Schmidts Hingang aus einem Dasein, das aus den mit dem Takt eines Ceremonienmeisters erfüllten akademischen Würdetänzen bestand, brachte seine verehrenden Nachrufer in nicht geringe Verlegenheit, denn es war über die Bedeutung dieses schönen und schönredenden Mannes wirklich nicht mehr zu sagen, als dass er auf den Germanistenkneipen immer

wieder sein Lieblingslied von der Lore am Thore anstimmte. Diese Tat um die deutsche Literaturgeschichte soll ihm unvergessen bleiben. Der Zufall wollte es, dass zur selben Zeit, da man solche Erinnerungen an Schmidt von sich gab, aus dem Nachlasse des verstorbenen Brunetière dieser Band über eine Zeit heraus kam, die der Sorbonne-Professor gar nicht liebte (denn seine Liebe gehörte dem 17. Jahrhundert) und die sich doch seinem starken Geiste erschloss, wie kaum einem andern. Wie schwächlich und damenhaft, fiel einem ein, ist dagegen des deutschen Damenprofessors einziges Buch, das über Lessing, von welcher Tat er sich etliche zwanzig Jahre ausruhen musste! Und wie es nicht einmal gelehrt ist, wo es doch als deutsches Professorenbuch dies zum mindestens sein musste! Verblüffend ist es und muss andere als bloß persönliche Zufallsgründe haben, dass die deutschen Literaturforscher seit und mit W. Scherer eine gedankliche Armut eignet, die nicht einmal von den Wundtschülern übertroffen wird. Nur noch auffallender wird daneben Brunetières feuriger Reichtum. Es ist ganz ausserordentlich, wie er in diesen Vorlesungen seinen wesentlichen Gedanken herausarbeitet, dass die französische Literatur des 18. Jahrhunderts in der Hauptsache un-literarisch und nur ein Vehikel für Ideen ist, wie ihm jene des 16. Jhts. die Geschichte der Kunstformen war und die des 17. das perfekte klassische Gleichgewicht zwischen Formen und Stoffen. Gewiss kein alle andern umwälzender Standpunkt, aber wie wertvoll doch im Sinne und Temperamente des Franzosen! Gewiss, er war ein religiöser Dogmatiker und sagt es ohne Angst: es wäre besser, Voltaire hätte noch gelebt. Gewiss: er kann oft aus Leidenschaft dort ungerecht werden, wo sich sein Denken gegen das Diderots, Rousseaus Voltaires stellt; aber er wird, spricht er von dem wenigen Dichterischen dieser Zeit, von „Manon“ von „Paul et Virginie“, von der Lespinasse, von einer dichterisch-kritischen Schönheit und Penetranz, aus der wir zu des entseelten Erich Schmidts Lieblingslied keinen Weg wissen. F. B.

Vornotizen

Nur wichtige Neuerscheinungen werden hier angezeigt. Die Besprechung der Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION
PAUL MAYER. Wunden und Wunder. Gedichte. (Verlag in Heidelberg) Bd. Mk. 1.50.
RUDOLF LEONHARD. Der Weg durch den Wald. Gedichte. (Ebender) Mk. 1.50.
CURT STOERMER. Metamorphosen. Gedichte. (Horenverlag Worpsswede) Mk. 2.—.
WALTER VON MOLO. Im Titanenkampf. Ein Schillerroman. (Schuter und Loeffler, Verlag Berlin) Mk. 4.—.
VOM JUDENTUM. Ein Sammelbuch. Herausgegeben vom Verein Jüdischer Hochschüler Bar Kochba in Prag. (Kurt Wolff, Verlag Leipzig).

Zeitschriftenschau

DIE SCHAUBÜHNE, enthält in der Nummer 50: Brahms Erben. Von S. J. — Der Menschenfreund. Von Willi Handl. — Dresden. Von Cristian Gaehde. Tagebuch. Von Peter Panter u. a.

UNSERE POSTABONNENTEN

bitten wir, das Abonnement sofort zu erneuern, da sonst in der Zustellung eine Unterbrechung erfolgt. Den Abonnenten, die die AKTION direkt vom Verlage erhalten, geht die nächste Nummer unter Nachnahme zu, falls der Betrag nicht vorher eingesandt ist.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: E. Nadelman: Drei Zeichnungen / Franz Pfemfert: Der Parteitag der Sozialdemokratie / Der Iose Vogel: Mantua / Oskar Kanehl: Aphorismen / Hans Leybold: Hands off! / Ferdinand Kiss: Glossen / Hellmuth Wetzel: An der Durchfahrt / Gottfried Kölbel: Nächtliche Fahrt / Johannes R. Becher: Der Idiot / Else Lasker Schüller: Briefe / A. Bessmertny: Der Jüngling / Paul Mayer: Vermoulu / Adolphe Basler: Moderne Kunst

Die Buchdruckerei
HANS WALTER

Berlin SW 29, Zossenerstr. 55
Fernsprecher: Amt Mpl., Nr. 2383

empfiehlt sich zur schnellen, sauberen Herstellung von
Werken u. Zeitschriften in Hand-
u. Maschinensatz / Dissertationen

Illustrationsdruck
Vielfarbindruck

Eigene Buchbinderei

NEUE KUNST

HANS GOLTZ
MÜNCHEN, ODEONSPLATZ 1

AUGUST — SEPTEMBER:
**GROSSE SOMMERSCHAU
DER NEUEN KUNST**

Illustrierter Katalog mit 50 Abbildungen, Vorwort von Dr.
Hausenstein u. französ. Einleitung v. André Salmon M2.—

SOEBEN ERSCIENEN:

DER AUTOR IM KONKURSE DES VERLEGERES

VON DR. ALEX WALTER

PREIS 2,50 MARK

ZU BEZIEHEN: VERLAG HANS WALTER
BERLIN SW 29, ZOSENER STRASSE 55

1 MK. Fischers Bibliothek 1 MK.
zeitgenössischer Romane



Moderne Romane erster Autoren

Jeden Monat ein Band geb. für **1 Mark**
in Leinen: **1,25 M.** in besserer Ausstattung
in allen Buchhandlungen zu haben

DER ANFANG

Monatsschrift für die Jugend

ist nicht nur die einzige Zeitschrift, die ausschliesslich der
Schuljugend gehört, sondern sie ist unter den Kulturverhält-
nissen der Gegenwart die einzige Tribüne, auf der Schüler
unbevormundet zu Wort kommen. **DER ANFANG** soll der
Jugend Gelegenheit geben, ihre Ideale und Ueberzeugungen,
ihre Not und Sehnsucht zum Ausdruck zu bringen.

Man bezieht den **ANFANG** durch den Buchhandel, durch die
Post oder vom Verlage, halbjährlich zum Preise von 2.— Mark
oder 2,50 Kronen. — Das Einzelheft kostet 50 Pfennig.

Verlag: DIE AKTION, Berlin-Wilmersdorf.

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.40

INHALT: Max Oppenheimer: Der Lyriker Alfred Lichtenstein (Titelbild) / Franz Blei: Blatt aus meinem Tagebuch / Franz Pfemfert: Massenstreik-Unsinn / Ludwig Rubiner: Manuskripte / Oskar Kanehl: Im Zeltgarten zu Breslau / D. Wensickendorf: Aus dem Leben Voltaires / Alfred Lichtenstein: Selbstkritik; 8 Gedichte / Henriette Hardenberg: Verse / Sylvester von Babenhausen: Ueber die Ehe / Glossen



VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

Carl Einstein, Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders

Roman. Mit Begleitworten von Franz Blei und Portrait von Max Oppenheimer

Preis 3 Mark

EIN URTEIL UEBER BEBUQUIN

Ich stehe nicht an, diesen, André Gide gewidmeten Roman für eines der interessantesten Bücher zu erklären, die die junge Generation in Deutschland hervorgebracht hat.

Hier ist eine seltsame Kondensierung von Lebensdingen erreicht, eine äusserste Energie, ein Radikalismus des Zuendedenkens, der mit Begriffen, wie mit bunten Bällen, aber in logischer Regelmässigkeit jongliert, eine mathematische Phantastik voll von beherrschter Ungezügeltheit und ausschweifender Strenge. Kosmische Ironien, wie sie etwa in den „Moralités Légendaires“ Laforgues aufblitzen, auf ihrem Grunde die ewig unversöhnten Widersprüche unseres Erlebens, Widersprüche des überscharf zergliedernden Intellektes und einer als sinnlos durchschauten und schamhaft niedergehaltenen Erdensehnsucht. Widersprüche der gellenden eindeutigen Regelung der Dinge und ihrer hundertfältigen Deutungsmöglichkeiten. Des lähmenden, festlegenden Gedankens und des Vielgestaltigen, Fliessenden aller Wesenheit. Und ein Verlangen nach synthetischer Bezwungung. Ein Verlangen mit den Dingen der Welt, den sichtbaren und den unsichtbaren, fertig zu werden. Unmöglichkeit der Einordnung in ein bloss rationell bestimmtes Gefüge, „wo der Kanon, das Wertvolle, das Langweilige, Demokratische, das Stabile“ gelten, und Aussichtslosigkeit, im Irrationalen mehr als ein „Dilettant des Wunders“ zu werden, ein Phantast mit unzureichenden Mitteln „Vergessen Sie eines nicht“, sagt der tote Boehm, diese imaginäre Leitgestalt des Buches, der als eine „Reklame für das Unwirkliche“ herumläuft, „die Phantasten sind Leute, die nicht mit einem Dreieck zu Ende kommen“. Unzulänglichkeit auch der romantischen Scheinlösung, in der sich Rationalität und Irrationalität zu vermählen trachten: „Der Romantiker sagt: Seht, ich habe Phantasie und ich habe Vernunft. . . Wenn ich sehr poetisch sein will, sage ich dann, die Geschichte hat mir geträumt. Aber das ist mein sublimstes Mittel, und damit muss man

sparen. Und dann kommen noch Masken und Spiegelbild als romantischer Apparat. Aber, Herrschaften, da ist Aesthetizismus bei. Beim Romantiker macht man einen Schritt vorwärts und zwei zurück. Das ist ein zuckendes Klebpflaster.“ Aber dennoch ist im Romantischen, wenn nicht die Lösung gefunden, so doch das Problem geahnt. „Wir müssen so genau sehen, dass darin alles Wissen steckt“, sagt auch Boehm. Nur eine Verwirklichung dieser Sehnsucht gibt es nicht. Und in dieser resoluten Betonung des Negativen kommt Einstein über die romantische Theorie hinaus. Die ersehnte Einheit fällt immer wieder auseinander. Es gibt nicht eines, sondern nur eine „Tendenz der Vereinheitlichung“. So bleibt für die Einzelnen nur die Entsagung als Resultat eines unerbittlichen Zuendedenkens. Aber aus dieser Negation wächst zugleich die Gewähr: „Vielleicht decken sich die Dinge niemals, damit das Schöpferische nicht erschlafe“. Aus dieser Erkenntnis der Ohnmacht selber steigt ein neues Kraftbewusstsein. Und eine Absage an Ruhe und Sicherheit, die nur Hirn und Blut einschläfern. Darum das Suchen nach dem Wunder, darum am Schluss die ausserordentlich schöne Apotheose des Todes, des „Vaters der Intensität“, des „Herrn der Form“.

Es versteht sich von selbst, dass dieses Buch der „höchst konsolidierten Intellektualität“, wie Franz Blei es in seinem Begleitwort nennt, auf die Mittel einer gewohnten realistischen Technik verzichtet. Hier gibt es keine äussere „Natürlichkeit“, deren Scheinwesen in der Person und den Attributen der Schauspielerin Fredegonde Perlenblick so köstlich persifliert wird. Eher ein ungeheuer zusammengepresstes, vom Intellekt aufgefangenes und zurückgeworfenes Spiegelbild der Wirklichkeit, das trotz seiner scheinbar undurchdringlichen Dichtigkeit Raum lässt, scharf gesehene äussere Lebensvorgänge zu verzeichnen. Alles in allem kann man sagen, das Buch habe den Stil und die Form seiner Idee. Und das ist vielleicht sein bestes Lob.

Ernst Stadler in den „Elsässer Heften“.

Verlag / DIE AKTION / Berlin-Wilmersdorf

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

8. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

4. OKTOBER 1913

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-
Exemplare etc. sind an den Heraus-
geber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Strasse 17
zu senden :: :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Sonnabend

Abonnement: Mk. 2.— vierteljähr. (excl. Be-
stellgeld) bei allen Postanstalt.,
Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk
2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf,
Nassauischestr. 17 :: Kommissionär Gust. Brauns, Leipzig

DER MASSENSTREIK-UNSINN

Gewiß, gewiß: „Die Völker sind unsterblich; ob sie ein Jahrhundert früher oder später zur Freiheit kommen, daran liegt nicht viel“, aber — von diesem Jahrhundert abgesehen, kommt es auf jedes Jahrzehnt, auf jedes Jahr, auf jeden Tag an. Nur wer wirkt, wie wenn morgen, oder nächsten Freitag die Entscheidungsschlacht zu schlagen ist, nur der wirkt. Das hat die deutsche Sozialdemokratie groß gemacht: der Sklave am Schraubstock ertrug den Druck der Kette in der Hoffnung: Morgen! Das machte die Gegner unfähig: sie waren unromantisch. Denn Romantik, ob mittelalterlich, ob zukünftig, nur Romantik kann die Menschheit bewegen; vorwärts oder rückwärts. Die deutsche Sozialdemokratie war romantisch und war unüberwindlich; sie ging ihrem Verfall entgegen, da sie immer mehr zur politischen Handelsgruppe für sichere Prozentgeschäfte ward. Dieser Entwicklungsgang ist völlig natürlich. Natürlich sind die Bestrebungen der politischen Schlaumeier, „reale“ Arbeit zu leisten. Für eine neue Weltordnung die Geister zu revolutionieren und gleichzeitig den Rentier Müller um einen Stimmzettel zu beschwören, diese Doppelseitigkeit mußte korrumpierend wirken. Da ist es schon erfreulicher, wenn man sich nur auf den Wahlzettel konzentriert; da sind die „Revisionisten“ nur ehrlich, wenn sie darlegen, daß nur ein unwichtiger Name die Arbeiterpartei von den bürgerlichen „Fortschrittlern“ trennt.

In diesem Sinne können wir uns über Jena beruhigen: die Sozialdemokratie versucht nicht länger, vorzutäuschen, was nicht ist. Das erleichtert und vereinfacht den Kampf gegen diese Partei, die ein Hindernis für jede revolutionäre Kulturbewegung bedeutet. Und deshalb sollen wir auch froh sein, daß die Idee des Massenstreiks in Jena eingesargt worden ist.

Nicht dagegen war zu reden. Protestiert werden mußte nur dagegen, daß die Sozialdemokratie über-

haupt den Schein bestehen ließ, als sei sie, „im gegebenen Augenblick“, einer revolutionären Handlung fähig. Protestiert werden muß gegen die letzten Romantiker in der Sozialdemokratie.

Rosa Luxemburg ist klug, geistreich, temperamentvoll, ehrlich. Aber sie hat in der netten Sozialdemokratie wie sie heute ist, nichts mehr zu suchen. Alles, was sie über den Generalstreik sagt, ist unwiderlegbar. Aber es muß als Unsinn wirken, da sie es innerhalb der Sozialdemokratie sagt.

Was bedeutet der Massenstreik, wenn er mehr als ein leeres Schlagwort sein soll? Ein Mittel zur Erweckung der Geister. Ein romantisches Mittel; sicher. Und eben deshalb ein unbrauchbares Ding für die Sozialdemokratie.

Wer vorgibt, mit Hilfe des Generalstreiks den Parlamentarismus für Preußen erkämpfen zu können, der verkennt die Macht des Preußenstaates und der überschätzt das Interesse, das Arbeiter an der Beseitigung der „Dreiklassenschmach“ haben. Jene Proletarier, denen die Sozialdemokratie ihre Stärke verdankt, sind so erzogen, daß sie wohl kämpfen würden, um 1½ Pfennig Lohnerhöhung, daß sie aber für die Versammlungssphäre vom „Schandparlament“ sich kaum engagieren lassen.

Und das ist gut so. Unsinn, Unfug ist es, diesen Arbeitern die Ueberzeugung aufzuschwatzen, das preußische Parlament sei wichtig in ihrem Dasein. Nichts Bedeutendes wäre geändert, wenn statt der 7 Sozialdemokraten 70 dort sitzen würden. Im Gegenteil: die preußische Sozialdemokratie wäre damit bloß um die letzten „revolutionären“ Schlagworte gebracht.

Man lasse den Unsinn vom Massenstreik. Man vereinige sich mit den Fortschrittlern, man mache aus der Sozialdemokratie eine imposante Liberal-Demokratie. Im Namen der Ehrlichkeit.

Franz Pfemfert

Glossen



MAX OPPENHEIMER / PAUL CASSIRER / ERNA MORENA
RACHE AN M. OPPENHEIMER GEÜBT VON FRANZ BLEI

IM ZELTGARTEN

Johnson. Schleudermüller. Entscheidungskampf.
Die Ringer reichen sich die Hände:
Griffesuchen, Muskelspannen.
Vom Fleische steigt ein schweißiger Dampf.

Spießbürger. Jungvolk. Geile Weiber.
Bier gefällig! Belegte Brötchen!
Der Schleudergriff vom Schleudermüller.
Am Boden balgen sich die Leiber.

Klatschende Hiebe. Heiße Blicke.
Armschlüssel, Kopfgang. Zwischenrufe.
Unten. Oben. Hüftschwung. Jetzt —
Schiebung, Schiebung! Rettende Brücke.

Die Griffe wechseln immer reger.
Das Publikum sitzt atemlos.
Da: nochmal Müllers Schleuderzug:
Auf beiden Schultern liegt der Neger.

Kid Johnson gibt sich überwunden.
Das Volk schreit auf, und Bravo, Beifall . .

Die Ringer reichen sich die Hände.
Kampfzeit: eindreiviertel Stunden.

Oskar Kanehl

EILIGE ANFRAGE

Armer Kiepenheuer — was machst Du mit Deiner Liebhaberbibliothek, die so gut anhub?! Paul Ernst Schellenberg vertraust Du mit einer „Lyrik des heutigen Frankreich“? — denselben gottbegnadeten Paul Ernst, der im xenischen Verlage schon einmal die französische Lyrik nachkitschte? —

Ich empfehle Dir: mach eine neue Auflage des Titels, gib dem Untertertianer Max Streberlich in Weimar das französische Original und ein französisch-deutsches Lexikon — der wird Dir was reimen, das sich besser in Deiner Bibliothek ausnimmt als diese Versstotterei eines oberlehrerhaften Paul Ernst Schellenberg, der ja vermöge seines (schauderhaften) Verhaerenbuches keine Ahnung von einer gewissen Geistestätigkeit hat, die man Nachempfinden nennt.

Ott Riebicke

WAS IST PARADOX?

Wenn ein Wiener Journalist über Schweige-Coupés schreibt. Im „Berliner Tageblatt“ tut das einer so: „Die französische Westbahn hat versuchsweise Coupés für schweigende Reisende eingeführt. Man hat also, wenn man im Bahnhof vor seinem Zug steht, das Recht, in ein Coupé für Schwätzer oder für Nichtschwätzer, oder, höflichergesagt, in ein lautes oder in ein lautloses Coupé einzusteigen.“

Der muß gerade von einer längeren Reise im Schweige-Coupé kommen, wie kann das gewesen sein?

„Da saß man, ließ schwarzgrüne Wälder, gelbe Stoppelfelder, lichte Bauernhäuser, freundliches Mittelgebirge an sich vorüberziehen.“

Ausgerechnet Mittelgebirge.

„Heuer fuhr ich durch Norwegen kreuz und quer . . Da stieg eine Dame ein . . Um nicht zudringlich zu sein, schaute ich oft beim Fenster hinaus . .“

Nu, wer kennt das nicht.

„Manchmal strotzt man von Fragelust. Manchmal will man still beim Fenster sitzen und den Mund halten.“

Was ist aber doch paradox? Wenn man Journalist ist und kein Erpresser und man schreibt doch „Schweigen ist Oold“.

ES WIRD AUCH NOCH GAR KEINE BARONIN
UND AUCH GAR KEIN KRIEGSDICHTER SEIN

Aus dem „Berliner Tageblatt“;

Die beiden Baroninnen

Von Paul Schüler

„Das haben Sie gut gesagt“, lachte die Baronin, „der tief sinnigste Brite hätte es nicht besser sagen können. Aber nun weiß ich auch, weshalb Sie hier als einfacher Herr Kandidus auftreten. Sie wollen ungeniert sein, wie ich; Sie wollen sich allen Ovationen entziehen, denen der Dichter von der Aue hier ausgesetzt wäre.“

„Spotten Sie nur!“ unterbrach Kandidus.

„Was wollen Sie?“ fuhr die Baronin fort, „Ihr letztes Buch war ein schöner Erfolg. Der Kriegsroman hat Sie bekannt gemacht. Sie wissen, ich mache keine Redensarten; Sie werden genannt und Sie werden gelesen.“

Aus dem Leben Voltaires

Von Donat Wensickendorf

Schon die Knabenzeit François Marie Arouet, der sich Voltaire nannte, ist glänzend. Er gilt bei den Jesuiten für den intelligentesten Schüler, seine große dichterische Begabung wird allgemein anerkannt. Er übernimmt das Erbe der Jesuiten: die formale Schönheit der Diktion; das gibt ihm die Möglichkeit, in der französischen Literatur mit formal einwandfreien, fast klassisch reinen Dichtungen zu debütieren und sich schnell einen bedeutenden Namen zu machen. In ganz kurzer Zeit gelingt es ihm, an die Spitze der zeitgenössischen Dichter zu treten.

Das ist sein erster Ruhm . . .

Unterdessen beginnt seine Laufbahn im Zeichen des Sturms.

Kaum der Schule entlaufen, führt der junge Arouet ein skandalöses Rouéleben, das seine Familie so entsetzt, daß sein Vater ihn als Sekretär zur französischen Gesandtschaft im Haag schickt. Dort soll der Marquis de Châteauneuf, ein Bruder des Abbés, den Nichtsnutz bewachen und an eine ernste Arbeit gewöhnen.

Der Versuch mißlingt. Der junge Arouet entdeckt eine französische Abenteurerin, die ihrer Familie davongelaufen und zum Protestantismus übergetreten war und in Holland eine bössartige Zeitung herausgab: Mme. Du Noyer. Sie ist der Mittelpunkt der Kolonie französischer Verbannter, die im Haag eine große intellektuelle Gifffabrik unterhält

und dabei ein sehr fröhliches Leben führt. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß er darin sofort eine erste Rolle spielte, da Mme. Du Noyer von seinem Geist im höchsten Maße entzückt war. Immerhin war Mme. Du Noyer eine geschäftstüchtige Frau, so daß sie Voltaire, ohne einen Augenblick zu zögern, entfernte, als sie dahinterkam, daß er ihrer Tochter Olympe allzu eindringlich den Hof machte. Ihre Tochter sollte eine große Partie machen. Sie benachrichtigte Châteauneuf. Dieser fürchtete ihre Zeitung und schickte den Jüngling unverzüglich nach Paris.

Aber das junge Paar führt einen raffinierten Briefwechsel und Olympe besucht sogar den Entfernten in Männerkleidern; es wird beschlossen, durch sorgfältige Kombination und unter Verwertung eines Jesuitenpaters und eines Bischofs Olympe nach Paris zu entführen.

Leider war Vater Arouet durch Briefe des Marquis de Châteauneuf und der Mme. Du Noyer in Wut versetzt. Er verschaffte sich einen Haftbefehl gegen das Söhnchen und wollte ihn damit zwingen, nach Amerika zu gehen. Der Sohn verzichtete auf Olympe, er schwor, auf noch viel mehr zu verzichten, nämlich auf all das, was sein Vergnügen und sein Ehrgeiz war, wurde vom Vater formell begnadigt und begab sich in das Notariat Monsieur Alains, wo er ein ehrsameres Handwerk lernen sollte. Dort lernte er Thieriot kennen, der sein bester und treuester Freund wurde. Sie fanden sich in der unwiderstehlichen Lust zu genießen, Streiche auszuhecken, die Zeitgenossen zu ärgern und in jeder Richtung ein ungebundenes Leben zu führen.

Nun trat Arouet in die Gesellschaft des Temple, wo sich unter dem Vorsitz des Grand Prieur du Vendôme die Bussy, Caumartin, Aremberg, Chauvieu, Sully mit ihrem Anhang zu solennen Orgien zusammenfanden. Ein Gelage folgte dem andern. Manchmal dauerte das eine durch Nacht und Tag bis zur Stunde, wo das andere beginnen sollte. Man trank und liebte bis zur Bewußtlosigkeit, und da die meisten der Gäste ältere Herren waren, läßt sich denken, daß Voltaire in der hohen Schule der Liebe den detailliertesten und gelehrtesten Unterricht genoß. Die Zwischenzeit verbrachte er mit Verse-macher. Monsieur Alain bekam ihn schließlich überhaupt nicht mehr zu Gesicht.

Wieder wollte der alte Arouet ihn exportieren. Der junge Caumartin vermittelte und erwirkte die Erlaubnis, den Nichtsnutz mit sich nach Sainte-Ange zu nehmen. Dort wäre der Junge einsam, der

schlechten Gesellschaft entrückt, dort würde er ihn bekehren — erklärte Caumartin. In Wirklichkeit ging es in Sainte-Ange nicht weniger toll zu als im Temple.

Da erschien in Paris ein Couplet, das von der Blutschande sang, worin der Regent mit seiner Tochter, der Herzogin de Berry, leben sollte. Arouet wurde als der Verfasser des Pamphlets entdeckt, und der Regent verbannte ihn nach Tulle. Der Vater vermittelte: er wolle den Jungen nach Sully-sur-Loire schicken und ihn bei Verwandten in wohlwollende Behandlung geben. Das geschah. Aber in Sully fand Voltaire die ganze Gesellschaft des Temple vor. Er machte kleine Gedichte, ging auf die Jagd, sagte den Damen Schmeicheleien und fühlte sich sehr wohl.

Bis ihn die Idylle langweilte.

Bald erwirkte er seine Freilassung durch einige gut gereimte Schmeicheleien an den Regenten. Er kehrte nach Paris zurück und mietete sich ein Zimmer damit er die Aufsicht seiner Familie nicht zu fürchten brauchte. Eine neue Satire mit dem alten Thema vom Papst, „Regnante puero“, zwang ihn zu einem Wohnungswechsel; er wurde in die Bastille gesperrt.

1717.

Im Gefängnis vollzieht sich ein bedeutender Umschwung in Voltaires Denken und Trachten. Er hat das allzu fröhliche Leben satt und wünscht ernsthaftere Befriedigungen seines Ehrgeizes, wünscht den wirklichen Ruhm . . . Es entsteht die „Henriade“; „Oedipe“, „Artémira“ sind bereits geschrieben.

In sechs Jahren wird er unbestritten der größte tragische, der glänzendste epische Dichter der Zeit.

1724 steht er auf dem Gipfel des Dichterruhms.

In dieser Zeit nimmt Marie-François Arouet den Namen Voltaire an.

Die Aufführung der Tragödie „Oedipe“ im November 1718 macht ihn berühmt.

„Oedipe“ wurde von den bedeutendsten Zeitgenossen gelobt und sein Autor unter die Größen der Literatur aufgenommen. Der Regent gab Voltaire eine goldene Medaille und 1200 Franken jährlicher Rente. Der Dichter sandte seine Tragödie an die Mächtigen der Zeit, Könige, Fürsten, Kardinäle, und begründete so die Legion von Gönnern, auf die er in Zeiten der Not zählen konnte. Ihr Haupt war Georg I. von England.

Einer politischen Intrige wegen, die mißlang, wurde Voltaire bald darauf von neuem aus Paris hinausgewiesen. Es ging von Schloß zu Schloß und vergnügte sich sehr. In Sully-sur-Loire traf er eine kleine Schauspielerin, die schon einmal, und zwar ebenfalls in Sully seine Geliebte gewesen war. Sie spielte im Theater des Schlosses. Voltaire hielt sich nun, da er sie wiederfand, für verpflichtet, sie zu lanzieren; er wollte eine berühmte Schauspielerin aus ihr machen. Vielleicht war dies auch nur der Preis, wofür die junge Dame ihm wieder ihre Zuneigung schenkte, nachdem sie diese bereits von Voltaire auf einen seiner Freunde übertragen hatte. Jedenfalls verdanken wir der Demoiselle de Livry die „Artémire“.

„Artémire“ wurde 1719 auf dem Theater des Schlosses von Sully aufgeführt, mit der Livry in der Titelrolle. Natürlich fand sie hier eine freundliche Aufnahme. Ein Jahr später fiel sie in Paris durch oder — doch beinah . . . Das Publikum begann die Schauspieler und ihre Reden zu veralbern, und „Artémire“ schien verloren; da sprang Voltaire aus seiner Loge auf die Bühne. Zuerst stellte er sich als den Dichter der „Oedipe“ vor, worauf Schweigen eintrat. Dann richtete er eine geist-sprühende Ansprache an die Zuhörer und bewog sie wirklich, „Artémire“ bis zum Ende anzuhören. Aber sie brachte es nur zu acht Aufführungen.

Voltaire unternahm wieder einen seiner ländlichen Bummel durch die Schlösser von Bekannten und kam hierbei nach La Source, dem Besitztum des Lord Bolingbroke. Hier lernte er sehr viel, nämlich die Hauptprinzipien eines Agenten, Maklers und Geschäftsmannes guten Stils.

Diese Neigung hatt er schon sehr früh. Als dreizehnjähriger Jesuitenschüler wußte er vollkommen Bescheid über den Verkehr mit Wucherern — gab Wechsel und focht sie nachher mit dem Einwand des Wuchers an, kannte die Geheimnisse der Praktiken, die wir heute „Schiebungen“ nennen, beteiligte sich an Spekulationen, in einem Alter, wo andere von einer gefüllten Sparbüchse träumen . . . 1722 starb der alte Arouet. Voltaire focht das Testament an, worin sein Bruder bevorzugt war, und erstritt am Ende der Instanzen eine jährliche Leibrente von ungefähr 4000 Franken.

Auf den Rat des Lord Bolingbroke geht nun Voltaire zu großzügigeren Spekulationen über. Er ist bei hundert Geschäften beteiligt. Er legt in der Compagnie des Indes Geld an und agiert durchaus wie ein kleiner, schlauer Bankier mit verhältnis-

mäßig geringen Mitteln, aber um so gediegeneren Verbindungen.

Die Branche gefällt ihm. Er bekommt diplomatischen Ehrgeiz. Der Kardinal Dubois soll ihm in die höheren Sphären der „Geschäfte“ verhelfen, wo außer mit dem Kapital, auch noch mit dem Patriotismus gewuchert wird. Inzwischen beginnt er als Spion — eines preußischen Agenten. Als der sich nach Deutschland zurückzieht, möchte Voltaire ihm nachgeschickt werden. Der Kardinal Dubois will aber auf all diese Pläne nicht eingehen. Voltaires Launen sind zäh. Als er einige Zeit später in Begleitung der Mme. de Rupelmonde in Brüssel eintrifft, wo gerade ein internationaler Kongreß tagt, versucht Voltaire noch einmal, seine diplomatischen Talente an den Kardinal Dubois zu bringen.

Umsonst . . .

* * *

Nach dem mißlungenen Versuch, in Brüssel Diplomat des Königs zu werden, wurde Voltaire im Haag, wo er bald darauf eintraf, Republikaner.

Das ist der schönste Zug Voltaires: daß er unter dem Zwange der Vorstellung stand, ein Genie wäre einem Prinzen von königlichem Geblüt zum mindesten gleichgestellt; daß er eine geistige Aristokratie neben der des Geschlechts anerkannt wissen wollte; daß er in der Geistigkeit etwas Königliches und Unanfechtbares sah, dem sich der rein gesellschaftliche Mensch zu beugen haben. „Sie sind der letzte Ihrer Rasse,“ sagte er einem Chevalier vom Hochadel, „ich der erste der meinen . . .“

Dem er das sagte, der verletzte ihn tödlich und half mit, den Dichter Voltaire sehr rasch in den unbarmherzigen Streiter wider Staat und Kirche zu verwandeln, auf den die ganze damals bekannte Welt mit Angst und Hoffnung hinauf sah. Es war der Chevalier de Rohan-Chabot.

. . . Im Oktober 1722 war Voltaire nach Paris zurückgekehrt. Er besuchte die Schlösser in der Umgebung, erkrankte schwer, erholte sich aber zur großen Verwunderung der Aerzte.

Im Jahr darauf stellte er sich in Fontainebleau zur Hochzeit Ludwigs XV. ein; nicht ohne ganz bestimmte Absichten. Er hatte nämlich einen großen Teil seiner Renten verloren und wollte bei dieser festlichen Gelegenheit Ersatz schaffen.

„Marianne“ wurde aufgeführt und rührte die Königin zu Tränen. Sie setzte dem Dichter eine Rente von 1500 Franken aus. Der Herzog von Orléans folgte dem Beispiel mit jährlichen 2000 Franken. Dieselbe Summe gab der König. Voltaire kehrte befriedigt nach Paris zurück.

Aber hier ereilte ihn das Schicksal. Der Chevalier de Rohan-Chabot lockte ihn von der Tafel seines Gönners Sully in einen Wagen, wo er von Leuten des Chevaliers grausam geprügelt wurde. Das alles für einen guten Witz, der den Chevalier an einem der vorhergehenden Abend aus einer Gesellschaft getrieben hatte.

Voltaire fiel am Abend darauf den Chevalier im Theater an und beschimpfte ihn. Der Chevalier hob den Stock, Voltaire zog den Degen. Es kam zu einer Forderung. Und das war die Absicht Voltaires.

Man sieht, der junge Voltaire war keineswegs ohne persönlichen Mut. Aber er wurde zum zweitenmal gedemütigt. Sold die Rohans in Versailles vom Duell erfuhren, rührten sie sich mächtig auf. Nicht nur, daß sie das Duell vereitelten — sie verschafften sich sogar einen Haftbefehl gegen den Dichter, Voltaire wurde in die Bastille geworfen. Sie öffnete sich ihm erst nach fünf Monaten, und auch dann war er noch nicht frei. Vielmehr wurde er über die Grenze hinaus auf ein Schiff gebracht, das ihn nach England führte. Dorthin war er auf unbestimmte Zeit verbannt . . .

Als Voltaire nach drei Jahren zurückkehrt, ist er fertig. Der welthistorische Kampf beginnt: Voltaires Rüstkammer ist vollständig, die Lehrzeit ist beendet. Er hat Shakespeare und Milton kennen gelernt, Newton und die neuen Wissenschaften aufs gründlichste studiert, sich mit Bacon, Locke, Swift, Pope vertraut gemacht. Nun weiß er, was Politik ist. Hat politische Ideale. Hatte er nicht seinesgleichen als Staatslenker gesehen? Prior, Addison! Er entwickelt eine fieberhafte Tätigkeit. Der große Ehrgeiz hat von ihm Besitz ergriffen. Von nun an ist er nicht mehr ein abenteuernder Dichter, sondern der Homme de Lettres, der Europa Lektionen erteilt; das größte publizistische Genie aller Zeiten.

Manuskripte

I

Die Prosa von der Transsibirischen Eisenbahn

(Der Dichter Blaise Cendrars hatte das Missgeschick, dass mitten in seine bedeutenden Werke „Pâques“ (die seit einem halben Jahre der „Pan“ anzeigen will) und der „Prose du Transsibérien“ ein alter abgelageter Band erschien, der die gleichgültigen, symbolistischen Schulgedichte „Séquences“ enthält. Eines davon steht auch in der Anthologie der AKTION. Diese Jugendgedichte sind für die Dichterkraft des starken Cendrars garnicht bezeichnend. „Pâques“ und „Séquences“ in der Edition des Hommes Nouveaux, Paris. L. R.)

Als mein Freund Cendrars seine Rhapsodie las, schüttelten uns die Autos grauen Pariser Staub ins

Fenster und, aus der nahen Kaserne, eine Trompete stammelte. Er las nicht von Empfindungen, sondern von Dingen. (Alles von draußen drang herein wie Fäden, die unser Denken fester in den Raum schnürten.) Eine Eisenbahnlitanei, zelebriert von schnell kreisenden Hirnen. Führt man durch Rußland? Wir stürzten eisigschnell um die Erde, durch unsere festen Länder hindurch, durch Häuser. Durch Menschen. Der Seine-Fluß fand sich drüben wie ein dünnes grünes Wiesenblättchen, und Paris (ich wußte, es war eine Stadt) lag da als krummer hellgeädertes Strick. Es war nun gleich, Paris oder Peking. Wir strichen an Seelen vorbei, wie an Reihen aufgestapelter Säcke. (Ein Schachspieler, man kennt das, telegraphiert sein Brett in alle Länder der Welt.) Eine ungeheure Gleichzeitigkeit tut sich auf, wie bei diesen sinnreichen Aposteluhren aus vergangenen Jahrhunderten, deren Verfertiger große Contrapunktiker der Zeit waren. Jeder zeitliche Moment in Cendrars' Gedicht war eine selbständige Stimme, die ihren eigenen Gang weiter sang, und die mit allem, was geschah, unablässig fugierte; sich verschlang, der Zeit nicht Platz ließ einzuschneiden.

Dieses Gedicht kannte gar keine Zeit; hier war alles vordrängend, rückläufig und gleichgehend im selben Augenblick. Es gab kein Geschehen mehr, sondern nur Ding: Gesehenes und Gewußtes. Man meint plötzlich: nun ist der Dichter etwas ganz Gleichgültiges geworden, man kümmert sich nicht um ihn. Auf einmal weiß man, wie zu Mute vielen tausend Menschen ist; was sie sind. Ich bin unter ihnen; ich sehe ganz von fern sie an. Ich schrie mit ihnen, ich fand sie als Lästige, Liebende, Elende; als Begleiter, als Personen, als Volk, Mitmenschen, Genossen, Doppelgänger. Als Ueberlegene, Begehrende, Geschlagene, Herrscher, Mitmenschen. Oder, Paris rutscht in einem Nu durch die glühenden Vervielfachungen eines endlosen Spiegelparkes um diese Erdkugel herum.

Die Trompete stotterte aus der Kaserne herauf und hielt Cendrars' Verse wie ein blankes Drahtnetz. Es gab zu denken: dieses Gedicht gehört keiner Schule zu, sonst hätte die sogenannte Außenwelt es gestört. Es sagt Dinge. Jedes Faktum, das hinzukommt, bereichert es nur. Dies hängt nicht mehr von Bedeutungen ab, oder von Dispositionen des Gemüts, oder von Stimmungsgeschichten. Und wenn es einer Schule angehören soll — so kommt es aus der Schola Spiritualium; der Gemeinsamkeit der Geistigen, die sich über Jahrhunderte, untot, anblicken. Vermehrt um unsern heutigen Tag, an

dem grauer Staub der Stadt von den rasselnden Straßen steigt, und drüben aus Paris erigiert der Eiffelturm hinein in die Flüsse der drahtlosen Telegraphie.

Ludwig Rubiner (Paris)

Die Verse des Alfred Lichtenstein

Die folgenden Gedichte können in drei Gruppen geteilt werden. Eine vereinigt phantastische, halb spielerische Gebilde: Der Traurige. Die Gummischuhe. Capriccio. Der Lackschuh. Wüstes Schimpfen eines Wirtes. (Zuerst erschienen in der AKTION, im Simplizissimus, im März, Pan und anderswo.) Freude an reiner Artistik ist unverkennbar. Ein Beispiel:

Der Athlet

Einer ging in zerrissenen Hausschuhen hin und her durch das kleine Zimmer, das er bewohnte.
Er sann über die Geschehnisse, von denen in dem Abendblatt berichtet war. Und gähnte traurig.
Wie nur einer gähnt, der viel und Seltsames gelesen hat.
Und der Gedanke überkam ihn plötzlich — wie wohl den Furchtsamen die Gänsehaut und wie das Aufstoßen den Uebersättigten. wie Mutterwehen —:
das große Gähnen sei vielleicht ein Zeichen, ein Wink des Schicksals, sich zur Ruh zu legen . .
Und der Gedanke ließ ihn nicht mehr los.
Und also fing er an, sich zu entkleiden.
Als er ganz nackt war, hantelte er etwas.
Im Hintergrund ist Demonstration von Weltanschauung. Der Athlet . . bedeutet: Daß der Mann auch geistig seine Notdurft verrichten muß, ist entsetzlich.



Das früheste Gedicht einer zweiten Gruppe ist:

Die Dämmerung*)

Ein dicker Junge spielt mit einem Teich.
Der Wind hat sich in einem Baum gefangen.
Der Himmel sieht verbummelt aus und bleich,
als wäre ihm die Schminke ausgegangen.

) Man erinnere sich des schönen: Weltende . . des Jacob van Hoddis, erschienen im ersten Jahre der AKTION. Tatsache ist, dass A. L. (Wi:) dies Gedicht gelesen hatte; bevor er selbst Derartiges schrieb. Ich glaube also, dass van Hoddis das Verdienst hat, diesen „Stil“ gefunden zu haben, Li. das geringere, ihn ausgebildet, bereichert, zur Geltung gebracht zu haben.

Auf lange Krücken schief herabgebückt
(und schwatzend) kriechen auf dem Feld zwei Lahme.
Ein blonder Dichter wird vielleicht verrückt.
Ein Pferdchen stolpert über eine Dame.

An einem Fenster klebt ein fatter Mann.
Ein Jüngling will ein weiches Weib besuchen.
Ein grauer Clown zieht sich die Stiefel an.
Ein Kinderwagen schreit. Und Hunde fluchen.

Absicht ist, die Unterschiede der Zeit und des Raumes zugunsten der Idee zu beseitigen. Das Gedicht will die Einwirkung der Dämmerung auf die Landschaft darstellen. In diesem Fall ist die Einheit der Zeit bis zu einem gewissen Grade notwendig. Die Einheit des Raumes ist nicht erforderlich, deshalb nicht beachtet. In den zwölf Zeilen ist die Dämmerung am Teich, am Baum, am Feld, am Fenster, irgendwo . . . in ihrer Einwirkung auf die Erscheinung eines Jungen, eines Windes, eines Himmels, zweier Lahmer, eines Dichters, eines Pferdes, einer Dame, eines Mannes, eines Jünglings, eines Weibes, eines Clowns, eines Kinderwagens, einiger Hunde . . . bildhaft dargestellt. (Der Ausdruck ist schlecht, aber ich finde keinen besseren.)

Der Urheber des Gedichtes will nicht eine als real denkbare Landschaft geben. Vorzug der Dichtkunst vor der Malkunst ist, daß sie „ideeliche“ Bilder hat. Das bedeutet — angewandt auf die Dämmerung: Der dicke Knabe, der den großen Teich als Spielzeug benutzt und die beiden Lahmen auf Krücken über dem Feld und die Dame in einer Straße der Stadt, die von einem Wagenpferd im Halbdunkel umgestoßen wird, und der Dichter, der voll verzweifelter Sehnsucht in den Abend sinnt (wahrscheinlich aus einer Dachluke), und der Zirkusclown, der sich in dem grauen Hinterhaus seufzend die Stiefel anzieht, um pünktlich zu der Vorstellung zu kommen, in der er lustig sein muß — können ein dichterisches „Bild“ hergeben, obwohl sie malerisch nicht komponierbar sind. Die meisten leugnen das noch, erkennen daher beispielsweise in der Dämmerung und ähnlichen Gebilden nichts als ein sinnloses Durcheinander komischer Vorstellungen. Andere glauben sogar — zu unrecht —, daß auch in der Malerei derartige „ideeliche“ Bilder möglich sind. (Man denke an die Futuristenschepansche.)

Absicht ist weiterhin, die Reflexe der Dinge unmittelbar — ohne überflüssige Reflexionen aufzunehmen. Lichtenstein weiß, daß der Mann nicht an dem Fenster klebt, sondern hinter ihm

steht. Daß nicht der Kinderwagen schreit, sondern das Kind in dem Kinderwagen. Da er nur den Kinderwagen sieht, schreibt er: Der Kinderwagen schreit. Lyrisch unwahr wäre, wenn er schriebe: Ein Mann steht hinter einem Fenster.

Zufällig auch begrifflich nicht unwahr ist: Ein Junge spielt mit einem Teich. Ein Pferd stolpert über eine Dame. Hunde fluchen. Zwar muß man sonderbar lachen, wenn man sehen lernt: Daß ein Junge einen Teich tatsächlich als Spielzeug benutzt. Wie Pferde die hilflose Bewegung des Stolperns haben . . . Wie menschlich Hunde der Wut Ausdruck geben . . .

Zuweilen ist die Darstellung der Reflexion wichtig. Ein Dichter wird vielleicht verrückt — macht einen tieferen Eindruck als: Ein Dichter sieht starr vor sich hin —

Anderes nötigt in dem Gedicht: Angst (Zweite Lyriknummer der Aktion) und ähnlichen zu Reflexionen wie: Alle Menschen müssen sterben . . . oder: Ich bin nur ein kleines Bilderbuch . . . Das soll hier nicht auseinandergesetzt werden.

✱

Daß die Dämmerung und andere Gedichte die Dinge komisch nehmen (das Komische wird tragisch empfunden. Die Darstellung ist „grotesk“), das Unausgeglichene, nicht Zusammengehörige der Dinge, das Zufällige, das Durcheinander bemerken . . . ist jedenfalls nicht das Charakteristische des „Stils“. Beweis ist: In dieser Nummer sind Gedichte abgedruckt, in denen das „Groteske“ unbetont hinter dem „Ungrotesken“ verschwindet.

Auch andere Verschiedenheiten zwischen älteren Gedichten (z. B. Die Dämmerung) und später entstandenen (z. B. Die Angst) Gedichten desselben Stils sind nachweisbar. Man möge beachten, daß immer häufiger besondersartige Reflexionen das Landschaftsbild scheinbar durchbrechen. Wohl nicht ohne bestimmte künstlerische Absichten.

✱

Die dritte Gruppe sind die Gedichte des Kuno Kohn.

✱

Von Lichtenstein sind zwanzig Gedichte unter dem Titel: Die Dämmerung in dem Verlag A. R. Meyer erschienen.

Alfred Lichtenstein (Wilmerdorf)

Gedichte

Von Alfred Lichtenstein (Wilmsdorf)

Die Stadt

Ein weißer Vogel ist der große Himmel.
Hart unter ihm geduckt stiert eine Stadt.
Die Häuser sind halbtote alte Leute.

Griesgrämig glotzt ein dünner Droschkenschimmel.
Und Winde, magre Hunde, rennen matt.
An scharfen Ecken quietschen ihre Häute.

In einer Straße stöhnt ein Irrer: Du, ach, du —
Wenn ich dich endlich, o Geliebte, fände . .
Ein Haufen um ihn staunt und grinst voll Spott.

Drei kleine Menschen spielen blinde Kuh —
Auf alles legt die grauen Puderhände
der Nachmittag, ein sanft verweinter Gott.

Sommerfrische

Der Himmel ist wie eine blaue Quelle:
Und rings sind Felder, grüne Wiesenhügel —
Friedliche Welt, du große Mausefalle,
entkäm ich endlich dir . . O hätt ich Flügel —

Man würfelt. Säuft. Man schwatzt von Zukunfts-
staaten.

Ein jeder übt behaglich seine Schnauze.
Die Erde ist ein fetter Sonntagsbraten,
hübsch eingetunkt in süße Sommensauce.

Wär doch ein Wind . . zerriß mit Eisenklauen
die sanfte Welt. Das würde mich ergötzen.
Wär doch ein Sturm . . der müßt den schönen blauen
ewigen Himmel tausendfach zerfetzen.

Wanderer im Abend

Kuno Kohn singt:

Der staubige Sonntag
liegt zerbrannt.
Verkohlte Kühle
bemuttert das Land.

Verkommene Sehnsucht
klafft weit wieder auf.
Träume und Tränen
strömen herauf.

Winterabend

In gelben Fenstern trinken Schatten heißen Tee.
Sehnsücht'ge wiegen sich auf hartem Schimmer-
teiche.

Arbeiter finden eine sanfte Damenleiche.
Johlende Dunkle werfen glimmend blauen Schnee.

An hohen Stangen hängt, verfleht, ein Streichholz-
mann.

Kaufläden flackern trüb durch frostbeschlagene
Scheiben,
vor denen Menschenleiber wie Gespenster treiben.
Studenten schneiden ein erfromes Mädchen an.

Wie lieblich der kristallne Winterabend brennt.
Schon strömt ein Platinmond durch eine Häuser-
lücke.

Bei grünlichen Laternen unter einer Brücke
liegt ein Zigeunerweib. Und spielt ein Instrument.

Traum.

So schlimm ist mir mein Lebtag nicht gewesen.
Und solche Träume hab ich nie geträumt:

Auf einem harten, kahlen Wege, der der Stadt,
die ihn nicht halten konnte, fast entlaufen ist
und nun, ein Bettler, in den Himmel wandert,
schreiten
ein Mann, ein Weib . . Der Mann: robust, gemein,
ein Raubtier, das sich auf das Fressen freut.
Das Weib: graziös und schlank, halbnackt, im
Domino.

Herzlose Blicke stechen aus verbrauchten Augen . .
Kein Laster, kein Verbrechen ist ihr neu —
Und jedes hält wie ein Paket in einem Arm
ein Bein von mir. Mein Körper schleift am Boden.

Und immer, wenn ich stöhnend meinen Kopf
versuche zu erheben oder mit den Händen mich
verzweifelt an die Erde klammern will . .
fühl ich des Mannes starke Knochen fester
um meinen Fuß sich legen . . fühle wie des Weibes
grausames, kühles Fleisch sich plötzlich enger preßt
Und mutlos, hoffnungslos sink ich zusammen —

Die beiden aber schreiten schweigend weiter
zu jeder Greuelthat mit Lust bereit . .

Straßen

Viel Himmel liegt auf allen singenden
einsamen Straßen im Laternenscheine.
Ich schwing im Winde über graue Steine.
Die spiegeln meinen Schritt, den klingenden.

Ich spüre an der Stirne eiligen
Verhauch von gelben und von dunklen Dingen.
Ich will die Nacht mit Träumerein verbringen.
Ich fühl den Mond . . grüngoldnen Heiligen.

Aergerliches Mädchen

Es ist schon spät. Ich muß verdienen.
Aber die gehn heute alle vorbei mit blasierten
Mienen.

Nicht einen Glücksgroschen wolln sie mir geben.
 Es ist ein jämmerliches Leben.
 Komme ich ohne Geld nach Haus,
 wirft mich die Alte hinaus.
 Fast kein Mensch ist auf der Straße mehr.
 Ich bin totmüde und friere sehr.
 So elend zu Mute war mir noch nie.
 Ich laufe umher wie ein Stück Vieh —
 Da endlich kommt drüben einer ein.
 Ein ganz anständig angezogener Mann.
 Doch auf das Aeüßere darf man in diesem Leben
 nicht viel geben.
 Er ist auch schon älter (die haben mehr Geld.
 Von den Jungen wird man eher geprellt.)
 Er ist mir vis-a-vis.
 Ich heb die Kleddage bis über das Knie.
 Ich kann mir dies leisten.
 Es zieht am meisten.
 Die Kerle kommen wie Fliegen
 ins Licht zu uns Ziegen . .
 Der Kavalier bleibt wirklich drüben stehn.
 Er glotzt. Er winkt. Ich will schon bei ihm hin-
 gehn . . .
 Ich denke: der wird mir ein großes Goldstück
 schenken.
 Dann besauf ich mich heimlich mit teuren Getränken.
 Das ist noch das schönste . . einmal — allein
 still für sich besoffen sein —
 Oder ich kann neue Schuhe kaufen . .
 Muß nicht mehr in gestopften Strümpfen laufen —
 Oder . . ich geh' einmal nicht auf den Bummel
 hinaus.
 Und ruhe mich von den Kerlen aus —
 Oder . . ach, ich freu mich schon so.
 Ich bin so froh —
 Da kommt die Kittl an.
 Und versaut den Mann.

Die fünf Marienlieder des Kuno Kohn

Erstes Lied:

So viele Jahre sucht ich dich, Maria —
 In Gärten, Stuben, Städten und Gebirgen,
 in Buden, Dirnen, in Theaterschulen,
 in Krankenbetten und in Irrenzimmern,
 in Küchenmädchen, Schreien, Frühlingsfeiern,
 in allen Wettern und in allen Tagen,
 in Kaffehäusern, Müttern, Tänzerinnen —
 Ich fand dich nicht in Kneipen, Kinobildern,
 Musiklokalen, Sommerdampferfahrten . .
 Wer sagt die Qual, wenn ich in Nacht auf Straßen
 nach dir zum toten Himmel schrie —

Nächstes Lied:

Der dich so sucht, Maria, wird ganz grau.
 Der dich so sucht, verliert Gesicht und Bein.
 Zerfällt im Herzen. Blut und Traum entweicht.
 Käm ich zur Ruh . . Wär ich in deiner Hand . .
 O, nähmst du mich in deine Augen auf . .

Hohes Lied:

Maria du — daran zu denken, wie
 ich dich empfand . . Der schwere Kopf versinkt —
 Meer nur und Mond — Meermond und Wind und
 Welt —

Um deine weiße Haut der weiße Sand, Maria —
 Dein Haar . . Dein Lächeln . . Rings ist Meer und
 Not
 und Ruf und Sehnsucht und ein sanftes Glück —

All dieses Singen, das so müde macht . .
 Kommt nicht der Himmel wie ein Mutterlied
 zur Stirn des Kindes hin und hin zu uns —

Trauriges Lied:

Jetzt geh ich wieder zwischen Tagen, Tieren,
 Gestein und tausend Augen und Getön —
 der Fremdeste. Ich mußte dich verlieren . .
 Dein Hurenleib, Maria, war so schön —

Jetzt such ich wieder zwischen Tagen, Tieren,
 Gestein und Lärm vergeblich deine Spur.
 Jetzt weiß ich auch: ich mußte dich verlieren . .
 ich fand nicht dich — dein Name war es nur —

Letztes Lied:

Komm nur, mein Regen . . fall mir ins Gesicht —
 Gelbe Laternen . . werft die Häuser um —
 Heile und glatte Wege will ich nicht.

So ist es schön . . nur im Laternenschein . .
 Maria . . dunkler Regen ringsherum —
 So geht sich's gut. Ich möchte bei dir sein.

Was sind mir Berge und das flache Land —
 Was Städte mir und bunter Nacht Hypnose —
 Zurück zum Meer . . Zurück zum Sternenstrand.

Du bist nicht ganz Maria, die ich suchte.
 Doch bist auch du Maria — Grenzenlose . .
 Oeliebte . . Törlin . . sehnsüchtig Verfluchte . .

Ueber die Ehe

Ein Dialog von Sylvester v. Babenhausen

MARTIN: Grüß dich Gott, Ivo. Ich komme, dich um Rat zu fragen.

IVO: Ich stehe, soweit ich es vermag, stets zu deinen Diensten.

MARTIN: Höre also. Ich habe am Anfang dieser Woche meinen 21. Geburtstag gefeiert und will nun Viala, die ich seit zwei Jahren innig liebe, heiraten. Da du ähnlich gehandelt hast, meine ich, mußt du mir einen guten Rat geben können, wie ich handeln muß, um eine glückliche Ehe zu führen.

IVO: In solchen Dingen kann man wohl keinem raten. Man kann seine Erfahrungen mitteilen, und muß es dem andern überlassen, daraus das für ihn richtige zu finden. Ich glaube kaum, daß ich oder irgend ein anderer das Recht besitzt, dir die Ehe auszureden. Immerhin möchte ich die Frage an dich richten, ob du und Viola euer Herz geprüft habt.

MARTIN: Sagte ich dir nicht, daß wir uns seit zwei Jahren lieben.

IVO: Gewiß sagtest du es. Aber antworte mir: Habt ihr euch schon umarmt?

MARTIN: Du weißt, daß Viola keusch in ihrem Denken und Tun ist.

IVO: Eben, da ich diese Antwort voraussetzte, fragte ich dich. Du wirst trotz deiner Jugend beobachtet haben, Martin, daß ein Mädchen, das du zu kennen glaubtest, dir nach vollzogener Ehe als eine andere erschien.

MARTIN: So ist es in der Tat.

IVO: Nun, Martin, wenn du mir hierin recht gibst, so glaube mir auch, daß du durch die Ehe eine Frau bekommst, die anders ist, als das Mädchen, das du liebtest. Darum fragte ich: Habt ihr euer Herz geprüft? Denn ein Monat der Ehe erfordert mehr Kraft an Liebe als die zwei Jahre Eurer Verlobungszeit. Durch das Besitzergreifen, das für den Mann durch Natur oder Erziehung nur ein physischer Vorgang ist, den Liebe nur verschönert, heiligt vielleicht, aber nicht bedingt, wird die Liebe der Frau erst erweckt. Ihr wird bei aller denkbaren Sinnlichkeit, wenn sie nicht eine Dirne ist, der Beischlaf nur der Ausdruck der höchsten seelischen Liebe sein. Darum auch darfst du deine Frau nicht vergewaltigen, sondern du mußt sie verführen. Männer, die ihre Frauen in der Brautnacht tierisch nehmen, werden ihre Liebe töten oder sie zu Dirnen

machen. Denn eine Frau kann Dirne sein, ohne ihren Mann zu betrügen. Verstehst du mich?

MARTIN: Ich verstehe dich, Ivo.

IVO: Umso besser! Für den Mann, Martin, ist Liebe ein Ding, daß ihn wachhält, anpeitscht, begeistert. Aber sie füllt sein Leben nicht aus. Für die Frau ist Liebe alles. . . Denn sie ist es, die Kinder gebärt und erzieht. Sie sucht Zärtlichkeit, und gibt sie. Da sie ganz Liebe ist, ist sie immer zur Liebe bereit. Aber der Mann ist es nicht. Denn er hat andere Dinge, die ihm wichtiger erscheinen. Wenn nun aber die Frau mit liebesvoller Seele zum Manne geht, und er sie von sich weist, oder sie nicht beachtet, weil er gerade seinen Geschäften nachhängt, wird die Frau weinen und sagen: Du liebst mich nicht mehr. Aber laß dich nicht verdrießen und tröste sie. Denn sie sagt es, weil sie dich liebt.

MARTIN: Ich werde danach handeln.

IVO: Du wirst es nicht immer tun, und es wird häßliche Stunden geben. Aber verzweifle nicht! Sie gehn vorüber. Sorge du endlich von Anfang an dafür, daß deine Frau deine Gefährtin wird. Denn die Liebe zu ihrem Körper welkt, und es ist nicht gut, wenn der Mann die Rolle der immer schäbiger werdenden Kavaliers spielt. Unsre Frauen sind meist zu edel für uns, weil sie der Natur nahe sind, von der wir uns entfernen. Darum pflege sie wie eine schöne Blume. Vor allem mißachte sie nicht in ihrem Tun. Denn ihre Arbeit ist still und ohne große Worte. Aber sie ist voll Liebe für dich. Darum lobe sie. Sorge um sie, daß sie sich in ihren Nöten an dich stützt, aber laß Ihre Seele über deiner Seele stehn. Denn ihre Seele ist besser durch ihre Einfalt als deine.

MARTIN: Schwer ist es, dies alles zu befolgen.

IVO: Es ist schwer. Aber mühe dich darum. Vor allem aber hüte dich vor den Kleinigkeiten. Dinge, nicht zweier Gegenreden wert, werden zum Zank, und der Zank zu dauerndem Mißverständnis. Kleinliche Grämlichkeit ist nicht die Folge einer unglücklichen Ehe, die Ehe wird unglücklich durch Maßlosigkeit in kleinen Dingen. Ein Streit um Großes kann trennen wie ein schmerzhafter Schnitt, der Heilung bringt. Aber die Kleinigkeiten unterwühlen und zernagen das Glück, daß es daran stirbt. Hüte dich davor, denn es ist lächerlich obendrein. Hat Viola ihre Eltern noch, und liebst du sie?

MARTIN: Ihre Eltern sind brave Bürger, die ich weder liebe, noch hasse.

IVO: Dann wirst du sie hassen. Denn die Frau hängt mit Liebe am Elternhaus. Und es wird dir

ein Haß kommen aus Eifersucht und Gram über all die Kleinigkeiten, mit denen Eltern das Kind unter dem Mantel ihrer Elternliebe beschäftigen und seiner Liebe zu dir kostbare Zeit rauben. Noch mehr wirst du ihnen grollen, weil sie noch immer erziehen wollend am Werk herumstümpfern, das du aus deinem Weibe schaffen willst. Kämpfe gegen ihren Einfluß, aber nicht gegen sie. Denn du sollst niemanden zwingen sein Blut zu verleugnen.

Ich selbst, Martin, rate dir nach diesem allen zu handeln, weil ich es nicht tat, und sah, daß es falsch war. Du freilich wirst es auch nicht tun. Denn Leidenschaft, Stimmung und Nerven zerrütten die Vorsätze. Tust das aber doch, mag es sein, daß du glücklich wirst. Oder doch deine Frau. Und das ist der Liebe Ziel, wenn sie überhaupt eins hat.

Literarische Neuerscheinungen

DR. H. H. HOUBEN. Jungdeutscher Sturm und Drang. (F. A. Brockhaus 1911 Leipzig).

Es bleibt jedem überlassen, ob er bei der Armseligkeit menschlicher Erkenntnismöglichkeit sich trostlos resignierend zurückziehen möchte, oder jubelnd in solchen lebendigen Reichtum hineinspringen will: er muss sich irgendwie damit abfinden, dass die Wahrheit in den Geisteswissenschaften vielköpfig ist. Wessen Zunge sie immer spricht, dessen Klang trägt sie. Oft genug prophetet die eine, was die andere verdammt. — Und sie bewegt sich doch. Mit den menschlichen Erklärungen der Erde, sie sei eine Scheibe, oder eine Kugel, sie stehe still im Weltenmittelpunkt, oder sie wandere um die Sonne, verwandelt sich nicht jedesmal die Erde auch. Sie ist die Wahrheit. Aber ihr Ruf hallt als vielstimmiges Echo, nahes und weites, vielverstanden und vielverstellt wieder.

In der Literaturgeschichte macht sich das empfindlich so bemerkbar, dass zumal Jugendepochen, rücksichtslos einrennende und zerstörende, heissblütig fordernde, tollkühn planende, wegweisende, revoltierende Sturm- und Drangzeiten auf ihre Historiker eine doppelte Wirkung tun. Die einen fühlen sich in ihrem wissenschaftlichen Gleichmass peinlich gestört und strafen die Störenfriede mit Schulmeisterurteilen, und machen grossmütig die, die für jene Revolteure drakonische Censurausnahmegesetze durchsetzten, zu Musterpatrioten und Vaterlandsrettern honoris causa; bei den andern zündet der Jugendbrand, sie schliessen sich dem Sturm auch als wissenschaftliche Forscher an, und vernichten, was sich jener Jugend hemmend in den Weg gestellt hat.

So ist das junge Deutschland. Eine Zeit zwischen den Zeiten! Ueberlaut, überhitzig, Protest, Programm, das sind seine Zeichen. Ganz und gar Gegenwart und darum fortzeugend in der Zukunft. Ein Zankapfel in der Literaturwissenschaft. Die Zunft ist befangen. Der unerschrockene Leipziger Privatgelehrte H. H. Houben, augenblicklich der beste Kenner des jungdeutschen Sturmes und Dranges, gibt in seinem hier angekündeten und empfohlenen Buch den Gewinn

eines zehnjährigen eifrigen Bemühens um diese in ihrem Verdienst bislang nicht gewürdigte Zeit an die Öffentlichkeit. Er ist von dem Schlage der Jungdeutschen. Mit seinem Blut saugt er sich in ihr Blut: nur so ist historische Gerechtigkeit, und nur diese sind berufene Interpreten. Ueberzeugend in der Beweisführung, lichtbringend in den Ergebnissen, schneidig in der Kritik staatlich beglaubigter „freier“ Wissenschaft, temperamentvoll im Stil. Man muss das Buch haben, wenn man die Zeit kennen will und muss es benutzen, wenn man wissenschaftlich über sie arbeiten will.

Oskar Kanehl.

Vornotizen

Nur wichtige Neuerscheinungen werden hier angezeigt. Die Besprechung der Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION

FREDERIK VAN EEDEN. Glückliche Menschheit (S. Fischer, Verlag, Berlin). Geh. Mk. 4.—.

BERNHARD SHAW. Eine Auswahl aus seinen Schriften (S. Fischer, Verlag, Berlin). Geh. Mk. 5.—.

M. ARTZIBASCHEW. Am letzten Punkt. Roman (Georg Müller, Verlag, München). Geh. Mk. 5.—.

INSEL-ALMANACH 1914. (Inselverlag, Leipzig) 50 Pfg.

Zeitschriftenschau

DIE NEUE RUNDSCHAU. (S. Fischer, Verlag, Berlin).

Im Oktoberheft behandelt Wilhelm Hausenstein in dem einleitenden Aufsatz die Revolution des deutschen Tiers-Etat, indem er durch eine erdrückende Reihe von Zitaten die offizielle Legende von 1815 zu zerstören und zu zeigen sucht, welche bürgerlich demokratischen Kräfte in dem damaligen Deutschland sich regten und durch welche Mittel es den Machthabern gelang, diese fortschrittlichen Regungen zu unterdrücken. Otto Alscher veröffentlicht eine Novelle „Freundinnen“, Emil Strauss, einen Essay über Hölderlin. Friedrich Engels' Jugendbriefe werden fortgesetzt. Kurt Eisner schreibt über „Taylorismus“. Fritz Schotthoefler beschäftigt sich mit der Musik des jungen Frankreich, ferner enthält das Heft Beiträge von Felix Poppenberg, Frantz Clement, Julius Bab und Christian Morgenstern, u. a.

DIE SCHAUBUEHNE, enthält in Nummer 40: Dramaturgischer Aphorismus. Von Hebbel. — Matkowskys, Kainzenz, Moissis Tasso. Von S. J. — Das Theatergeschäft: Sonnenfinsternis. Von Arthur Sackheim. — Die goldene Locke. Von Franz Kettler u. a.

WIECKER BOTE. Herausgeber Dr. Oskar Kanehl (Wieck-Eldena). Das Oktoberheft dieses temperamentvollen Kampforgans enthält: G. Barbizon: Auferstehung der Jugend; Oskar Kanehl: Goethe und Lessing; H. Joelsohn: Erneuerung der Philosophie; Goswin Frenken: Zwei Legenden; Kanehl: Gedichte; Randbemerkungen u. a. Das Heft kostet 25 Pfg.

KAIN. Das Septemberheft enthält: Kindersegen; August Bebel; Mesothorium; Friede auf Erden u. a. 30 Pfg. kostet die Erich Mühsam'sche Zeitschrift.

VORANZEIGE

Als nächste Sondernummern erscheinen:

Max Oppenheimer-Heft,

Paris von Gütersloh-Heft.

UNSERE POSTABONNENTEN

bitten wir, das Abonnement sofort zu erneuern, da sonst in der Zustellung eine Unterbrechung erfolgt. Den Abonnenten, die die AKTION direkt vom Verlage erhalten, geht die nächste Nummer unter Nachnahme zu, falls der Betrag nicht vorher eingesandt ist.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Wilhelm Morgner; Mein Selbstbildnis / Franz Pfemfert: Lob der Fremdenlegion / Gita Gmelin: Die Eltern / Gottfried Benn: Nachtcafé / Oskar Kanehl: Entchiedenes Deutschtum / Der lose Vogel: Mantua II / Peter Scher: Genie-Erzeugung / Hans Leybold: Die neue Kunst in München / Paul Boldt: Die Reise / F. T. Marinetti: Die heiligen Eidechsen / Leo Sternberg: Nachtwind / T. de Visan: Letzter Sommerabend / Rudolf Kayser: Ueber den Brief / K. Kersten: Entwaffnung der Kritik / Rudolf Leonhard: Legenden / F. B. Literarische Neuerscheinung

WIECKER BOTE

Herausgeber und Schriftleiter: Dr. OSCAR KANEHL
(Wieck Eldena i. P.)

Aus dem „Geleit“ des 1. Heftes:

Der „WIECKER BOTE“ hat kein Programm. Das ist sein Programm. Er ist keine Streit- und keine Leit-schrift. Er will nicht werben noch verderben. Er unterwirft sich nicht, er meutert nicht. Er hat überhaupt keine Absicht. Nicht zu bessern und nicht zu bösern. Vielmehr: er leistet etwas. Das ist sein Zeichen und sein Sinn.

Der „WIECKER BOTE“ ist das Parteiblatt der Partei-überwinder. Keiner gehört einer Partei, aber jeder ist eine Partei (das Wort im weitesten Sinne von Stil, Lebens- und Weltanschauung). Auf solche Weise entgeht er der Gefahr der allorts sinnlos gerühmten Objektivität.

Der „WIECKER BOTE“, das sind seine Mitarbeiter. Und die unterscheiden sich nicht weniger von einander wie Erd- und Marsmenschen. Es verbittet sich deshalb ein jeder ausdrücklich, mit dem, der vor oder hinter ihm steht, irgendwie zusammen verhimmelt oder verhudelt zu werden.

Jeder Wiecker Bote will nur sich und sein Werk. Nichts daneben und nichts darüber. Der „WIECKER BOTE“ will deshalb auch keine Leser, sondern die Leser werden ihn zu wollen haben.

Preis 25 Pfg.

In Berlin zu beziehen:

Buchhandlung SCHULTZE & VELHAGEN
SW, Beuthstrasse 3

NEUE KUNST

HANS GOLTZ

MÜNCHEN, ODEONSPLATZ 1

AUGUST — SEPTEMBER:

GROSSE SOMMERSCHAU DER NEUEN KUNST

Illustrierter Katalog mit 50 Abbildungen, Vorwort von Dr. Hausenstein u. französ. Einleitung v. André Salmon M2.—

SOEBEN ERSCHIENEN:

DER AUTOR IM KONKURSE DES VERLEGERS

VON DR. ALEX WALTER

PREIS 2,50 MARK

ZU BEZIEHEN: VERLAG HANS WALTER
BERLIN SW 29, ZOSSENER STRASSE 55

Die Buchdruckerei

HANS WALTER

Berlin SW 29, Zossenerstr. 55

Fernsprecher: Amt Mpl., Nr. 2585

empfiehl sich zur schnellen, sauberen Herstellung von

Werken u. Zeitschriften in Hand-
u. Maschinensatz / Dissertationen

Illustrationsdruck
Vielfarbendruck

Eigene Buchbinderei

DER ANFANG

Monatsschrift für die Jugend

ist nicht nur die einzige Zeitschrift, die ausschliesslich der Schuljugend gehört, sondern sie ist unter den Kulturverhältnissen der Gegenwart die einzige Tribüne, auf der Schüler unbevormundet zu Wort kommen. DER ANFANG soll der Jugend Gelegenheit geben, ihre Ideale und Ueberzeugungen, ihre Not und Sehnsucht zum Ausdruck zu bringen.

Man bezieht den ANFANG durch den Buchhandel, durch die Post oder vom Verlage, halbjährlich zum Preise von 2.— Mark oder 2,50 Kronen. — Das Einzelheft kostet 50 Pfennig.

Verlag: DIE AKTION, Berlin-Wilmersdorf.

Die Aktion

H/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 41

INHALT: F. A. Harta: Titelzeichnung / Franz Pfemfert: Zum ersten Jugendtag / Peter Scher: Die Presse / E. Nadelman: Aktstudie / Else Lasker-Schüler: Briefe / Franz Vallentin: Letzter Kaffernbrief / Alfred Wolfenstein: Schlafen / Paul Boldt: Instgarten / Ed Schmid: Verse / Otto Alscher: Muskeln / Hellmuth Wetzel: Die mit den tiefen Augen / Leo Sternberg: Gedicht / Paul Mayer: Selbstporträt / August Stech: Aufruf zum Manifestantismus / Glossen / H. Hardenberg: Requiem / Autorenabende der AKTION / Brief an Paul Zech



HARTA

VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

Carl Einstein, Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders

Roman. Mit Begleitworten von Franz Blei und Portrait von Max Oppenheimer

Preis 3 Mark

EIN URTEIL UEBER BEBUQUIN

Ich stehe nicht an, diesen, André Gide gewidmeten Roman für eines der interessantesten Bücher zu erklären, die die junge Generation in Deutschland hervorgebracht hat.

Hier ist eine seltsame Kondensierung von Lebensdingen erreicht, eine äusserste Energie, ein Radikalismus des Zuendedenkens, der mit Begriffen, wie mit bunten Bällen, aber in logischer Regelmässigkeit jongliert, eine mathematische Phantastik voll von beherrschter Ungezügeltheit und ausschweifender Strenge. Kosmische Ironien, wie sie etwa in den „Moralités Légendaires“ Laforgues aufblitzen, auf ihrem Grunde die ewig unversöhnten Widersprüche unseres Erlebens, Widersprüche des überscharf zergliedernden Intellectes und einer als sinnlos durchschauten und schamhaft niedergehaltenen Erdensehnsucht. Widersprüche der gellenden eindeutigen Regelung der Dinge und ihrer hundertfältigen Deutungsmöglichkeiten. Des lähmenden, festlegenden Gedankens und des Vielgestaltigen, Fliessenden aller Wesenheit. Und ein Verlangen nach synthetischer Bezwingung. Ein Verlangen mit den Dingen der Welt, den sichtbaren und den unsichtbaren, fertig zu werden. Unmöglichkeit der Einordnung in ein bloss rationell bestimmtes Gefüge, „wo der Kanon, das Wertvolle, das Langweilige, Demokratische, das Stabile“ gelten, und Aussichtslosigkeit, im Irrationalen mehr als ein „Dilettant des Wunders“ zu werden, ein Phantast mit unzureichenden Mitteln „Vergessen Sie eines nicht“, sagt der tote Boehm, diese imaginäre Leitgestalt des Buches, der als eine „Reklame für das Unwirkliche“ herumläuft, „die Phantasten sind Leute, die nicht mit einem Dreieck zu Ende kommen“. Unzulänglichkeit auch der romantischen Scheinlösung, in der sich Rationalität und Irrationalität zu vermählen trachten: „Der Romantiker sagt: Seht, ich habe Phantasie und ich habe Vernunft. . . Wenn ich sehr poetisch sein will, sage ich dann, die Geschichte hat mir geträumt. Aber das ist mein sublimstes Mittel, und damit muss man

sparen. Und dann kommen noch Masken und Spiegelbild als romantischer Apparat. Aber, Herrschaften, da ist Aesthetizismus bei. Beim Romantiker macht man einen Schritt vorwärts und zwei zurück. Das ist ein zuckendes Klebpflaster.“ Aber dennoch ist im Romantischen, wenn nicht die Lösung gefunden, so doch das Problem geahnt. „Wir müssen so genau sehen, dass darin alles Wissen steckt“, sagt auch Boehm. Nur eine Verwirklichung dieser Sehnsucht gibt es nicht. Und in dieser resoluten Betonung des Negativen kommt Einstein über die romantische Theorie hinaus. Die ersehnte Einheit fällt immer wieder auseinander. Es gibt nicht eines, sondern nur eine „Tendenz der Vereinheitlichung“. So bleibt für die Einzelnen nur die Entsagung als Resultat eines unerbittlichen Zuendedenkens. Aber aus dieser Negation wächst zugleich die Gewähr: „Vielleicht decken sich die Dinge niemals, damit das Schöpferische nicht erschlafe“. Aus dieser Erkenntnis der Ohnmacht selber steigt ein neues Kraftbewusstsein. Und eine Absage an Ruhe und Sicherheit, die nur Hirn und Blut einschläfern. Darum das Suchen nach dem Wunder, darum am Schluss die ausserordentlich schöne Apotheose des Todes, des „Vaters der Intensität“, des „Herrn der Form“.

Es versteht sich von selbst, dass dieses Buch der „höchst konsolidierten Intellektualität“, wie Franz Blei es in seinem Begleitwort nennt, auf die Mittel einer gewohnten realistischen Technik verzichtet. Hier gibt es keine äussere „Natürlichkeit“, deren Scheinwesen in der Person und den Attributen der Schauspielerin Fredegonde Perlenblick so köstlich persifliert wird. Eher ein ungeheuer zusammengepresstes, vom Intellekt aufgefangenes und zurückgeworfenes Spiegelbild der Wirklichkeit, das trotz seiner scheinbar undurchdringlichen Dichtigkeit Raum lässt, scharf gesehene äussere Lebensvorgänge zu verzeichnen. Alles in allem kann man sagen, das Buch habe den Stil und die Form seiner Idee. Und das ist vielleicht sein bestes Lob. Ernst Stadler in den „Elsässer Heften“.

Verlag / DIE AKTION / Berlin-Wilmersdorf

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

8. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

11. OKTOBER 1913

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Na saaulische Strasse 17 zu senden :: Telephon Amt Platzburg Nr. 6242 Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Sonnabend

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährl. (excl. Be-stellgeld) bei allen Postanstalt, Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk. 2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassaulischestr. 17 = Kommissionär Gust. Brauns, Leipzig

DIE JUGEND SPRICHT!

Wenn Deutschland nicht gar so schlimm parteipolitisch verrottet wäre, wenn die druckschwarze Sensationspest die Köpfe der zeitungfressenden Mitwelt nicht gar so hoffnungslos verwüstet hätte: die Generation der Väter würde heute mit verhaltenem Atem nach dem Hohen Meißner hin lauschen, wo über die Verbrechen einer sinkenden Zeit das Schuldig gesprochen wird. Sie würde kleinmütig werden, diese Generation der Erfahrenen, sie würde sich besinnen, diese Generation der Gedankenlosen, sie würde erschreckt erkennen, daß all ihr Trachten und Tun eitel gewesen ist, da sie das Wichtigste versäumte, da sie versäumte, mit der Jugend, mit der Menschheit der Zukunft im Bunde zu sein. Doch die kreischenden Geräusche des Holzpapiers haben die Ohren taub gemacht. Ahnungslos, fremd, feindlich werden die Vertreter des Gestern den Worten der deutschen Jugend begegnen. Gewerbsmäßige Meinungsmacher werden die blödesten Witzchen wagen, bakelschwingende Mumien werden autoritätsheischend aufmarschieren.

Doch das alles macht nichts. Wenn es noch der Beweise gebraucht hätte, daß der Kampf der Jugend um ihre Jugend notwendig ist, eben die Stimmen der Erledigten haben sie erbracht. Die Jugend, die sich heute auf dem Hohen Meißner bei Kassel zum ersten Male zusammenfindet, kann einfach auf den Haß der Alten verweisen, um ihre Tagung zu rechtfertigen.

Sie trete mutig und siegesgewiß in ihren Freiheitskampf ein, die deutsche Jugend. Sie lasse sich nicht durch abgegriffene Schlagworte einschüchtern. Sie kümmere sich überhaupt nicht um politische Parteigesänge. Wenn die reaktionären Soldschreiber das gleiche sagen: sie meinen etwas anderes! Sie sind dafür, daß die Jugend sich am dreckigen Parteigeschäft beteiligt, nur muß dieses Geschäft „national“ sein, nur muß die patriotische Phrase siegen. Wenn der 11. Oktober auf dem

Hohen Meißner eine alkoholkonsumierende, „sozialistenfeindliche“, „deutsch-nationale Jugend“ vereint hätte, oh, wie würden die Rechtsparteien jauchzen! So aber, wo die Kämpfe nicht parteipolitisch ausgeschlachtet werden können, sind diese selben Herrschaften unruhig und warnen vor dem „Radikalismus“. Das Spiel ist zu dumm, als daß es nicht durchschaut werden kann.

Nein, ihr Kämpfer auf dem Hohen Meißner: wir, die wir eure Freiheit herbeisehnen, wir denken nicht daran, euch ins Parteigetriebe zu locken. Befreit euch! Wir kämpfen mit euch für eure Freiheit! Aber ihr werdet eure Siege nur erringen können, wenn ihr weder von rechts noch von links euch einfangen läßt. Seid weder „radikal“ im Sinne der Tagespolitik noch seid „deutsch-national“. Seid jung! Streitet um das Recht des Jungseins gegen eine verknöcherte Welt! Streitet für euch und für die Jugend, die da kommt. Wenn wir auch unbedingt mitkämpfen: Junge Kämpfer, stützt euch nicht auf uns! Kämpft, als wäret ihr völlig allein! Denn nur auf eure eigene Kraft kommt es schließlich an. Und noch einmal und noch einmal: nur dann könnt ihr siegen, nur dann ist euer Kampf heilig, wenn ihr euch darüber klar seid, daß patriotische Alkoholbegeisterung zu den Geschäftskniffen eurer Feinde gehört. Es klingt schön „Ans Vaterland, ans teure schließ' dich an“. Schön klingt auch: „Die Internationale, das soll die Menschheit sein.“ Jedoch auf dem Hohen Meißner haben diese Klänge zu schweigen! Weder „international“ noch „national“: jung sollt ihr sein, das Recht dieses Jungseins sollt ihr euch erringen.

Die Jugend spricht. Zum erstenmal spricht die Jugend von ihrem Wollen, von ihrer Not, von ihrer Sehnsucht, ohne zu fragen, ob man sie hören will. Sie wird, ist sie die Jugend, die wir erhoffen, sich Gehör erzwingen. Die Jugend spricht, die Zukunft. Laßt uns lauschen Franz Pfemfert

Glossen

DIE PRESSE

Von zweien recht erlauchten Damen
Hat sie es nach der Hochzeitsnacht —
Wie wir beim Frühstück gern vernahmen
Herausgebracht.

Aus sich'rer Quelle wird berichtet:
In Gmunden hat das junge Paar
In jeglichem Betracht verzichtet
Was schmerzlich war.

Doch großer Gott, was ist ein Kindchen —
Ein sicherer Quell ist sicherer Quell! . . .
Was meldet man uns da aus München
Von Manuel?

Die junge Gattin liegt zu Bette —
Und ist doch erst ein Tag vorbei! . . .
Es scheint, als ob sie etwas hätte. .
Oh oh! Ei! ei!

Man liest es staunend aus dem Blatte
Und fühlt sich etwas dumpf und schwer,
Weil man doch keine Ahnung hatte . . .
So geht's nun her!

Peter Scher

SO SIND DIE HOHEN KREISE

Die beiden Baroninnen.

Von

Paul Schüler

(8. Fortsetzung)

Sie reichte ihm die Hand, die er an die Lippen
führte und länger dort behielt, als es sonst zu ge-
schehen pflegt. Bei einer Lulu ist das wohl nicht
anders, dachte sich die Baronin und ließ ihm ge-
währen.

„Noch eins,“ fragte sie, „wie rede ich Ihren Prinzen
an? Königliche Hoheit?“

„Wäre viel zu umständlich,“ fiel er ihr ins Wort.
„Sie, einfach Sie. Wenigstens für die erste Viertel-
stunde. Wie Sie ihn später anreden, das wird schon
die Situation ergeben.“

„Die Situation — aha!“

(9. Fortsetzung)

„So ein Mann ist das reine Kind,“ wehrte sie seinen
handgreiflichen Bemühungen, „er muß immer alles
gleich haben.“

„Warum denn auch warten,“ drängte er, „wenn
man Sehnsucht hat?“

„O Sie verwöhnter Mensch!“

„Warten ist was Entsetzliches. Ich verstehe mich
schlecht darauf. Ich glaube, das ist mehr Frauen-
sache.“

„Nicht auch Prinzensache? Ein Kronprinz zum Bei-
spiel —“

„Ich warte auf keine Krone. Das überlasse ich
meinem Bruder. Ich bin der jüngste und gänzlich
auf die Gegenwart angewiesen.“ Er fuhr fort, sich
über ihre Grausamkeiten zu beklagen. „Wenn Sie
wüßten, wieviel sich unsereins versagen muß!“

„Ein Prinz?“

„Ein Prinz. Wieviel Wünsche bleiben mir unerfüllt.
Es gäbe so schöne Dinge, zu denen man Talent
und Neigung hätte. Aber Talent wird nicht gern
gesehen bei einem Prinzen. Davor hat die hohe
Familie eine heillose Angst. Wir dürfen die Künste
protegiere; aber wehe, wenn wir sie ausüben
wollten. Wenn es nach mir ginge, und wenn ich
August Schulze hieße, dann wäre ich wahrschein-
lich Maler geworden. Denn man hat mir gesagt,
daß ich Talent dafür habe. Ob's wahr ist, weiß
ich zwar nicht; man sagt unsereinem ja vieles,
was nicht wahr ist. Aber ich habe selber das Ge-
fühl, daß das mein Fach wäre. Ja, glauben Sie,
daß mein Vater das geduldet hätte? Wir werden in
die Uniform gesteckt und damit basta.“

„Sie sind ja ein richtiger Mensch!“ rief die
Baronin, hielt sich aber alsbald den Mund zu, weil
ihr diese Kritik doch etwas zu freimütig erschien..

Die Abonnenten des Berliner Tageblatt schmachten
den Fortsetzungen entgegen.

LITERAER.

Ich will (allen Purifizierungs-Engeln zum Trotz)
die Verwendung eines neuen Fremdworts propa-
gieren. —

Für das Wort „literarisch“ sagen die Engländer
„literary“, die Franzosen „littéraire“. „Literarisch“
hat im Deutschen mehr und mehr zu seiner Haupt-
bedeutung den Beiklang von etwas dem Leben
fremdem aufgenommen. Nun will ich in Gegensatz
zu „literarisch“ das Wort „literär“ stellen. Als etwas,
das seine künstlerische (literarische) Bedeutsamkeit
dem direkten Ursprung aus dem Seienden verdankt.
Zur Illustrierung ein Exempel. Etwa: Herbert Eulen-
bergs Dramen zähle ich zu den literarischen Werken,
Frank Wedekinds hingegen zu den literären. So
kann gleichzeitig das Wort „literär“ die nähere
Verwandtschaft mit dem NEUEN in der Kunst auf-
zeigen. — —

Ich werde darüber einige Manifeste erlassen.

Hans Leybold (München)

Aufruf zum Manifestantismus

Von August Stech

Ich betrete mit diesem Aufruf die sogenannte Arena der öffentlichen Meinung. Teils aus Aerger, einem Gefühl höchster Ordnung, teils aus dem niedrigen Beweggrunde des Patriotismus. Weil die romanischen Völker, Italien und Frankreich, jetzt einen neuen Ruhm zu erwerben unterwegs sind, durch die epochemachende Bewegung des Futurismus. — Eine Bewegung, die, Manifeste als Vehikel und Luftschiffe als Programm benutzend, leicht ein paar Männer verführen könnte, uns einen Präsentismus zu präsentieren, indem sie übersehen, daß die konservative Gesinnung, die den temporären Zustand einer Entwicklung für programmatisch hält, von der futuristischen Präsidialtute genau so präsentiert wird, wie sonstwo.

Ich frage, wenn ein Luftchauffeur so geistlos ist, durch seinen Apparat am Begreifen des Adjektivs gehindert zu werden, warum muß er daraus eine Theorie machen! Wenn er recht appercipiert hätte und intelligent wäre, würde er einen neuen Apparat bauen. — Dies trifft den Kern des ganzen Unfugs. Wenn die Herren wirklich ein Programm hätten, das heftig ernst genommen werden könnte, wozu müssen sie Kunst unternehmen? (wo sie die Kunst doch nicht ernst nehmen).

Es ist doch schließlich nicht wichtig, wie man die Dinge malt, sondern, wie man sie sieht. Und wer nicht Gedanken von solcher Wucht ergreifen kann, daß Raum und Zeit und alle sieben Farben des Regenbogens sich auf einen Schlag ändern, ist ein Sudler, bleibt ein Sudler und mag ruhig Kunst lärmern, wenn er auch, einsichtsvoll genug, sein ganzes Werk als ephemer bezeichnet. Denn wäre der noch ein Künstler, der nicht die Kunst verachtet? Daß unsere Gegenwart etwas Berausches ist, wissen wir schon lange. Erst Herr Marinetti wurde so besoffen davon, daß er nicht mehr imstande war, sich in einem Museum aufzuhalten.

Daß aber dieses Erlebnis stark genug war, sich in eine Geste zu verächtigen, zu Manifesten, macht ihn ehrenwert.

Denn wir können nicht verschweigen, daß wir nicht um Herrn Marinetti, sondern von dem Manifestantismus reden, das heißt, die produzierenden Köpfe sollen endlich einsehen, daß es sich nicht darum handelt, was sie tun, sondern aus welchen Motiven und gedanklichen Konstellationen heraus! Kunst war bisher nur der Bluff, sich und andere Leute über die eigene Unanständigkeit und Gedankenträgheit hinwegzutäuschen.

Ein paar historische Betrachtungen zur Unterstützung dieser These:

Wir haben den Naturalismus erlebt, die Dekadence, den Stilismus, den Impressionismus. Und sie haben uns das Antlitz der Erde verändert. Doch warum? Wie viele haben denn die schweißigen Elaborate jener Herren wirklich zur Kenntnis genommen? Nur hier und da in den Geschrei für und wider flackerte ein Gedanke auf, die Intension eines Gedankens, der fähig war, die Konstellation eines Menschen zu seiner Welt zu erschüttern. Wenn nur die Dumpfheit, die Unformuliertheit der ursprünglichen Werke nicht jeden Vorteil wieder in Frage gestellt hätte!

Wer war denn Zola anders, als ein unfähiger Sozialpolitiker, der auf einen aktuellen Fall lauern mußte, um Europa seine konfuse Ideen über Menschheit und Gerechtigkeit aufzudrängen? Ibsen, ein über die Schrecknisse des Familienlebens vergrübelter Onkel, dessen Denkkraft zu einer lustigen Reform nicht ausreichte??!! Wer bedenkt, daß die Kunst den Gegenstand, den sie darstellt, metaphysisch rechtfertigt, der wird die Verächtlichkeit und wirre Energielosigkeit dieser „revolutionären“ Epoche erst ermessen können. — Doch ich frage: sind die neuen besser? Herr Stefan Franz Fritz George etwa mehr als ein gescheiterter idealistischer Philosoph und Böcklinverehrer, der sich auf die Formel vom „Glauben an das unverlierbar Stete“ reduziert? Und im übrigen von einem Königstrutz gegen eine Wirklichkeit lebt, deren Flausen zu rechtfertigen nur seine brechend leise Stimme nicht ausreicht?

Ein Philosoph, der sagen würde: „wir leben in einer stillosen Zeit! Gott sei Dank! — Kein Mensch hat nötig sein Temperament vergewaltigen zu lassen —“ würde für die künstlerische Haltung sogenannter erlesener Menschen zur Welt mehr getan haben, als Georges ganzer Reinklingel. Und dann die Herren Maler der vergangenen Epoche! Diese Maleurthen, diese Parodien auf ihren in Paris feierlich krepiereten Eltervater Leonardo, der die schöne Theorie erfand, daß Malerei Wissenschaft sei! Diese Herrchen, die zur Rechtfertigung ihrer farbigen Schatten die ganze optische Wissenschaft von Weimar bis Oxford und Cambridge ausschroteten! Als ob die Wirkung ihrer Bilder in der Richtigkeit bestanden hätte und nicht in dem Entfalten einer Sehart, die jenseits der täglichen Notdurft lag?! Wieviel mehr würden die Impressionisten geleistet haben, wenn sie Volksversammlungen berufen hätten, um den Leuten klar

zu machen, daß die Kraft des Auges, das Dunkel in Farben zu erhellen, den Raum in eine Fläche, die Fläche in einer Kurve zusehen, ein Akt der Lösung des Subjekts von der empirischen Wirklichkeit ist, ein Triumph des schöpferischen Willens über die umgebenden Dinge. Statt das jetzt jeden Menschen, der über die Straße geht, die Erinnerung an ihre Bilder stört, an diese Bilder, belastet mit dem ganzen fehlerhaften Temperament ihrer Verfälschter, ihrem Materialismus, ihrer verkommenen Mystik und ihrer, wie bei jedem Menschen, ungeordneten Sexualität!?

Es gab man in Europa einen Mann, der hieß Goethe. Ueber seinen Schriften liegt der Abglanz vieler Philosophien, die er gelesen. Als er aber alt wurde, wollte man seine Bücher zum Programm machen. Doch er sprach: „ich kann die — Ismen nicht leiden.“ Ein Herr Eckermann soll es aufgeschrieben haben. Wer etwa bedenkt, wie klang- und belanglos Goethes berühmte Reimereien im Faust über Gott und Panteismus, gegenüber der Philosophie Spinozas sind, wird es verständlich finden. Gegen die These aber, meine Herren, die These: Ismen wären unanständig, werden wir zu protestieren wagen.

Gesetzt, selbst Erkenntnis wäre die Aeüßerung eines Temperaments; könnte es sich reinlicher ballen, als in der gedanklichen Formel? Muß man wirklich auseinandersetzen, daß man denkt, sofern man Dinge überhaupt apperzipiert!? Daß also der formulierte Gedanke viel intimer und genauer die perspektivischen Konstellationen des Menschen zu den Dingen regeln und beglücken kann als eine Phantasterei, indem alle Phantastereien und Freuden in ihm beschlossen liegen!

Sogar wer die ersten Absätze der transcendentalen Aesthetik gelesen hat, wird die unerhörte Tat, etwas räumlich zu sehen, eine Straße, ein Kanapee, meinetwegen einen Zigarettenstummel auf einer kitschigen Porzellanschale, tiefer begreifen, als alle Malerei der Jahrtausende ihm lehren kann. Und den Manifestantisten ist die Welt voll glühenderer Schatten und reicherer als jedem wütenden Farbenklexer, weil sein Denken nicht ein Begreifen der Dinge ist und ein Bestaunen —

drunten ist ein Tal gebreitet
Zum Erstaunen bin ich da.

oder wie sonst jener alte Sänger meinte —
sondern ein Herrschen und Unterwerfen.

Und traumhaft glutvoll flammen wir in der neu-
geschaffenen Welt. Und der ISMUS ist etwas Be-
rechtigtes, vielleicht das einzig berechnigte von allem,

was gedacht werden kann. Denn diese Endung bedeutet die panische Besitzergreifung der Welt durch einen Gedanken. Und es ist doch lächerlich, daß man sagen muß, daß ein wirklich gefaßter Gedanke unsere Empfindungen und Funktionen beeinflusst. Und um so stärker, je genauer er formuliert ist. Und ein Manifestantist wird in jeder Bewegung eines alten Weibes tausendmal mehr Wunder sehen als die erschrockensten Romantiker, weil er die geheime Logik ihrer Funktion begreift und ihrer Unlogik, und das Wunder also ihres Existierens. Und wahrlich, der ISMUS ist ein Isthmuß, der von dem Sparta der Selbstbetrachtungen ins heitere Europa führt. Und jeder Einwand dagegen ist so schlecht wie dieser Witz. Und schwächlich wie die blöden raffinierten Mechanismen von Eitzügen, die nächtlich über Brücken schwanken, gegen die Pferdekraft einer gutgebauten Ideologie.

Man wird sagen, wir haben die Kunst gelästert, wir haben aber nur die Erlebnisform der Kunst gegen die Tätigkeit der Kunstverbreiter verteidigt. Diese Erlebnisform ist als etwas Ursprüngliches und Göttliches jedem Willen immanent. Und darf ungestört dort wachsen, wo sie soll: im Zusammenhang mit dem metaphysisch Programmatischen. Man wird uns Rationalisten schimpfen, aber der Fehler der Rationalisten war nicht, daß sie der Vernunft vertrauten, sondern, was sie schon für vernünftig hielten! Gilt doch selbst für die katholische Kirche der Satz, daß die offenbarten Wahrheiten durch menschliche Vernunft eingesehen werden könnten. Und so kündigen wir zur Fortsetzung unserer Bewegung folgende manifestantische Manifeste an:
Löblichkeit des Selbstmordes. Von Friedrich Kniepp
Theosophie der roten Schatten. Von Léon Kirchstein
Die Erotik. Von Sonja Laatsch
Theorie des Bluffs. Von Egon von Wollenberg
Theoretische Begründung des Stanismus. Von Friedrich Laatsch

INSTGARTEN

Er wird vom krähgefleckten Sturm geplagt.
Das Rudel Sonnenblumen bleibt idiotisch
Im schwarzen Regen, der chaotisch
Zernebelnd Apfelbäume jagt.

In deiner Nähe säugt
Die Ebene
Melancholien, starrgeäugt.
Ein böser Blick verseucht
Dir jede Glückssee.

Paul Boldt

SELBSTPORTRAET EINES BEGABTEN JUNGEN MANNES UNSERER ZEIT

Ich bin kein Schwert, ich bin nur die Agraffe
An der des Starken Hand die Klinge faßt,
Als Zierat nur bin ich ein Teil der Waffe
Im Fechtspiel Schaustück, und im Kampf Ballast.

Die andern leben, während ich nur gaffe
Und allen Dingen bin ich nur ein Gast,
Der nie besitzt. Die Welt ist die Karaffe
Daran ich nippte, ich hab' nie gepraßt.

Oft sagt man mir: Es fallen deine Worte
Wie Ströme dunklen Bluts in unsre Sinne
Du läßt erblühen, was in uns verdorrt

Doch daß ich so in fremde Leben rinne
Ließ mich verarmen. An der eignen Blöße
Erkenne ich des Lebens bunte Größe.

Paul Meyer

REQUIEM

Meine Mutter sitzt im Blütenschnee,
Vögel in ihren Haarbächen spielen Frühling.
Sie läßt sich kosen von Flügeln auf ihrem roten
Meere.

Es fließt um sie,
schüttelt den winzigen Körper
und füllt die alten Augen.
Du, mein rotes Blut im Schnee,
ich kann nicht zu Dir,
Dir nicht helfen aus Deinen Lasten.
Du lachst so, Farbe. —
Meine Mutter ertrank.
Blüten, küßt ihren Taubenleib,
Vögel, legt euch an sie heran,
trinkt sie aus, deckt sie zu:
ihr werdet alle rot, schimmrig braun,
Liebeserde.

Henriette Hardenberg

SCHLAFEN

Stube, die auch meinen Schlummer sieht,
Den aus sich hinausgesunkenen,
. . . Wenn Nichtwissen mein Gesicht fahl überflieht,
Einem Tode gleich, der selber sterben soll:
Wände, steil und immer eurer voll,
Wie erblickt ihr den von Dunkel Ausgetrunkenen?
Liegen, wie sie mich des Morgens wecken,
Meine Glieder da, und drüber diese Decken?
Aber innen? . . . Bin ich umgewandt
Und der schwarzen Ferne zugeflossen?

Während meiner Häute Rand
Innen harrt, mit schwerer Leere ausgegossen?
. . . Steht ihr Wände, volle Möbel, wirre Sachen
Wachsend um mich Loch, mich Spasma
. . . Oder seid dann ihr nicht da . . . ?

Hier im lauten klaren Garten gehend
Fühl ich Angst um jenes halbe Leben
. . . Wenn von mir getretne Tritte sich erheben,
Meinen Schlaf mit totem Sand verwehend;
Bilder, tags von meinem Blick erschaffen,
Meine Ohnmacht saugen und genießen,
Etwas werden . . . mich ersetzen . . . mich erraffen
. . . Oder mit mir in den Nichtgarten entfließen.

Alfred Wolfenstein

UNCHRISTLICHES GEBET

Uns gilt dein Anblick nicht,
du flammendes Gebet im Abendrot . . .
Wenn dein Opferfeuer von den Höhnaltaren loht,
falle der niedre Mensch aufs Angesicht,

eingedenk, daß dort ein Himmel mit dem höhern
Himmel spricht,
rein von der gemeinen, eklen Not,
die das kriechende Gezücht im Kot
selbst sich und den Befren flücht. . .

Nein, es kniet dem Schlamme kein Erlöser!
Höh'n, die für die Höhen sich entzünden,
lassen ihre Glut in schwarze Nacht erblassen.

Und so macht mich größer, macht mich böser,
meine Liebe Himmeln umzuründen
und die Pöbelseele tief zu hassen!

Leo Sternberg

DIE MIT DEN TIEFEN AUGEN

Von den abertausend Sehnsüchten des Lebens die
größte sah ich in dir,
Denn du hast die tiefen Augen derer, die die
dämmernden Wege gegangen sind,
Die ferne vom Alltag sind;
Ich liebe die, die stolz in die Irre gehn,
Sie haben in die verhüllten Schluchten hinabgeschaut,
Ihr Blick redet von den Geheimnissen, die sie er-
lauschten.
Deine Schönheit kleidet dich, wie den Dieb die
Krone, die er dem buckligen Feldherrn stahl,
Der Schlachten schlagen kann, aber den der Reif
verunziert,
Aber jetzt glänzt er prahlend über einer jungen Stirn.
Einsam sitzt der Alte und rechnet,

Sein Heer zieht ferne schon von ihm . . .
Nur einmal im Monde,
Blitzt ein höhnisches Licht von fernen Hügelwegen
herüber.

Hellmuth Wetzel

Briefe

Von Else Lasker-Schüler

Mein einziger Bruder.

Ich dachte mit Entzücken an dich gestern und heute und schon den ganzen Tag. Die Zigeunerpferde, die du meinem Kinde maltest, hat es mir zum Aufbewahren gegeben und ich stellte die kostbare Karte neben dem Bildnis des Königs von Montenegro; in seinem Stall sollen auch ein blaues, ein lilä und ein brandrotes Pferd für zum so „Indiewelthinausreiten“ sein. Unter seinen schwarzen Hämmeln ist ein grünes; du Franz mal mir einen grünen Hammel. So was Ausgefallenes gibt es gar nicht mehr außer ich.

Depesche. Grüße deinen neuen Gaul, nenne ihn Saul.

Lieber Ruben aus der Bibel. Du meinst, meine tollen Briefe klingen etwas nach Galgentumor. Giselheer meinte auch immer, ich könnte nicht so ganz traurig sein. Ich sagte ihm damals, mein link flink Aug heiße Aujust und sei blau geschlagen, und wenn es weine, sähe es am komischsten aus. Ich werd nun gar nicht mit mir fertig, ich bin entweder zu viel oder zu viele; setz ich mich wohin, greif ich immer die rechte Serviette, aber die gebrauchte, wahrscheinlich schon von mir. Wie schön war es, als wir am Gibon lebten, da war ich noch ganz konzentriert und einfältig — du holtest mich oft aus der Grube; um mein Herz lag ein Blutkranz. Der ist noch nicht verblüht. Ich bin immer schwermütig; keine Landschaft kann mich trösten, aber über die Linien einer Hand möchte ich wandeln, jede ihrer Wege müsse zum Himmel führen, hunderttausendmal würde ich entschlummern in einer solchen Hand. Kennst du so eine ewige Hand? Dein frommer Bruder Jussuf.

Lieber blauer Reiter. Ich denke jetzt nur noch an Euch und an mein Zimmer. Das weint, wenn ich abends ausgehen will, durch die Straßen willenlos irren muß. Es kocht mir coffeinfreien Haag und bäckt mir Anisplätzchen. Ich übe mich in der Zeit in den Waffen, die überall bei mir an den Wänden hängen. Also ich versäum nix, wenn ich zu Haus bleib (so lang es dauert?) Ich denk manches,

matchiche feif ich, Matche wett ich; bin mit einem Wort ansäßig geworden in meines Zimmers Colonie und warte auf das Kornfeld meiner flachen Hand Zieht doch zu mir! Jussuf.

Franz, ich habe gestern gehört, du seist ein Christ, du, deine Marcia, dein ganz Haus; also nun bin ich denn hier der einzige vorsinthflutliche Jude noch; mein Skelett fand man neben einem versteinerten Ichtiosaurusohr und einem Skarrabäus in einer Felspalte vor für die Nachwelt. Ich hab Geld nötig, ich wart den ganzen Tag auf die Nachwelt. Dein Mamuth

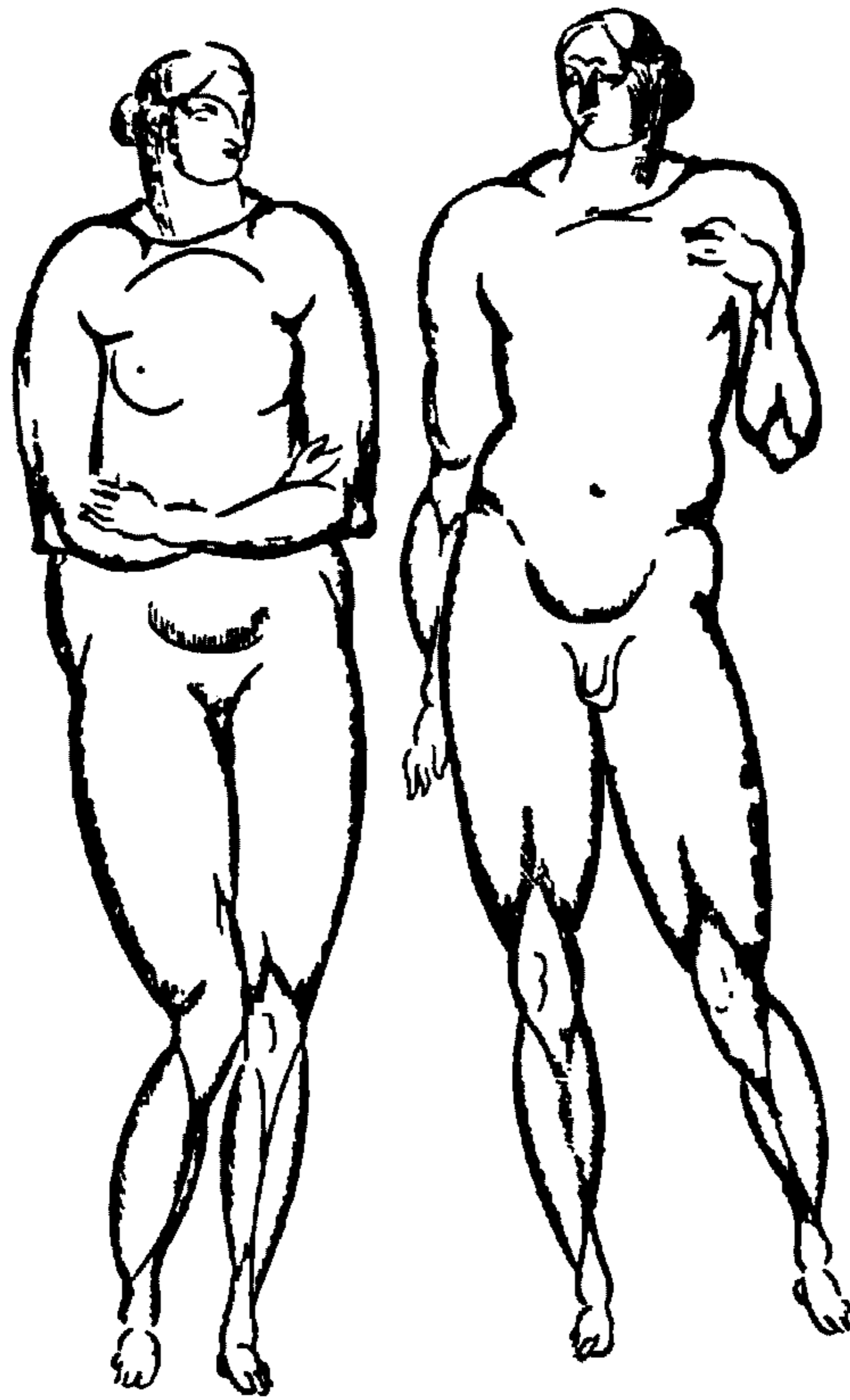
Mein guter Halbbruder, ich schenk dir Grönland zu deinem Geburtstag. Denn wenn ich so recht an Euch denke, ist dein braunes Haar nur die Nacht zu deines Weibes Blond. Herrlich bist du zu schauen und deine Marcia, trägt sie den pelzverbrämten Hut, seid Ihr beide von Cana ins Eis versetzt. Aber Cana war doch überwältigend, ich habe meine neue Stadt Theben ganz in ihrer Bauart errichtet. Ich habe immer vier Dinge im Leben geliebt, den Mond den Kometen, Rosengärten und bunte Brunnen. Die dunklen Arbeiter sprachen, als sie das Fundament zu meiner Stadt legten, immerzu von diesen meinen vier Süßigkeiten. Euer Jussuf König.

Muskeln

Von Otto Aischer

Den Fuchs hatte ich bei Tagesanbruch erlegt. Die Bracken nahmen seine Fährte in der ersten Morgendämmerung auf, und nur der Schnee, der den am Berghang hingleitenden Schatten scharf abzeichnete, ermöglichte den Schuß. Nun ging ich daran, den Balg abzustreifen, den mein kleiner Junge immer wieder bewundernd streichelte. Er staunte über die silberigen Enden der Rückenhaare im rottblonden Pelz, betastete die kurzen Ohren und die dicke, federleichte Lunte. Ich machte den Schnitt vom Sprunggelenk der Hinterfüße bis zur Schwanzwurzel und löste langsam das Fell, das an den Füßen ziemlich fest saß. Der Knabe schaute mir aufmerksam zu. Der eine Fuß war bald freigemacht, Muskeln und Sehnen kamen zum Vorschein. Da rief mein Knabe höchst enttäuscht: „Der Fuchs ist ja innen von Fleisch!“

Plötzlich stiegen von allen Seiten Berge auf. Still wie in ernstem Schauen erschienen sie rings um das Tal, mit ihren niederen, frühlingsweichen Kuppen wie in Demut geneigt. Und der Bach im Tale



E. Nadelman

E. NADELMAN ZEICHNUNG

blitzte, sprühte und stürzte sich wie zerstäubend in den silberigen Lichtnebel vorne hinein. Der Wald aber war groß, gedrängt und reglos, gleich einer Schar Beter oder ein der Schlacht harrendes Heer. Und wie Menschen, die auf die Knie sinken, legten sich die Schatten der Eichen auf die Wiese . . . Denn der Mond war aufgegangen.

Ein Mann und eine Frau schritten den ausgefahrenen Weg, der längs des Baches lief. Als öffneten sich die Berge erst vor ihnen, so tauchten die eleganten Silhouetten der Zwei immer tiefer in das Tal ein. Und sie schauten auf den Mond, auf breite Hänge und Gruppen von Bäumen, die wie Blöcke in Wiesen standen. Doch der Weg war schlecht, sie gingen unsicher und ihre lichtblinden Augen hafteten immer wieder mißtrauisch auf Schollen und Steinen im Wege. Ein Hauch war die Mondnacht, ein zarter Atem, der traumhaft lispeft.

Da sagte die Frau ärgerlich: „Das ist eine dumme Beleuchtung: ich werde mir noch den Fuß verstauchen.“

Und der Mann, nur um zu antworten: „Ja, wenn wir nichts Schönes zu sehen hätten, würden wir nicht so viel stolpern.“

Der Wagen nahte einem rumänischem Dorfe. Der Staub legte sich unter den Rädern; wir fuhren langsamer. Ich war damit zufrieden. Denn den ganzen Tag, vom ersten Morgendämmern ab bis über Mittag auf der Hühner- und Hasensuche über Stoppelfelder, durch Brombeerranken und zwischen Maisstauden hinkreuzen, um dann, statt zu ruhen, auf einem Leiterwagen stundenlang zur nächsten Bahnstation zu fahren, war kein Genuß. Vor uns gingen zwei junge Burschen. Sie erzählten sich etwas, fluchten dann, gestikulierten mit den Händen und drohten wild etwas Unsichtbarem.

„Warum sind die so böse?“ fragte ich meinen rumänischen Fuhrmann.

Der zuckte die Schultern und meinte wegwerfend: „Weil sie jung sind?“

Die Dorfstraße war sehr belebt, denn es war Sonntag. Kinder in der frischgewaschenen Leinentracht, Mädchen mit der Fransenschürze und bunt gestickten Hemdärmeln begegneten uns. Irgendwo ertönte Klarinetton und Baß; dort tanzten sie.

Vor einem Hause standen Weiber. Sie redeten eifrig und wichtig, dann traten sie in das Haus ein. Durch das geschlossene Fenster drangen qualvolles Stöhnen und die abgerissenen Schreie einer Weiberstimme. Der Fuhrmann deutete mit dem Kopfe hin-

über. „Das Weib des Lasarie bekommt schon wieder ein Kind“, erklärte er

Wir hielten vor dem Wirtshause. Der Kutscher, der etwas trinken wollte, stieg ab, ich blieb auf dem Wagen sitzen. Durch die offenen Fenster sah ich in die Wirtsstube. Dort saßen die Männer dicht gedrängt an Tischen und sangen. Eintönige, wehmütige Lieder, wie man sie sonst nur von jungen Burschen und Mädchen hört, über Felder her, von Bergen herab. Nun sangen Männer, ununterbrochen, mit aufgestützten Armen, sich anstierend, wie in stumper Vergessenheit — das war ihr Sonntag.

Der Kutscher kam wieder, stieg auf, folgte meinem Blick und lachte: „Ja, ja, der Schnaps singt!“ Als wir aber wieder an den letzten Häusern des Dorfes vorbeikamen, vor uns, über welligem Gelände Maisfelder stiegen und sanken, wandte er sich zu mir und sagte: „Siehst du, so ist es, Herr! Wenn sie nicht wissen, was sie wollen, so fluchen die Jungen, gebären die Weiber und betrinken sich die Männer.“

Wir sind schon weit mit unseren Wahrnehmungen in den Weltenraum eingedrungen. Für menschliche Begriffe unfassbar weit und haben deshalb mit Entfernungen rechnen gelernt, die unser Vorstellungsvermögen schon längst nicht mehr begreifen kann. Wir rechnen mit Lichtjahren, der Strecke, die das Licht in einem Jahre durchmißt. So haben wir denn festgestellt, daß der letzte Stern, den Fernrohre noch finden können, ungefähr zehntausend Lichtjahre von uns entfernt ist. Dort endet die menschliche Erkenntnis. Aber in Wirklichkeit ist schon der äußere Rand der Milchstraße mit 1800 Lichtjahren das Ende der Welt für uns.

Wir ahnen aber, daß es doch noch einen Raum gibt, weit über die 180 Millionen Sonnenentfernungen hinaus, die für uns die sichtbare Welt umfassen. Wie weit — das wissen wir nicht! Wir werden es wohl nie feststellen, ob ein Ende des Raumes, in dem unser Sonnensystem liegt, existiert. Denn ein solches kann es eigentlich nicht geben, da ein jedes Ende einen neuen Anfang bedeutet. Also einen neuen Weltenraum? Und wo dieser endet, was beginnt dort? . . . Und wo der dritte, der vierte Weltenraum endet, beginnt dort wieder ein neuer? Die letzte Grenze aber, wo ist sie? . . . Und ist sie? — Die wird wohl nur der Wahnsinn für uns Menschen sein.

Ueber den Raum, von dessen Ausdehnung, dessen Beschaffenheit wir gar keine Ahnung besitzen, haben wir aber doch einen Gott gesetzt. Haben ihn mit

ganz bestimmten Machtmitteln begabt — den Gott einer Welt, die wir nie erfassen werden. Wir behaupten aber auch, daß er dort beginnt, wo unsere Welt endet — der Gott, der für uns etwas Körperliches ist, eine menschlich begrenzte Macht, für die wir mordeten, heute noch geistig morden . . . Unser Gott, der mit seinen Füßen auf unserer Erde umhertritt, dessen Hände wir eifersüchtig festhalten, dessen Haupt aber über das Ende aller Weltenräume hinausragen muß . . .

Nach Jahrhunderten kommende Geschlechter werden wohl in unserem Gott die klägliche Grotteske, die tragischste Entartung des menschlichen Willens sehen. Oder die bemitleidenswerteste Verirrung unserer menschlichen Hilflosigkeit.

Wenn ich mein Hemd fallen lasse

Vierter Kaffernbrief

Von Franz Vallentin

Es ist die talentlose Sinnlichkeit einer Rasse, die nur Bezirke ihres privaten Lebens preisgeben darf. Die talentvolle Sinnlichkeit fürchtet sich nicht. Wenn Kunstwerke ihres Stoffes wegen geheim gehalten werden, so wird damit die talentlose Sinnlichkeit einer Gesellschaft veröffentlicht. Denn die begabte Sinnlichkeit will nichts Einzelnes geben. Sondern das Einzelne wird ihr ein Wort ihres Glaubenszeugnisses, das sie in allen Dingen bestätigt findet. So liegt etwa in der hohen Kultur des Auges eine tiefere Religion als in der ausführlichen Errungenschaft eines Gottesbegriffes, der die natürliche Schöpfung entgöttlicht. Denn das Gesicht des Menschen selbst zum Sitz des Glaubens zu machen, ist eine höhere Aufgabe, als die Geistigkeit des Stoffes zu verneinen. Die talentvolle Sinnlichkeit achtet das Mechanische nicht als Funktion, als Verrichtung, sondern findet in ihr einen geheimnisvollen, proportionellen Kreis, in dem sie das Dasein restlos bejahen lernen möchte.

Oder deutscher gesagt: Die seelische Begabung findet in mechanischer Funktion Sinnbildliches. Ihre Aesthetik wird von ethischen Empfindungen dirigiert. Die seelische Talentlosigkeit sucht das Mechanische um des Funktionellen willen auf, ohne es zu vermenschlichen. Die talentlose Sinnlichkeit steigt zum Mechanischen ohne ästhetischen, ethischen oder kosmischen Glauben, der sich selbst in einem Kampf um ihn schon ausdrücken würde.

Haben wir nicht schon Tempel und Kirchen genug, in denen nicht geglaubt wird? Ist es noch nötig,

Tempel zu bauen, um die Idee des Tempels zu bespeien?

Die Zukunft des Kino war mir nicht gleichgültig. Ich hätte seine Verächtlichkeiten weiterhin für Symptome einzelner Individuen gehalten, die anstatt mit Bier mit Gefühlen handeln. Aber wenn Ideen gekreuzigt werden! Wenn Träger läuternder Gedanken, geistige Führer der Zeit, sich daran beteiligen, ihre eigene Domäne zu schänden! Wenn jeder Geld einsteckt, ohne zu bedenken, daß er eine Macht vergrößert, die ihm für sein Bestes noch mehr den Boden unter den Füßen fortziehen hilft! Wenn verantwortliche Kulturfaktoren, die durch das Erscheinen ihres Namens an einer Stelle dieser nach außen ihre Würdigung aussprechen, einer nur technisch fortschrittlichen, und im Wirksamsten rückschrittlichen Institution ihren Segen nicht nur, sondern ihre tätige Beteiligung hingeben?! Wenn dies alle und alle tun, ohne vor letzten materiellen Nöten zu stehen!

Ich sage: Selig sind die Mais pflanzen und Tabak kauen und einen Song plärren! Sie vertreten die Gattung Homo sapiens besser als diese ganze moderne Gesellschaft, die das beste Gut eines Gottseidank kaffrigen Menschen, seinen Sinn für die höchsten Entblößungen des Lebens, mit dem Fäulnisphosphor der Filmpest — wer vermag's noch anders zu nennen — beschmiert.

Jumbo, ehrlicher, geliebter Kaffernbruder! Das begreifliche Zischen der ganzen Bürgerschaft und das Feixen von 98 Prozent der Literatenschaft begleitet mich bei diesen Worten aus jener Bedürfnisanstalt, die wie ein Tempel aussieht. Ich fragte einen Filmisten in seiner Fabrik: „Was machen Sie hier?“ Und er antwortet: „Kunst“ und weist mit polykratischer Gebärde auf ein riesiges Plakat. Welche Kunst? Ein Mann stürzt von einem Felsen auf ein vorüberfahrendes Auto herab. Jumbo, ehrlicher Kaffer, willst du dir die Schwindsucht in den Hals reden, so überzeuge diesen ebenso ehrlichen Sachverständigen, daß das keine Kunst ist! Jumbo, ehrlicher Kaffer, weißt du, was ein Danse intime ist in einem Lande, wo mit vereinzelt Ausnahmen nur „Intimitäten“ getanzt werden? An einem Etablissement, das die verschiedensten Vergnügungen eines zerstreungsbedürftigen Menschen zu bieten verstehen will, findest du an einer Tür den Anschlag: „Danse intime“. Und an einer andern den Anschlag: „Lichtspiele: Von Stufe zu Stufe.“ Ist das nicht ein witziger Unternehmer, der in seinem Danse intime das Leben seinen Kientopp spielen läßt, und im Kientopp seinen „Danse intime“ aufführt?

Armer Schlucker Jumbo, wenn du sagst: „Ich bin noch nicht reif für das Kino“, so antwortet man dir: „Sie haben keine bildende Phantasie!“ Armer Schlucker Jumbo, was haben all die benamsten Leute bisher wirklich für das Kino getan? Was hat sich verändert als das Raffinement seiner Technik und seines wirtschaftlichen Kredits?

Mit welchen Ueberwindungen erkennt mancher junge Künstler an, daß es nötig ist, sich durch Geschmacklosigkeiten die Freiheit für sein Bestes zu schaffen. Und Großgewordene in der Sicherheit der wirtschaftlichen Einträglichkeit ihrer Leistungen zeigen, daß jene Ueberwindungen, bisweilen schwerster Art, lächerlich wertlos sind!

Jumbo, ehrlicher Kaffer, es ist vertrießlich, eine Lebenserscheinung zu verneinen. Aber es geschieht hier nicht aus Empfindlichkeit gegen die kleinen Zärtlichkeiten der Seele, sondern aus Furcht vor mancherlei komischen Gebärden der Vereinzelung, in der wir nun so wie so schon genug stehen. Viel Peitschengeknall und hottehü wird bei den Großen unserer Zeit augenblicklich gemacht. Und dieser und jener namenlose Künstler bangt sich darum, irgendwo plötzlich an Stelle eines Plakates mit einem brennenden Luftballon oder einem Todessturz ins Wasser den Namen des Verfassers von Gabriel Schillings Flucht zu sehen in Verbindung mit dem Titel: „Wer zieht do de Uhr uff, oder das ergreifende Schicksal eines Kutschers. Sensationellste Gespenstergeschichte der Gegenwart“. Ehrliche Kafferseele, willst du den Verfasser von Gabriel Schillings Flucht fragen: Werden Sie stumm bleiben, wenn demnächst das Kino zeigen wird, wie der fleischgewordene Gedanke des Erbfluches Oswald Alwing an dem Schrauspiel eines gehirnleidenden Handlungsgehiffen herabsinkt? Werden Sie es dulden, daß der Aufgipfler und Lehrer der älteren Generation den Begriff seines Namens wird hergeben müssen, um Erniedrigungen seiner Lebensarbeit wehrlos mit ihm stempeln zu lassen?

Werden Sie es zugeben, daß das Zeitalter, welches Sie ehrte, von Ihren Urenkeln als ein solches gekennzeichnet wird, in dem gekreuzigte Ideen und indem entblößte Kreuzigungen das nicht von Ihnen angetastete, sondern begünstigte Symbol seiner Kultur war? Wird es Sie nie stören, daß man in einem gottesdienstlichen Hause Beethovens zweite Symphonie benutzt, um die unterleiblichen Reizungen eines Gauners zu begleiten!!

Ehrlicher Kaffer, bleibe in deinen Plantagen und plärre deinen Song! Du verrätst nicht das Erbe

deines Vaters! Du verkaufst nicht mit deiner Haut dein Kafferntum. Und wenn du spukst, sagst du nicht: Ich habe gebetet! Jumbo, ehrlicher Kaffer, willst du noch immer nach Europa?

Billy, der Sie diesen Brief meinem Bruder vorlesen, warnen Sie ihn!

Wenn die Leute ihr Hemd so fallen lassen könnten, daß sich ihre Seele besser zeigt, würden sie nicht so gemein sein! Aber sie haben es verlernt. Und das ist das schlimmste Zeichen.

REQUIEM

Und sie rief: „Du, Herr! O sieh, ich reiße blutig mich an deiner Gnade Wand.
Steire Höhen drohn. Allein ich kreise
Herr, ich kreise stets um deine Hand.

Stumm in deiner tiefsten Kathedrale
liege ich und deiner Orgeln Mund
peitscht mein Flehen. Doch o Herr ich male
mir dein Bildnis immer schöner bunt.

Ahmend ist mir: Dieser Priester weiße
Herrlichkeit sei dir umsonst vertan.
Mein Gebet ist leis. Doch eine heiße
Lilie blüht es ihrem Sang voran.

Käme auch, daß diese milde Schöne,
die mir lieb erschien: Der Knaben Lied
Schreien würde, das bis zur Camöne
frommer Chöre — deiner Mutter — flieht;

und raste aus dem adrigen Gewebe
der bunten Fenster jäh dein großes Blut,
und die Rosette in dem Kreuzgang hebe
zu taumeln an, und eine heiße Flut

von Traufen, von Chimären und Symbolen
sich auf mich gösse wie auf eine Stadt
der Abend stürzt und in ihr Atemholen
einbricht wie eine Seuche und Verrat —

Ich würde nur in meine Hände weinen
und immer rufen: Herr! O salve me
fons pietatis: — und du wirst erscheinen,
du wirst mich reißen aus dem tiefsten Weh.

Denn so ist alles: Du bist endlos Ruhe.
Ich bin nur hier deine Vollbringerin. . . .“
Und sie hob sich groß wie eine Steinstatue
und ging ungesenkten Blicks an jedem hin.

Ed Schmid

Literarische Neuerscheinungen

FREDERIK VAN EEDEN, GLUECKLICHE MENSCHHEIT (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. 4 Mark, geb. 5 Mark.

Das Werk stellt Frederik van Eedens Autobiographie dar. Man lernt die Kindheit in Holland kennen, die Zeit der ärztlichen Tätigkeit, der literarischen Kämpfe und Widerstände, die grossen, aus Deutschland, England und Amerika kommenden Geistesströmungen; die an dem Aufbau dieses vorbildlichen Charakters mitgearbeitet haben. Dann tritt das entscheidende Ereignis ein: der Ausstand und die Aussperrung der holländischen Eisenbahner, deren Not van Eeden durch die Gründung einer cooperativen Genossenschaft in Walden bei Bussum dauernd zu heben suchte. Die Schicksale dieser Unternehmung bilden einen wertvollen Beitrag zum grossen sozialen Kampf, der in unsern Tagen sich abspielt. Das grosszügige und bis ins kleinste ausgearbeitete Exposé einer Gemeinschaft von kommunistisch gesinnten Menschen auf der Basis landwirtschaftlich, industriellen und finanziellen Zusammenwirkens stellt das vorläufige Endergebnis eines der schönsten Versuche dar, die Menschheit einer glücklichen Zukunft freier Selbstbestimmung entgegenzuführen. Es lese das Buch nicht, wer da hofft, Frederik van Eeden, diesen starken Kämpfer, als Zeitvertreiber kennen zu lernen:

E. W.

Vornotizen

Nur wichtige Neuerscheinungen werden hier angezeigt. Die Besprechung der Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION
HERBERT EULENBERG. Zeitwende. Ein Schauspiel. (Kurt Wolf, Verlag, Leipzig) Mk. 2.50.

MAXIMILIAN HARDEN. Prozesse. (Erich Reiss, Verlag, Berlin) Mk. 6.—.

FRANZ BLEI. Die Puderquaste. Vollständig umgearbeitete Auflage. (Georg Müller, Verlag, München) Mk. 4.—.

Zeitschriftenschau

DIE WEISSEN BLAETTER. Eine Monatsschrift (Verlag der weissen Bücher, Leipzig). Das erste Heft dieser von E. E. Schwabach verantwortlich gezeichneten neuen Zeitschrift macht nicht nur äusserlich einen hervorragend guten Eindruck. Sind doch u. a. folgende Autoren im Hefte mit Beiträgen vertreten: Franz Blei, Carl Sternheim, Rudolf Borchardt, Herbert Eulenberg, Walter Hasenclever, René Schickele, Alain. Da ich dem Geleitwort „vom Charakter der kommenden Literatur“ vertraue, begrüsse ich schon heute in dieser neuen Zeitschrift ein Gegenstück zum losen Vogel. Ein höheres Lob habe ich nicht zu vergeben. P.

DIE SCHAUBUEHNE, enthält in der Nummer 41: Einem Theaterbesucher. Von Hans Harbeck. — Reinhardt, Hauptmann und Kleist. Von S. J. — Die Familie. Von Ignaz Wrobel. — Antworten. — Der neue Bataille. Von Arthur Sakheim. — Die drei Brüder von Damaskus. Von Ernst Goth. — Tagebuch. Von Peter Panter — Aus der Praxis, u. a.

Briefkasten des Herausgebers

DR. PAUL ROBERT, Dozent an der technischen Hochschule. Ich bin durchaus nicht gewillt, Rachelustigen als „Mitkämpfer“ zu erscheinen. Ich denke nicht daran, Cliques, die mir böswillig begegnen, gefällig zu sein. Immerhin schreibe ich an

PAUL ZECH, Lyriker und Kritiker, Mitarbeiter des Berliner Tageblatt und des Praktischen Wegweisers: Herr Paul Robert Zech, ich bitte Sie, mir bis Mittwoch (den 15.!) den Beweis zu liefern, dass Sie Ihren Verleger verklagt haben. Denn der Vorwurf, Sie seien Ihr eigener Kritiker, muss Ihre lyrische Schaffenskraft

lähmen, solange er nicht überzeugend abgewehrt ist. Beweisen Sie mir, dass Sie klagen. Und ich darf wohl hoffen, dass Sie Ihr Wirken als Kritiker bis zur Erledigung der Klage einstellen

Die Autoren-Abende der AKTION

finden in dieser Saison in Berlin und in München statt. Folgende Autoren werden lesen: Gottfried Benn, Alexander Beßmertny, Ernst Bläß, Franz Blei, Paul Boldt, Max Brod, Carl Einstein, Georg Hecht, Franz Jung, Oskar Kanehl, Gottfried Kölwel, Alfred Lichtenstein, Fritz Mangold, Paul Mayer, Richard Oehring, Max Oppenheimer, René Schickele, Hellmuth Wetzel. Die Berliner Abende finden regelmäßig zweimal monatlich statt, der erste Abend Sonnabend, den 1. November 1913. Eintrittspreis für unsere Abonnenten 1 Mark, für Nichtabonnenten 2 M.

DIE AKTION brachte bisher Beiträge von: Max Adler, Peter Altenberg, Ernst Balcke, Hermann Bahr, Adolphe Basker, H. M. Bargun, Beauvain, Gottfried Benn, Martin Beradt, Alexander Beßmertny, Ernst Blass, Franz Blei, Paul Boldt, Georg Brandes, Max Brod, Otto Buek, Edward Carpenter, Léon Deubel, Otto Corbach, Richard Dehmel, B. Cendrars, Ossip Dymow, Frederik van Eeden, Carl Einstein, Emil Faktor, Pastor Emil Fekken, Alfred Gold, Paris von Gütersloh, Victor Hadwiger, Ferdinand Hardekopf, Maximilian Harden, Georg Hecht, Emmy Hennings, Hermann Hendrich, Henri Hertz, Ludwig Hatvany, Max Herrmann (Neiße), Georg Heym, Jacob van Hoddis, John Hoexter, Marie Holzer, Franz Jung, Oskar Kanehl, Rudolf Kayser, Alfred Kerr, Ferdinand Kiß, Peter Krapotkin, Rudolf Kurtz, Willy Küsters, Else Lasker-Schüler, Alfred Lichtenstein (Wilmersdorf), Heinrich Mann, Fritz Mangold, F. T. Marinetti, Rolf Wolfgang Martens, Paul Mayer, Grete Meisel-Heß, Prof. Dr. Molenaar, Erich Mühsam, Robert Musil, Viktor Noack, Richard Oehring, Erich Oesterheld, Max Oppenheimer, Kurt Peschke, Franz Pfemfert, Otto Pick, Przybyszewski, Alexandra Ramm, Arthur Röbner, Ludwig Rubiner, Anselm Ruest, Peter Scher, René Schickele, Robert Seidel, Gustav Specht, Mario Spiro, Ernst Stadler, Paul Stefan, Max Steiner, Leo Sternberg, Helene Stöcker, Nadja Strasser, August Strindberg, Curt Thesing, Siegfried Trebitsch, Jacob Wassermann, Frank Wedekind, Hellmuth Wetzel, Alfred Wolfenstein. Zeichnungen von: E. Nadelman, Meidner, Melzer, Morgner, Möller, Egon Schiele, Max Oppenheimer, César Klein, Richter-Berlin, Tappert, Röbner, Rud. Großmann, F. A. Harta, Franz Blei.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Max Oppenheimer: Der Lyriker Alfred Lichtenstein (Titelbild) / Franz Blei: Blatt aus meinem Tagebuch / Franz Pfemfert: Massenstreik-Unsinn / Ludwig Rubiner: Manuskripte / Oskar Kanehl: Im Zeltgarten zu Breslau / D. Wensickendorf: Aus dem Leben Voltaires / Alfred Lichtenstein: Selbstkritik; 8 Gedichte / Henriette Hardenberg: Verse / Sylvester von Babenhausen: Ueber die Ehe / Glossen

Verlag von Paul Cassirer in Berlin

Soeben erschienen:

Schreie auf dem Boulevard

Pariser Bilderbuch

VON

René Schickele

Broschiert 3 Mark, gebunden 4 Mark 50 Pf.

PROSPEKTE KOSTENFREI

HYPERION

ZWEIMONATSSCHRIFT

Herausgegeben von FRANZ BLEI
2 Jahrgänge zu je 36 M., zus. 66 M

EINZELHEFTE

die bei Komplettierung restlicher Jahrgänge
übrig bleiben, soweit der Vorrat reicht, zu

2 Mark 50

DER ZWIEBELFISCH

FÜNFTER JAHRGANG :: HEFT 2
erschien soeben.

Probepbände (3 Hefte) M 1.—, Einzel-
hefte 60 Pf. Jahrgang (6 Hefte) M 3.—

DAS KLEINE

ZWIEBELFISCH-

KULTURKRATZBÜRSTEN-

VADEMECUM

1 9 1 3

Mit boshafte Porträten von E. Preetorius
Broschiert M 1.—, Leinenband M 2.—

Durch jede Buchhandlung, sonst gegen Nachnahme vom

HYPERIONVERLAGE

HANS VON WEBER, MÜNCHEN NW 16

PROSPEKTE KOSTENFREI

VERLAG VON PAUL CASSIRER IN BERLIN W 10

ORLANDO UND ANGELICA EIN PUPPENSPIEL IN ZEHN AKTEN

Frei nach Ueberlieferung der Neapeler Marionetten von
JULIUS MEIER-GRAEFE

Mit Originallithographien, zum Teil in mehreren Farben,
von ERICH KLOSSOWSKI

Das Werk erschien in drei Ausgaben:

I. Künstlerausgabe: 12 Exemplare auf altem, japanischen Bütten-
papier, von denen 10 Exemplare (1-10) numeriert sind. Jedes
Exemplar enthält zwei Originalaquarelle des Künstlers. Diese
Ausgabe war bereits zehn Tage nach dem Erscheinen des Werkes
vergriffen M 800.—

II. Luxusausgabe: 22 Exemplare auf Van Geldern, von denen
20 Exemplare (11-30) numeriert sind. Die Lithographien sind auf
der Handpresse gedruckt Handgebundener Ganzlederband.
Spezial-Vorsatz M 300.—

III. Gewöhnliche Ausgabe: 600 Exemplare mit lithographiertem
Umschlag M 40.—
Ein illustrierter Prospekt wird kostenlos abgegeben

BLÄTTER

AUS EINES LUFTSCHIFFERS TAGEBUCH

von ALBRECHT BLAU

mit Zeichnungen von RUDOLF GROSSMANN

Brosch. M 3.—, gebunden M 4.—

NEUE BÜCHER ÜBER BILDENDE KUNST:

Künstler unserer Zeit I.

Max Beckmann

von Hans Kaiser

Mit zahlreichen Abbildungen
Kartonierte M 6.—

Die Wirklichkeit und
ihr künstlerisches Abbild

von Alfred Guttman

Brosch. M 5.—, kartoniert M 6.—

Johann C. Wilck
Ein Maler des deutschen
Empire

von Alfred Gold

Brosch. M 3.50, gebund. M 5.—

Der Gefühlsausdruck in
der bildenden Kunst

von Anton Mayer

Brosch. M 3.50, gebunden M 5.—

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN V. FRANZ PFEMFERT NR.42

INHALT

Teut G. m. b. H.1813
AdorDie Jugend schwieg!
Max BrodSchlusswort an U. Brendel
Paul MayerPredigt aus dem Bauernkrieg
Else Lasker-SchülerBriefe und Bilder
René SchickeleIch besinge den Juli
Alfred LichtensteinZwei Skizzen

Anekdote — Kleiner Redaktionsbriefkasten —
Der Plagiator Grossberger — An unsere Freunde
— Autoren-Abende der AKTION

Else Lasker-Schüler: Bildnis Hugo Caros

HEFT 30 PFG.

VERLAG , DIE AKTION , BERLIN-WILMERSDORF

DIE WEISSEN BLÄTTER

EINE MONATSSCHRIFT

HERAUSGEGEBEN
ERIK ERNST SCHWABACH

Das erste Heft enthält u. a.:

Ueber einen Charakter der kommenden Literatur von ** — Carl Sternheim: Busekow, Eine Novelle — Rudolf Borchardt: Wannsee, Ein Gedicht — Herbert Eulenberg: Der Krieg, Ein Akt — Franz Blei: Samuel Butler — Paul Merkel: Zwischen den Seen — Franz Werfel: Vier Oden — Alain: Die Suffragette — W. Krug: Krankheiten — E. E. S.: Dichter und Beruf — Zola: Briefe an Cézanne

Das Heft 2 M., 12 Hefte 18 M., 6 Hefte 10 M.

VERLAG DER WEISSEN BUECHER
LEIPZIG

Die Aktion

H.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

3. Jahrgang

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

18. Oktober 1913

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Naassauische Strasse 17 zu senden :: Telephon Amt Plätzburg Nr. 6242 Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Sonnabend

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährl. (excl. Bestellgeld) bei allen Postanstalt., Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk. 2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Naassauische Str. 17: Kommissionär Gust. Brauns, Leipzig

1813

Leipzig, den 15. Oktober 1913
Am 18. Oktober werden sie in Leipzig den Aufstand der heiligen deutschen Nation wider den Geist feiern, werden sie Reden ablesen und einen riesigen Steinhaufen enthüllen zum Andenken an die Taten ihrer trinkfesten Heerführer, der Haudegen, Biedermänner und Kulturhasser.

Am 18. Oktober werden sie in Deutschland jubilieren und sich wiehernd erinnern, wie vollkommen einst das Genie zerbrach an ihrer massigen Unvernunft.

Sie würden, wenn sie ehrlich wären, beim Feiern der „drei Tage“ eines Tages bleich gedenken.

Als der Geist seine Kräfte verdreifacht hatte: wo waren Klenaus Kürassiere? wo die russischen Heersäulen Schwarzenberg, Merfeld? der Verräter und Parvenue Bernadotte? Wo waren sie?

Hinweggefegt von den Knaben Mortiers, der Division Maison. Hier war es, wo ER selbst dem Angriff Kraft, Richtung gab, umjubelt von der jungen Garde, die sang und siegte wie einst bei Valmi. Und dann am Marklein: Curials Bärenmützen, Murat bei Gossa: — wie sausten die toten Griechenhelme der Revolution . . . bis die Nacht Einhalt gebot und alles ermattete. Nur EINER nicht.

Brütend vor seinem kerzenflammenden Schreibtisch die Staatsgeschäfte der Welt erledigend, lässt er die Nacht und einen ganzen, kostbaren Tag nutzlos verstreichen. Vergessen ist die verbündete Unvernunft. Den Geist beschäftigt Ewiges: Geistiges. Bis es draussen zu spät wird.

Gelassen und voll Ruhe diktiert ER den Rückzug. Keine Linie verändert sich im bleichen Gesicht. Nur müde ist es, unsagbar müde.

Und heute feiern sie den Sieg von 1813, der nichts weiter war als der Sklavenaufstand wider die Freiheit und der absolute Wille zur patriotischen Galeere, zur Knechtschaft, wie Nietzsche den Rummel nannte. Der kompakte Haufe von Belanglosigkeiten belästigte erfolgreich einen Genius — das ist der Kernpunkt, weiter nichts. Das feiern sie.

Man könnte die Sache so lustig nehmen, wie sie erscheint, wenn das Schlachtfeld von Leipzig, wie alle diese Erinnerungen, der Kulturlosigkeit nicht Anlass gäbe, völkerverhetzend zu wirken. Der nationalen Reportage ist, was 1813 geschah, höchst piepe. Den damaligen patriotischen Bänkelsängern (deren Talentlosigkeit sich heute kein Tingeltangel gefallen lassen würde) gönnt man das Glück, von der Presse genannt zu werden, weil man dabei Gelegenheit findet, den französischen Nachbar unwürdig zu behandeln. Man feiert das Gedächtnis grosser Mordtage, um unauffällig für künftige neue Mordtage Stimmung machen zu können.

Das muss gesagt werden, wenn's auch überschrien werden wird. Gesagt werden muss: der Steinhaufen, dem man am 18. Oktober Gelegenheit geben wird, das Landschaftsbild zu entwerten, es ist ein Sinnbild der Barbarei dieser Epoche. Jene Menschheit, die wir ersehnen, wird errötend der Zeit gedenken, da man die schwarzen Blätter ihrer Geschichte, die Stunden, da Mensch den Menschen mordete, zu bejubeln wagte.

Glossen

SCHLUSSWORT AN ULRİK BRENDEL

Ulrik Brendel hat in der Zeitschrift „Brenner“ zwei Essais gegen mich veröffentlicht.

Der erste bewegt sich auf literarischem Gebiet, war rätselhaft, immerhin interessant.

Nun ist der zweite erschienen und wirft überraschendes Licht auf den ersten. Brendel war so unvorsichtig, sich aus ästhetischem Gewirr auf das helle moralische Gebiet zu begeben und mir gar Unredlichkeit vorzuwerfen, „gemeine Verdächtigungen“. Hier ist alles einfach, mit zwei Blicken zu übersehn, und somit entpuppt sich Brendel als ein wenn nicht unehrlicher, so jedenfalls im höchsten Grade unbesonnener, alogischer, für den Kritikerberuf kaum tauglicher Kopf.

Zwei Tatbestände: Brendel zeigt an, ich hätte ihn der Anonymität verdächtigt, weil ich seinen ersten Essai als „pseudonym“ bezeichnete. Wie? Warum? Weil ich ihn pseudonym nannte, habe ich ihn eigentlich anonym nennen wollen? . . . Ich weiss wohl, dass der Anonymus unter einer Tarnkappe kämpft: das ist ehrlos. Der Pseudonymus kämpft mit herabgelassenem Visier: das ist nicht ehrlos, nur *b e q u e m e r* als mit offenem Gesicht, wie ich es tue. (Woran der „Kürschner“ nichts ändert.) Mehr liegt in dem Wort „pseudonym“ nicht. Wer es anders deutet, beschuldigt sich, nicht mich. Wer mir das Wort „Pseudonym“ als Verdächtigung anschwärzt, mit der Begründung, ich hätte dabei jedenfalls mit dem nicht ausgesprochenen Wort „Anonym“ kokettieren wollen, entschleierte sich als eine bedauernswürdig arme, gehässige Schreiberseele.

Ferner: Ich habe geschrieben, Brendel sei „von der Inspiration eines gewissen Wiener Café-haustisches beflügelt“. Dies verdreht Brendel dahin, ich hätte ihm persönliche Verbindung mit Karl Kraus zum Vorwurf gemacht. „Gemeine Verdächtigungen“ ruft er aus; denn er kennt Karl Kraus gar nicht persönlich. . . . Nun frage ich die anständig, und rechtlich Denkenden: ist es nicht eine *U n t e r s c h i e b u n g*, meinen Ausdruck „Inspiration“, der natürlich nie in aller Welt „persönlichen Verkehr“, sondern etwa „direkte oder indirekte geistige Beeinflussung“ bedeutet, in dieser gehässigen Art zu deuten, um ihn dann als „Verdächtigung“ ausbeuten und mich mit seiner Hilfe gar in den glatten Schlussphrasen jeder Polemik totsagen zu können. Als ich meine erste Erwiderung für

die AKTION schrieb, lief ich nicht zum Detektiv, um über den Privatverkehr Brendels Erkundigungen einzuziehen. Wie tief steht ein Kritiker, der solches dem Kritisierten ohneweiters zumutet! Nein, ich las den Essai und fand ihn im theoretischen Gedankengang wie auch im Stil von Karl Kraus und dessen Kreis beeinflusst. Mehr sagt meine Erwiderung auch nicht. Wer sie anders deutet, zeigt nur, dass er mich besinnungslos hasst und dass ihm im Kampfe gegen mich jedes Mittel, auch die ärgste Verdrehung der Wahrheit und Sittlichkeit, erlaubt scheint. . . . Darf man sich wundern, dass ein solcher Kritiker aus einem zwölfstrophigen Gedicht die beiden Mittelstrophen in einer Art zitiert, dass selbst mir Nahestehende glaubten, es handle sich um ein vollständiges Gedicht, und dass der Kritiker ferner zwei Zeilen dieser Strophen in einem Sinn deutet, der dem Gesamtgefühl dieses Gedichtes genau entgegengesetzt ist? Nein, nein, das sind harmlose ästhetische Kleinigkeiten neben den ethischen Fehldeutungen Brendels.

Da aber Brendels Hass in den einfachsten, leicht kontrollierbaren, moralischen Dingen eine solche Verwirrung inszeniert, so verzichte ich wohl mit Grund (und aus viel tieferer Ueberzeugung als nach dem ersten Angriff) für immer darauf, diesem Hass in das schwierige Gebiet künstlerischer göttlicher Dinge zu folgen.

Max Brod

VOR TASCHENDIEBEN WIRD GEWARNT

Eine alte Lumperei bleibt solange neu, wie der, der sie begangen hat, zu feig ist einzugestehen, dass er ein Lump ist. (Das Juliheft des Saturn, die Replik enthaltend, bekomme ich erst heute zu Gesicht.) Seitdem die Nummer 25 der AKTION erschienen ist, weiss man, wer und was das ist: Herbert Grossberger. Aber er will nicht eingestehen, dass er Peter Altenberg bestohlen hat. Peter Altenberg nennt seine Fingerfertigkeit „eine unangenehme Geschicklichkeit“. Ich habe den Grossberger auch immer für einen ehrlichen Plagiator gehalten. Aber das will er nicht sein. Er will tiefer hinaus, er will nur mehr ein unehrlicher Parodist sein. Denn er „parodiert“ so miserabel, dass ihm hohes Lob zuteil wird, wenn man ihn für einen ehrlichen Plagiator hält. Er macht das so: er streicht eine Skizze von Peter Altenberg zu unrecht zurecht, vertauscht einige Bettdecken mit einer Portion Solokrebse und setzt als Garantie seinen Namen darunter. Erwischt man ihn, so sagt

er, ich hätte „meine kleinen Skizzen entdeckt, die von Peter Altenberg sind“. Und dann war ich „so leichtsinnig, mir nur die erste meiner Skizzen vor die Füße zu werfen; von den anderen nahm er in unbegreiflicher Lässigkeit gar keine Notiz“. Doch, es ist begreiflich, denn die anderen waren so schlecht, dass sie unmöglich von Peter Altenberg gestohlen sein konnten. Wie nennt er dieses Reproduktionsverfahren? „Die Kehrseite des lieben Peter Altenberg in die Welt senden.“ Aber um Gottes willen, da muss ja wieder eine Verwechslung vorliegen! Peter Altenberg hat sich immer von der liebenswürdigsten Seite gezeigt. Es kann also nur die Kehrseite des Grossberger, der keine Front besitzt, gemeint sein. Aber auf den Popo des Grossberger war ich wirklich nicht neugierig. Er titulierte mich einen Totengräber. Er will mir zu verstehen geben, dass man Diebstähle, die anderthalb Jahre zurückliegen, also verjährt sind, nicht vor die Öffentlichkeit bringen dürfe. Zugleich lässt er aber auch — geschickt wie er ist — durchblicken, dass er sich mit samt seiner Literatur längst für tot geglaubt hat und mir nun für die Bestattung dankbar sein muss. Ich will ein ehrlicher Totengräber sein. Ich will sorgen, dass ihm die Erde nicht zu leicht werde. Und wenn er sich doch wieder ans Licht trauen sollte, dann werde ich in Erinnerung meines Amtes zur Schaufel greifen, damit auch er sich überzeugen kann — wir haben ja nie daran gezweifelt —, dass er ein Hohlkopf ist.

Victor Barciau

ANEKDOTE

Als ich am nächsten Morgen meiner Genossin ihr Honorar übergebe, nimmt sie es, teilt es sorgfältig in zehn Teile und gibt mir einen zehnten Teil mit den Worten: „Dies, mein Freund, für Ihre Bemühungen. Sie haben sich ein Trinkgeld um mich verdient.“

Elms horn

DIE JUGEND SCHWIEG

Der „Täglichen Rundschau“ gewidmet. Jetzt heisst es stramm bleiben. Wir wollen uns keinesfalls von der Tatsache des freideutschen Jugendtages überwältigen lassen. Wir erlebten zwar eine neue Wirklichkeit: 2000 junge moderne Menschen kommen zusammen, und auf dem Hohen Meissner sah der Sehende eine neue körperliche Jugend, eine neue Spannung der Gesichter. Das ist uns nichts, als Bürgschaft für den Jugendgeist. Wanderungen, Festgewän-

der, Volkstänze sind nichts Letztes und — im Jahre 1913 — noch nichts Geistiges.

Wir einzelne werden dem Jugendtage nicht eher unsern begeisterten Gruss zollen, bis der Gesamtgeist so mit dem Willen zur Jugend sich erfüllte, wie heute nur erst einzelne. Bis dahin wird im Namen der Jugend immer wieder die geistige Forderung an den Jugendtag gestellt werden.

Folgendes geschah auf der Vertreterversammlung auf dem Hanstein. Ein Redner endete: „... zum Heile der Freiheit und des Deutschtums!“ Eine Stimme: „Und der Jugend!“ Hastig verbessert sich der Redner: „Und der Jugend!“

Es geschah Schlimmeres. Bei der Verteilung der Sportpreise wurde der Name Isaacsohn genannt. Das Gelächter einer Minderheit erscholl darauf. Solange noch einer dieser Lacher einen Platz unter der freideutschen Jugend hat, wird sie ohne Adel und Jugendlichkeit sein.

Dieser Jugendtag bewies es: nur wenige verstehen den Sinn des Wortes „Jugend“. Dass von ihr allein neuer Geist, der Geist ausstrahlt. Noch suchten sie nach greisenhaften, vernunft-haltigen Vorwänden ihres Sich-Findens, nach Rassenhygiene oder Bodenreform oder Abstinenz. Darum durften Machtsüchtige es wagen, durch Partejargon das Fest der Jugend zu verunreinigen. Prof. Dr. Keil rief: „Die Waffen hoch!“ Zwei Männer traten zum Schutze der Jugend ein. Wyneken und Luserke. Sie stammen beide von der freien Schulgemeinde. Wyneken versprach mit den Seinen sich wie eine Mauer vor eine Jugend zu stellen, auf die man eindringt, wie auf eine Wahlversammlung. Den Wickersdorfern, die in ihren weissen Mützen eine geschlossene Schar auf dem Meissner waren, vertrauen wir für diesen Kampf.

Die Jugend schwieg. Wenn sie „Heil“ rief, so war es lauter bei der Rede des Chauvinisten Keil als bei den Worten Wynekens. Mit Schmerz bemerkte man, wie sie von den onkelhaften Worten des Avenarius sich gekitzelt fühlte. Dass diese Jugend joviale Bonhommie ertrug, ist das Schlimmste. Dass sie sich von jedem „Abgeklärten“ den heiligen Ernst rauben lässt mit dem sie zusammen kam. Dass sie lächelnde Leutseligkeit entgegennimmt, anstatt Distanz zu fordern. Diese Jugend hat den Feind, den geborenen, den sie hassen muss, noch nicht gefunden. Aber wer von denen auf dem Hohen Meissner hat ihn erlebt? Wo blieb der Protest gegen Familie und Schule, den wir erwartet hatten? Hier hat keine polttische Phrase den Weg

des jugendlichen Fühlens geglättet. blieb er deshalb unbeschritten? Hier war noch alles zu leisten. Und hier ist das Jugendliche zu offenbaren, die Empörung: gegen das Elternhaus, das die Gemüter verdumpft, gegen die Schule, die den Geist auspeitscht. Die Jugend schwieg. — Sie hat noch nicht die Intuition gehabt, vor der der grosse Alterskomp'lex zusammenbricht. Jene gewaltige Ideologie: Erfahrung — Reife — Autorität — Vernunft — der gute Wille der Erwachsenen — sie wurde am Jugendtage nicht gesehen und nicht gestürzt. Die Tatsache des Jugendtages bleibt das einzig Positive. Sie genügt, um uns gerüstet das nächste Jahr wieder zusammen zu führen, und so alle Jahre, bis auf einem freideutschen Jugendtage die Jugend spricht. Ador

Ich besinge den Juli

Absage an den Pan mit dem Anker und dem Flügelrad zugunsten eines silbergrauen Hahns.

Von René Schickele

Ich besinge den Juli.
Der fremde Eroberer aus dem Süden
kam endlich durch jubelnde Völker bis herauf.
Seine Legionen, die bestaubten, müden,
halten, die Waffen schlagend, ein in ihrem Lauf,
die goldenen Adler gehoben und flammenentfacht.
Ich besinge den Juli,
den Kaiser Europas, im Zenith seiner Macht.

Ich besinge den Juli, wenn der Norden grünt
und die schwarze Narbe der Erde heilt,
Sonne in Riesenfällen,
von denen die Stille donnert,
über blau brodelndes Wehr
in die Seen schlägt,
die überhellen;

an den Kiefernwäldern der Abend
Mohn in den düstern Haaren trägt
Und wie eine geschmückte Frau am Meer,
deren Blick das Schiff mit dem Geliebten
längst entschwunden,
einsam bis in die Nacht verweilt;

ein orientalisches wilder Vollmond,
ein Janitscharenmond,
den roten Turban umgebunden,
ein Mond für Schlafwandler und Verrückte,

unter dem Halbtier, die der Tagalp drückte,
süss erküht
die erlösten Hände seitwärts halten
und sich leise ihrem eigensten Geheimnis nahn,
ein Mond, vor dem die Sterne, die sonst ge-
horsam treiben,
wie die astralen Landräte sie lenken,
in Angst und in Verehrung stehen bleiben,
der selbst die Steine in der Erde träumen macht,

die hohen Stunden
grell durchwacht

Ich besinge den Juli
und muss an Heimat denken.

Ueppiger, mit tieferen Farben,
die in den andern, matteren fliessen,
zittert sie in Gärten und Wasser und Wiesen,
ein Kirchturm, Strassen, ein Stück Wald.

Aus dem flimmernden Mittag gehoben,
ihr Bild durch hellere Bilder geschoben,
kommt sie bald näher, entschwindet bald.

So sahen andre, vom Heimweh betrogen,
gebeugt über schwankende Wogen
versunkene Städte in Meeresacht.

Hast du die zehn Jahre, die lockend vor dir
liefen
bis sie auf einmal in deinem Rücken riefen,
wohl oft an sie gedacht?

Da liebte ich die Häfen
und ihre Himmel aus zerstampften Rosen,
die wie Docks im Abend schweben —
Wie soll ich die Himmel, diese Abende rühmen
und des Hell und Dunkels erhabene Schlacht!
Die Wasserhöhlen, in denen die schönen
Ungeheuer leben,
und wie sie, mit bebenden Schläfen,
ihre Ichthyosaureninbrunst
durch mannsdicke Kehlen von sich stossen —
ein Röhren der Urzeit!

Dann, wie von den
an die Landungsbrücken
ermattet hingesunkenen Ungetümen —
man hört das Raunen der nachkäuenden Kiefer —
bei Anbruch der Nacht
wimmelndem Ungeziefer

die weiten Sprünge auf die Quais
 und in die kleinen Gassen glücken,
 wo sie mit der Wildheit geschlagen
 der tropischen Reisen
 gewaltig an den Türen reissen,
 johlend und pfeifend,
 an rasselnden Glocken Einlass heischend,
 und ihr Geschlecht in den Händen vor sich
 tragen,

hungrig zugreifend
 gleich zu vieren,
 halb von Sinnen
 in die Häuser eindringen,
 die unter dem plötzlichen Anprall
 zu klirren beginnen
 mit Türen und Fenstern und Messerklingen,
 Gläsern und Klavieren

und dann zu tanzen!
 nach der tieferen Musik der Betten,
 deren Laute sich durch die Strasse weiter-
 pflanzen,

zu tanzen,
 als ob sie es aus der Erde gerissen hätten,
 das ganze Haus!
 wie eine alte Vettel, die kreischend
 die Beine wirft.

Wo Eure Massstäbe alle nichts taugen.
 Wo es kein Gesicht mit zwei Augen,
 niemand mit zwei Armen
 und zwei Beinen gibt,
 keinen Gang und keine Tracht,

sondern gleich ganze Stücke Menschheit,
 aus einem grösseren gerissen ohne Erbarmen,
 einen Wagen, eine Fähre voll Menschen,
 die sich kurzatmend vorwärtsschiebt,
 verdrossen,
 morgens farblos, am Abend kaum bunter,

Menschen mit hundert, mit unzähligen Augen,
 Schulter in Schulter ein Knäuel,
 das flutende Auge hergewandt oder geschlossen,
 mit Tausendfüssen darunter —
 wie man's nimmt: ein Wundertier oder Greuel.

Ich besinge den Juli!
 Der fremde Eroberer aus dem Süden
 kam endlich durch jubelnde Völker bis herauf.
 Seine Legionen, die bestaubten, müden
 halten, die Waffen schlagend ein, in ihrem Lauf,

die goldenen Adler gehoben und flammenentfacht.
 Ich besinge den Juli,
 den Kaiser Europas, im Zenith seiner Macht.

II.

Die andern Häfen, die Häfen des Festlandes,
 die grossen Weichen des weltumklammernden
 Bandes
 erschienen mir schon
 idyllisch genug:

hübsch angefüllt,
 nicht zu sehr, nicht zu wenig,
 ein jeder in seinen Stand gehüllt,
 mit Personen zweierlei Geschlechts,
 das eine Auge frech, das andre tränig,
 denen man allerhand
 aus ihrer Stimme Ton
 abhören und vom Gesicht
 ablesen kann,
 in den Expressen wie im Vorortzug.

Ihr Feuer verzehrt sie nicht,
 sie löschen es, geregelt, dann und wann.

Sind Wesen mit mässigen Begierden
 bürgerlichen Schlages,
 vielen kleinen Koffern
 und abgenutztem Appetit,
 die, in zweiter Klasse, maniküren,
 sie sagen „ein bisschen“, „Liebchen“, und „ein
 Schnitt“.

Die, weiter, die vierundzwanzig Sorgen eines
 Tages

in Furchen und Fältchen
 auf der Stirn und in den Augenwinkeln
 und kokett, am Munde mit sich führen,
 worauf sie sonst nichts Teuflisches anfigt,
 Glaube, Liebe, Hoffnung
 wie ein helles Pflaster
 Klatsch!
 mitten im Gesicht.

So kann man von Madrid
 bis Wladiwostok, von Newyork
 nach St. Franzisko fahren
 und wird nichts andres sehn,
 als Auguste und Theresen.
 Im Bereich der sehr achtbaren
 Compagnie internationale
 des Wagons-Lits
 lutschen sie an Schokolade.
 Sie kauen Gummi

in den Pullmannwagen.
 Man durchblättert die Scheherazade
 der Annoncenblätter, lässt sich fragen:
 „Wie denken über die gestrigen Kurse Sie?“
 oder „Haben Sie schon gelesen,
 im Derby hat ein französischer Stall . . .“

Ja, die Welt der „Car“
 ist kleiner, als je ein Hof
 in deiner Heimat war.

Nie trafst du dort eine Kreatur,
 die, nicht durch Beherrschungswut
 und Ueberrumpelungsgeschick,
 doch in Haltung und Statur
 an den silbergrauen Hahn zuhause
 auch nur entfernt erinnert hätte.

Nie einen mit deiner Leute Blick,
 der so verwandt auf jedem Dinge ruht
 und einer Hand,
 die sich öffnet und dann schliesst,
 wie sich ein Ast im Wind bewegt,
 wie Wasser fließt
 und Wolkenschatten auf den Feldern gehn.

Du hast lange nicht daran gedacht
 und unterdessen alles dies gesehn.
 In all dem zittert jetzt,
 wo der Norden grünt
 und vom Himmel Sonne
 in Riesenfällen
 in die Seen schlägt,
 die überhellen,

üppiger, in tiefen Farben,
 die in den andern, matteren fließen,
 in Gärten, Wasser und Wiesen,
 ein Kirchturm, Strassen, ein Stück Wald,
 bald näher, ferner bald:

H e i m a t.

Ich lehne am Fenster und warte.
 Ich bin schon lange nicht so gespannt gewesen .
 Endlich: die Dorfstrasse herauf
 durch den flimmernden Mittag
 kommt
 in weissen Hosen
 (ein kühles o
 mit einem Messingknauf
 an der Schleife aus schwarzem Lack)
 der Briefträger.

Vielleicht bringt er eine Karte
 von Norbert Jacques
 aus Hongkong . . oder . . Macao?
 Es wird schön sein,
 sie unterm Apfelbaum zu lesen.

Ich besinge den Juli!
 Der fremde Eroberer aus dem Süden
 kam endlich durch jubelnde Völker bis herauf,
 seine Legionen, die bestaubten, müden,
 halten, die Waffen schlagend ein, in ihrem Lauf,
 die goldenen Adler gehoben und flammenentfacht,
 ich besinge den Juli,
 den Kaiser Europas im Zenith seiner Macht.
 Es herrscht Frieden.

III

Ich habe mich hinter die Fensterläden
 auf das frische Ledersofa gelegt
 und kann das Glück der Einsamkeit nicht fassen.
 Nun piepsen sie, der Sehnsucht Geierschüßel,
 mit Kanarienvogelzungen,
 es stecken ihre bösen Krallen
 behaglich in Gummifallen.
 Ehrgeiz hat ausgerungen.
 O meine Beine!
 Ihr ruht in kühlen Marmorhallen
 auf Polstern, Negermädchen haben euch gesalbt
 und dann in Linnen geschlagen.
 O meine Arme! keinem
 braucht ihr euch mehr entgegenzustrecken,
 kein Trompetenstoss wird euch mehr
 aufschrecken.

Die Fensterläden filtrieren einen Sonnenebel,
 der mich wie Quellenatem umfassen hält.

Soll ich mir nicht Geschichten erzählen lassen?
 Da ist eine,
 die hat der Säbel in der Ecke angeregt,
 ein französischer Kürassiersäbel,
 hoch, gerade, Schwert, Wanderstab und Szepter.
 In Morsbronn ist er einem
 beim grossen Wühlen
 mitsamt dem Arm vom Leib gefallen.
 Bis dahin hatte mein Onkel ihn getragen.
 Ich halte ihn
 für den schönsten Säbel der Welt,
 den Inbegriff eines Säbels,
 den Säbel der Säbel. .

(O Juli, Kaiser im Köhlen!)

Einmal fuhr ich
 von Dalmatien nach Venedig.

Am Tage hatten wir uns
über den Frühling Abazzias gewundert,
der mit blühenden Wolkenbäumen
vor uns aus dem preussischblauen Meere tauchte.
„Hier“, sagte einer, „ist die Schaumgeborene
an Land gestiegen. Wo sie,
in den Hüften sich räkelnd,
mit der flachen Hand das Wasser
von Leib und Gliedern streifte,
herrscht ewiger Frühling!“

Die Torpedos der „Versuchsanstalt“
pflügten die glitzernde Bucht.
Sie eilten einem Holzgerüste zu,
und wenn sie trafen,
fiel klatschend ein Brett ins Wasser.
Auch das war frühlinghaft.

Viele Frauen und Mädchen, weissgekleidet,
lehnten an der Reeling, lächelten im Wind
und winkten in die weisse Blüte.
Wir legten an. Wir eilten, Arme gestreckt,
marathonische Läufer,
hin zu Aphroditens Garten

und fanden schwarze Bäume, deren Aeste
über und über
mit weissen Konfetti beklebt waren.
„Sie sehen“, rezitierte ein Führer, „die Villa
der Frau Geheimen Kommerzienrat Meyer
aus Wien.

Zurzeit wohnen Gustav Mahler und Gemahlin
bei ihr.

Man erkennt sie abends zwischen vier und fünf
beim Konzert in den Anlagen.

Wenn die richtige Blüte, meine Damen und
Herren,
dieser Kirschbäume beginnt, wird das Holz
von den Konfetti gesäubert, und dann
geniesst der Fremde
einen herrlichen Anblick.“

Der Venuskünder betrank sich auf der Stelle
vor Entrüstung
und schlief mit abgewandtem Gesicht
bis Venedig.

Wir andern blieben die warme Nacht
auf Deck bei Zigaretten und Spumante.

Hinter uns flitterten im Halbkreis
vom Meer bis in den Himmel
die Lichter Fiumes.

Sie folgten uns, wuchsen höher und höher,
überholten uns und waren Million.
Sie erblichen, Wir sahen im Osten

den weissen Schein eines Leuchtturms
die fahle Bläue
fegen. Wenn die Schattenhand
uns streifte, blitzte es in der Ferne
wie von einem grossen Diamanten auf.

Plötzlich hielten wir in dichtem Nebel,
der uns rücklings überfallen hatte.
Der gewaltige Scheinwerfer des Schiffes
stand wie vor einer gelben Mauer,
wir konnten unsere Gesichter
kaum erkennen.
Heulend krochen wir weiter.
Dann kamen wir
Kähnen vorbei, die schienen
ringsum mit Girlanden bekränzt,
eine Ziehharmonika spielte . . . Zugleich
zerstob der Nebel, Matrosen grüssten
von Kriegsschiffen herüber. Die Girlanden
waren hochgezogene Torpedonetze.
Dicht vor uns lag Venedig,
von Morgensonne beschienen.

— „Sagen Sie, Herr Kreisdirektor, warum
unwittert die strammen Burschen,
denen Sie heut morgen die Chinamünzen
an den Rock geheftet,
nicht der selbe bunte Liebreiz
wie die Alten mit den Medail'en
„Italien“ und „Malakoff“?

— Ruhe, Welschling,
das kommt noch!

Ach ich, ich liebe nur alte Säbel
und Kriegsschiffe im Nebel.
Ich besinge den Juli, den Kaiser Europas,
im Zenith seiner Macht.

IV

Einmal lud mein Verleger mich zu Wein
von Malaga: „Er wird gereicht
auf einer Kreuzerfahrt
um die kanarischen Inseln.“

Nie hat eine Botschaft mich so erweicht.
„Verleger . . . Malaga . . . Kreuzerfahrt . . .“
Seltsam. Das Telegramm kam spät,
und ich eilte.
Die Sterne stoben auseinander,
nur Luzifer verweilte.

Beim Morgengrauen schiffte ich mich
(„Nun hab ich ihn doch!“)

in Las Palmas ein.

„Viele Leute?“ fragte ich den Stewart. „Viele!“
Die Segel flogen auseinander.

Kaum stand ich auf der braungewichsten Diele,
die andern schliefen noch,
da hörte ich die Anker sich heben,
Südsüdost, in die Sonne, wir flogen,
und fühlte mich ruhend in den Himmel schwe-
ben.

Doch als wir um die Mole gebogen,
um deren graue Witwenstirne
die Brandung immergrüne Kränze,
Kirchhofskränze, flocht,
und geduckt dem Winde in die Flanke fielen
und mich die Schauer der grossen Frühe trafen,
— o Juli im Süden! — legte auch ich mich
schlafen,

getaucht in Müde und namenlose Heiterkeit.
Ich war fünf Stunden im Auto gefahren
und sank um, es war Zeit.
tanzt und wiegt ein Paar sich irokesisch.

Alarm! Ich fahre auf. Tiefe Nacht.
Ich taumle in Raum und Zeit.
Dann flammt eine elektrische Birne,
und ich sehe, ich hänge an der Leewand.
„Den Smoking anzieh
und, bitte, schnellgemacht.“
Draussen ruft es jemand,
der den Gang hinuntergeht
und gleichmässig an die Türen pocht.
Das Schiff schlingert und dreht.
„Den Smoking bitte“, ruft es wieder,
entfernt jetzt, aus dem Wind,
der mit Sturzwellen über uns geht,
gerade wo ich liege, und leiseren
Nachgesängen der Kabinen
Und Summen wie von Bienen
im Ohr.
Er drückt uns nieder,
wir schnellen empor,
die ungeheuren Kastagnetten,
die Segel im Sturme sind,
rasen melodisch über den heiseren
Schreien von Tauen und Ketten,
„Smoking“ ruft jemand.

Famos. Sturmball im Gesellschaftsraum.
Das kleine Zimmer fasst uns kaum.
Links eine Wiskygruft mit streitenden Männern,
rechts ein Handgemenge von Frauenkennern.
Links spricht man, ich höre, von Politik.
Sie schreien und flüstern, einer hat den Schlick.

Rechts tönt ein preussischer Prinz aus rauher
Kehle
deutlich über die elsässische Frauenseele.

„Ja, ja, schon ihr Herr Bruder,“ lachen die
Kleinen.

Ein Minister spielt Harfe auf ihren Beinen.
Zwischen Gläsern und Tellern auf dem Teetisch
tanzt und wiegt ein Paar sich irokesisch.
Madame trägt die phrygische Mütze im
schwarzen Haar,

er aber wackelt mit dem Preussenar.
Links spricht man immer lauter von Politik,
rechts immer . . . und es poltert die Tafelmusik:
„Komm und tanz mit mir den Wackeltanz.“

Nein — Herr Mandel?! Aber er tut es ganz.
Zärtlich schmiegt sich ein die schwarze Katze:
„Ah, mon cher, dass ich dich je gehasst!“
Sie nimmt sein kahles Köpfchen ohne Hast
und küsst ihm, küsst ihm feuerrot die Glatze.
„Kein Talleyrand hätte besser mit mir getanzt!
Sag, mein Schatz, woher du das nur hast?“
Da lodert, den Kriegsschmuck schüttelnd, sein
Blick,
wie ein Indianer hinter den Brauen verschanzt,
er sieht ihr speerschwingend in die Augen und
ruft:

„Hoch lebe, Madame, die dritte Republik!“
(Der in der Ecke hat noch immer den Schlick.)
Es glühen Wangen und Glatze, es strotzt das
Genick.

Heil, Göttern, Euch, die Ihr Männer schuft!
Im Sturme ein ganzes Volk begeistert ruft.
Wir kollern durcheinander, das Zimmer luvit.

Platz für den Reigen der mittleren Beamten!
Ihr Rücken ist breit und ihre Stimme samnten.
Sie stelzen in Uniformen, armselig bunten,
und haben an den Füssen, den Hals nach unten,
leere Champagnerflaschen angebunden.
Herr Mandel erklärt der welschen Dame drüben,
die angsterfüllt auf diese Künstler blickt:
„Man hat es als ausserordentlich schwer
befunden,
damit den Parademarsch zu üben,“
wozu Herr Bulach Vater ernsthaft nickt.

„Was — was — schwer?!“ krächzt eine Stimme
aus der Wiskygruft,
„ich steh zwei Tage
auf dem kleinen Finger in der Luft,
wobei ich an mir in die Höhe klimme
und ein rohes Ei
auf der linken Nasenhälfte trage.“
Herr Wetterlé tritt in die Schranken keck.

„Bon Dieu!“ Madame erschrak, als sie ihn sah, sie schrie: „Oh le vilain Prussien“, und da zerplatzte er mit einem Schmerzensschrei. Von Wetterlé gab es nichts mehr hienieden, als nur einen so faustgrossen Tintenfleck an der Stelle, wo er von uns verschieden.

Ich sagte lachend: „Pickass Trumpf! verriet ich Ihnen nicht“, mein Lächeln fliegt zu dem Verleger im Triumph, „es sei ein einzig intressantes Land!“ Er beguckte staunend seine Hand, die einen Tintenspritzer abgekriegt.

Die mittleren Beamten übten den Parademarsch. Den schweren, auf leeren Champagnerflächen, die Hälse nach unten.

(Für den Gedichtsband „Die Leibwache“ bestimmt, den der Dichter für den Verlag der Weissen Blätter vorbereitet).

Zwei Skizzen

Von Alfred Lichtenstein (Wilmersdf.)

DIE FAMILIE

Die Familie kommt in jedem Monat einmal zusammen. Die Frauen mit den Kindern treffen sich schon nachmittags.

Der Kaffee ist ausgetrunken. Die Kinder sind fortgeschickt. Sollen spielen. Müssen nicht alles hören.

Die Frauen aber flüstern. Sie haben mitleidige Gesichter. Sie sprechen von einem, der sehr krank ist.

Wenn es dämmrig wird, erzählen sie über Geistergeschichten und wunderbare Heilungen. Sie fürchten sich. Rufen die Kinder. Drücken die Kinder an die Brust.

Dann wird Obst gegessen.

Kommen die Männer. Gespräche über Haartrachten, über Geschäfte. Und so weiter. Die Unterhaltung geht ruckweise. Bleibt immer plötzlich stehen wie eine defekte Uhr. Furcht, sie werde ganz aufhören. Ein junges Mädchen wird rot —

Aber einmal schweigt alles. Man glaubt zu ersticken. Fühlt sich unsicher wie in einer Schaukel, hilflos wie auf einer Rutschbahn . . . kommt sich lächerlich vor. Man hört, wie der Wind um die Dächer fegt. Regen schlägt an die grauen Fenster.

Immer noch Schweigen.

Da —

Ob wahr sei, dass es so schlimm sei . . . mit ihm — Wie das enden solle . . . Man sieht aneinander vorbei.

LEOPOLD LEHMANN

Ich bin Beamter einer Bank. Da ich keine Protektion habe, auch nicht ungewöhnlich tüchtig bin, komme ich nicht vorwärts. Ich bearbeite seit mehr als dreissig Jahren in derselben Abteilung dieselben Buchstaben. Deshalb hält man mich für gewissenhaft.

Seit einem halben Jahre habe ich einen neuen Assistenten. Der heisst Leopold Lehmann. Er weiss alles besser als ich. Er ist der Neffe des stellvertretenden Direktors. Er nennt sich Volontär. Er hört sich gern reden. Am liebsten spricht er von sich. Daher kenne ich seinen Lebenslauf.

Leopold Lehmann ist, wie er hervorhebt, eine ungeschickt ausgeführte Zangengeburt. Der Kopf ist nudelförmig deformiert. Die Nase auch. Er hat die üblichen Krankheiten durchgemacht. Er erfreut sich einer komplizierten Lues. Sie hat in den Körper Lehmanns faustgrosse Löcher gefressen.

Leopold Lehmann will die Tätigkeit in der Bank aufgeben, Theologie studieren. Dass er schon gekündigt hat, glaube ich.

Lehmann verkehrt ausschliesslich mit Theologen und mit mir. Und mit dem stellvertretenden Direktor.

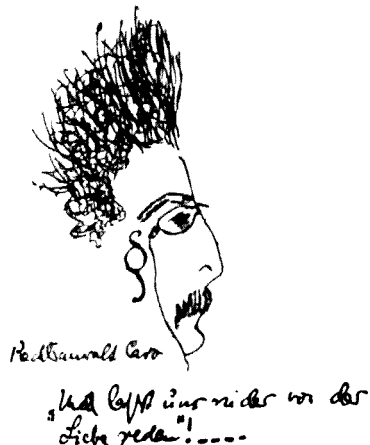
Der hat Rückenmarkschwindsucht.

Briefe und Bilder

Von Else Lasker-Schüler

Lieber blauer Reiter. Du meinst noch immer meine Lustigkeit sei eine erzwungene? Nicht doch, ich lass mich nur ungehindert strömen, frisch regnen, wilder Niederfall, Hagel und Schnee, ich bin gar kein Mensch, ich bin Wetter. Aber mein Herz tut mir weh, es ist rotgestreift, blutende Tigerhaut. Wer wühlt noch in meinen Wunden? Viel Leid macht Tiger. Und arm bin ich geworden, da ich ihn verlor. Ich starb an ihm, sterben ist verarmen vor Gott, sich ganz ausgeben vor Gott. Besitz kann der Himmel nicht gebrauchen, nicht eine Pore; wie würde er einem so leicht werden! Aber die Hölle tut weh, die Sünde ist fleischig und setzt sich fest an die Seele. Ich

habe ihn fromm geliebt. Immer trug ich seine Augen im Ring, böse, verschleierte Steine; meine Gebärden wurden hart. Als ich ihn sah, bin ich zum ersten Mal aus meinem Relief getreten; ich war hochmütig, ich war nie vor die Welt hervorgetreten. Nun lieg ich wie geboren von einer Magd zum Verkauf auf dem Markt. Dein Tiger, Dein Bruder und König in Theben.



Sieh nur, lieber, blauer Franz, ich hab unseren famosen Rechtsanwa't Caro gezeichnet. Den Ehescheidungsparagraphen trägt er auf der Wange und heitert uns mit seinem Maigesange. Er sitzt zwischen uns im Café und singt von der Liebe. Mit wertvollen Menschen soll man nur von der Liebe reden, damit das Gespräch nicht zum Fleissknäuel wird. Ich spreche nur noch von der Liebe, die meisten sind zum Zynismus übergetreten. So wahr ich der Prinz bin, Lieber Halbbruder, es gibt niemand in der Stadt hier, der mit mir über die Liebe reden kann. Ich küsse Dich, Deine Hand.

Hast Du noch nichts gemerkt, blauer Reiter, in München ist die Revolution ausgebrochen im Verlag Heinrich F. Bachmair. Ich hab vom Schlächter Blut geschickt. In der neuen Zeitschrift die Revolution erscheint von mir ein Kriminalroman: Renate und ihre zehn Liebhaber. An den Leiter der Revolution, Herrn Leibold, schrieb ich: Robespierre. Unser lieber, armer, guter Heinrich F. Bachmair wird direkt unerhört von Ihnen Allen geplündert. Ich finde das Vorgehen aller seiner Autoren herzlos. Aber bitte sagen Sie ihm, wenn er reflektiere auf meinen Roman, dass er mir sofort telegraphisch, 300 Mark Vorschuss schicken soll, den er mich an Tinte kosten wird. Ich kann noch immer nicht darüber hinweg, wie brutal man mit unserem lieben, gutmütigen Heinrich F.

Bachmair verfährt, das sind ja Gewaltsakte!! Ich rüge das sehr, sagen Sie das allen seinen Autoren in München, hier hab ich es allen schon zum Vorwurf gemacht, aber ich hoffe dass ich mein Geld in diesen Tagen von ihm bekomme, ich brauche Geld, ich brauche sehr viel Geld, ich brauche sehr, sehr viel Geld. Denn mein Kriminalroman handelt von kein Geld ihr Herz der Erde. Eines Tages kam Jemand an ihrem Kopf lag Schnee, sie sah immer höher über die Stoppeln der Köpfe hinweg, Sie hasste die Erde in jedem Menschen und jeden Menschen auf der Erde. Eines Tages kam Jemand an ihrem Fenster vorbei, der pfiiff. Sie hatte so gerne Fensterpromenade, aber sie war unmusikalisch, und sie trat immer dann erst vor die Gardine wenn der Pfiff schon um die Ecke gebogen war. Pass auf, der Roman geht wie Hintertreten. Ich werde reich werden. Dein vermögender Bruder Jussuf.

Franz, du! Gestern hatte ich eine grosse Freude, der Cyklop Dr. Gottfried Benn hat mir seine neuen Verse: Söhne, gewidmet, die sind mondrot, erdhart, wilder Dämmer, Gehämmer im Blut. Jussuf.



PREDIGT AUS DEM BAUERNKRIEG

Seht ihr am Himmel den roten Stern?
Jetzt schmiedet den Spaten zum Speere.
Schwöret beim Wundenleibe des Herrn
Bluttreue der heiligen Lehre.

Heult, bis der Schaum von den Lippen springt,
Um die Augen, so sie geblendet,
Denkt an das Lied, so der Junker singt,
Wenn euere Töchter geschändet.

Brennen soll wieder der Peitschenschlag,
So Ebenbild Gottes zerfetzte
Posaunen dröhnen den jüngsten Tag,
Christ selber die Sichel euch wetzte.

Es ist das dritte Reich nimmer fern,
Gestirne verlassen die Bahnen,
Schwörende Martermale des Herrn
Enteatern aus unseren Fahnen.

Paul Mayer

KLEINER BRIEFKASTEN

Herrn Dr. Max Halbe: Nein, die Stücke sind noch viel schlechter!

Abonn. M. S.: Dass G. Hauptmann den Faust für das Künstlertheater bearbeitet, ist natürlich eine Fabel; er dichtet einen ganz neuen.
Herrn H. H. Ewers: Gerne bestätigen wir Ihnen, ohne uns erst über Ihre Erfolge auf diesem uns fremden Gebiete zu informieren, dass Sie der beste deutsche Satanist sind. Wir haben übrigens im Kaufhaus Wertheim, das uns in Ihrem Falle am verlässlichsten scheint, angefragt und nur Gutes über Ihre Tätigkeit erfahren.

Herrn Ruederer in München: Sie irren! Dass man Sie den grössten Dichter Oberbayerns nennt, ist kein Scherz auf Ihre Dichtkunst, sondern der bekannte bayrische Partikularismus. Wir wissen, dass ganz Deutschland nicht gross genug ist, um Ihr Genie zu fassen.

Abonnentin: Tango lernen? Gewiss! Immer zu! Tango und Katholisch werden in diesem Berliner Winter das allerschickste sein. Das nötige Katholisch bringt Ihnen Ihr Tango-lehrer in den Pausen spielend bei, falls Sie es noch in der jüdischen Urform besitzen sollten. Das Weitere besorgt Reinhardt mit Claudel; den Rest gibt Vollmüller.

Dr. Paul Robert: Paul Zech hat sich nicht gemeldet.

Literarische Neuerscheinungen

AAGE MADELUNG, DER STERLETT. Novellen. (S. Fischer, Verlag, Berlin). Geh. 8 Mk.

Madelung gehört zu den Urwissenden; Tiere sind ihm so vertraut wie Menschen, Menschen erscheinen so dumpf und triebhaft wie Tiere. Wenn er uns die Geschichte eines wunderbaren jungen Pferdes, des „Brauthengstes“ erzählt, so fühlt man, dass hier ein Mensch Gestalt und Seelenleben des Tieres aus fast brüderlicher Verwandtschaft durchdringt. Und nimmt er dann einen Menschen zum Heiden, sei es auch der scheinbar bürgerlichste Apotheker einer russischen Mittelstadt („Das Herz“ heisst die betreffende Erzählung), dann haben wir auch nur wieder ein unheimliches, unerlöstes Tier vor uns. Die neuen Novellen zeigen das Grundwesen Madelungs: Kraft, Erlebniskraft von ungeheurer Spannung, aus der die Kunstkraft wie etwas

Selbstverständliches heraustritt, unwählerisch, doch wie mit Axthieben treffend. E. W.

Vornotizen

DAS KINOBUCH. Mit Beiträgen von Franz Bol, Max Brod, Walter Hasenclever, Else Lasker-Schüler, Ludwig Rubiner u. a. (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.) Mk. 2,80.
FRANCIS JAMMES. Die Gebete der Demut. Uebersetzungen von Ernst Stadler. (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.) Geh. 60 Pf.

PETER ALTENBERG. Semmering 1912. 2. Auflage, vermehrt um den Cyklus „Venedig“. (S. Fischer, Berlin).

Zeitschriftenschau

SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE. Herausgeber Dr. I. Bloch. Ed. Bernstein: Von Dresden nach Jena; Ernst Hellmann: Parteiljustiz; Wolfgang Heine: Zum 18. Oktober 1913; Wally Zepler: Hedwig Dohm u. a.

AUTOREN-ABENDE DER AKTION

finden in dieser Saison in Berlin und in München statt. Folgende Autoren werden lesen: Gottfried Benn, Alexander Bessmertny, Ernst Blass, Franz Blei, Paul Boldt, Max Brod, Carl Einstein, Georg Hecht, Franz Jung, Gottfried Kölwel, Alfred Lichtenstein, Fritz Mangold, Paul Mayer, Richard Oehring, Max Oppenheimer, René Schickele, Mario Spiro, Hellmuth Wetzell. Die Berliner Abende finden regelmässig zweimal monatlich statt, der erste Abend Sonnabend, den 1. November im Vortragssaal der AKTION, Berlin W 15, Landhausstr. 20. Eintrittspreis für unsere Abonnenten 1 Mark, für Nichtabonnenten 2 Mark. Karten sind bei Edmund Meyer, Buchhandlung, Potsdamerstr. 27, und im Verlage der AKTION schon heute erhältlich. Direkt vom Verlage erhalten unsere Abonnenten Dauerkarten zu 3 Mark für alle Autoren-Abende dieser Saison gültig.

AN UNSERE FREUNDE

ergeht wiederholt die Aufforderung, für die AKTION unablässig zu wirken. Unsere Propaganda-Ansichtskarten sind jetzt in einer neuen Auflage erschienen. Man verlange sie kostenlos von uns und benutze sie fleissig als Korrespondenzkarte. In jedem Café verlange man die AKTION. Man verbreite überall Probenummern, die wir in jeder gewünschten Zahl zu dem Zwecke abgeben.

Besonders für die Büttenausgabe der AKTION, die nun bereits ein Vierteljahr erscheint, bitten wir Subskribenten zu werben. Das Jahresabonnement für diese Drucke kostet 40 Mark: in einem halben Jahre dürfte der Wert dieser Ausgabe sich verdoppelt haben.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: F. A. Harta: Titelzeichnung / Franz Pfemfert: Die Jugend spricht / Peter Scher: Die Presse / E. Nadelmann: Aktstudie / Else Lasker-Schüler: Briefe / Franz Vallentin: Letzter Kaffernbrief / Alfred Wolfenstein: Schlafen / Paul Boldt: Instgarten / Ed. Schmid: Verse / Otto Alischer: Muskeln / Hellmuth Wetzell: Die mit den tiefen Augen / Leo Sternberg: Gedicht / Paul Mayer: Selbstporträt / August Stech: Aufruf zum Manifestantismus / Glossen / H. Hardenberg: Requiem / Autorenabende der Aktion / Brief an Paul Zech.

DER ANFANG

MONATSSCHRIFT FUER DIE JUGEND

ist nicht nur die einzige Zeitschrift, die ausschliesslich der Schuljugend gehört, sondern sie ist unter den Kulturverhältnissen der Gegenwart die einzige Tribüne, auf der Schüler unbevormundet zu Wort kommen. DER ANFANG soll der Jugend Gelegenheit geben, ihre Ideale und Ueberzeugungen, ihre Not und Sehnsucht zum Ausdruck zu bringen

Man bezieht den ANFANG durch den Buchhandel, durch die Post oder vom Verlage, halbjährlich zum Preise von 2,— Mark oder 2,50 Kronen — Das Einzelheft kostet 50 Pfennig

VERLAG: DIE AKTION, BERLIN-WILMD.

Die Aktion

H/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 43

INHALT: Moritz Melzer: Komposition (Titelzeichnung) / Gegen die Abschaffung des Christentums / Glossen: Aufruf / Und dann der Herre Hauptmann / Futter für Fortschrittler / Der Schlächterwagen / Awo: Merde! / Paul Mayer: Gedichte / Gottfried Kölwel: Vor dem Krieg / Karl Einstein: Nuronihar / Kleiner Briefkasten / Vornotizen / Zeitschriftenschau / An unsere Freunde / Programm zum Autoren-Abend.



HEFT 30 PFG.

VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

Verlag der Weissen Bücher, Leipzig

Werke von René Schickele:

Weiss und Rot

Gedichte

Gebunden M. 2,50

Schreie auf dem Boulevard

Pariser Erinnerungen eines
Journalisten

Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4,50

Der Fremde

Ein Roman

2. Auflage. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Meine Freundin Lo

Eine Geschichte aus Paris

Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

3. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 25. OKTOBER 1913

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Strasse 17 zu senden :: Telephon Amt Plätzburg Nr. 6242 Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizulügen

Erscheint Sonnabend

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährli. (excl. Bestellgeld) bei allen Postanstalt., Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk. 2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 17 :: Kommissionär Gust. Braune, Leipzig

GEGEN DIE ABSCHAFFUNG DES CHRISTENTUMS!

Vielleicht ist es weder ungefährlich noch wohlbedacht, sich in einem Augenblick gegen die Abschaffung des Christentums zu wenden, da alle Parteien sich in diesem Punkt offenbar so völlig einig sind, wie wir aus ihren Handlungen, Reden und Schriften zu schließen nicht umhin können. Aber wie es kommt, das weiß ich nicht; vielleicht ist die Affektation des Merkwürdigen schuld, vielleicht die Verderbtheit der menschlichen Natur, auf jeden Fall trifft es sich unglücklicherweise so, daß ich nicht ganz dieser Meinung sein kann. Ja, wenn ich auch wüßte, daß der Staatsanwalt meine sofortige Verfolgung anordnen würde, so würde ich dennoch gestehn, daß ich die absolute Notwendigkeit, das Christentum unter uns auszurotten, nicht einsehn kann.

Das mag vielleicht als ein zu großes Paradoxon erscheinen, als daß selbst unsre gescheite und paradoxe Zeit es ertragen könnte; deshalb werde ich es mit der größten Vorsicht und der äußersten Ehrerbietung gegen jene große und tiefe Majorität behandeln, die anders empfindet.

Und doch werden vielleicht die achtsamen Leute freundlichst bemerken, wie sehr sich der Geist einer Nation in einem halben Menschenalter wandeln kann. Ich habe von einigen sehr alten Leuten mit Sicherheit behaupten hören, daß noch zu ihren Zeiten die gegenteilige Anschauung ebenso verbreitet war, wie die andre es jetzt ist, und daß damals der Plan, das Christentum abzuschaffen, als ebenso merkwürdig erschienen und für ebenso absurd gehalten worden wäre, wie es jetzt geschieht, wenn man zu seiner Verteidigung schreibt oder redet.

Deshalb gebe ich offen zu, daß jeder Schein gegen

mich ist. Das System des Evangeliums ist nach dem Schicksal andrer Lehrsysteme allgemein veraltet und verbraucht; und selbst die große Masse des Volkes, unter der es sein Ansehn am längsten behauptet zu haben scheint, schämt sich seiner heute ebenso sehr wie die Vornehmern; denn die Meinungen steigen ebenso wie die Moden von den Vornehmen zum Mittelstand und von dort zum Volk hinab; und dort fallen sie schließlich zu Boden und verschwinden.

Hier aber möchte ich nicht mißverstanden werden. Ich hoffe, kein Leser wird mich für so schwach halten, daß ich mich zur Verteidigung des wirklichen Christentums erhöhe, wie es (wenn wir den Autoren der Zeit glauben dürfen) in primitiven Zeiten der Menschen Glauben und Handlungen beeinflußte. Das wieder aufzurichten zu wollen, wäre ein wildes Unternehmen; es hieße Fundamente umgraben, auf einen Schlag den ganzen Witz und die halbe Gelehrsamkeit des Reichs vernichten, den ganzen Rahmen und Aufbau der Dinge zerbrechen, den Handel zerstören, die Künste und Wissenschaften mitsamt ihren Professoren auslöschen, kurz, unsre Gerichtshöfe, Börsen und Läden in Wüsten verwandeln; und es wäre genau so absurd wie der Vorschlag des Horaz, in der er den Römern rät, insgesamt ihre Stadt zu verlassen und in einem entlegnen Teil der Welt einen neuen Wohnsitz zu suchen, um sich dort von der Verderbtheit ihrer Sitten zu heilen.

Deshalb scheint mir diese Warnung an sich völlig unnötig (und ich habe sie nur eingeflochten, um jeder Möglichkeit der Haarspalterei vorzubeugen); denn jeder aufrichtige Leser wird leicht verstehn,

daß meine Abhandlung nur der Verteidigung des nominellen Christentums gilt; das andre ist vermöge eines consensus omnium seit einiger Zeit als mit unsrem gegenwärtigen Streben nach Reichtum und Macht ganz unvereinbar beiseite gelegt worden.

Weshalb wir aber darum auch Namen und Titel der Christen abwerfen sollen, ich muß gestehn, das kann ich nicht einsehn, wiewohl die allgemeine Meinung und Strömung so heftig dafür ist. Da jedoch die Unternehmer der Nation durch diesen Plan so wunderbare Vorteile versprechen, während sie zugleich viele einleuchtende Einwände gegen das System des Christentums erheben, so will ich in Kürze die Beweiskraft beider untersuchen und ihnen gern ihr größtes Gewicht zuerkennen, um dann die Antworten zu geben, die ich für die vernünftigsten halte.

Zunächst besteht ein großer Vorteil, den die Abschaffung des Christentums mit sich bringen soll, darin, daß sie die Gewissensfreiheit bedeutend erweitern und befestigen würde; denn dieses große Bollwerk unsrer Nation und der protestantischen Religion ist, allen guten Absichten der Gesetzgebung zum Trotz, wie wir es kürzlich an einem schweren Beispiel haben sehn können, immer noch vom Pfaffentrug beschränkt. Denn es wird zuversichtlich behauptet, daß jüngst zwei hoffnungsvolle Herrn, die bei einer Untersuchung der Ursachen und Wirkungen und durch die bloße Kraft natürlicher Begabung, ohne daß irgend welche Gelehrsamkeit an ihnen abgefärbt hatte, die Entdeckung machten, daß es keinen Gott-gäbe, und ihre Gedanken großmütig zum Nutzen der Allgemeinheit mitteilten, wegen Gotteslästerung verurteilt wurden. Und wie man wise bemerkte, wenn die Verfolgung einmal beginnt, so weiß kein lebender Mensch, wie weit sie gehn und wo sie enden wird.

Ein weiterer, angeblich durch die Abschaffung des Christentums zu erreichender Vorteil ist der Gewinn eines vollen Tages auf je sieben; dieser eine Tag ist jetzt völlig verloren, und also ist das Reich an Handel, Geschäftsabschlüssen und Vergnügen um ein Siebentel ärmer; abgesehn noch davon, daß die Allgemeinheit so viele stattliche Bauten verliert, die jetzt in der Hand der Geistlichkeit sind, und die man in Spielhäuser, Börsen, Markthallen, öffentliche Schlafstätten und andre öffentliche Gebäude verwandeln könnte.

Ich hoffe, man wird mir ein hartes Wort verzeihn, wenn ich das eine einfache Sophisterei nenne. Ich gebe gern zu, daß in unvordenklichen Zeiten

eine alte Sitte bestanden hat, nach der das Volk sich an jedem Sonntag in den Kirchen versammelte, und daß auch die Läden geschlossen sind, und zwar, wie man sich denken kann, um das Andenken jenes alten Brauchs zu erhalten; wie sich aber das dem Geschäft oder dem Vergnügen hindernd in den Weg stellen sollte, ist kaum einzusehn. Wird am Sonntag weniger geprügelt als an andern Tagen? Ist er nicht der Tag, an dem die Kaufleute ihre Wochenabrechnung aufstellen und die Anwälte ihre Akten vorbereiten?

Ferner wird der Einwand erhoben, es sei eine sehr absurde, lächerliche Sitte, daß man eine ganze Klasse von Menschen dulde, ja, sogar anstelle und besolde, damit sie an einem der sieben Tage gegen die Gesetzmäßigkeit all jener Methoden wettere, die man bei der Jagd nach Größe, Reichtum und Vergnügen am meisten benutzt und die an den sechs andern Tagen den beständigen Brauch aller lebenden Menschen bilden. Aber dieser Einwand ist, scheint mir, eines so verfeinerten Zeitalters wie des unsern ein wenig unwürdig. Wir wollen die Sache in aller Ruhe besprechen: ich berufe mich auf die Brust jedes gebildeten Freidenkers, ob er nicht auf der Jagd nach der Befriedigung irgendeiner herrschenden Leidenschaft stets in dem Gedanken, daß sie etwas Verbotenes war, einen wundervollen Ansporn gefunden hat. Und wahrlich, es wäre zu wünschen, daß, um die Genüsse des Reichs zu steigern, noch ein paar Verbote mehr erlassen würden.

Es wird dem Publikum auch als ein großer Vorteil hingestellt, daß, wenn wir die Lehre des Evangeliums einmal abgeschafft haben, natürlich jede Religion auf ewig verbannt sei; mit ihr also auch jene schweren Vorurteile der Erziehung, die unter den Namen „Tugend, Gewissen, Ehre und Gerechtigkeit“ den Frieden der menschlichen Seelen so leicht stören und deren Begriffe zuweilen während eines ganzen Lebenslaufs durch rechte Vernunft und Freidenkerei kaum auszurotten sind.

Hier bemerke ich zunächst, wie schwer es ist, eine Phrase loszuwerden, wenn die Welt sie einmal lieb gewonnen hat, und sei auch der Anlaß, der sie zuerst schuf, längst hinfällig geworden. Seit mehreren Jahren genügte es, daß jemand eine häßliche Nase hatte, damit die tiefen Denker der Zeit es so oder so fertig brachten, die Ursache in den Vorurteilen seiner Erziehung zu sehn. Aus dieser Quelle sollten all unsre törichte Begriffe von Gerechtigkeit, Frömmigkeit und Vaterlandsliebe, all unsre Anschauungen von Gott oder

einem künftigen Leben, von Himmel, Hölle und dergleichen stammen. Und früher mag dieser Angriff vielleicht nicht ganz ohne Sinn gewesen sein. Aber durch einen vollständigen Wandel in den Erziehungsmethoden hat man so gründlich dafür gesorgt, diese Vorurteile zu beseitigen, daß (ich sage es zu Ehren unsrer gebildeten Neuerer) die jungen Herrn, die jetzt auf dem Schauplatz stehn, an diesen Dingen nicht im geringsten mehr abgefärbt haben und keine Faser solchen Unkrauts mehr verraten; und also fällt der letzte Vorwand, aus diesem Grunde das nominelle Christentum abzuschaffen, völlig hin.

Im übrigen läßt sich vielleicht darüber streiten, ob die Verbannung jeglicher Religionsbegriffe unter dem Volk angebracht wäre. Nicht als ob ich im geringsten der Meinung jener bin, die da glauben, die Religion sei eine Erfindung der Politiker, um den unteren Teil der Welt durch die Furcht vor unsichtbaren Mächten in Scheu zu halten — es sei denn, die Menschheit wäre damals sehr viel anders gewesen als jetzt. Denn ich halte die große Masse unsres Volks für ebenso große Freidenker, das heißt, für ebenso verlässliche Ungläubige, wie es nur irgendwer von höchstem Rang sein kann. Aber mir scheint, ein paar zerstreute Begriffe von einer höhern Macht sind für das niedre Volk von merkwürdig großem Nutzen, denn sie ergeben ein ausgezeichnetes Mittel, um kleine Kinder zur Ruhe zu bringen, wenn sie eigensinnig werden.

Nachdem ich so die wichtigsten Einwände gegen das Christentum und die Hauptvorteile, die man uns von seiner Abschaffung verspricht, erledigt habe, will ich noch einen Nachteil nennen, der daraus erwachsen könnte, wenn man das Christentum aufhobe: Wie finden, wenn das Christentum einmal aufgehoben worden wäre, die Freidenker, die Leute der unbedingten Vernunft und die Männer der tiefen Gelehrsamkeit je wieder ein in allen Punkten so darauf berechnetes Thema, daß sie an ihm ihre Talente entfalten? Welcher wunderbaren Erzeugnisse des Witzes würden sie beraubt werden! Der Erzeugnisse derer, die ihren Genius durch beständige Übung auf Spott und Schmähung wider die Religion eingeschult haben und also nimmermehr imstande wären, in einem andern Thema zu glänzen oder sich auszuzeichnen! Wir klagen täglich über den Verfall des Witzes unter uns, und sollten wir freiwillig das größte, vielleicht das einzige Thema beseitigen, das uns noch bleibt?

Glossen

AUFRUF!

Am 27. dieses Monats wird Herr Otto Ernst = Appellschnut = semper idem aus Hamburg im Choralionsaal zu Berlin gegen Nietzsche sabbern.

Die noch nicht hirnverkalkte Jugend hat zur Stelle zu sein!

Es gilt dem Ernst des Lebens mit dionysischer Heiterkeit zu begegnen.

Die AKTION bittet, fordert, beschwört:

Während des Vortrages Lachsalven abzugeben.

Klätliches Stöhnen ist gleichfalls Ehrenpflicht.

Sollte es bedauerlicherweise im Saale noch nicht zu Zwischenfällen kommen, so wolle man sich nach der Vorstellung vor dem Saal zusammenrotten.

Das Weitere wird sich von selbst ergeben.

An die Gewehre!
Fallobst zur Hand!

„UND DANN — DER HERRE HAUPTMANN . . .!“

Ich wohne an einem breiten Strom.
Ich wohne in einem hohen Dom.
Der breite Strom fließt durch den Dom.
Und breiter immer wird der Strom,
und höher immer wölbt der Dom.
Der Strom fließt endlos durch den Dom.
Im Nachen schwimm ich auf dem Strom:
Drin spiegelt sich ein zweiter Dom:
Ich tauche nieder in den Dom —
und tauche wieder aus dem Strom
geflügelt in den obern Dom:
Musik durchrauschet voll den Dom.
Und Well auf Welle bringt der Strom.
Und alles wogt und klingt im Dom:
und dröhnt und bebet laut im Dom.
Du weißt nicht: bist nur du der Strom?
Bist, was da rauscht und braust im Dom?
Am Ende bist du selbst der Dom.

Aus: „Lobengrin“ von Gerhart Hauptmann (Ullstein-Bücher. Preis gebunden M. 1,-.)

FUTTER FÜR FORTSCHRITTLER

„In einem Berliner Saal produziert sich jetzt ein Künstler, der seine Bilder mit dem Munde malt. Das ist für uns in Berlin eigentlich keine Neuigkeit, im Café ‚Größenwahn‘ gibt es genug Genies, die dieselbe Kunstfertigkeit besitzen.“

Der Mundmaler des Panoptikums unterscheidet sich jedoch von denen des Cafés dadurch, daß seine Gemälde wirklich ganz reale, richtig bemalte Leinwände sind, die man in einen Rahmen spannen und an die Wand hängen kann. Schon daraus geht allerdings hervor, daß sie künstlerisch nicht an die imaginären Wunderwerke der Kaffeehausmalkünstler heranreichen, die solcher Profanierung gar nicht zugänglich sind. Und wer weiß, wenn die mit dem Munde so grandios malenden Kaffeehausgenies wirklich einmal zum Pinsel griffen, sogar mit den Händen, ob sie so Wertvolles zu leisten vermöchten . . .

Noch in Gedanken mit den Mundmalereien beschäftigt, die ich am Tage mir angesehen, saß ich abends mit Kitty zusammen. Ich wollte ihr einige leise Vorwürfe machen, weil sie mich am Tag vorher schmäzlich versetzt hatte. Aber ihr blühender Mund malte mir eine wunderbare Schilderung von den Hindernissen, die sie abgehalten, eine ganze Geschichte, wie ein Märchen war es, und von einer überwältigenden Gegenständlichkeit, daß man die Wahrheit deutlich vor Augen sah.

„Mädchen,“ sagte ich bewundernd; „was entdecke ich an dir für ein Talent! Wahrhaftig, du verstehst dich auf die Mundmalerei.“ Die Antwort war sonderbar: „Was verstehst du von . . . Toilettekünsten?“

Es gibt also noch eine dritte Art von Mundmalerei.

Aus einem Feuilleton des B. T.

Für den Abdruck verantwortlich Paul Block

DER WAGEN DES SCHLÄCHTERS

Ein nackter Wagen voll mit rotem Fleisch zerhackter Schädel, Häse, Schenkel, Bäuche, zerquetschte Magen, abgerissne Lungen, und Blut, in dicken Zungen, leckend, rot, und riechend alles, tot.

Die Straße aber lebt im Übermaße und saugt sich voll mit Sonne und mit Blut; und drinnen hebt das viele Volk das Gut des neuen Tags.

Jetzt quirlt, o sieh, die Straße jäh die Menge auseinander, die vorher noch, verklebt, in einer Enge, zur starren Masse ward geschnitzt; nun ist sie ausgespritzt nach allen Seiten, daß sie in Hundert Farbigkeiten lärmt und flattert.

Wie eine ausgeworfne Leidenschaft, erstarrt, ist noch der Schlächterwagen da. Davor ein eleganter Herr; der gafft, vernarrt und nah. Und wie er dasteht, stiert, (sein Antlitz dampft), wird er wie einer, der, in Vorstadtnacht ein arbeitslos und halb verhungert Weib sich willig macht; verkrampft, wie dieser da, vor Hast, es auf der Straße genießt, vor Gier verblödet fast.

Und keiner, der's merkt! Es geht ein ernster Arzt vorbei, ein Richter dann, in schöner Wehr ein Mann, ein Priester hinterher; der grüßt vor Demut den Noblen tief und biegt sich schief. Oh, aber der Feine sieht es kaum, kaum, daß er dankt.

Ein Weibsbild stelzt heran. Die zarte Luft des Sonnentags erkrankt vom Seidenschäum des grellen, gelben Kleids, der übern Reiz des prallen Dirnenrumpfs sich wälzt. Gerafft den Rock und in der Hand den Peitschenstock.

Und unvermittelt malträtiert es mit dem Schaft sein kleines Tier. Das zerrt am Band und heult und weckt am Wagen auf den Alten, der's Fleisch noch immer mit den Augen leckt. Nun ist er satt. O sieh, die beiden kennen sich; sie sagte (meines Wissens) noch zu ihm:

Guten Morgen, Exzellenz!

Am Abend muß ich in eine Wehrvereinsversammlung. Dort sprach ein General (natürlich Exzellenz) von Krieg und von Kultur und las begeistert ein Schlachtkapitel vor aus einem Buch vom deutschen Dichter Walter Bloem.

Im übrigen, es war dieselbe Exzellenz von heute morgen.

MERDE!

In Nächten möchten nun nicht mehr die bangen,
Verwickelt bangen Fragen von mir weichen,
In Träumen winden sich wie Riesenschlangen
Gespenstisch angeschwollne Fragezeichen.

Dieselben drohn, mich schleimiger umschlingelnd,
Es woll'n die Schweine meinen Geist entweihn —
Und erst der Milchmann, an der Haustür klingelnd,
Erlaubet mir, ein stiller Mensch zu sein.

Awo

EIN JUDE SPRICHT:

Mir ist bestimmt, mit Gottes Kraft zu ringen
Wie Israel, der vorher Jakob hieß,
Zu meinen Vätern hat er doch gesprochen
Bevor er ihres Hauses Herd zerbrochen
Und sie in Frost und fremde Fron verstieß.

Ich darf zu ihm als meinesgleichen reden,
Kein Vorhang trennt den Dichter und den Gott,
Ich will mit ihm die kühnsten Dinge sprechen,
Die Wunden deiner Welt an dir zu rächen
Will ich dich treffen, du Ischarioth.

Ich bin der letzte Sänger aus dem Volke,
Das du verworfen hast und auserwählt.
Als Wolke bist du vor uns hergezogen
Durch Wüstensand; dann hast du uns betrogen,
Und wie ein Schinder hast du uns gequält.

Ich will aus dir den letzten Hauch entpressen,
Denn deine Grausamkeit hat mich geweiht.
Ich will mit dir durch Ewigkeiten fechten
Am Tag, im Traum, in wirren Fiebernächten,
Bis dein Ermatten um Erbarmen schreit.

Paul Mayer

VOR DEM KRIEG

Wenn die Lichter ausgegangen
sind, spät in der Nacht, verkrallen
Träume sich im Dunkel, fangen
vampirgierig an, den prallen,
reifen Schlummer auszusaugen.

Und es öffnen müde Augen
sich, und zarte Frauen recken

schweißbedrängt sich auf, umklammern
angstvoll ihre Männer, wecken

sie aus Schlaf und Traum und jammern:
„Wie der stille Herd zuckt! Schauern
weht aus Schränken, wie aus Särgen,
draußen vor den dünnen Mauern,
die uns nicht mehr lange bergen,
hört man tausend Säbel schleifen.“

Und die wachen Männer greifen
nach den Frauen, weh und weher,
mit verhaltener Gebärde —
„Still sein, still! Es weht ein jäher
Wind nur über unsre Erde.“

Gottfried Kölwel

NURONIHAR**EINE PANTOMIME**

„Alle Rechte, wie der Übersetzung der Aufführung
und sonstige, sind vorbehalten.“ **DIE AKTION**
für Fr. Napierkowska

Im Vordergrund eine Ebene, in der Mitte ein
Abgrund, hinten ein Hügelsaum mit bunten
Blumen bedeckt. Grün liegt die Ebene da, der
Hügelsaum ist eine Kurve voller Ausdruck, links
ist das Sommerzelt des Kalifen Vateck aufge-
schlagen, vor diesem ein breites Ruhelager. Über
der Szene wölbt sich ein tiefblauer Himmel. Die
Landschaft ist ganz unnaturalistisch, räumlich ist
sie einfach und klar disponiert, jedoch von reichen
Farbennüancen bedeckt, die präzise bleiben müssen.
Ihre Aufgabe ist, Bewegungen und Gebärden des
Tanzes zu klären, sie erweitert und verstärkt
diese. Himmelskurve, Hügelsaum und die kleinen
Erhöhungen am Rande des Abgrundes ziehen in
reinen Linienverhältnissen daher und klingen zu-
sammen. Die Kurven der Landschaft sammeln sich
im Zelt des Vateck, das sie zusammenhält. Dieses
ist von einer ruhig schimmernden lachsroten Farbe.
Der Abgrund beherrscht drohend die Mitte, er
bildet zu der ruhigen Landschaft einen schweren
Kontrast. Der Dunst des Nachmittags zieht über
die Ebene, die Szenerie ist scharf gelichtet. Später
ist alles wie in einer rötlichen luziden Perle, die
Schatten des Nachmittags erklimmen den Rasen-
teppich des Hügels. Dann verbreiten sich die
Farben des dämmernden Abends, man schwingt

wie in einem ungeheuren Opal, rot, grün, gelb, blau, jede Lokalfarbe geht verloren.

Zwei riesenhafte Schildwachen in gelben Mänteln, von blauen Schilden bedeckt, stehen vorn an der Bühne rechts und links. Die blauen Schilde bedecken die ganze Figur, über diesen starren zwei maskenhafte Köpfe, sie stehen immer unbewegt.

Vateck trägt den grünen Mantel des Propheten, ein dicker, pompöser Eunuch in einem orangenen Gewand begleitet ihn. Derselbe hält den prächtigen grünen Federwedel des Kalifen. Vatecks Bewegungen zeigen an, daß er nie Widerstand gefunden hat, ein Wort, ein Blick von ihm bedeuten unumstößliche Handlungen und verursachen entschiedene Konsequenzen. Er verschlingt die Dinge und Menschen, die ihm nichts gelten, das Kalifat ist ihm eine stumpfe, großartige Gewohnheit. Es plagt ihn eine ungestillte Gier, eine Langeweile, die Undenkbares leidenschaftlich erwartet und ihn alles Frühere vergessen läßt. Man verehrt ihn seiner Stellung gemäß als Heiligsten, Weisesten und Mächtigsten und Gott. Er kennt sich, und diese sakralen Übertreibungen sind ihm geläufig, er achtet darum nichts. Trotz allem umgibt ihn die mächtige Manier und ein machtvoller Anstand, ohne das Pathos dieser Verweh- rung wird er zum Schwächling, weil geradezu feige.

Nuronihar ist mit einem pflaumenblauen Kostüm bekleidet; sie ist ein Mädchen, die von vornherein über die Erfahrungen des weiblichen Geschlechts verfügt, ohne sie je verwirklicht zu haben. Menschen sind ihr über den Augenblick hinaus überraschend gleichgültig, sie ist zu sehr mit sich, zumal ihrem Körper beschäftigt, als daß ein Mensch sie tiefer interessieren könnte. Sie ist ein Mädchen, das sich nur körperlich ausdrückt, kurz — die Tänzerin. Jeder Eindruck und was sie sieht setzt sich in rhythmische Bewegung um. Über ihren Tänzen vergißt sie die Umgebung, jedoch wird sie nichts tun, was ihr schaden könnte. Denn sie ist durchaus unkritisch und unüberlegt, so daß sie immer eindeutig bleibt und nie Zweifel erweckt oder solche hegt. Mit einem durch keine Hingabe beirrten Instinkt fühlt sie stets, wodurch eine Situation getrieben wird und wohin es hinausläuft; diese wird sie stets mit ihren Tänzen beherrschen, steigern und lösen. Sie gestaltet jeden Vorgang zu einer Tanzfolge, deren Erfolg sie zugleich mit der Beherrschung der Situation einkassieren wird, ohne daß sie irgendetwas Verbindliches geleistet hätte. Nuronihar vermag zu persönlichen Zwecken sehr leidenschaftlich zu

werden, vor allem der Tanz vermag sie zu begeistern. Dieser Tanz ist ein Kalifat und anderes mit Bestimmtheit wert; Nuronihar tanzt ein Drama; sie beherrscht mit ihrem Tanz die wichtigen Punkte der Bühne, sie ist der rhythmisch am stärksten beteiligte Teil der Szene.

Die Bewegungen aller Personen haben nichts mit denen des Dramas zu schaffen, auch nichts mit realistischen Gesten. Sie sind keine Bewegungen von Arm und Bein, es gibt keine Mimik, nur eine rhythmische Erregung des ganzen Menschen. Der Tanz der Nuronihar rhythmisiert alle. Das Stellen lebender Bilder ist verboten, Personen ohne irgendeine rhythmische Tanzbewegung gibt es nicht. Gerade so unmöglich als eine Puppe ist ein klassischer Balletteleve. Es ziehen über die Bühne lebende Kurven weniger, rhythmisch komponierter Figuren. Stets lebe die ganze Bühne, tote, beziehungslose Stellen sind zu vermeiden. Die Bewegungen seien körperlich derart komplett und prägnant, daß nichts Psychologisches bleibt. Der Tänzer ist ein ganzer rhythmisch erregter Mensch. Die Bewegungen werden durch Landschaft, Beleuchtung usw. nur bereichert und getönt. Das Dekorative dominiert nicht, vielmehr dient es und orientiert und klärt die Komposition der Tanzbewegungen. Mittag, Abend und Nacht sind Eigenschaften des Tanzes und durchaus nicht selbständige Dinge. Der Tanz ist strahlend hell, frisch, deutlich und straff. Der Tanz wird dämmerig, müde, träumerisch und fließend, der Tanz wird nächtlich und rätselhaft, in jedem Fall bleibe er plastisch und präzise. Es gibt hier keine Stimmungskunst, d. h. passive Darstellung, der Tanz beherrscht alles.

Mit Gulchenruz und den zwei Gespielinnen beschäftigen wir uns nur kurz. Gulchenruz ist der kindlich Liebende, es ist ihm selbstverständlich, daß seine etwas dumme Zärtlichkeit übermäßig erwidert wird. Ohne Mädchenbegleitung ist er undenkbar. Nuronihar ist sein liebster Kuchen, sie verfügt über diesen kleinen Buben, der ihr vieles abtrötzt. Das Trio Gulchenruz und seine zwei Gespielinnen ist diskret, etwas zerbrochen und zerstört durch das Fehlen der früheren dominanten Nuronihar. Sie bewegen sich hie und da ähnlich wie diese, die sich ihnen gleichsam imprägnierte, mitunter passen die Bewegungen durchaus nicht. Die Gewandfarben sind diskret, terra sienna und braun — Gulchenruz vielleicht dunkelgelb. Dieser ist neben Vateck ein elegantes hilfloses Insekt.

Es bedarf der Details über die Beziehungen

zwischen Vateck und Nuronihar, diese sind nur soweit da, als Nuronihar tanzt und Vateck rhythmisch sich bewegend zusieht und mit ihr tanzt.

Vorhang.

Der Beherrscher aller Gläubigen liegt auf dem Ruhelager. Hinter ihm pflanzt sich der Eunuch auf, Vateck ist wesentlich, alles bewegt sich und rennt in unsäglicher Ehrfurcht herum und konzentriert sich um den ruhig liegenden Kalifen, der dieser bald blitzschnellen, bald sakralen Ehrerbietung Ziel ist. Den sklavischen Aufwand von Gesten erwidert er kaum. Die erste Bewegung macht er, wenn Nuronihar tanzt (nicht, wenn sie kommt oder dasteht), denn in der Pantomime entscheidet allein der Tanz, er ist das Dramatische. Vateck auf dem Diwan, hinter ihm der Eunuch mit dem Fächer. Vor ihm rhythmisch betend, bald feierlich schreitend, der alte Muezzin mit den zwei Koranschülern. Sie sind in schwarze und braune Gewänder gekleidet. Sie beten, der Kalif winkt, die drei stürzen zu Boden, ein Hofmarschall, der am anderen Ende der Bühne dem Kalifen gegenübersteht, erhebt die Hand; das klassische Ballett tänzelt hinein, in himmelblauen, rosa, seegrünen Gazeröckchen gekleidet. Sie führen einen ebenso klassischen wie blöden Sylphentanz auf, der eine Libellenjagd, gefolgt von der üblichen Huldigung an die Königin, mit Palmenwedeln usw. darstellen kann. Diese zärtliche und süße Sache wimmelt von akkurater Zehendressur, Pirouetten und Pas usw. Dieser Tanz bildet einen kräftigen Gegensatz zu den Bewegungen der anderen Spieler, besonders zu denen der Nuronihar. Die Bewegungen und Gesten der Nuronihar und des Vateck durchströmen den ganzen Körper, der Rhythmus ist vielfältig, wenn auch tanzförmig und geschlossen. Dies süßliche Corps de Ballet hingegen arbeitet mit den Mitteln dürftiger Virtuosität mit den Zehen und Knöcheln. Neben dieser traurigen klassizistischen Künstlichkeit wirken die Gesten der anderen Spieler lebendig und werden bereichert. Vateck lächelt und wendet sich ab. Der entsetzte Hofmarschall stürzt sich ihm zu Füßen, das Ballett eilt hinaus unter konventionellen nichtssagenden Zeichen des äußersten Schrecks und verborgener Entrüstung (also wenn wir nicht mehr ziehen, dies ungefähr ist der Ausdruck der zuletzt abgehenden Ballettdame). Die Tanzmusik löst sich verwirrt und synkopisch

auf; sie behält jedoch die alte, dumme Tanzmelodie bei. Inzwischen erschien, als das Ballettkorps der Elfenkönigin huldigte, Nuronihar auf dem Hügelsaum. Diese schaute, zuerst versteckt und etwas scheu, dem Tanz zu. Leise beginnt sie, vom Gebüsch noch ein wenig versteckt, zu tanzen (die Gesten der Ballettdamen haben sie etwas inspiriert), sie vergißt über diesem einführenden Spiel den Kalifen. Sie bewegt sich, hinter ihr blaut der runde Himmel, unter ihren Füßen zieht die melodische Kurve des Hügels. Die Umgebung Vatecks entsetzt sich über diese unmögliche und selbständige Handlung, der Hofmarschall hebt betäubt den Kopf, er sieht eine reglementswidrige Sache, er bedeckt den Kopf mit seinem Rock, während er unaufhörlich mit Armen und Beinen rhythmische Zeichen erschrockener Entrüstung von sich gibt. Der kleine Hofstaat wendet sich ab; einige schauen immer wieder hin, der dicke Eunuch springt auf und zieht das Schwert, um auf den ersten Blick des Kalifen Nuronihar zu töten. (Jede Erregung wird nur durch rezitatives Tanzen sichtbar, obwohl er nicht weiß, wie er dies machen kann, da der Abgrund ihn hindert. Der asketische Koranlehrer drückt den beiden Schülern die Köpfe in den Koran, damit sie nicht sehen. Der lange jüngere Schüler hält das nicht aus, er ist so entzückt, daß er beim ersten Lächeln Nuronihar, welche ein wenig die Hand hob, zögernd und ängstlich, dann ermutigt, zuletzt rasend tanzt. Nuronihar kümmert sich nicht um ihn, sie schaut hie und da zum Kalifen. Der Koranschüler fleht Nuronihar an, der Lehrer und der andere Schüler wollen den Tanzenden halten, sie schlingen ihm seinen Turban um die Beine, Nuronihar ahmt den Tanz eines gefesselten Jungen nach, da reißt sich der Schüler los, rasend tanzt er zu Nuronihar und stürzt in den Abgrund. Der Eunuch erhebt das Schwert, man wirft entsetzt die Arme in die Höhe, auch der mit dem Rock bedeckte Hofmarschall. Nuronihar tanzt ruhiger, etwas eingeschüchtert, da dreht sich zum erstenmal der Kalif um, der bisher nichts sah, sondern meditierend sich zurückgewandt hatte, um Buddha gleich und höchst erhaben dazukauern. Alles wirft sich zu Boden, in der Angst, die Tanzende nicht schon längst weggeschafft zu haben. Der Kalif drückt automatisch das Schwert des Eunuchen herunter, mit einer seitlichen selbstverständlichen und ruhigen Geste, während Nuronihar den Tanz der Verlockung beginnt. Sie will über das Peinliche der Situation hinweg und nahm außerdem wahr, daß der Kalif vielleicht ihr ge-

hören kann. Nur Vateck und Nuronihar sind jetzt in Beziehung, der Hofstaat ist zu Boden gesunken, einige halten sich an der rechten Seite abgewandt, der Eunuch steht als dekorativer Fächer da. Nuronihar tanzt; die früheren Motive dienen, diesen Tanz zu entwickeln und aufzubauen, indem sie ihn durch Ähnliches andeuten und vorbereiten, durch unvollendete Bewegungen oder Kontraste fordern und verlangen. Der Tanz geht über alles Fragmentarische hinaus, er ist Arie nach dem Rezipitativ. Die Motive werden vervollständigt, ihre Verbindung konzentriert und einheitlich. Es ist nur Nuronihar, die tanzt, und der Kalif, der schaut und zugleich in immer stärkerem Maße zur Ursache des Tanzes wird. Der Tanz ist in der Pantomime die einzig erlaubte Darstellung der Leidenschaft, die sich nicht in fragmentarischen Gebärden oder gar einem Mienenspiel äußern darf. Der Kopf bleibe ruhig und lenke nicht vom ganzen Körper ab. Nuronihar nützt die ornamentalen Vorteile der Hügelkurve, sie gibt das Äußerste an Bewegung, Vateck jedoch stets ruhig, jedoch erregt, ohne Mimik oder Tenorgesten. Sein grüner Mantel brenne immer mehr von Leidenschaft, Nuronihar interessiert nur körperlich, die Falten ihres Kleides ordnen und klären die Bewegungen. Es muß ein Absatz gegeben werden, eine Trennung zwischen dem früheren und dem jetzigen. Der Tanz wird immer hemmungsloser, es ist der Sinn dieser Pantomime, sich immer mehr zu lösen und von der üblichen Geste zu entfernen. Wir denken uns oft Bewegungen und wagen höchstens über diese zu schreiben. All dies Geheime muß ungehemmt zum Vorschein kommen, der Steigerung entspreche unter allen Umständen eine strenge Komposition und Ordnung. Der Tanz beginnt grüßend und dienend; je mehr Nuronihar den zum erstenmal in seinem Leben erstaunten Vateck hinreißt (dieses Staunen zeigt er mit dem Sprung eines groß aufspringenden Tiers, sein Mantel hebt sich zuckend und flammend, je stärker er schaut, um so erregter wird der Tanz. Die erst kindlichen, etwas herben, fast geknebelten Gebärden Nuronihars werden frei und lasziv; ein Kind entdeckt seine furchtbaren Fähigkeiten, es kann hoffen, Gewalt über den Beherrscher der Gläubigen zu üben und so alles zu durchdringen und zu unterwerfen. Nuronihar wächst mit einem unbeschreiblichen Machtverlangen zu etwas Großem, ihre laszive Zärtlichkeit wechselt mit einem drohenden Befehlen jäh, Vateck erstaunt schauernd darüber, er gibt sich diesem Schauspiel mit ungekannter Wonne hin.

Er hat den Stärkeren gefunden, Nuronihar wird im Verlauf des Stückes gewaltiger, unermeßlicher und grenzenloser, Vateck nimmt an Kraft des Herrschers ab und gerät in eine passive Leidenschaft. Zuletzt ertrinkt er in Nuronihar und ihrer Suggestion. Diese tanzt, als wolle sie den Abgrund übertanzen, als habe sie den besten Willen, sich dem Sultan in die Arme zu agieren, so tanzt sie z. B. rasend zum Abgrund, springt hoch, wahn-sinnige Geste des Sultans, der sie halten will und darüber fast hineinspringt, dann tanzt sie zart-lächelnd zurück (sie lächelt mit Armen und Beinen und mit dem ganzen Körper) auf die ruhige grüne Kurve des Hügels. Hier gibt sie, weit entfernt vom Sultan, auf der Höhe des Hügels das Äußerste an Lust und Offenheit, sich selbst genießend und den Sultan vergessend, oft wendet sie ihm den Rücken zu, in die Ferne tanzend, bis sie, jäh an den Abgrund tanzend, diesem einen Fruchtezweig, den sie im Tanz vom Gebüsch abpflückte, mitten ins Gesicht wirft. (Dieses Abreißen ist nichts Wesentliches, keine selbständig betonte Anekdote.) Vateck greift zum Schwert, er wehrt sich zum letztenmal, dieses Zur-Wehr-setzen fordert eine Bewegung, die mit allen anderen Vatecks kontrastiert. Zu gleicher Zeit verschwindet Nuronihar plötzlich, sie entreißt sich tanzend dem Blick. Vateck greift mit seinen großen erschrockenen Armen ins Leere, er steht da, den Rücken zugewandt. Sich besinnend, macht er einen Schritt, lautlos steht der Eunuch neben ihm, Vateck stürzt sich auf ihn. Die beiden großen Männer verlassen schreitend und stumm die Bühne, eine grün-orange Komposition. Vateck stützt sich auf den gebückten Eunuchen, der Hofstaat liegt beim Fallen des Vorhangs, mit dem zugleich die Musik schließt, niedergestreckt am Boden.

Zweite Szene.

Es ist dunkel, eine weiße Wolke steht über dem Abgrund, die zum endlosen blauen Nachthimmel reicht, zwei ältliche Sterngucker kommen von rechts und links auf die Bühne, sie sind mit ungeheuren Fernrohren bewaffnet, keiner nimmt zunächst den andern wahr. Sie beobachten mit einem sakralen Schauer tanzend einen schwächtigen und einzigen Stern und recken sich im Tanz hoch empor, ihre Fernrohre schwingend. Um ihn besser zu sehen, tanzen sie auf die Mitte der Bühne, wo sie zusammenstoßen, die Sternrohre schwanken wie vom Sturm geschaukelte Bäume, sie selbst

fallen beinahe zu Boden, sie bedrohen sich, gehen mit den Instrumenten aufeinander los, da schreckt sie ein ferner Hornruf aus dem Lager des Kalifen auf, und sie ziehen sich unverrichteter Sache zurück. Zu gleicher Zeit mit den Sternguckern tänzelte Nuronihar auf die Bühne, von der Mitte kommend, sie sieht das stille Zelt des Kalifen und wiederholt verträumt und schläfrig Rhythmen des Verlockungstanzes. Bei dem Hornruf hebt sie ein Bein und tanzt erschreckt zum Abgrund zurück. Ihr großer Schatten fährt über die weiße Wolkenwand, es fröstelt sie, ihre Bewegungen werden enger, sie zieht ihr feingewebtes Kleid an sich, um sich vor der Nachtkälte zu schützen. Sie tanzt sich leise in den Schlaf und legt sich ermüdet am Abgrund nieder. Inzwischen tanzen mit schlotternden Gesten die Sterngucker, sie schauen nach oben, hoch ihre Fernrohre reckend, jeweils, wenn sie sich still verhalten, ragen die beiden Sternrohre weit in die Bühne hinein. Der Giaur wächst aus dem Abgrund herauf, dunkel und groß. Er hält eine kristallene Kugel, die jene Eigentümlichkeit der Gestirne besitzt, Menschen an sich zu ziehen. An diesem ungeheuren Juwel wird Nuronihar ihre ganze Gier und Leidenschaftlichkeit entfalten, hier gibt sie sich hin, verlangt, liebt und ist hilflos preisgegeben. Sie verrät trotz ihrer zarten Formen die Kraft der seltenen Menschen, die Ungewöhnliches begehren und erzwingen. Sie wird das Gestirn zu umarmen und an sich zu pressen versuchen. Die Hände gegen es schleudernd, während es still in der blauen Nacht über dem Abgrund kreist. Die Tänzerin gerät in einen Mythos hinein, der sie unablässig festhält und sie zuletzt verdirbt. Dieses Gestirn und dieses Verlangen ändert vollkommen die Geste der Nuronihar. Alles vom jungen Mädchen verschwindet, sie wird zu einer furchtbar verlangenden Frau verwandelt, an der Vateck, der Kalif, klein wird. Dieses Gestirn gibt ihr eine neue Kraft, der Kalif hat von jetzt an mit einer Frau zu tun, die Größeres als er ist, kennt und anstrebt. Das Juwel umgleitet Nuronihar, getragen von den ungeheuren leuchtenden Armen des Giaur, der es beschwörend und bezaubernd hält. Nuronihar erhebt sich im Schlaf (ein solches Erheben ist nichts anderes wie der Beginn eines Tanzes). Es ist ganz dunkel, und man sieht nichts als das am Abgrund aufgestützte, umschattete aber glühende Haupt des Giaur. Das Juwel, das einem Gestirn gleicht, schwebt um Nuronihar, die es im Schlaf tanzend und in träumendem Verlangen umwirbt. Das anfangs rote Gestirn wird immer köstlicher, es

funkelt heller. Der begehrende Tanz Nuronihars wird immer bestimmter und rasender. Sie will sich neben dem stärkeren Glitzern des Juwels behaupten und deutlich bleiben, das zuletzt alles und auch sie überstrahlt. Es schwebt nun höher auf der weißgelben seidenen Wolkenwand, auf der man Nuronihars Schatten aufsteigen sieht, der furchtbarer tanzt und aufwächst, bis er wirbelnd das Juwel, den Mond, zu halten scheint. Rings um das ruhige gewölbte Blau der Nacht und zwei Sternengucker, die sich Zeichen geben, daß ein neues Gestirn entdeckt ist. Es entschwindet unter dem greulichen Lachen des Giaurs und dem leisen Rollen des Donners langsam das Gestirn, das er mit Gewalt in den Abgrund zieht. Im gleichen Augenblick bricht der Schatten Nuronihars plötzlich getroffen zusammen, allmählich hellt sich das Dunkel, man sieht ein wenig, Nuronihar schläft am Abgrund, als sei nichts geschehen. Die Sterngucker rennen aufeinander neidisch los, sie versuchen in lächerlicher Weise den Tanz des Schattens nachzuahmen, dabei versucht einer den andern umzurennen, damit er zuerst das neue Gestirn verkünde. Sie schlagen mit den Sternrohren aufeinander los. Jeder rennt dann zur verkehrten Seite im Wettlauf ab.

Es kommt Gulchenruz mit zwei Gespielinnen, die Nuronihar suchen. Ihre Gesten sind ängstlich und kindlich, sie erinnern etwas an die früheren Bewegungen Nuronihars, die jedoch in jeder Hinsicht freier und kräftiger sind. Die Bewegungen der Mädchen sind ein wenig unterwürfig, sie geben im Spiel den Launen des Gulchenruz nach. Diesem Dreiklang von Bewegungen fehlt die dominante Nuronihar, etwas Trauriges, Zerrissenes, Furchtsames schwebt in der Gruppe. Sie finden erschrocken Nuronihar nicht am Abgrund ruhen, Gulchenruz tanzt stürmisch jedoch zierlich auf sie zu und versucht sie zu umarmen. Die Gespielinnen machen Bewegungen von Spielen, Haschen und Fangen, Nuronihar verhöhnt dies alles mit karrkierenden Bewegungen, mit einer energischen Drehung schüttelt sie Gulchenruz, der sich an sie gehängt hatte, wie einen kleinen Hund ab. Im selben Augenblick erscheint unüberwindlich und bestimmt Vateck, vor dessen Gebärde die drei grazil und tanzend zusammenbrechen. Vateck führt mit viel Haltung Nuronihar hinweg, beide schreiten in korrespondierendem Tanzrhythmus über die Landschaft hin.

(Vorhang.)

Dritte Szene.

Das Innere des Zelts des Vateck. Vorne ist Dämmerlicht, nach hinten und den Seiten verliert sich die Szenerie ins Dunkel. Man errät in dieser Finsternis eine große Tiefe. Treten die Personen nach vorne in die Mitte der Bühne, so werden sie von einem warmen, farbig gedämpften Licht beleuchtet. Gehen sie zur Seite, so nimmt man die einfache große Silhouette wahr. Hierdurch ist es leicht möglich, die Gesten zu modifizieren. Vorne vermag man durch feine Details zu wirken, im Hintergrund bewegt man sich als gehaltene schwere Masse. Vateck hält sich meist im Dunkeln, Nuronihar, die immer größere Wichtigkeit erlangt, nutzt das gegebene spärliche Licht. Mitunter tritt sie auf kurze Zeit ins Dunkel zurück, sie erscheint dann gespenstisch und geheimnisvoll. Später wird die Kathedrale hineingezaubert. Die übrige Szene verdunkelt sich allmählich, denn tiefe Nacht ist gekommen. Die Kathedrale nimmt den größten Teil der Bühne ein, sie dehnt sich weit in die Tiefe. Das Zelt ist nicht mehr zu sehen. Jene wird durch große Strebpfiler gestützt, die in eine endlose Höhe aufwachsen. Man sieht kein Dach, und so macht die Kathedrale, der Palast des Eblis, etwa den Eindruck eines unvollendeten Baues. Man konnte ihn nicht fertig bringen, die Kathedrale ist von Beginn an zur Ruine bestimmt, da der Baugedanke jede Verwirklichung übertraf. Drei strenge, einfache Basaltstreben wachsen, unregelmäßig aufgestellt, im Innern empor. Zwischen ihnen steht die Lichtscheibe, ein ungewisses Licht gleitet mitunter wie Wasser an den Pfeilern hinunter. Wände sind kaum wahrzunehmen, die Lichtscheibe, die zwischen den Pfeilern schwebt, spiegelt sich auf dem schwarz polierten Bogen, ihr Widerschein gleicht einer phosphoreszierenden Wasserlache. Er umschließt so die Person, welche die Kathedrale betritt, das Licht nimmt zu, es glüht stärker. Damit treibt es Nuronihar zu immer leidenschaftlicherer Kraftentfaltung. Nuronihar wird wie ein Elementargeschöpf, sie gibt in dieser Szene ihre ganze erotische Fähigkeit in einer Steigerung, sie überwindet rücksichtslos menschliche Hemmungen, z. B. den Kalifen. Dieser agiert seinen hilflosen Verfall, vor der Erscheinung der Kathedrale bricht er schauernd zusammen und tanzt taumelnd unter den Zeichen hilflosen Schrecks. Wenn er Nuronihar zurückzuhalten versucht, nimmt er sich mühevoll zusammen, es gelingt ihm beinahe noch einmal, den Eindruck eines Kalifen zu machen, gebieterisch ruft er Nuronihar zu sich, diese zögert etwas

in ihrem rasenden Tanz, erstaunt über den erwachten Kalifen, dann tanzt sie um so ekstatischer, er faßt sie, zugleich erschrocken, die Stufen der Kathedrale betreten zu müssen. Auf diesen liegt massig der Giaur, er streckt die großen breiten Arme quer über das Tor, das in die Kathedrale führt. Sein Haupt dunkelt, an beiden Seiten stehen die unbeweglichen Schildwachen, bedeckt von den langen, dunklen Schilden.

Die Musik spielt Weisen eines vollkommenen und weisen Glücks voller Erregung, etwas Prächtiges liegt darin, aber die Musik bleibt leicht und immer rhythmisch präzise, sie wird nie protzig laut. Vateck sitzt im Dunkel und bewundert Nuronihar, die still in der spärlichen Helligkeit vor sich hin tanzt. Plötzlich springt er auf und besinnt sich auf sich selbst, da draußen ein mächtiges Hornsignal ertönt. Unter den Motiven eines Waffentanzes wankt er zum Zelt vor. Nuronihar, die ganz seiner vergißt, tanzt wenige Motive des Beschwörungstanzes und sucht im Leeren das Juwel zu erfassen. Plötzlich sieht sie Vateck, der mit Gewalt versucht, an seine Stellung und das Heer zu denken und zu diesem zurückkehren will. Hier beginnt sie den Entkleidungstanz, der den Kalifen wieder zurückzieht und ihn im Crescendo gänzlich unterwirft. Sie zieht sich ein Gewand ab und wirft es neben dem Kalifen nieder, der sich danach bückt, den Gebückten schleift sie wie ein Tier mutwillig ins Dunkel; der Kalif setzt sich betäubt nieder. Den Entkleidungstanz spielt Nuronihar, als sei sie allein ohne Koketterie, sie ist von ihrem Körper entzückt und vergißt hierüber die Umgebung. Bald tanzt sie in dem lichterem Vorderplan des Zeltes, bald gerät sie in das vollkommene Dunkel. Vateck streckt verlangend seine Hände nach ihr aus, sie tanzt auf ihn zu und tänzelt nun verlockend und raffiniert zwischen seinen Knien. Jäh und plötzlich wie angeekelt beginnt sie Motive des Eblistanzes, noch zwischen den Knien des Sultans, bis auf ein kirschrotes Gewand hatte sie alles abgeworfen. Da erglüht, heraufbeschworen von dem Tanz, im Hintergrund das Haupt des Giaurs, infolge des Lichts, das er ausstrahlt, bemerkt man, daß er auf den Stufen zu dem schwarzen Palast des Eblis ruht, der mächtig aufstrebt und endlos ins Dunkel ragt. Zwischen den drei Basaltstreben der matte, runde Lichtkreis. Nuronihar beginnt nun einen immer rasenderen Beschwörungstanz, je heftiger und stärker der Lichtkreis brennt, um so rasender tanzt sie. Der Lichtkreis bildet sich zur leuchtenden Kugel, immer mehr verschwindet das un-

gewisse vage Zelt, man sieht nur den Palast und Nuronihar, die auf den Stufen der mächtigen Eingangspforte tanzt. Die breiten Arme des Giaur versperren den Eingang. Vateck sitzt zuerst geblendet, dann versucht er die Rasende zurückzuhalten, da sie die erste Stufe emporantzt. Sie wehrt sich, Vateck markiert noch einmal mit mühseliger Anstrengung den Kalifen, sie spottet seiner, da hängt er sich an sie, zugleich voller Schrecken, die Stufe zu dem unterirdischen Palast betreten zu müssen. Unbezwinglich zieht es Nuronihar zu dem Gestirn, Vateck den Rücken zudrehend, zieht sie sein Schwert aus der Scheide und stößt es in der gleichen Stellung dem Kalifen in den Bauch, der tot zusammenbricht. Er fällt wie ein Sack in die Arme des Giaurs, diese sinken nieder und versperren nicht mehr den Eingang. Jetzt springt Nuronihar über den Leichnam hinweg zu dem immer glühenderen Gestirn (unter leiser, unheimlicher, aber immer rasenderer Tanzmusik). Wirbelnd tanzt sie, von dem fahlen Licht der Decke beleuchtet, in der endlosen Architektur zwischen den Strebepfeilern, zuletzt zieht es sie unwiderstehlich zu dem Licht, sie gelangt zwischen die Lichtscheibe und ihren Reflex am Boden, die sie umschließen. Zu der Rasenden bildet der breit und ruhig daliegende Giaur, der den Leichnam des Kalifen in den Armen hält, einen Kontrast, sowie die Ruhe der unbewegten Architektur. Mit einem Hochsprung gelingt es ihr, den Lichtkreis zu berühren, da senkt sich dieses über sie und umschließt sie. Sie verbrennt darin prasselnd unter gänzlich ekstatischen qualvollen Tänzen.

Karl Einstein

KLEINER BRIEFKASTEN

Herrn Franz von Stuck: Wir bedauern mit Ihnen, daß S. M. Ihnen die goldene Medaille versagt hat, die Sie durchaus verdienen. Majestät scheinen Ihre Bilder nie gesehen zu haben. Anders hätte er Ihnen zwei Medaillen gegeben.

Herrn Erzberger, M. d. R. Ob wir? Nein. Wir bestaunen Ihre Vielseitigkeit aus dem bescheidenen Winkel unserer Einseitigkeit. Aber sonst gehen wir lieber zur Messe als zu einer Versammlung, in der Sie reden, sei es auch mit Engelszungen.

Herrn Prof. Walzel. Gewiß! Wir wissen es nun durch Sie, daß die Souffleuse und der Kulissenschieber die einzigen Variationsfaktoren des

Dramas sind! Endlich sind Sudermann und Rößler erklärt! Wir sind mit Ihnen glücklich.

Prof. Delbrück. Wieso? Dem Känguruh schauen die Jungen vorne heraus, dem seligen Treitschke rückwärts. Alte Geschichte.

Otto Ernst (Hamburg). Bitte, sagen Sie Ihren Vortrag nicht ab.

VORNOTIZEN

BERNARD SHAW. Pygmalion. Eine Komödie. (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

KLOPSTOCK. Oden. 2 Bände. (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.)

WALTER VON DER VOGELWEIDE. Gedichte. (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.)

ZEITSCHRIFTENSCHAU

DIE SCHAUBÜHNE enthält in der Nummer 43: Marie Holzer: Worte; S. J.: Zeitwende; Richard A. Bermann: Gedrucktes Kino; S. J.: Herr Theodor Lessing; Arthur Sakheim: Aus Hamburg; u. a. **KAIN.** Nr. 7 enthält: Parteitagrede von Erich Mühsam, Verse, Glossen usw.

DER MODERNE STUDENT. Unter diesem Titel beginnt das akademische Komitee für Schulreform in Wien die Herausgabe einer Anzahl von Flugschriften, von welchen das erste Heft eben erschienen ist, unter dem Titel „An die Abiturienten“. Das Heft enthält Beiträge von Univ.-Prof. Dr. Oswald Richter, Dr. Wyneken u. a. Das geschmackvoll ausgestattete Heft wird bei dem billigen Preis von 30 Heller wohl jene starke Verbreitung finden, die ihm im Interesse einer kulturellen Hebung der studentischen Jugend zu wünschen ist.

AN UNSERE FREUNDE

ergeht wiederholt die Aufforderung, für die AKTION unablässig zu wirken. Unsere Propaganda-Ansichtskarten sind jetzt in einer neuen Auflage erschienen. Man verlange sie kostenlos von uns und benutze sie fleißig als Korrespondenzkarte. In jedem Café verlange man die AKTION. Man verbreite überall Probenummern, die wir in jeder gewünschten Zahl zu dem Zwecke abgeben. Besonders für die Büttenausgabe der AKTION, die nun bereits ein Vierteljahr erscheint, bitten wir Subskribenten zu werben. Das Jahresabonnement für diese Drucke kostet 40 Mark; in einem halben Jahre dürfte der Wert dieser Ausgabe sich verdoppelt haben.

SCHRIFTSTELLER IN MÜNCHEN

lassen ihre Schreibmaschinenaarbeiten, Vervielfältigungen usw. ausführen in dem vortrefflichen und zuverlässigen Institut FIRM, München, Amalienstraße 16¹. Telefon 3840.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Teut G. m. b. H.: 1813 / Ardor: Die Jugend schwieg! / Max Brod: Schlußwort an U. Brendel / Paul Mayer: Predigt aus dem Bauernkrieg / Else Lasker-Schüler: Briefe und Bilder / René Schickele: Ich besinge den Juli / Alfred Lichtenstein: Zwei Skizzen / Anekdote / Kleiner Redaktionsbriefkasten / Der Plagiator Großberger / An unsere Freunde / Autoren-Abende der Aktion / Else Lasker-Schüler: Bildnis Hugo Caros.

Vortragssaal der AKTION

BERLIN W * Landhausstrasse 20

Sonnabend, den 1. November, 8¹/₂ Uhr

1. Autoren-Abend der AKTION

PROGRAMM:

Hellmuth Wetzel: Aus Manuskripten.

Walter Benjamin: Die Jugend.

Franz Pfemfert: Kiew und die deutschen Juden.

Carl Einstein: Novellen und Polemisches.

Eintrittskarten à M. 2,— bei Edmund Meyer, Potsdamer
Straße 27, und im Café des Westens erhältlich.

Vorzugskarten für Abonnenten (à M. 1,—) im Verlag.

Fahrverbindungen: Untergrundbahn Hohenzollerndamm; Straßen-
bahnen: 57, 91, 92, 67, H, G, 66, 90, F.

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 44

INHALT: Richter-Berlin: Titelzeichnung / Dr. S. Pulvermacher: Ein offenes Wort an die „Aktion“ / Oskar Kanehl: Nachtcafé / Die weißen Mäuse / Donat Wensickendorf: Voltaire und Friedrich der Große / Arthur Roeßler: Marginalien zu einem empfangenen Brief / Paul Mayer: Die Liebenden im Herbst / Else Lasker-Schüler: Briefe / Otto Erich Schmidt: Knabe und Mädchen / Paul Mayer: Der Dichter und die Mädchen im Frühling / Paul Mayer: Boccaccio bei der Nachricht vom Tode seines Vaters / Kleiner Briefkasten / Literarische Neuerscheinungen / Vornotizen / Zeitschriftenschau / An unsere Freunde.



HEFT 30 PFG.

VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER · LEIPZIG

Demnächst erscheinen:

ERNST STADLER

DER AUFBRUCH

Geh. M. 3,— GEDICHTE Geb. M. 4,—

ERICH VON MENDELSSOHN

NACHT UND TAG

Ein Roman. Mit einem Vorwort v. Thomas Mann

Geheftet M. 4,—, gebunden M. 5,—

MYNONA

**ROSA, DIE SCHÖNE
SCHUTZMANNSFRAU**

Grotesken

Preis geheftet M. 3,50, gebunden M. 5,—

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

3. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 1. NOVEMBER 1913

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Strasse 17 zu senden :: Telephon Amt Platzburg Nr. 6242 Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Sonnabend

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährl. (excl. Bestellgeld) bei allen Postanstalt, Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk. 2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 :: Kommissionar Gust. Braune, Leipzig

EIN OFFENES WORT AN DIE „AKTION“

Sie haben in Nr. 42 Ihrer Zeitschrift einem „1813“ überschriebenen Artikel Aufnahme gewährt, der sich anmaßt, über die geschichtlichen Vorgänge jener — trotz allem — großen Zeit so verzerrt einseitig zu urteilen, daß ich mich verpflichtet fühle, Sie um Aufnahme dieser gegensätzlichen Erklärung zu ersuchen.

Als Mitglied der Fortschrittlichen Volkspartei habe ich es nicht nötig, mich gegen den Vorwurf des „Hurratriotismus“ zu verwahren. Aber es ist ja wohl etwas anderes, geschichtliche Tatsachen mit unbefangenen Blick von der Warte des politisch aufgeklärten Deutschen zu betrachten, und wieder etwas anderes, vaterländische Ereignisse durch die Brille kosmopolitischer Wirrköpfigkeit zu beurteilen und mit übel angebrachten Nietzsche-Zitaten zu operieren.

Der Verfasser des Artikels, der es bezeichnenderweise vorgezogen hat, seinen Namen zu verschweigen, wagt es, die Erhebung des Volkes, die als solche eine auch für Fortschrittler unantastbare Tatsache war, als ein „Sklavenaufstand wider die Freiheit“ zu bezeichnen. Das ist nach meinem Gefühl das Stärkste, was bisher ein Deutscher gegen Deutsche zu äußern sich nicht entblödete. Daß Napoleon ganz selbstverständlich als Inkarnation des Geistes gefeiert wird, der von der „verbündeten Unvernunft“ überrumpelt worden sei, möchte ja noch hingehen, denn solche Tiraden gehören seit Heine zum eisernen Bestand des „Kosmopolitismus“. Aber daß der — ungenannte — Artikelschreiber ernsthaft den lächerlichen Versuch unternimmt, die Ehrlichkeit des vaterländischen Dranges nach Befreiung von der Fremdherrschaft zu bezweifeln (indem er von

„nationaler Reportage“ spricht), — das verdient denn doch energisch zurückgewiesen zu werden! Wie nicht anders zu erwarten war, läuft die Verherrlichung des Genies Napoleon und die Verhöhnung der „verbündeten Unvernunft“ schließlich auf die übliche kosmopolitische Friedenssimpelei hinaus. Da ist es denn doch zum Lachen, wenn man bedenkt, daß ausgerechnet Napoleon, der Schlachtenkaiser, dazu erhalten muß, als leuchtendes Friedenssymbol der „Barbarei“ der Befreiungskriege gegenübergestellt zu werden. Und ähnlich ist es mit Nietzsche! Ganz abgesehen davon, daß dieser „Philosoph“ — wie Otto Ernst jetzt eben überzeugend nachgewiesen hat — manchmal doch recht unklar — um nicht zu sagen: verwirrt — rasonierte, ist es ein starkes Stück, denselben zum Schwurzeugen einer herdenmäßigen Friedensduselei um jeden Preis, der sein Herrenmenschentum wahrlich wenig entspricht, aufzurufen!

Nein, meine Herren von der „Aktion“ — wir Fortschrittler von heute sehen die Geschehnisse von damals denn doch in anderer Beleuchtung! Gewiß: der Fortschritt der Menschheit ist eine heilige Sache, und der Krieg — soweit er leichtfertig und ohne zwingende Gründe entfesselt wird — muß bis aufs Messer bekämpft werden. Aber wir sind und bleiben in erster Linie Deutsche und fühlen uns — sehr im Gegensatz zu unklaren Weltverbrüderungsschwärmern — von jenem nationalen Geist erfüllt, der nach unserer Überzeugung unsere Großväter vermochte, sich mit Gut und Blut gegen die Fremdherrschaft zu Wehr zu setzen, und unsere Großmütter bestimmte, sogar ihr blondes Haar

sogar der Galgen, seinen Humor hat. Es kann einem Spaß machen, die groteske Flora der Zeitungsblumen mit einem flüchtigen Blicke zu mustern und sarkastisch zu belächeln. Wer ist komischer: der ritterliche Zeitungsstil oder der pöbelhafte Zeitungsstil? Um den Preis der Verkehrtheit ringen sie beide. Ein paar Stichproben davon mögen genügen.

1. Ritterlicher Zeitungsstil.

Ich sehe ein paar emsige Männer Haufen von frischen Zeitungsnummern durchwühlen. Die Zigarre dampft, die Papierschere klirrt, die Brille brilliert hin und her. Jeder findet den Ort, wohin er zu sehen hat, fast blind; sie haben es längst im kleinen Finger, wer die offizielle, wer die offiziöse und wer die inspirierte Zeitung ist, oder wer in den „unabhängigen“ Organen die offizielle, offiziöse und die inspirierte Chiffre. Sie wissen in der Amtlichen, Halbamtlichen und Unabhängigen den Leitartikel, die Korrespondenz, die Notiz, ja das scheinbar bedeutungsloseste Inserat zu deuten. Sie deuten das alles in bezug auf ihren eigenen Standpunkt. Der Innere merkt auf, wie man im Kulturkampf, der Äußere in der Orientfrage, der Volkswirt in der Zoll- und Eisenbahnfrage denkt und wie diese Gedanken der Politik seines eigenen Blattes begegnen oder zuwiderlaufen. Wie nennt man diese Tätigkeit der lesenden, schreibenden, Schere und Rotstift handhabenden emsigen Männer? Ei doch, sie redigieren. Weit gefehlt. Sie stehen auf der Hochwacht! Wenn der Turmwart auf den Warttürmen der Städte, wie z. B. die Sachsenhäuser- und Friedberger-Warte bei Frankfurt, Luft und Erde seines weiten Horizonts durchspähte, ob er ein feindliches Ritterfähnlein in Sicht bekam oder ein Kauffahrerzug im Geleite einer befreundeten Stadt die Landstraße daherkroch, so hat mir dieser Mann zwar keine große Ähnlichkeit mit einem anderen Manne, welcher bei Gaslicht in seinem Bureau einen Haufen von Zeitungen durchwühlt; aber — der letztere läßt sich's nicht nehmen: er hält seine Hochwacht.

Und siehe da, bald entdeckt unser Hochwächter einen Zeitungsartikel, der ihn grimmig verdrießt. Was tut der Ergrimnte? Je nun, er brennt sich eine Zigarre an und schreibt gegen die Zeitung. Ich bitte, sich ritterlicher auszudrücken! Er wirft ihr den Fehdehandschuh hin.

Natürlich ist die gegnerische Zeitung nicht minder ritterlich, und da ihre Ritter soeben nachgedacht, was sie für die morgige Nummer schreiben sollen,

so ergreifen sie mit Vergnügen und schreiben gegen die Zeitung, welche gegen sie geschrieben. Weil aber beim Zeitungsschreiben das Wort „schreiben“ förmlich verpönt ist, so werden sie mit dieser Zeitung nicht sowohl Worte wechseln, als: mit ihr in die Schranken treten.

Am hitzigsten schreibt der jüngste unter den Redaktionsrittern, denn eigentlich ist er noch gar nicht Ritter, sondern will sich bei dieser schönen Gelegenheit erst seine Sporen verdienen.

Andere haben das längst schon getan. In Tyost und Buhurt ergraut, sieht man den berühmten Ritter Aaron Mendel für die zollfreie Einführung Halbgarne eine Lanze brechen.

Fast wird das Papier zu wenig — denn manchmal sagt man statt Kampfplatz oder Arena noch immer Papier; — da erwirbt sich Simon Fränkel den Dank der ganzen Ritterschaft, indem er mit einer Bravour, die er nur von seinem Ahnherrn, dem großen Cid, haben kann, für die zollfreie Hadern- und Lumpeneinfuhr seine Lanze einlegt.

So tummelt sich die Ritterschaft hüben und drüben. Die Schutzzöllner verteidigen ihre Zölle und die Manchesterleute ihren Freihandel. Das nennen sie beiderseits: ihr Banner hochhalten.

Sie suchen ihre Meinung im Publikum zu verbreiten, oder diejenigen, welche mit ihnen schon gleicher Meinung sind, zur öffentlichen Betätigung derselben anzuregen; d. h. sie fordern männiglich auf: sich um ihr Banner zu scharen. Das Banner ist entrollt, das Banner wird hochgehalten, man scharht sich um das Banner.

Über das Kostüm und die Ausrüstung der Ritter wüßte ich weniger Bescheid zu geben; ich kann nicht sagen, ob sie Schärpen, Arm- und Beinschienen, Ger und Brünne tragen; mit Bestimmtheit kann ich nur die Kopfbedeckung bezeugen. Sie ist der eiserne Ritterhelm mit der verschiebbaren Gesichtsschiene. Diese letztere darf aber nie zum Schutz und zur Bedeckung des Gesichts dienen, denn unsere Ritter setzen ihren höchsten Ehrenpunkt darein: jederzeit mit offenem Visier zu kämpfen. Ich halte das für praktisch, denn es läßt sich nicht nur ehrlicher kämpfen, sondern auch besser die Zigarre rauchen — mit offenem Visier! (Anmerkung für die Neuzeit: Der Ritter, der den Preis davonträgt, welchen bekanntlich „die Dame“ spendet, behält, schon des Handkusses wegen, selbstverständlich auch in diesem erquicklichen Augenblicke sein Visier offen; erst seit in moderner Ritterzeit statt der Dame ab und zu der Generalsekretär der Aktiengesellschaften die Preise verteilt, könnte sich vielleicht auch das geschlossene

Visier empfehlen, nämlich um die Schamröte der Bescheidenheit zu verbergen.)

War der Zeitungskampf ein Einzelkampf, so hat man der feindlichen Zeitung den Fehdehandschuh hingeworfen, ist in die Schranken getreten, hat sie aus dem Sattel gehoben, hat sie in den Sand gestreckt und hat schließlich den Preis davongetragen.

War es ein Massenkampf, so ist man gegen die feindliche Zeitung zu Felde gezogen, man macht Front gegen sie, man liegt mit ihr zu Felde, man schlägt sie aus dem Felde, und hat man sie endlich gezwungen, zum Rückzuge zu blasen, so wird der Vorkämpfer, wie König Pharamund, auf den Schild gehoben.

Ob Einzelkampf oder Massenkampf, immer aber war das Zeitungsschreiben ein Kampf, und die Zeitungsschreiber machen völligen Ernst daraus, Schreiben und Zigarrenrauchen, die friedlichsten Dinge von der Welt, als kriegerische und blutige zu stabilisieren. Nur wir Älteren haben noch Spaß von diesem Ernst, die wir in der Gänsekielperiode und nicht in der rasselnden Erz- und Bronzeperiode des Zeitungsstils aufgewachsen. Die Jüngeren dagegen stecken in ihrem Ernste schon so tief, daß sie bereits in Verlegenheit wären, ihre Zeitung zu schreiben, ohne ein Banner hochzuhalten und in die Schranken zu treten. Ich glaube, es hieße sämtliche Zeitungsfedern zum Stillstande bringen, wenn man ihnen den ritterlichen Zeitungsstil nähme. Höchstens bliebe ihnen noch — der pöbelhafte Zeitungsstil übrig.

2. Pöbelhafter Zeitungsstil

Wir können es uns nicht ersparen, der „Germania“ den Vorwurf ins Gesicht zu schleudern... Ich möchte mir's doch ersparen.

Ich kann mit meinem Mitmenschen manches zu tun haben. Ich kann mit seiner Vernunft etwas zu tun haben, um sie zu überzeugen; ich kann mit seinem Herzen etwas zu tun haben, um es zu rühren; dagegen bleibt es mir schlechterdings unverständlich, was ich mit seinem Gesichte zu tun hätte. Unter allen Umständen bleibt mir sein Gesicht aus dem Spiele. Wie sich ein Mann von Erziehung entschließen kann, einem andern etwas „ins Gesicht zu schleudern“, habe ich nie zu begreifen vermocht.

Wir werden unser Banner hochhalten, so sehr sich „Pokrok“ bemüht, es in den Kot zu zerren. Was hat der Kot mit dem Ideenkreise von denkenden Menschen zu tun? Welcher Interessenstreit könnte in irgendeinem Sinne beim Kot an-

kommen. Gehört der Kot in die Ökonomie politischer Parteien? Und wenn nicht, warum gehört er in ihre Sprache? Wenn Schweine reden könnten, so würde er wahrscheinlich eine wichtige Rolle spielen — in der Schweinesprache; aber in der Menschensprache? in der Journalistensprache? Ich beweise die Stärke meiner Sache und beweise die Schwäche der gegnerischen Sache; mag mein Gegner dann auf einem samtigen Diwan liegen; er ist ja doch ein Mensch, und der Diwan ist menschwürdiger als der Kot. Wenn es auf mich ankommt, so brauche ich niemals Kot; es kann ewig trockenes Wetter sein. Ja, ich brauche auch dieses trockene Wetter nicht, um meinen Gegner in den Staub zu treten! Ich baue meine Zeitung weder aus Kot noch aus Staub, sondern überlasse diese Stoffe den freundlichen Schwalben zu ihrem Nesterbau.

Die „Kreuzzeitung“ und die „Volkszeitung“ liegen sich einander in den Haaren . . .

Ein Schauer überläuft meinen Rücken! Wer kann sich die Möglichkeit vorstellen, daß gebildete Menschen „sich in den Haaren liegen“? Ich habe es noch nie von den ungebildetsten gesehen! Ich hörte Gassenbuben und Fischweiber sich schimpfen, aber so leidlich zivilisiert sind unsere Städte, daß selbst die Hefe des Stadtpöbels mir in fünfzig Jahren noch nie das ekelhafte Schauspiel geboten, wie zwei sich in den Haaren liegen. Und nun versichert mir der Sprachgebrauch der Zeitungen, daß Männer, welche Bildung haben und Bildung verbreiten — sich in die Haare geraten und sich in den Haaren liegen!! Wer kann ein Journal, seinen Charakter und seine Überzeugungstreue achten, welches heute beifert, was es gestern verhimmelt . . .

Wer geifert? Das kleinste der kleinen Kinder, der Säugling. Hierauf die Furie im entsetzlichsten Ausbruch ihres pöbelhaften Affekts, und schließlich der Narr in der Zwangsjacke, der tobsüchtige Rasende, dem der Schaum vor den Mund tritt. Die Zeitungen selbst aber meinen — mit dem unmündigsten Kinde, mit der ekelhaftesten Megäre, mit dem unheilbarsten Wahnsinnigen sei noch der vierte im Bunde: ein Zeitungsredakteur! Der nächstbeste ihrer Kollegen geifert in jedem ihnen beliebigen Augenblick.

Ich weiß nicht, ob meine Leserinnen, welche an andere Blumenbuketts gewöhnt sind, noch mehr von diesen Zeitungsblumen wünschen. Die mitgeteilten Probeexemplare waren aus dem Kot und aus dem Staub gepflückt, mit ausgerauften Menschenhaaren gebunden und mit dem Tau von

Geifer besprengt. So zubereitet werden sie uns galant überreicht, nämlich ins Gesicht geschleudert. Wir lächeln grinsend unsern Dank und wollen uns sachte verabschieden, da erwischt uns der Zeitungsantholog beim Zipfel und nötigt uns noch sein Bestes auf, ein paar ganz exquisite und superfeine Blümchen, die schon ihres romantischen Fundortes wegen zarten Seelen interessant sein müssen. Sie wachsen nämlich — dicht unterm Galgen.

Wer wird da geißelt? Körperliche Strafen sind doch längst schon abgeschafft; sage mir, Henkersknecht, wer trug dir auf, ein so bestialisches Urteil . . .

Ich bin kein Henkersknecht, sondern ein Zeitungsredakteur, und ergötze mich höchlich daran, einen meiner Kollegen zu geißeln. Ich habe ihn erst mit ätzender Lauge überschüttet, was ich von einem Waschweibe lernte; es nützte nichts, und nun geißle ich ihn, was ich vom Gevatter Henker lernte.

Silberglöckchen, Zauberflöten
Sind zu eurem Schutz vonnöten;

und Waschweib und Henker zum Journal-Redigieren!

Ich weiß freilich: das Geißeln kommt nicht aufs Kerbholz der Zeitung allein; die Sprache der satirischen Literatur hat es längst schon gehabt. Wir haben es aus den lateinischen Schulen aufgegriffen, durch die jeder Deutsche geht; wir fanden es schon bei den Römern.

Das ist wahr und doch nicht ganz wahr. Wo wir geißeln sagen, sagt der Römer *castigare*, aber das heißt *castum agere*, etwas keusch und rein machen. Diese Etymologie fiel mit vollem Verständnis ins römische Ohr, und sie klingt menschlich genug. In unser Ohr fällt nichts als die klatschende Geißel, ein Bild der nackten Bestialität. Wir haben *castigare* ziemlich leichtsinnig mit „geißeln“ übersetzt; dieses heißt *flagellare*, aber das gebraucht selbst der harte und grausame Römer nicht in jener geistigen Bedeutung, welche bei uns durch das mißbräuchliche „geißeln“ geschändet wird. Die richtige Übersetzung für *castigare* wäre „züchtigen“, wo ins deutsche Ohr der Begriff Zucht — „Zucht und Sitte“ — fällt, so daß züchtigen fast „sittigen“ heißt und genau den Begriff von keusch- und rein-machen bekommt. Geißeln ist einfach viehisch und entbehrt jedes moralischen Begriffs.

Und möchte „geißeln“ noch eine frühere und schon überlieferte Unart des Sprachgebrauchs

sein; neuere und durch den Zeitungsstil allein in Schwung gekommene, von ihm mit Vorliebe und verschwenderisch gebrauchte Ausdrücke kultivieren die Roheiten der Henkersprache noch eines weiteren. Denn nicht nur, daß die Zeitungen mit nie gesättigter Wollust untereinander sich geißeln; sie brandmarken sich auch, sie drücken sich ein Brandmal auf die Stirne und stellen sich an den Pranger. Zum deutlichen Beweis, daß die Zeitungssprache die Galgensprache nicht zufällig, sondern als ein tiefgefühltes Bedürfnis und in all ihren Variationen sich anzueignen liebt.

Als ein tiefgefühltes Bedürfnis! Ist es an dem, so dürfen wir unsere Kritik nicht schließen, ohne auf mildernde Umstände zu plädieren. Und fast scheint es uns so. Es möchte Ernst sein, völliger Ernst mit dem tiefgefühlten Bedürfnis.

So viel ist wenigstens wahr: die Zeitungspressen hat ein natürliches Bedürfnis, eine starke und nachdrückliche Sprache zu sprechen. Das eingeräumt — wie wir es gern tun —, finden wir ein versöhnendes Moment darin und können den Richter in den Verteidiger verwandeln. Wir haben die Zeitungspressen, und wohl mit Recht, das ureigenste Kind des modernen Bürgertums genannt, aber das Bürgertum ist ein gar zahmes, friedliches und zivilisiertes Geschöpfchen; woher nähme das eine starke und nachdrückliche Sprache? Ei, von denen, welche sie haben! Das mittelalterliche Rittertum hatte sie, und der Pöbel aller Zeiten hat sie. Also wäre es immerhin natürlich, begreiflich, nachgewiesen und menschlich-motiviert, warum die bürgerlichste Institution eine Junkersprache, die gebildetste eine Pöbelsprache spricht, warum sie in jenem Falle lächerlich, in diesem ärgerlich und in beiden geschmacklos spricht.

Aber wie wir die Schuld auch mildern, ein Unglück bleibt es trotz alledem. Und nur mildern, nicht gänzlich aufheben können wir die Schuld. Hat nämlich die Zeitungspressen das Bedürfnis einer starken und nachdrücklichen Sprache, so hat sie es auf dem ganzen zivilisierten Erdenkreis und nicht bloß in Deutschland allein. Desungeachtet bietet uns keine Journalistik — weder die englische, noch die französische, italienische, spanische, russische — keine Journalistik der ganzen Kulturperipherie bietet uns das Schauspiel jenes junkerlich-pöbelhaften Gallimathias, welcher die deutsche Journalliteratur entstellt. Es müßte also doch wohl möglich sein, auch im Deutschen stark und nachdrücklich, aber ohne gedankenlosen Sprachverderb, zu sprechen. Und

brauchen wir denn einen bündigeren Beweis dieser Möglichkeit als unsere Klassiker? Ich denke, Lessing hat stark und nachdrücklich zu sprechen gewußt! Gottlob, daß unsere Klassiker endlich wohlfeil geworden und in Volksausgaben das Gemeingut aller zu werden fähig sind; dieses Gegengift stellt just zur rechten Zeit sich ein, um den Verfall des reinen Sprachgefühls noch eine Weile aufzuhalten, weil es ja doch das Unglück gewollt hat, daß das verbreitetste Literaturelement, die Journalistik, eine so unreine Sprache bei uns in die Phantasie und auf die Zunge aller gelegt!

Und so lese ich denn schon lange meinen Lessing fast nur noch aus formalen Gründen, denn das Sachliche, insofern es bleibend, ging ja in Fleisch und Blut über; fast der halbe Lessing aber besteht leider aus Sachlichem, das vergänglich war und das veraltet ist. Wer lächelt nicht schmerzlich, wie viel Papier ein Lessing daran wendete — um einem Epiker Dusch, oder selbst einem Herrn Geheimderat Klotz ihre nebelköpfigen Dummheiten zu beweisen! Welch prächtige Donnerwetter um solcher Omelette willen!

Aber die Donnerwetter füllen mein Ohr mit ihrem erhabenen Schall! Diese Donner- und Wettersprache lese ich — etwa wie ein Römer unter Theodorich die Klassiker des Augustus las —, bloß um mir die Sprache blank zu putzen, welche reißend schnell zu verrosteten droht, bloß um mich zu erinnern und mir gegenwärtig zu halten, wie man ein starkes und nachdrückliches Deutsch sprechen kann — auch ohne Lanzen zu brechen, Banner zu schwingen, in den Haaren zu liegen, in die Gesichter zu schleudern, sich in den Kot zu zerren und sich an den Pranger zu stellen.

Cogito-ergo-sum

Glossen

HERR DR. S. PULVERMACHER

also heißt die Formel, auf die der Stumpfsinn der liberalen Presse zu bringen ist. Dr. S. Pulvermacher sagt alles, Dr. S. Pulvermacher bedeutet die Pleite des politischen Holzbocktums.

Das war nicht vorauszusehen: daß die Presse so blind in die Falle gehen könnte. Als wir den Einfall hatten, die Phrasenklyschees aus einem Dutzend „fortschrittlicher“ Leitartikel rein mechanisch zu einem „Offenen Wort an die AKTION“ zusammenzustellen, wollten wir ein-

fach die Leerheit dieser fortschrittlichen „Weltanschauung“ zeigen. Was haben wir erreicht? Die Provinzpresse bejubelt ihren Helden Pulvermacher. „Eine verdiente Abfertigung ist der AKTION zuteil geworden.“ „Ein kräftiges Wort an rechter Stelle“, jauchzt ein anderer Kuli. „Die AKTION, ein alles Edle in den Kot zerrendes Berliner Wochenblatt, muß sich bequemen!“ Und so fort. Nicht die blonden Haare der Großmütter warnten, nicht das neue Völkerschlachtdenkmal, nicht die Häufung der Phrasen, nicht der Name Pulvermacher. Die liberalen Politiker fanden einen hübschen Phrasenballen, einen Doktor, der sein Recht zur politischen Verblödung aus seiner fortschrittlichen Mitgliedschaft ableitete, und alles schien in Ordnung. Wahrlich: wenn unsere „nationale“ Presse nicht ebenso tüchtige Federhelden beherbergen würde: die Pulvermacher würden jetzt vom Gelächter weggeblasen werden.

VERGNÜGTES MÄDCHEN

(Zu meinem Bild von Schnackenberg.)

Sieh doch, so ein feines Luder.
Diesmal hatt' ich wirklich Schwein.
Sein Gesicht ist weiß wie Puder . . .
Louis, nimm ihn . . . Laß mich sein . . .

Wird sich noch ein Bein ausrenken —
Oder schlägt an einen Pfahl —
Hui, der wird sein Lebtage denken
An den heut'gen Karneval. —

Kannst ihn ganz allein behalten . . .
Daß dich nur kein Wachmann faßt . . .
Geh doch zu der Sau, der alten . . .
Die du ja viel lieber hast . . .

Ich find alle Tage einen
Neuen Freund . . . ich brauch dich nicht . . .
Louis schießt nach meinen Beinen.
Schimpft. Und schlägt mich ins Gesicht.

„Wirst du ihn gleich bei den Füßen
Fassen . . . Quatsch nicht . . . So . . . Gradaus . . .
Warte, Schleimstück, du sollst's büßen,
Kommst du erst mit mir nach Haus —“

Mich ergreift ein tolles Fieber.
Hii — ich freu' mich fürchterlich.
Endlich wieder ist mein lieber
Süßer Schieber geil auf mich.

Aliwi

WIE WERDEN HEILIGTÜMER?

Die Berliner Zeitungen vom 3. November antworten:

„Am gestrigen Sonntag, dem Jahrestage der mit den Verbündeten abgeschlossenen württembergischen Präliminar-Allianz, fand im Innern des Völkerschlachtdenkmal die von uns angekündigte stimmungsvolle Feier statt. In der Krypta des Denkmals, die von jetzt ab durch eine Kette abgesperrt werden soll, um als Heldenmausoleum der Tapferen von 1813 den Deutschen ein Heiligtum zu werden, gab der Leipziger Männerchor unter Leitung des Königl. Musikdirektors Wohlgemuth ein Konzert, bei dem u. a. das Graduale von Krell und Nicodés Meer aufgeführt wurden.“

DEUTSCHE JUDEN ÜBER KIEW

Der „Ulk“:

Ich frage mich jetzt Tag um Tag,
Ich frage mich die ganze Zeit,
Ob nicht für Wera Tscheberjak
Des Henkers Beil is schon bereit.“

Der Mensch:

Ich frage mich jetzt Nacht um Nacht:
Wann endlich wird der junge Mann
Bei Mosse rituell geschlacht',
Damit er nicht mehr dichten kann?

Repräsentanten des Menschengeschlechts

ERINNERUNGEN AN „BERÜHMTE ZEITGENOSSEN“

Von Theodor Lessing

1. Vorgeschichte

Mai 1907 erhalte ich, mit Berufung auf meine theaterästhetischen Arbeiten, von einer Wochenschrift eine Aufforderung zur Mitarbeit. Den Herausgeber kenne ich nicht. Finde aber die in Berlin erscheinende Zeitschrift, genannt „Die Schaubühne“, erstaunlich gut. Nehme die Mitarbeit an und bewahre sie, meist ohne oder mit geringer Honorierung, durch sechs Jahre. Meine Beiträge gelten — mit bestem Recht — als das weitaus Wertvollste und Eigentümlichste, was die im übrigen mehr auf sogenannte „Aktualitäten“ eingestellte Zeitschrift zu vergeben hat. Der

Herausgeber, Herr Siegfried Jacobsohn, schreibt mir von Zeit zu Zeit Episteln, wie ein gutgearteter, ehrfürchtiger junger Mensch einem älteren Manne von Würde und Wert schreibt, dessen Urteil er sich gern unterstellt¹⁾. Persönlich kenne ich den Mann nicht. Aber endlich am 18. November 1909 bietet sich Gelegenheit, ihn kennen zu lernen. Während eines Aufenthalts in Berlin bittet mich Herr Jacobsohn um eine Zusammenkunft „in einer für ‚Die Schaubühne‘ sehr dringlichen Angelegenheit“^{2) 3)}. Bei dieser Be-

¹⁾ Berlin, 17. Okt. 1912. „Verehrter Herr Doktor, ich bin begierig nach Ihrem Tadel. Ich bitte Sie darum, rückhaltlos mir alles zu sagen, was Ihnen an mir mißfällt. Wenn nicht im ersten Augenblick, so habe ich doch immer mit der Zeit von Ihrem Tadel profitiert. Was Sie über die Enge meines geistigen Fundus mir sagten, das empfinde ich selber aufschmerzlichste. Aber, abgesehen von einer chronischen Augenkrankheit, bedenken Sie, wann hätte in der Mühsal des Erwerbes ich Zeit finden sollen, mich fortzubilden.“

²⁾ Berlin, 23. Okt. 1909. „Ich muß Sie sprechen, aber ich kann, wenn Sie nur so kurze Zeit in Berlin sind, wahrhaftig nicht verlangen, daß Sie die weite Reise nach Westend machen, sondern will am Morgen des 18. November dort sein, wohin Sie mich bestellen. J.“

³⁾ Die Vorgänge bei der Begegnung am 18. November 1909 hat J. laut Prozeßakten und Preßberichten folgendermaßen vor Gericht dargestellt und protokollieren lassen: „Lessing hat mir Herbst 1909 einen Besuch gemacht und bei dieser Gelegenheit von seiner großen Bewunderung für meine Zeitschrift geredet. Darauf sagte ich ihm: ‚Bewunderungsausdrücke wie die Ihrigen bin ich gewohnt. Aber es wäre mir lieber, wenn jemand dergleichen statt mir persönlich, einmal öffentlich sagte.‘ Wenige Zeit danach erhalte ich von Lessing einen Artikel, in dem er die ‚Schaubühne‘ als die in aller Welt beste Zeitschrift verherrlicht.“ . . . Zur Beleuchtung dieser Aussage genügt es, die folgenden Briefstellen zu urgieren: „Berlin, 26. Dezember 1909. Lieber Herr Doktor! Jetzt ist es so weit! Ich bitte Sie dringend, den besprochenen Artikel an Harden Dienstag abzuschicken, so daß er Freitag früh im Grunewald ist. Ich habe das anliegende Begleitschreiben verfaßt. Nach genauester Kenntnis der Hardenschen ‚Seele‘ und in sorgfältigster Abwägung ihrer nächstwöchigen ‚Stimmung‘. — Lachen Sie ruhig! — Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie es bis auf stilistische Verbesserungen möglichst unangestastet ließen. Tun Sie mir auch den Gefallen, Harden Kürzungen und Änderungen zu erlauben. Es wird ihm durch den einen Satz, den Sie am besten unterstreichen, ungeheuer erschwert, Ihren Aufsatz zurückzugeben. Nehmen Sie, lieber Herr Doktor, meinen aufrichtigsten Dank und die besten Weihnachtsgrüße und Neujahrswünsche.“ Der beigefügte Briefentwurf, dessen Absendung an Maximilian Harden der angeblich vor dem Untergang seiner Zeitschrift stehende Journalist von mir erbat, lautet so: „Sehr geehrter Herr Harden. Herr Siegfried Jacobsohn sagte mir, daß er in einer Situation sei, in der es von ungemeiner, ja für die Fortexistenz der ‚Schaubühne‘ vielleicht entscheidender Bedeutung sei, daß endlich einmal an sichtbarer Stelle mit Nachdruck und Ausführlichkeit auf

gegnung spricht er von seinen finanziellen Nöten. Er habe mit einem ihm befreundeten Schriftsteller, Maximilian Harden, beraten, wie der „Schaubühne“ aufzuhelfen sei. Harden wolle nun gern einen Aufsatz zugunsten der „Schaubühne“ bringen, falls ich geneigt sei, den zu schreiben . . . Diese erste Begegnung enttäuscht mich. Der Mann ist ohne zarteren Takt, fühlt nicht, wem er gegenübersteht, und leitet einen „Verkehr“ ein, nun, wie eben großwortige Berliner Literaten wohl untereinander verkehren mögen. Ich mache aus Antipathien gegen den Publizismus Hardens keinen Hehl. Das greift er auf. Verlächerlicht die Person, den Stil; schildert dem Ganzfremden Hardens häusliche Details. Aber einige Tage später schickt er mir einen Brief, aus dem hervorgeht, daß er im Hause des so Geschilderten aus- und eingeht, auf dessen „Freundschaft“ leis renommistisch Wert legt und ihn erst jetzt mit allerlei Listen dahin bearbeitet, daß er den bei mir bestellten Aufsatz annehmen muß. Zugleich legt er mir einen „diplomatischen“ Brief an Harden vor und bittet mich, den von Hannover aus an Harden zu senden. Es ist mir klar, daß Herr Jacobsohn sowohl mich wie Herrn Harden „diplomatisch“ ausnutzt. Angenehme „Freundschaft“! Nun: eine Welt „berühmter Literaten“. Dennoch schreibe ich, unentgeltlich, den einmal versprochenen Aufsatz und kann das im Hinblick auf die damals ganz außerordentlichen geistigen

sie hingewiesen würde. Er fragte mich, ob ich Lust und Zeit hätte, einmal über die ersten fünf Jahrgänge zu berichten, und ich entschloß mich als erklärter Freund des Blattes um so lieber und leichter dazu, als J. mir mitteilen konnte, daß Sie ihm gegenüber sich bereit gezeigt hätten, meinen etwaigen Artikel, wenn er Ihnen gefiele, in der ‚Zukunft‘ zu bringen. Hier ist er, und ich wünschte sehr, daß er Ihnen gefiele. Gegen Kürzungen und Änderungen, die Ihnen etwa notwendig erschienen, hätte ich nichts einzuwenden, denn ich empfinde keinerlei Autoreneitelkeit, sondern habe nur den Wunsch, einem gefährdeten und förderungswerten Unternehmen zu helfen. Höchstens wäre es, da ich den Artikel auf Jacobsohns dringende Bitte besonders rasch geschrieben habe, nun auch persönlich angenehm (ebenso angenehm, wie es für die ‚Schaubühne‘ notwendig wäre!), wenn ich ihn in den nächsten Nummern der ‚Zukunft‘ gedruckt sehen könnte.“

Dieses ist das Konzept, von Herrn Jacobsohns eigener Hand geschrieben. Einen weiteren Brief ähnlichen Inhalts richtet er an mich am 14. Dezember: „Für Ihre Güte werde ich stets Ihnen dankbar sein. . . . Ich rechne in allen Dingen damit, daß ich mich in dem Heiligen Maximilian (sc. Harden) verrechnen kann.“ . . . Man vergleiche mit dieser Korrespondenz Jacobsohns unerhörte Aussagen vor Gericht vom 14. Oktober 1913.

Leistungen der „Schaubühne“ mit bestem Gewissen. Ich bleibe Mitarbeiter, aber die folgenden Jahre bringen eine neue Seelenkarambolage. Dezember 1909 schreibe ich in einer glücklich-unglücklichen Stunde des Muts oder des Übermuts eine Satire auf das seelenentgötternde, alles entnüchternde, alles profanisierende allokutorische Literatentum unserer Tage. Die Satire ist gut, scharf, witzig, nicht gehässig. Ich werde sie in jeder Stunde meines Lebens mit Stolz bekennen. Anlaß zu ihr gibt ein neues Buch eines „Kulturkritikers“ Samuel Lublinski: „Bilanz der Moderne“. Ich nenne meine Parodie: „Samuel zieht die Bilanz“ und sende sie der „Schaubühne“ ein. Jacobsohn muß sich durch diese Persiflage des heutigen Literatentums getroffen fühlen, wie wird er sie aufnehmen? Er antwortet 30. Dezember 1909: „Tausend Dank! Einmal für die Absendung meines Briefes an Harden, dann aber auch für den wahrhaft himmlischen Lublinski. Ich übertreibe nicht im geringsten, wenn ich sage, daß in dieser Satire ein Heinrich Heinescher Zug steckt. Ich habe sie hintereinander zweimal schreiend, röchelnd, heulend gelesen, und ich habe sie außerdem dreimal im Laufe des Tages zu unendlichem Gaudium der Hörer vorgelesen.“ Also: die Satire ist als Satire verstanden. Und sie erscheint⁴⁾. Aber wunderbar: die Freunde des Kulturkritikers Lublinski verstehen mich anders. Sie wittern eine persönliche Gemeinheit, ein „Resentiment“, ja man sucht hinter mir gar einen „Antisemiten“. Dreißig Schriftsteller (keiner davon kannte irgendeines meiner Werke) tun sich zu einer Kundgebung zusammen. Der Himmel verfinstert sich noch mehr, als ein weit berühmter Autor, dessen Familie nach zehnjähriger naher Bekanntschaft sich mir verfeindet hat, diese Gelegenheit zu einem unerhörten Angriff wider mich benutzt. Nun müßte Jacobsohn sprechen. Oder einen Wohlgeneigten bitten, in der „Schaubühne“ ein Wort der Verteidigung zu sagen. Nun habe ich die Hilfe irgend jemandes, der mich kennt und schätzt, dringend nötig. Aber nein; ich muß einen schweren Kampf um die geistige Selbstbehauptung fast zwei Jahre hindurch durchführen, muß, um meine „Ehre“ zu verteidigen, mich mit einer Broschüre wehren und finde mich — ganz allein⁵⁾. Der begeisterte Jacobsohn

⁴⁾ Am 1. Januar 1910: „Verehrter Herr Doktor, meinen Neujahrsgruß. Samuelchen macht sich auch gedruckt herrlich. Ich freue mich schrecklich auf den Abdruck. Schicken Sie bitte, bitte bald wieder Beitrag.“

⁵⁾ Zwei Briefstellen: die erste vom 15. Februar 1910:

schreibt nicht eine Zeile zu meinem Schutz; die ganze Sache (ich glaube mich gleichwohl in ihr bewahrt und bewährt zu haben) geht ihn gar nichts an... Für den abseits lebenden Denker ist es sehr wesentlich, für nicht alltägliche ästhetische Ideen und dramaturgische Arbeiten die zur „führenden Macht“ gewordene „Schaubühne“ an Hand zu behalten. Ich bleibe also „gelegentlicher Mitarbeiter“ der „Schaubühne“. Ich habe ja sonst keine Rednertribüne. Persönlich freilich komme ich mit dem Herausgeber Jacobsohn, ich mag arbeiten was ich will, auf keinen grünen Zweig. Ich sende ihm die leichteren meiner Bücher und fordere bestimmt, er möge nur acht Tage lang, statt Artikel zu schreiben, sich dem Studium meiner Geisteswelt widmen. Er verspricht es, aber verschiebt die Bekanntschaft mit mir von Tag zu Tage. Ich fühle: der Mann hat kein geistig-sachliches Interesse. Er benutzt dich. Er renommiert mit dir, solange er dich eben brauchen kann. Ihm liegt an nichts als an: Wirkung, Publikum, Macht. Dazu entstehen alsbald allerlei unerhebliche Dissonanzen. Ich habe große Vorliebe für die dichterische Persönlichkeit Alfred Kerrs. Der Herausgeber aber verfeindet sich mit diesem Autor und verbietet mir nun, in meinen Beiträgen den Namen dieses Mannes je zu erwähnen. Dagegen weigere ich mich und zitiere den Namen in einem Aufsatz. Der Name steht auch unverändert in der Korrektur. Als diese aber gedruckt vorliegt, hat Jacobsohn nachträglich über meinen Kopf hinweg den Namen getilgt. Keine saubre

„In Ihrem Briefe, lieber Herr Doktor, hat mich ein Satz nicht so sehr verletzt als betrübt. Haben Sie wirklich Furcht, halten Sie es denn wirklich für möglich, daß ich Sie im entscheidenden Moment je fallen lassen könnte? Ich habe Ihre Arbeit (die Lublinski-Satire), die mir außerordentlich gefallen hat und noch immer gefällt, als leidlich erwachsener Mensch aus vollster Überzeugung angenommen. Ich vertrete sie gegen jedermann, und ich werde, was auch kommt, mit Ihnen bis ans Ende gehen. Weder Sie noch ich haben etwas zu bedauern.“ Zwei Monate später! Briefstelle vom 9. April 1910: „Werter Herr Doktor, ich würde mir niemals erlauben, Ihre Art Motive zu kritisieren. Aber die Berichtigung auf Thomas Manns Angriffe gegen Sie in der Lublinskisache, die Sie für die ‚Schaubühne‘ einsenden, ganz oder gekürzt zu veröffentlichen, würde ich, leider Unmaßgeblicher, dringend widerraten. Ich würde Ihnen, wenn Sie sonst keinerlei Berichtigung erzielen können, raten, den Vorschlag des ‚Literarischen Echos‘, auf Ihre Kosten zu ihm eine Beilage drucken zu lassen, im äußersten Notfalle anzunehmen. Denn ich meinerseits halte es für das Beste, nein für das einzig Richtige, daß in der ‚Schaubühne‘ der Fall erledigt ist.“

Welt. Nicht meine Welt⁶⁾ . . . 15. August 1912 schreibt Jacobsohn einen lebenswürdigen Brief: er wolle die „Schaubühne“ künftig in eigenen Verlag nehmen, habe zu wenig Geldmittel, bitte, ob ich bis Ostern 1913 gelegentlich ihm dramaturgische Glossen gratis senden wolle; er werde mir, seinem „wertvollsten Mitarbeiter“, für alle Zeit dankbar bleiben⁷⁾ Gut. Wenn der Mann nur halbwegs anständig fühlt, dann fühlt er so wie er schreibt. Ich sage die Gratismitarbeiterschaft bis Ostern 1913 zu. Da tritt Dezember 1912 ein Ereignis ein, das mich vor einen Konflikt stellt.

⁶⁾ 27. Februar 1912: „Ich werde Ihre Aufsätze, verehrter Herr Doktor, immer gern annehmen, nur der Name Kerr darf in der ‚Schaubühne‘ nicht genannt werden. . . . Durch den Namen dieses Chimborassos von Verdrecktheit, gegen den Thomas Mann ein schlohweißes Engelein ist, möchte ich mein sauberes Blatt nicht verunreinigen.“ Mit dieser Stelle vergleiche man die folgende in Jacobsohns Artikel „Die letzte Ohrfeige“ („Schaubühne“ v. 13. März 1913): „Herr Kerr arbeitet nicht, er atmet, lebt, schlürft, tupft, hupft über grüne Wiesen und pöbelt gegen diesen wundervollen Thomas Mann.“ . . . Es versteht sich ganz von selbst, daß ich die hier als Belege beigegebenen Briefstellen Jacobsohns nur darum und nur so weit benutzt habe, als es für mich ganz unerlässlich nötig war, Jacobsohns Widersprüche und Tatsachenentstellungen unwiderleglich klarzulegen. Ich verwende selbst die Briefe dieses Naturwesens nicht, um schadenfrohem Pöbel preiszugeben, daß Herr J. insgeheim sich gehässig gegen den oder jenen gezeigt hat. Wollte ich das, so gäbe es schlechtweg keinen einzigen bedeutenderen Mitarbeiter der „Schaubühne“, über den Herr Jacobsohn mir nicht das Absprechendste geschrieben hätte. Wahrscheinlich hat er dann den andern über mich ähnliche Urteile übermittelt.

⁷⁾ 22. März 1911: „‚Theater der Liebe‘ ist entzückend; schicken Sie mir bitte, bitte bald wieder etwas. Ihre Artikel bringe ich immer gern, wenn ich Kerr streichen darf.“ 15. August 1912: „Ich fürchte nicht wie Sie, daß die ‚Schaubühne‘ an Wert nun künftig verlieren wird. Ich glaube nur zu wissen, wie sie geschäftlich zu heben ist. Und da möchte ich Sie gleich fragen, ob Sie in der Lage sind, mir den unsäglich schweren Übergang dadurch zu erleichtern, daß Sie eine Zeitlang, ein Viertel- oder halbes Jahr, auf Honorar verzichten, wie es auch die übrigen guten, literarisch und menschlich guten Mitarbeiter tun. Wenn Sie sagen, daß Sie nicht in der Lage sind, so werde ich das nicht im geringsten übel nehmen, da ja am freundlichsten Willen gerade bei Ihnen am allerwenigsten zu zweifeln ist.“ Sodann aus Brief vom 19. August 1912: „Die ‚Schaubühne‘ wird ein Geschäft werden! Und wenn das nicht mehr Sache meiner Träume, sondern meines Hauptbuchs sein wird, dann werde ich an Ihnen vergelten, daß Sie mir in der Anfangszeit mit Ihrer Hilfe entgegengekommen sind. . . . Ich weiß recht wohl, daß Sie mit Ihren Ausstellungen recht haben. . . .“ Wie die Vergeltung, die Dankbarkeit des Mannes aussah, siehe „Schaubühne“ vom 23. Oktober 1913. Siehe die weitere Folge dieser Erinnerung an große Zeitgenossen.

2. Der Tatbestand

Am Kgl. Theater meines Wohnorts Hannover ist der Oberregisseur gestorben. Zugleich bekommt das Theater einen neuen Intendanten, der das verfallene Schauspiel ernstlich heben möchte. Er hört, daß an der Technischen Hochschule der Stadt auch theatertechnische Kollegs eingerichtet sind, und fragt an, ob ich gelegentlich und als Privatmann über eingesendete Stücke Bericht erstatten wolle. Ich bin einverstanden. Jedes Gutachten wird mir mit vier Mark honoriert. Jacobsohn hat kaum ein passant von dieser Beziehung erfahren, so bittet er brieflich, 17. September 1912, das Theater zum Abonnement auf „Die Schaubühne“ anwerben zu wollen. September 1912 erhalte ich unter etwa zwanzig neuen Stücken auch das jüngste Stück des Dichters Hermann Sudermann: Der gute Ruf. Ich habe wenig Zeit und lasse die Bücher bis Dezember liegen; am 17. Dezember schreibe ich mein Gutachten. „Das Stück hat erhebliche theatralische Werte, aber ist literarisch nicht guter Art. Es läßt sich billig voraussehen, daß die gesamte ernste Kritik dieses Stück einmütig in Grund und Boden verdonnern wird.“ Indem ich dieses Gutachten auf der Schreibmaschine kopiere, kommt mir der folgende unselige Gedankengang: „Das Stück erlebt nächste Woche in Berlin seine Uraufführung! Schicke einen Durchschlag deiner Kritik an ‚Die Schaubühne‘. Das kostet dich keine Arbeit. Die Zeitschrift erwartet einen Beitrag und kann deine literarische Prognose bei Gelegenheit der Premiere gut gebrauchen.“ Die Premiere sollte am 26. Dezember stattfinden. (Später wurde sie auf den 4. Januar verschoben.) Ich konnte also annehmen: wenn Jacobsohn zur rechten Zeit Korrektur sendet, so kann die Kritik zur Zeit der Premiere oder doch nur ganz kurze Zeit nach ihr noch in Druck erscheinen. Es war übrigens das erstemal in meinem Leben, daß ich eine Zeile über den Dichter Sudermann schrieb. Der Artikel war anderthalb Seiten lang, flüchtig stilisiert, ziemlich belanglos, als „Sensation“ wahrhaftig nicht zu gebrauchen. Er enthielt eine knappe Wiedergabe des Inhalts und sodann einige Bemerkungen über „die Schiefheit der ethischen Auswertungen“ bei Sudermann. Das Urteil war tadelnd, aber ohne Haß und ruhig sachlich. Jacobsohn schrieb in seinem Blatt, man habe sich über die Milde des Urteils beschwert; es sei das mildeste aller erschienenen. Ich hatte kein Interesse daran, ob J. den Artikel benützen oder etwa vernichten werde. Hono-

rar hatte ich nicht zu erwarten. Die Arbeit war doch einmal geleistet. Ich sandte sie ab, weil ich wußte, daß sie bei Gelegenheit der Premiere vielleicht willkommen sei. Mein Begleitbrief lautete: „Geehrter Herr J., ich sende Ihnen anliegenden Beitrag zu gelegentlicher Verwendung. Können Sie ihn nicht gebrauchen, so ist Rücksendung unnötig. Mit bestem Gruß. Lg.“ Diesen Brief diktierte ich mit anderen Geschäftsbriefen meiner Frau in die Maschine. Herr J. erhielt ihn am 18. Dezember. Und — o Wunder! — drei Tage später enthalten sämtliche großen deutschen Tageszeitungen die folgende Vornotiz: „In der nächsten Nummer (!) der ‚Schaubühne‘ wird Herr Siegfried J. schon über den Inhalt des demnächst zur Aufführung kommenden neuen Sudermann-Dramas berichten können.“ Wie war das möglich? Herr J. hatte den Inhalt meines Artikels sofort ohne mein Vorwissen an „Korrespondenzbureau“ weitergegeben. (Ein Verfahren, von dem ich sehr bezweifle, ob es ohne Voreinwilligung der Autoren einem Redakteur gestattet ist.) Und ferner: Gegen unser ausdrückliches Übereinkommen hatte er mir, zum erstenmal in sechs Jahren, keine Korrektur gesandt!! Dieses Handeln mußte schlimme Folgen haben. Sudermann wird durch den Lärm, der mit der Kenntnis des Stücks acht Tage vor der Aufführung gemacht wird, plötzlich aufmerksam. Die Buchausgabe des Stücks erscheint erst 14 Tage später (ein Moment, um das ich mich nicht gekümmert hatte⁸⁾). Sudermann fragt sich also: Woher wissen die Zeitungsschreiber schon jetzt von deinem Stück? Er wittert irgendwelche dunkle Verschwörung und wendet sich an den Staatsanwalt. Dieser läßt „Die Schaubühne“, als der Artikel erscheint, konfiszieren. Hätte nun Herr J. mich wenigstens von all diesen Vorkomm-

⁸⁾ Bei Absendung meines Gutachtens war mir unbekannt, daß das Buch Sudermanns noch nicht im Buchhandel zu haben war. Bei allen früheren Sudermannschen Stücken wurde das Buch (wie mir bekannt war) vom Verleger unmittelbar zur Zeit der Premiere an die Sortimenter versendet; in diesem Fall geschah das unglücklicher- und unvermuteterweise erst einige Tage später. . . . Mir wurde ein Vorwurf daraus geschmiedet, daß ich in dem zitierten Begleitbrief dem Redakteur Jacobsohn nicht genügend zu Bewußtsein gebracht hätte: Du darfst meinen Artikel nicht vor der Uraufführung des Stückes bringen. Wie sollte ich aber zu solchen Überlegungen kommen? Ich war gewohnt, von J. Korrekturabzüge zu erhalten; hatte also immer noch Zeit, den Artikel nochmals zu lesen. Mit illegaler Verwendung, sei es aus Fahrlässigkeit, sei es aus Eitelkeit des Berliner Nachrichtendienstes, sei es (das Wahrscheinlichste) aus Abneigung gegen Sudermann, rechnete ich gar nicht.

nissen benachrichtigt!! Vielleicht hätte ich beim Staatsanwalt oder bei Sudermann die Sache aufklären können. Aber Jacobsohn schweigt wohlweislich ehern. Erst am 4. Januar erfahre ich durch Zeitungsnotizen, was mit meinem Manuskript geschehen ist. Am 7. Januar kommt der erste Brief von J. Nicht von ihm selbst geschrieben. Sondern klug berechnend durch einen ihm liierten Rechtsanwalt. Ein hinterlistiger, offenbar für die drohende Gerichtsverhandlung „frisierter“ Brief. (Diesen Brief und die folgenden Briefe kopierte Jacobsohn, verlas sie vor Gericht und veröffentlichte sie in seiner „Schaubühne“!) Der Anwalt namens Epstein drückte mir zunächst sein Bedauern aus über das von mir verübte Delikt eines „Vertrauensbruchs“ gegenüber den Kgl. Theatern. Die Sache werde ja jedenfalls für mich die allerschlimmsten Folgen haben. Wer habe mich denn aber auch geheißt, eine Premierenkritik vor der Premiere zu schreiben? Nun sei dem armen Herrn J. durch meine Unklugheit ein Schaden erwachsen. Er, der Rechtsanwalt, sei der nahe Freund des Herrn J. Man sei wohl mit Recht über mich erzürnt, aber auf den treuen J. könne ich mich verlassen. Der werde mich nun aus der unangenehmen Affäre „herauspauken“. Er wolle sich vor mich aufpflanzen. Er werde mich nicht verraten. Und er, der Rechtsanwalt, biete mir seine oder eines befreundeten Kollegen Verteidigung an. Meine empörte Antwort ging noch die selbe Stunde ab. „Hannover, den 7. Januar. Auf Ihre gefl. Zuschrift vom 6. d. M. muß ich zunächst mein Erstaunen darüber bezeugen, daß ich über den in Rede stehenden Fall gar nicht informiert worden bin und daß eine die Verantwortung des Falles mir aufbürdende Zuschrift seines Anwalts das Erste ist, was ich von Herrn J. zu hören bekomme. Da ich keine Zeitungen lese, so war ich nur durch zufällige Ausschnitte eines Nachrichtenbureaus darüber unterrichtet, daß eine Klage Sudermanns erfolgt sei. Es hätte sich von selber verstehen müssen, daß eine meine Person belastende Gerichtsverhandlung nicht ohne mein Vorwissen erfolgte. Indem ich anliegende nunmehr für die Presse bestimmte Klarlegung des Tatbestandes übersende, muß ich bemerken, daß meine Einsendung an „Die Schaubühne“ selbstverständlich in der Voraussetzung erfolgte, daß Herrn J. die Kritik anstelle eines anderen Premierenberichts erwünscht sei. Ich bin auch in diesem Augenblick nicht klar unterrichtet, wann und wo die Uraufführung des

Stückes stattfindet. Hätte Herr J., wie ich, offen gestanden, nicht anders erwarten konnte, den Artikel eine Schaubühnennummer später abgedruckt, so wäre alles in Ordnung gewesen. Es stimmt nicht, wie Sie schreiben, „daß ich keinesfalls berechtigt war, ein mir zur Kritik gegebenes Buch inhaltlich zu besprechen“, ich war lediglich nicht berechtigt, eine solche Kritik vorzeitig drucken zu lassen. Dies ist nicht geschehen. Daß Siegfried J. das Manuskript noch vor der Aufführung in den Druck gab und den Inhalt an Zeitungen resp. Korrespondenzbureaus weitergab, offenbar sogar vor Abdruck in der „Schaubühne“, geschah ohne mein Wissen und Wollen und ist eine Handlung, durch die ich meinerseits mich schwer geschädigt sehe. Hochachtungsvoll Lg.“ Mit diesen Korrespondenzen beuge ich mich sofort zur Intendanz des Kgl. Theaters und bitte darum, wegen meines sogen. „Vertrauensbruchs“ eine Untersuchung gegen mich einzuleiten, und erkläre, daß durch Herrn Jacobsohns Reporterfixigkeit gegen mich ein schwerer Vertrauensbruch geübt sei. Man kennt mich wenigstens insoweit genug, um zu wissen, daß ich nicht fähig bin, die unerhörte Dummheit zu begehen, an einem mir zugesendeten Bühnendruck um nichts und wieder nichts, ohne Sinn, ohne Vorteil, eine Indiskretion zu üben. Wäre das meine Absicht gewesen, so hätte ich ja meinerseits meinen Artikel an Zeitungen vor der Premiere melden können, hätte es ganz ungreifbar, anonym machen können. Man sieht das ein, aber man ist der Meinung, daß der oberste Chef Exz. v. Hülsen meine Theaterkritik unliebsam empfinden werde. (Es verlautet, daß die Uraufführung am Kgl. Schauspielhaus stattfindet. (Es lag eine Verwechslung vor von Kgl. und Neuem Schauspielhaus.) Dies nun war der Grund, weswegen ich sofort folgende Erklärung in die Presse gab: „Ich habe das Stück nicht auf illegalem Wege, sondern als Lektor eines Kgl. Theaters einige Tage früher als andere Kritiker gelesen. Es war in 600 Exemplaren versendet; eines davon kam an mich. Ich habe aber nicht gewußt, daß das Kgl. Theater es zur Aufführung angenommen hatte.“ Hinterher stellte sich heraus, daß eine Verwechslung vorlag. Die Erklärung war ganz unnötig veröffentlicht; die Kgl. Theater hatten kein Interesse an dem Stück und seiner Premiere. Ich aber (der die Auskunft hätte verweigern können) war nun öffentlich denunziert, und nun begann das gräßliche Kesseltreiben der Zeitungen. „Un-

würdige Elemente wie dieser Herr Lessing“ müssen verjagt, boykottiert, öffentlich gebrandmarkt werden, so schrieben die „vornehmen“ Zeitungen, Berliner Tageblatt, Börsenkourier usw.⁹⁾. Die Generalintendanz hatte mit Recht keine Lust, sich lange mit der Sache zu befassen. Es kostete sie ja nur eine Zeile: „Herr Dr. Lessing ist nicht mehr in Anspruch zu nehmen.“ Kurz und bündig. Die Sache war damit erledigt. Der Prozeß aber, den Herr Sudermann gegen „Die Schaubühne“ und mich nach § 39 des Urheberrechts einleiten ließ, nahm erst seinen Anfang und dauerte — viermal wurde die Hauptverhandlung vertagt — zehn Monate. Und dauert immer noch. (Fortsetzung folgt.)

⁹⁾ Die mir abgeneigte Presse wußte zu melden: ich sei ein Mann namens Lazarus, der sich nur Lessing nenne. Nach endlosen Schreibereien setzte ich in der „Deutschen Tageszeitung“ eine Berichtigung durch, durch die ich feststellen ließ, daß meine Vorfahren seit 200 Jahren in Hannover ansässig sind und nie anders als Lessing geheißen haben. Für die grauenhafte Verantwortungslosigkeit solcher Pressekampagnen ist es kennzeichnend, daß ich noch jetzt, Oktober 1913, immer neue Ausschnitte aus Tageszeitungen erhalte, in denen ich gehässig und ahnungslos apostrophiert werde als „ein Herr Lazarus, genannt Lessing“.

VORNOTIZEN

WALTER HAMMER. Nietzsche als Erzieher. (Hugo Vollrath, Verlag, Leipzig. Geb. M. 2,—.)

FRANZ JUNG. Kameraden . . .! Roman. (Verlag von Richard Weißbach in Heidelberg.)

LUDWIG RUBINER. Kriminal-Sonette. (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.)

KLEINER BRIEFKASTEN

W. R., SW 68: Sehr gut. Es wäre jedoch unbedingt nötig, daß Sie mich persönlich aufsuchen. Wann kommen Sie?

Wer weiß etwas? Bevor ich eine Sammlung von Aphorismen herausgebe, möchte ich wissen, ob jemand weiß, von wem folgender Aphorismus stammt: „Wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen, und es klingt hohl, ist das allemal im Buch?“

Lieschen Stubenvoll, Wien: Carl Einstein ist leider noch verheiratet und Franz Blei nicht zum Katholizismus übergetreten.

Schieber, Café National: Gewiß. Auch Friseur Pfützenreuther kann bestätigen: nur der

Zehnmillionenertrag der Regierungskollekte hat August Scherl vor dem Liberalismus gerettet.

Herrn Otto Ernst. Sie irren sich. Die AKTION ist nicht das richtige Blatt zum Abdruck Ihrer Nietzscheverträge. Wir empfehlen Ihnen die Lustigen Blätter, denen kein Honorar zu hoch dafür sein wird. Sprechen Sie dort mal vor. Wir hören übrigens, daß sich der Professor Moses Richard Meier für eine neue Auflage seines Nietzschebuches sehr um Ihre Vorträge bemühen soll, die er gern als Vorrede vor seinem Buche hätte. Tun Sie sich mit dem Manne zusammen!

Herrn Siegfried Jacobson. Sie schreiben mir: „Ich lese in dem beiliegenden Hannoverschen Anzeiger, daß Herr Lessing in Ihrem Blatt seinen Rachezug gegen mich fortsetzen wird. Für mein Blatt ist und bleibt die Affäre erledigt. Ich frage also an, ob Sie . . .“ Nein, Herr Jacobson! Erstens ist es eine Kühnheit, Abwehr eines Überfalles als „Rachezug“ zu verdächtigen. Doch Kühnheiten liegen Ihnen. Dann empfinde ich es kränkend, daß Sie mir zumuten, Ihnen bei einer Unanständigkeit Hilfe zu leisten. Sie haben in Ihrer Schaubühne die kompaktesten Beschuldigungen gegen Herrn Lessing erhoben. Jetzt, wo Sie die Pflicht erfüllen sollen, Ihren Lesern die Antwort des Beschuldigten mitzuteilen, jetzt ist die Affäre für Ihr Blatt „erledigt“? Ein bequemer Kämpfer sind Sie, eine Zierde unabhängiger Journalistik. Aber Sie werden doch wohl in der „Schaubühne“ reden müssen, kleiner Hardenimitator!

Herrn Prof. Rothe. Im Gegenteil, ganz Ihrer Ansicht! Wir bedauern schon die Jünglinge, welche Ihre Vorlesungen besuchen müssen, und sehen mit Freuden, daß der Besuch den Mädchen nicht von Ihnen erlaubt wird.

Dr. Gerhart Hauptmann. Nein, im kleinen Ploetz werden Sie über Parsifal nichts finden. Wozu auch die Mühe? Machen Sie aus dem Gral eine Epruvette mit Rotzbazillen und aus dem reinen Toren einen kleinen Haeckelianer, und Sie werden des Beifalls der Deutschen sicher sein.

Herrn Geheimrat Ihne. Ganz richtig! Auch wir sind mit Ihnen der Ansicht, daß Sie nur den modernen Grundsatz befolgen, der den Zweck eines Bauwerkes betont wissen will. Sie bauen eine Prunkbude im alten Stil für eine Gesandtschaft — Zweck und Form decken sich vollkommen. Wir haben gar nichts gegen Ihren architektonischen Stiefel.

Abnontin. Nein! Reinhard ist Offizier der Ehrenlegion, aber das Kreuz hat er noch nicht. Doch sind wir überzeugt, bekommt er es, wird er es, wie Jesus Christus das seine, zu tragen wissen.

Herrn Paul Zech. —??? Sie stecken wie der Strauß den Kopf in den Sand. Aber man erkennt den Dr. Paul Robert am Steiß.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Richter-Berlin: Titelzeichnung / Dr. S. Pulvermacher: Ein offenes Wort an die „Aktion“ / Oskar Kanehl: Nachtcafé / Die weißen Mäuse / Donat Wensickendorf: Voltaire und Friedrich der Große / Arthur Roessler: Marginalien zu einem empfangenen Brief / Paul Mayer: Die Liebenden im Herbst / Else Lasker-Schüler: Briefe / Otto Erich Schmidt: Knabe und Mädchen / Paul Mayer: Der Dichter und die Mädchen im Frühling / Paul Mayer: Boccaccio bei der Nachricht vom Tode seines Vaters / Kleiner Briefkasten / Literarische Neuerscheinungen / Vornotizen / Zeitschriftenschau / An unsere Freunde.

DIE WEISSEN BLÄTTER
EINE MONATSSCHRIFT

HERAUSGEGEBEN ERIK ERNST SCHWABACH

Das zweite Heft enthält u. a.:

**Max Brod: Von Gesetzmäßigkeiten der Kritik /
Carl Sternheim: Busekow, Eine Novelle / Franz
Blei: Abenteuer / Paul Merkel: Zwischen den kleinen
Seen / Franz Werfel: Der Besuch aus dem Elysium /
Alain: Heilmittellehre / Zola: Briefe an Cézanne /
Wilhelm Hausenstein: Georg Büchner / Albert
Ehrenstein: Sommer / Ernst Stadler: Jean-
Christophe u. a.**

**Das Heft 2 M., 12 Hefte 18 M., 6 Hefte 10 M.
VERLAG DER WEISSEN BÜCHER LEIPZIG**

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 46

INHALT: Hermann Huber: Drei Mädchen und ein Kind (Titelzeichnung) / Franz Pfemfert: Der Zeugungsstreik / Leo Sternberg: Kiew / Theodor Lessing: „Berühmte Zeitgenossen“ / Else Lasker-Schüler: Briefe und Bilder / Richard Oehring: Absolution / Kleiner Briefkasten / Abendrot! Herr Kerr!! Klubunde dämmern!!! / Notizblatt / Sprüche und Widersprüche eines Vorahmers / Die andere Seite der „Fackel“ / Glossen / Wanderer steh! / Nächtlich in Leipzig / Der Bauernschreck / Versammlung der AKTION.



HEFT 30 PFG.

VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

**CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS**

**MIT BEGLEITWORTEN
VON FRANZ BLEI UND DEM
BILDNIS DES DICHTERS
VON MAX OPPENHEIMER**

Preis M. 3,—

Verlag der Wochenschrift: DIE AKTION

Die Aktion

H 1 R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

3. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 15. NOVEMBER 1913

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Strasse 17 zu senden :: Telephon Amt Platzburg Nr. 6242 Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint. Sonnabend

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährl. (excl. Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk. 2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 17 :: Kommissionar Gust. Brauns, Leipzig

DER ZEUGUNGSSTREIK

Selten hat eine Idee gleichzeitig alle politischen Parteien so erregt, wie die Idee des Gebärstreiks. Wir haben das amüsante Lustspiel sehen können, daß „Kreuzzeitung“ und Rosa Luxemburg, Kautsky und „Post“, Zetkin und „Kölnische Volkszeitung“ gemeinsam gegen einen Feind kämpften: gegen den unseligen Doktor Julius Moses. Man zittert um Armeen: „Post“ und „Kreuzzeitung“ sehen bereits das deutsche Militär dahinschmelzen; die Sozialdemokraten bangen um den dumpfen Massentrupp der Arbeiterbataillone. Und die „Kölnische Volkszeitung“ versichert (allerdings ohne eine Pfarrersköchin als Zeugin aufzurufen): Die katholische Moral verhindere den außerehelichen Geschlechtsverkehr und verbiete auch, Maßnahmen zur Verhütung der Empfängnis zu ergreifen.

Es muß zugegeben werden: für die Konservativen ist der Kampf gegen die Gebärstreikpropaganda enorm wichtig. Für sie geht es um die Existenz. Sie können ihre morsche Position nur stützen, solange die Zahl der Beherrschten nicht verkleinert wird. Wenn aber die Sozialdemokratin Klara Zetkin dem Doktor Moses entgegenkreischt (ich zitiere wörtlich): „Ein Blick in die Geschichte lehrt uns, daß die Kultur nur durch die Quantität, nicht durch die Qualität gesichert wird!“ so ist das einfach grober Unfug. Die Quantität schafft die Kultur der Privilegierten, geehrte Dame! Verbürgt das die Kultur des Proletariats, wenn Lohnsklaven, durch Arbeit, Arbeitslosigkeit, Seuchen entkräftet, vielleicht noch durch Fusel berauscht, recht rührig Kinderskelette in die Welt setzen? Hören Sie, Gnädige, was Ihr englischer Parteigenosse Harold Cox in einem Vortrag über „Sozialismus und Bevölkerungsfrage“ sagt: „Elementare Geschichtskennntnis müßte die Sozialisten darüber belehren, daß sie aus dem Vor-

gehen des darbenenden Proletariats eine bleibende Reform unmöglich erwarten dürfen. Der Individualtypus, den die Not ausbrütet, ist nicht der, mit dem man eine Wiedergeburt der Menschheit bewerkstelligen kann. Er stellt sich im Gegenteil jedwedem Fortschritt als größtmögliches Hemmnis entgegen. Kommt es gar zum Kampf, wird er zuerst davonlaufen; ist der Kampf vorüber, flugs wird er die Genossen verraten. Mit einem Wort: nicht die Armut, nein! der geistige und materielle Fortschritt gebiert erfolgreiche Revolutionen.“

Aber Doktor Moses, der vielbeschäftigte Kinderarzt aus dem Arbeiterviertel, der wohl oft den „Segen“ der Vielkinderei gesehen hat, braucht sich um seine Gegner nicht zu kümmern. Soweit seine eigenen Parteigenossen der Propaganda ein Ende bereiten wollten, sind sie durch die Massen zur Besinnung gebracht worden; und die politischen Gegner sind machtlos. Was sollen sie tun? Der Staatsanwalt versagt: denn was Doktor Moses propagiert, ist ja nicht der Gebärstreik (hier könnte ein nervöser Staatsanwalt einhaken); es ist der Zeugungsstreik. Und einen Zwang, Kinder zu schaffen, kennt das Gesetz noch nicht.

Übrigens wird dieser Streik von den gutbürgerlichen Schlafzimmerinhabern längst geführt. Vor dreißig Jahren kamen in Deutschland auf 1000 Bewohner 42 Geburten, nach der neuesten offiziellen Statistik nur noch 28. Berlin zählte im Jahre 1876 mit 800 000 Einwohnern 3000 Geburten mehr als das Berlin von 1910 mit 2¼ Millionen. Dabei stellt dieselbe Statistik fest, daß der Geburtenrückgang in Arbeiterfamilien kaum 12 % betrage!

Ob die guten Patrioten nun, zum Widerstand gezwungen, ihren Streik einstellen werden?

Franz Pfemfert

Glossen

RUSSISCHE SZENE

Verbrecher, Säufer, Huren, Pöbelmassen . . .
Gewog' erhobner Fäuste, blanker Klingen . . .
Tonsuren, Kreuze, die den Christus schwingen,
Hetzschriften . . . Vom Pogrom durchheulte
Gassen . . .

„Sie schlachten Kinder, Christenkinder . . . Jude,
Gestehe!“ . . . „Ich gestehe! Blut vergossen
An Kindern haben wir, daß Blut geflossen
Von Tausenden . . . Getränkt im Säuglingsblute

Den Dolch . . . und sie gestürzt von Türmen,
Mauern . . .

In Feuersflammen, reißende Gewässer . . .
Allein — vernehmt und hört es an mit Schauern:

Es waren die, — die unsre Frauen säugen,
Opfer — dem Gräuel entrissen eurer Messer
Und einem Gott — für den Entmenschte
zeugen!“

Leo Sternberg

NOTIZBLATT AN DAS PUBLIKUM

Du führst einen Namen und brauchst keinen
Beweis deines Daseins, du findest Glauben und
tust nichts, denselbert zu verdienen, du erhältst
Ehre und hast weder Begriff noch Gefühl davon.
Wir wissen, daß es keinen Götzen in der Welt
gibt. Ein Mensch bist du auch nicht, doch mußt
du ein menschliches Bild sein, das der Aberglaube
vergöttert hat. Es fehlt dir nicht an Augen und
Ohren, die aber nicht sehen, nicht hören . . .
Du mußt alles wissen — und lernst nichts. Du
mußt alles richten und verstehst nichts. Dir
werden täglich Opfer gebracht, die andere auf
deine Rechnung verzehren, um aus deinen starken
Mahlzeiten dein Leben wahrscheinlich zu machen.

SPRÜCHE UND WIDERSPRÜCHE EINES VORAHMERS.

Er hatte ein paar Stunden zugebracht, um einen
guten Gedanken über die chinesische Mauer
zu haben, und war zu dem Zwecke die Sache
physisch, moralisch und metaphysisch durchge-
gangen.

Bei Milton und Shakespeare zeugt immer der
Gedanke das Wort.

Man sollte doch unterscheiden lernen zwischen
dem, was ein Mann selbst gedacht hat, und dem,
was einer abschreibt.

Das Höchste, wozu sich ein schwacher Kopf
von Erfahrung erheben kann, ist die Fertigkeit,
die Schwächen besserer Menschen auszufinden.

Manche Menschen äußern schon eine Gabe, sich
dumm zu stellen, ehe sie klug sind.

Der Mann hatte soviel Verstand, daß er fast zu
nichts mehr in der Welt zu gebrauchen war.

Ihr Unterrock war rot und blau, sehr breit ge-
streift und sah aus, als wenn er aus einem
Theatervorhang gemacht wäre. Ich hätte für den
ersten Platz viel gegeben, aber es wurde nicht
gespielt.

Es gibt sehr viele Menschen, die bloß lesen,
damit sie nichts denken brauchen.

Die Frage, ob Frauenzimmer im Dunkeln rot
werden, ist eine sehr schwere Frage, wenigstens
eine, die sich nicht bei Licht ausmachen läßt.

Sehr viele und vielleicht die meisten Menschen
müssen, um etwas zu finden, erst wissen, daß
es da ist.

Die gesündesten und schönsten, regelmäßig ge-
bauten Leute sind die, die sich alles gefallen
lassen. Sobald einer ein Gebrechen hat, so hat
er seine eigene Meinung.

Nichts kann mehr zu einer Seelenruhe beitragen,
als wenn man gar keine Meinung hat.

Es ist ein großer Unterschied zwischen etwas
noch glauben und etwas wieder glauben. Noch
glauben, daß der Mond auf die Pflanze wirke,
verrät Dummheit und Aberglauben; aber es
wieder glauben, zeigt von Philosophie und
Nachdenken.

Wer eine Wissenschaft noch nicht so inne hat,
daß er jeden Verstoß dagegen fühlt wie einen
grammatischen Fehler in seiner Muttersprache, der
hat noch viel zu lernen.

Das Kompliment: Sind Sie gestern glücklich nach
Hause gekommen? zeugt noch von unseren ehe-
maligen Sitten und Steinpflaster.

DIE ANDERE SEITE DER „FACKEL“

Vorlesungen KARL KRAUS
(Aus eigenen Schriften)

BRÜNN Deutsches Haus Karten	MÄHR.-OSTRAU Deutsches Haus Karten in
CZERNOWITZ Deutsches Haus Karten in der	TRIEST Schillersaal Karten in der
POLA Karten in der	GRAZ Landschaftl. Rittersaal
BERLIN Architektenhaus Karten	
DRESDEN Künstlerhaus	PRAG Hotel Central

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus

Der muß auch schon hübsch verdienen.

ABENDROT! HERR KERR!! KLABUNDE DÄMMERN!!!

I

Im Februar 1913 trat — scheinbar — in Alfred Kerrs Leben die entscheidende Wendung ein: er entdeckte den Lyriker S. Klabund und setzte im PAN — unterm 21. II. 1913 — über die ersten Einsendungen Klabunds diese Zeilen:

Fortgeschrittene Lyrik

Junge Menschen sind anständig. Indem sie so unanständig sind. Dies ist ein Neunzehnjähriger. Aus Süddeutschland. Mit dem Zusatz:

„Entschuldigen Sie, wenn ich auf Telegrammformularen schreibe, aber ich habe kein anderes Papier. Ich habe überhaupt nichts, weder Papier, noch Geld, noch Beruf, noch eine richtige Wohnung. Nur Mut habe ich sehr viel. — Ich kenne keine moderne Literatur. Nur hin und wieder bekomme ich von Freunden (die haben aber auch nicht viel Bücher) etwas geborgt. Das hab' ich kürzlich ein altes „Pan“-heft erhalten (vom April vorigen Jahres). Deshalb schicke ich Ihnen diesen Brief . . .“

Junge Menschen freuten sich, daß Alfred Kerr — immer mal wieder — Sinn für Spaßiges zeigte. Wie er, tierisch ernst, Stellung nahm, das Telegrammformular als Talentausweis gelten ließ, Klabunden als fortgeschrittenes Orchinal empfahl: das war erhebend lustig.

Hei, was ein Schalk war Kerr!

II

Die jungen Menschen hatten sich umsonst gefreut. Der Einlauf beschriebener Telegrammformulare war in Wahrheit ein Wendepunkt. Alfred Kerr erlag dem Witz Klabunds und Klabund verlor den Witz beim Anblick des erlegenen Kerr. Selbst als die AKTION — schon am 5. März 1913 —

Klabund II herumreichte, der, noch fortgeschrittener, Klosettpapier bedichtete (und aus Apolda war), beklopfte Alfred Kerr seine Entdeckung nicht. Vielmehr empfahl er Klabund I „gerade“ und „erst recht“ als Orchinal.

Da sagten die jungen Leute und schrieben der AKTION: Was ist doch mit Alfred Kerr? Und sie spalteten sich in Gruppen.

Die meisten waren für Klabund. Denn wenn auch außer dem Postpapier nichts für die Originalität Klabunds zeugte, so war doch eins nicht zu bezweifeln: Klabund I war der Wendepunkt im Herausgeberleben Alfred Kerrs.

III

Hei, was ein Wendepunkt!

Noch am 27. Oktober zeugte Fritze Engel in seinem Zeitgeist für die „starke Begabung“ der Alfred Kerrschen Entdeckung. Die AKTION hat im Laufe der Zeit zwar auch neue Lyriker der Öffentlichkeit übergeben. Doch was sagen Namen wie Georg Heym, Jacob van Hoddis, Ernst Blaß, Paul Boldt, Paul Mayer, Richard Oehring, W. S. Guttman, Alfred Wolfenstein gegen den Einen, gegen S. Klabund? Georg Heym mußte erst im Wannsee sterben, bevor sich das Berliner Tageblatt entschloß, den Hohn gegen diesen Dichter einzustellen. Blaß wurde im „Ulke“ noch angefrecht, als schon der „Simplizissimus“ ihn druckte. Bei S. Klabund genügte ein Bierulk. der dem Staatsanwalt mißfiel, und ein Buch mit dem Titel: Morgenrot! Klabund!! Die Tage dämmern!!!

IV

Jetzt dämmert Abendrot.

Formular-Klabund, der die moderne Literatur nicht kannte, von einem alten „Pan“-heft (vom April vorigen Jahres) abgesehen . . . S. Klabund hat bereits im Mai 1912 Verse im „Pan“ (unter Kerr!) erscheinen lassen. Ist auch, wie er mir damals schrieb, Mitarbeiter von „Simplizissimus“, „Jugend“, „Brenner“ usw. gewesen und kann, wie man bemerken wird, bedeutend anders . . ., wenn er anders unterzeichnet.

V

Was kennzeichnete (nach Kerr) den Klabund I als Original?

„Junge Menschen sind anständig. Indem sie so unanständig sind.“ Das Orchinale im Wesen Klabunds auszuwählen, sei dem Leser überlassen. Rechts trete der „Pan“-Klabund auf, links

der Klabund, der als Alfred Henschke die „Jugend“ so kerndeutsch und goethisch bedient:

Den toten Helden vom
Marineluftschiff L II
Ihr sankt nicht umsonst in
frühe Grüfte!
Über Eure Leichen, hoch in
die Lüfte —
— Hört Ihr es locken, hört
Ihr es rufen? —
Steigt schon der nächste
Schwarm . . .
Wir wollen so arm
Nicht am Boden stehn:
Wir müssen den Himmel
sehn . . .
Ihr seid Stufen!

Alfred Henschke-Klabund
„Jugend“ 44

Es hat ein Gott . . .
Es hat ein Gott mich ausge-
kotzt,
Nun lieg ich da, ein Haufen
Dreck,
Und komm' und komme nicht
vom Fleck.

Doch hat er es noch gut ge-
meint,
Er warf mich auf ein Wie-
senland
Mit Blumen selig bunt be-
spannt.

Ich bin ja noch so tatenjung.
Ihr Blumen sagt, ach, liebt
ihr mich?
Gedeiht ihr nicht so reich
durch mich?
Ich bin der Dung! Ich bin
der Dung!

Alfred Henschke-Klabund im „Pan“

Weiter bringt Klabund

der „Jugend“ ein

Horenlied
Es schöpfen die Horen
Aus rollenden Strömen,
Sie gleiten libellen-
Geflügelt darüber
Und schwingen die Eimer
In bebenden Händen.
Dir ward nicht Zeit
Die Lippen zu letzen,
Das Herz zu stillen.
Es schwanken die Eimer
Von einer zur andern
Hinauf, hinauf . . .
Wohl dem, der flüchtig
Die Finger netzte,
Ihm spiegelt die Sonne
Kristall in die Hand.

dem „Pan“ — ein

Hurenlied
Wir Hamburger Mädchens
habens fein,
Wir brauchen nicht auf dem
Striche sein,
Wir wohnen in schönen
Häusern
Wohl bei der Nacht,
Ahoi!
Weil es uns Freude macht.
Es kommen Kavalere, Neger
und Matros,
Die werden bei uns ihre
Pfundstücke los,
Sie liegen uns am Busen
Wohl bei der Nacht,
Ahoi!
Weil es uns Freude macht.

Madam kocht schlechtes Essen,
Sami spielt Klavier,
Mit den Kavalieren tanzen wir,
Fließt ein Taler drüber,
Wird er Madam gebracht,
Ahoi!
Weil es uns Freude macht.

Eines Tages holt die Sitte
uns hinaus,
Und sie sperrt uns in das
graue Krankenhaus,
Dann sind wir tot und sterben
Wohl bei der Nacht,
Ahoi!
Weil es uns Freude macht.

Sollen die Gegenstücke vermehrt werden? Soll ich die teutschesten „Jugend“strophen Klabunds dem „Pan“ulk gegenüberstellen:

„Unsere Körper tanzen, tanzen . . .
Bis wir uns (zusammen) kratzen.
Aus den schmutzigen Matratzen
Kriechen plötzlich Wanzen, Wanzen.“?

VI

(Stimme aus dem Grunewald:)

Orichinal, fahr hin in deiner Pracht!

WANDERER STEH! DU TRITTEST AUF
HELDEN

„Ist das nicht auch eine Art Zauberei? Alt-Ägypten in Berlin! Jahrtausende sind überbrückt. Ein Stück feinsten Bildnergeistes feiert die Auferstehung. Man sieht den König, die Königin und die Prinzessinnen — in den verschiedensten Modellen. Die Köpfe in der bekannten schönen Stilisierung, die das Leben auf die einfachste Grundformel zu bringen sucht. (Der weitausladende Hinterkopf mag die Anthropologen und Psychiater mobil machen.) Man sieht weiter das stille Familienglück des Herrschers in Reliefs, wo das Menschliche so gemütvoll unterstrichen ist: die Königin überreicht dem König Blumen. Ein anderes Stück: das Herrscherpaar mit den kleinen Prinzessinnen. In einer kleinen Rundplastik werden wir Zeuge der hingebendsten Mutterliebe: die Königin küßt ihr Kind. Daran reihen sich Kleinplastiken voll blühendsten Lebens: Mädchenakte — die schönen, ebenmäßigen Körper der Prinzessinnen. Bruchstücke zwar, aber das entzückte Auge kann sich nicht satt trinken. Drüben steht die Königin, angetan mit einem so dünnen Schleiergewand, daß auch von ihren Formen nichts verhüllt wird. Damit durfte bis vor kurzem nur die Erde buhlen. Jetzt kann der Berliner Kunstfreund...“

Die Regierung hat schon gewußt, was sie tat, als sie dem August Scherl für den Lokalanzeiger die zehn Millionen besorgte. Das stille Familienglück in Reliefs ist eine Million wert. Die Rundplastik wird unter Brüdern mit drei Millionen, die Mutterliebe und der weitausladende Hinterkopf mit sechs Millionen bezahlt. Die Bruchstücke samt der Tatsache, daß jetzt der Berliner Kunstfreund am dransten ist, gibt's gratis.

NÄCHTLICH IN LEIPZIG

Potztausend, das war kein leichter Dienst, den die Spezialberichterstatter der bürgerlichen Presse in dem jubilierenden Leipzig hatten. Tag und Nacht mußten sie auf dem Posten sein. Schwerer hatten es die Helden von 1813 auch nicht, aber die Frage bleibt offen, welcher von zwei Berichterstattern kein Auge geschlossen hat. „Der Morgen des Festes von Leipzig bricht an. Noch liegt Dämmerung über den Straßen“, drahtete der Scherlsche Berichterstatter. „In der Feststraße hängen die Fahnen feucht vom Nachtnebel hernieder, und von grünen Tannenzweigen tropft der

Tau. Wo nach einigen Stunden alles Glanz sein soll und Freude und Erinnerung, da herrscht jetzt noch Einsamkeit.“ Also es war in den Straßen nur S. M. der Herrscher Einsamkeit und der Scherlsche Berichterstatter zu sehen — ein ganz „trockener Herr“, der da unter feuchten Fahnen und tropfenden Tannenzweigen wandelte. Denn: „Lange hat der Schlummer der Nacht wohl kaum gewährt“, verkündete Mosses Sendbote. „Nicht eine Sekunde setzte das Leben und Treiben aus. Ununterbrochen zogen Menschenmassen durch die Straßen, vorbei an den in hellem Lichterglanz funkelnden Gebäuden.“ Welches von den beiden Blättern hat seinen treuen Leser betrogen? Scherl hat nämlich nur einen Ferschten mehr — und der von Mosse hat Massen gesehn.

DER BAUERNSCHRECK

Das mysteriöse Raubtier, das seit Wochen die Bevölkerung der steirisch-österreichischen Grenze in Aufregung und Angst versetzt, verdient Bewunderung. Es hütet seine wiedererlangte Freiheit mit einer Intelligenz, die in den österreichischen Alpenländern etwas Ungewöhnliches ist. Nur wenige erklimmen sie. Unter dem Sprung aus des Käfigs Enge in die weite Welt klaffen die blutigen Abgründe „menschlicher“ Kultur. Es ist ein Raubtier entsprungen, gepeinigt von dem Anblick eines gefangenen Bauernvolks. Es sprang mit gutem Beispiel einer Masse voran, die auf den unbedingten Gehorsam vor Thron und Altar dressiert ist. Da und dort fällt es lautlos eine Ziege an, und der Bauer schreit um Hilfe. Die Regierung schreitet ein. Sie hat ein Gendarmeriekorps gegen das „Raubtier“ aufgeboden. Der alte Kaiser selber hat die Bauernhilfeexpedition in die Wege geleitet, wie man das so schön sagt. Hier steht Bestie gegen Bestie. Die Regierung will den Bauer, den sie selber knechtet, von einer fremden Gefahr befreien. Sie schützt ihn nicht vor dem Kapitalismus, sie plündert ihn am hellichten Tage, aber um seine Nachtruhe ist sie bedacht. Sie rüstet gegen einen flüchtigen Schreck und ist doch selber die ständige Gefahr. Sie wird den Bauer dereinst mit denselben Flinten zur Strecke bringen, die sie ihm heute zur Erlegung einer Katze leiht. Er versuche es doch, zu entspringen.

Repräsentanten des Menschengeschlechts

ERINNERUNGEN AN „BERÜHMTE ZEITGENOSSEN“

Von Theodor Lessing

(Fortsetzung.)

3. Bis zur Hauptverhandlung.

Am 10. Januar 1913 fuhr ich nach Berlin, um in das ungeheuerliche Chaos gehässiger Leidenschaften, das die Zeitungen entfachten, noch nach Möglichkeit Klärung zu bringen. Sogleich nach der Ankunft suchte ich Siegfried Jacobsohn auf. Ich kam zu dem mir noch allzu wenig bekannten Manne: entrüstet, empört, mit dem Willen, ihn kräftig zur Verantwortung zu fordern. Und vor mir sitzt: ein zwerghaft kleines, greisenhaftes junges Kerlchen, dick in Decken eingewickelt, Milch von Zeit zu Zeit schlüpfend und dazwischen Marzipan knabbernd. Und das nun ist der von allen gefürchtete „Alleszermalmer“!? Ich könnte meine Eindrücke nicht besser wiedergeben als durch den Berlinischen Ausruf: „Ach Chotte doch!“ Der Mann entschuldigt, rechtfertigt sich, ist durch den Vorfall beunruhigt, jäh überrascht, erwartet von mir eine Hilfe. Meine Verfassung gegenüber dem „Alleszermalmer“ ist ein wunderliches Gemisch von Mitleid und Unbehagen. In mehrstündigen Debatten wird mir klar, daß, ganz abgesehen von der wunderlichen und grotesken Großstadtfigur dieses „begabten Journalisten“ die Sache noch eine tiefere ethische Seite hat. Und diese liegt in dem im tieferen Sinne unwürdigen Verhalten des Dichters Sudermann. Warum unternimmt dieser Sudermann diesen Strafprozeß, der meine Existenz zu vernichten droht? Welche Motive hat er eigentlich? Handelt es sich ihm um Schaden oder Schadenersatz? Nein! Der Millionenreiche hat die Angelegenheit zur Sensationsaffäre zu machen gewußt. Er stellt sich als Opfer einer „böswilligen Kritik“ dar. Und das Publikum glaubt ihm! Bereitet ihm bei der Premiere riesige Ovationen und legt sich die Sache so aus, wie die Zeitungen sie auslegen: Zwei dunkle Existenzen, Lessing und Jacobsohn, haben sich in gemeinsamem Neid und Haß gegen den berühmten Dichter verschworen, um (so drückte sich der Geheimrat Schlenther im Berliner Tageblatt aus) „das Kalb in der Kuh, das Werdende im Mutterleibe“ zu ermorden. Ich wußte, wie tief Jacobsohn als überschärfter, immer prahlender und machtwilliger Kritiker bei allen möglichen Parteien verhaßt ist. Vielleicht

mit Recht verhaßt! Aber sollte ich mich zum Werkzeug dieses Hasses erniedern? Was ich mit dem geltungsgierigen galligen kleinen Mann auszumachen hatte, was ich über ihn dachte, das ging doch schließlich nur mich und ihn allein an! Ich war ja für die Feinde Jacobsohns offenbar nur das Versuchskaninchen, nur der Sündenbock, nur die zufällige Gelegenheit, bei der man ihm schaden konnte. Und nun sehe ich den erschreckend impotenten Menschen zum erstenmal im Kreise seiner Familie, und mir wird die Psychologie dieser Art Tinten- und Kulturexistenz klar. Die Mutter, eine gutartige alte Judenfrau, kommt und jammert. Sie hat seit vielen Tagen keinen Schlaf mehr. Der Vater kommt, ein einfacher, anständig anmutender kleiner Geschäftsmann. Ostberlinisch-altjüdisches Milieu. Kleine, langsam emporgekommene Menschen, an denen mich vieles rührt. Ihr ganzer Stolz sind ihre fünf Kinder. Drei kleine, zappelige, fidele und gerissene Jüngelchen, von der Natur im hohen Maße mit jener vergnügten Frechheit gesegnet, die die hebräische Sprache „Chutzpe“ nennt. Wie alle Kinder dieser Sphäre gräßlich „talentiert“. Möchte doch Gottes Segen aus ihnen große Rechtsanwälte oder Bankdirektoren oder Damenkonfektionäre oder Multimillionäre oder Kultusminister machen. Aber nein! Sie müssen ausgerechnet „Künstler“ und „Denker“ werden. Sie kommen alle ins Geistgeschäft hinein. Der eine studiert Maler und Bildhauer. Der zweite studiert Musiker und Komponist. Und der älteste, unser Siegfried, ist bereits der berühmteste aller je gewordenen Kulissentiger. Ein greulicher Mensch. Immer: scharf, überbewußt, ehrgeizig, prahlerisch. Die Distanz zwischen uns gar nicht fühlend. Und respektlos zudringlich, sobald er mich menschlich mit Güte und Weichheit begabt sieht. Ein unkeuscher, profaner Mensch durch und durch. Aber alles in allem: ein beständig strebender Mensch, eigentlich dumm vor lauter Übergescheutheit. In Intellekt eingemauert und nicht einen Blutstropfen vom Künstler, vom Denker, vom Poeten bergend, ein Mensch ohne Heiligkeit und ohne Würden, alle die unangenehmen Seiten unserer Rasse verkörpernd, unter denen mein Stolz von Kindesbeinen an so schwer gelitten hat, und von den großen und hohen Seiten der Rasse auch nicht einen Zug besitzend. Ich errate den letzten Kern solcher Naturen: eine bis zur Monomanie entartete Machtwilligkeit. Um Erfolg (das heißt

Publikumsanklang, Geltung, Ansehen, Geld, Einfluß, Macht, Gehörtwerden, Wirkung) würde dieser winzige, überbewegliche, grauenhaft gerne-große Mensch jede Idee, jedes Ideal, jeden sachlichen Wert blindlings und wahrscheinlich ganz naiv überrädern. Er hängt sein selbstgerechtes Ich an „Kulturwerte“ und läßt es hochtragen. Dabei (von allen Eigenschaften dieser Spezies mir die widerwärtigste): ein ewiges Moralgeköller! Ewiges ethisches Gebelfer nach Art der Eugen Dühring und Karl Bleibtreu, dahinter doch nicht die mindeste schöne Innigkeit, sondern ewig nur die advokatenschlaue Machtwilligkeit lebendig ist. Und just diese Ewig-Impotenten rächen sich gleichsam für ihre Negativität an den edleren Typen der Menschheit durch die kategorische Forderung, mit ihrem Kulturgebelfer die „höchsten Interessen des deutschen Volkes“ wahren zu müssen. Gott hat sie gleichsam zum Maul der Kultur eingesetzt. Aus ihrem heiligen Bauche spricht die Göttin der Kunst. Sie schreiben, sie reden! Weiter können sie nichts, weiter ahnen sie nichts. Aber es gäbe keine geistige Macht, über die sie nicht als oberstes Tribunal „Urteile fällen“. Und säße ihnen Buddha oder Christus gegenüber, diese destruktive Sorte merkt nicht, wem sie gegenüber sitzt. Eine ungeistige, undichterische Natur. Seine innere Konstitution ist am verwandtesten der seines zu großem Einfluß gelangten, von ihm so bitter gehaßten leiblichen Mutterbruders Oskar Blumenthal. Nur daß Onkel Blumenthal ein liebwerter und natürlicher Mensch ist, Neffe Siegfried aber ein viel gerissenerer, sich selbst stilisierender, ewig bewußter Esprit. Dieses alles verschwieg ich nicht. Ich sprach es Jacobsohn dürr und nackt, genau so aus, wie es jetzt hier auf dem Papiere steht. Ich sagte ihm ferner: „Wenn ich Sie vor Gericht decke und schütze, so geschieht es, weil ich weiß, daß Sudermanns Motive nicht vornehm, nicht Motive eines Dichters sind. Man will die Sachlage benutzen, um Sie unschädlich zu machen, und das würde ich nicht zulassen, auch dann nicht, wenn ich mich an Ihnen enttäuscht hätte. Es geschieht zweitens, weil Sie Jude sind und ich nicht das widerwärtige Geschrei der ahnungslosen Menschen hören will: Da sieht man wieder die Juden. Erst tun sie sich zu einem Attentat zusammen. Und wenn sie bekennen sollen, fällt der eine über den andern her. Und drittens: Ich will Ihnen glauben, daß der Mißbrauch mit meinem Manuskript bona fide geschah. Ich glaube Ihnen, daß Sie einfach gedankenlos

handelten. Ich kann nicht in Ihr Herz sehen, aber ich traue Ihnen gegen mich keine bewußte Schnödigkeit zu. Ich glaube Ihnen und bin überzeugt, daß Sie unbewußt und unschuldig in diesen armseligen Prozeß hineingeraten sind.“ Jacobsohn dankte und gab sich gut und herzlich. Ich saß bis Mitternacht bei den alten Eltern und tröstete sie. Dann geleitete der Vater mich auf den Heimweg. Aber ich entsinne mich genau, daß ich mir auf dem Heimwege immer wieder die Frage vorlegte: Wäre es nicht besser, mit Sudermann gemeinsame Sache zu machen? Werden diese Leute dich je verstehen? Wäre es nicht besser, einem Manne wie diesem Jacobsohn schleunig den Rücken zu drehen? Hast du dich von ihm „einwickeln“ lassen? Meint er es anständig? Wird er dich ausnutzen, mißbrauchen? Ist er wirklich schuldlos? Ich verbrachte die Nacht schlaflos in den Konflikten des Ethikers . . .

Am folgenden Vormittag (auch Jacobsohn hatte aufs dringlichste darum gebeten) begab ich mich zu Hermann Sudermann, um zu versuchen, die Sache noch gütig ins reine zu bringen. Ich schilderte Sudermann, wie ich in die Affäre hineingeraten sei. Sagte, daß ich keinerlei Dolus gehabt hätte. Hätte ich ihm unbewußt Schaden zugefügt, so biete ich ihm Schadenersatz an, soviel ich leisten könne. Sudermann erwiderte, daß er keinerlei Schaden erlitten habe; er müsse sich im Gegenteil bei mir für einen großen Erfolg bedanken. Mein Anerbieten müsse er daher ablehnen. Er sei im Prinzip bereit, die Klage gegen mich zurückzuziehen, aber es sei nach Instruktion der Juristen ein sogenanntes geteiltes Verfahren nicht möglich. Den Prozeß gegen Jacobsohn aber wolle er unter keinen Umständen aufgeben. Dieser Mensch sei ein Schädling der Literatur. Seit Jahren warte man auf eine Gelegenheit, um seinen Mißbrauch des Schreibehandwerks unschädlich zu machen. Ich beurteile die Person Jacobsohns zu sentimental¹⁰⁾. Ich gewann den Eindruck, daß es Sudermann gar nicht auf die Auswertung dieses speziellen Falles, sondern um einen entscheidenden Schlag gegen die literarische Kritik überhaupt zu tun sei. Nicht die vorzeitige Kritik, sondern die tadelnde

¹⁰⁾ Das Gespräch mit Sudermann, 10. Januar 1913, mittags 2 Uhr 30 bis einige Minuten vor 3, habe ich sofort nach dem Fortgang zu Protokoll gebracht; das sofortige Protokollieren, aller möglichen Konsequenzen wohl bewußt, mir von Zeugen bestätigen lassen.

Kritik hatte ihn in Harnisch gebracht. Und aus jedem Worte klang eine fast tragische Vergiftung, tragische Verbitterung gegen die Berliner Kritik überhaupt. Alles in allem: dieser Besuch befestigte mich in dem Vorsatz, Jacobsohn nicht im Stiche zu lassen. Um der anständigen Sache willen wollte ich lieber für einen Bundesgenossen des mir zur Enttäuschung gewordenen Berliner Kritikers gelten. Denn ich hatte für die Sache jedes Schriftstellers von Selbstachtung einzustehen. Sudermann der Mensch? . . . Ein einfacher Mensch. Leider ohne Intelligenz. Plutokratisch-verpfuscht. Durch Macht, durch Erfolge. So daß er nun das Gehen verlernt wie das Fliegen, und nur noch auf Stelzen zu schreiten vermag. Kein glücklicher Mensch. So verbittert wie heute wohl jeder naivere und wehrlosere Mann durch die ekle und ehrfurchtslose Verstandesallmacht unserer machtwilligen Nichtsalsintellektuellen verbittert wird. Lieblose Kritik, gesellschaftliche Eitelkeit, die Tragik des sinnlichen und schönen Mannes, das alles mochte an dem Dichter abgebaut haben. Immer wieder dachte ich an eine Stunde, in der der alte Freund meiner Kindheit, Wilhelm Jordan, mir ein Gedicht an seinen Landsmann Sudermann vorlas. Es begann mit den holprigen Worten:

„Hat Ludwig Fulda meinen Gruß
Dir damals ausgerichtet,
Als mit Erfolg du Greuelwerk
Von großem Wurf gedichtet?“

„Sie werden noch erleben,“ sagte der alte deutsche Barde, „daß die Fassadenkultur von Berlin W unsere Dichter zugrunde richtet.“ Ja, diese Seele war tot. Das Lied, das einst Frau Sorge sang, war lang vergessen. Jedes Wort: Gesellschaftsmensch. Jede Wendung: Schriftstellerei. Jeder Gestus: Angst, es könne ihm das große Unglück widerfahren, wie ein Mensch zum Menschen zu reden. Und das könne dann der „Würde“, der „Bedeuttheit“, der „nobelsten Haltung“ schaden. Ich fühlte, daß dieser Mann seinen gesellschaftlichen Panzer nicht mehr ablegen könne, nicht mehr ablegen dürfe. Ich fühlte im Her und Hin der Worte zutiefst: von dem Mann hast du nichts zu erwarten als die herrische Geste der Großmut, als die gesellschaftliche Pose der Protektion, als die glatte Wendung des nichts-kostenden Bedauerns. Die ethische Seite des Falls ahnt er nicht. Er wird nie im stillen Kämmerlein über die Lage nachdenken. Er wird seelenruhig dich überrädern, falls dadurch ein kleiner Verlagsvorteil, eine Rache an der verhaßten Kritik, eine Befriedigung alten Grolls zu erlangen ist.

So stiegen denn Jacobsohns ethische Aktien. Als der kleine Mann am Abend vor meiner Abreise mich im Hotel besuchte, um Entschuldigung für seine früheren gereizten Briefe bat und erklärte, daß er in Zukunft in ganz anderer Weise für mich einstehen wolle, da sagte ich ihm: „Wir wollen uns nichts vormachen. Wir haben im tieferen Sinne keine Gemeinsamkeit und werden nie echte Gemeinsamkeit haben. Und Sie werden trotz all Ihrer Versprechungen mich im besten Fall immer nur totschweigen. Aber trotzdem! Wir sind als gemeinsame Angeklagte aneinander gefesselt. Wir wollen dem Gesindel kein würdeloses Schauspiel geben. Jeder von uns soll künftig den andern decken und die Schuld auf sich nehmen. In diesem Prozeß sollen Sie an mir einen guten Kampfgenossen finden!“

Kaum war ich nach Hannover zurückgekehrt, so erwartete mich eine schlimme Überraschung. Die Tageszeitungen wußten zu melden, daß ich wegen Verletzung des § 39 des Urhebergesetzes beim Kultusminister denunziert worden sei und daß meine „Indiskretion gegen ein Bühnenmanuskript aus Haß gegen den Dichter Sudermann“ mir die *venia legendi* als akademischer Lehrer kosten werde. (Tageszeitungen vom 12. Januar 1913). Einige Tage später erhalte ich die neue Hiobspost, daß der Verleger Hermann Sudermanns, der „Bund deutscher Bühnenschriftsteller“, eine Erklärung gegen mich losließ und bei der Generalintendanz der Kgl. Theater dahin vorstellig geworden ist, daß ich wegen „Mißbrauch eines Amtsheimnisses auf das schwerste bestraft werden müsse, widrigenfalls die deutschen Bühnenschriftsteller die Kgl. Theater — boykottieren müßten“. Nun gab es für mich nur noch eine Hoffnung: eine öffentliche Gerichtsverhandlung! In ihr erst wurde mir Gelegenheit, den Tatsachenzusammenhang klarzulegen und das unendlich törichte Gespinnst kläglichler Zufälle, in das ich hineingeraten war, zu entwirren. Bis dahin konnte ich nur dulden. Und nun geschieht das Allerschlimmste. Einige Zeitungen wissen zu melden, daß Herr Sudermann gnädig seine Klage zurückziehen werde. So war denn klar, was Sudermann mit dem Prozeß gewollt hat. Zunächst gab es eine „literarische Sensation“ und steigerte den Erfolg der Premiere des „Guten Rufs“. Herr Sudermann hatte durch diese „Sensation“ Hunderttausende verdient. Sodann gab der urheberrechtliche Fall Gelegenheit, dem vielverhaßten Kritiker S. Jacobsohn „eins auszu-

wischen“. Und ich? Mich hatte man gleichgültig überrädert, um nun, wo ich verletzt am Boden lag, mit schöner Gönnermiene öffentlich zu sagen: „Ein kleiner Privatdozent der Philosophie, wir wollen den Mann schonen, wollen die Klage aus Rücksicht für ihn zurückziehen.“ Dies konnte nicht sein, durfte nicht sein! Ich despeschierte an den Rechtsanwalt Sudermanns und bat um bezahlte Rückantwort, ob ich nun verklagt werden solle oder nicht? Die Auskunft, (die dieser Rechtsanwalt sonst freigebig an alle Reporter verstreute) wurde mir verweigert. So sehe ich denn das Folgende voraus: Ich bin durch eine Sache, in die ich hineinkam wie die Magd zum Kinde kommt, brotlos und existenzlos geworden. Mein Ruf bleibt bemäkelt. Theater, Hochschule fallen über mich her. Jacobsohn hat kein Interesse an der Sache, ja wird im Gegenteil alles tun, um die gerichtliche Verhandlung, die nur für ihn belastend ist, zu verhindern. Herr Sudermann hat genug Tantiemen durch den Skandal verdient und wird nun mit dem Gestus des Begönnerns und der gütigen Schonung elegant die Klage zurückziehen. Ich bleibe dann als einziges Opfer auf der Walstatt, bin in den Zeitungen „vernichtet“ worden und habe keinen Weg, den wirklichen Sachverhalt klarzustellen und mich noch zu schützen. Aus dieser qualvollen Lage heraus, tief gegen Sudermanns unerhörtes, unvornehmes Verhalten erbittert, schreibe ich dem „Bundesgenossen“ Jacobsohn, an den ich als Mitangeklagter nun einmal geknebelt bin, sofort das Folgende: „Sogar eine Verurteilung wäre in dieser Sache mir viel gleichgültiger als ein Im-Sande-Verlaufen und Verschleppen. Ich habe keine Lust, die erlittene Vexation stillschweigend hingehen zu lassen. Habe ich bis Sonntag früh nicht die Nachricht, daß die Klage erfolgte, so lasse ich anliegende öffentliche Erklärung an die Presse abgehen.“ Die Jacobsohn zur Begutachtung vorgelegte Erklärung lautet: „Nachdem Herr Hermann Sudermann 1. meinen ‚guten Ruf‘ ohne Kenntnis der Person und Tatsachen diskreditiert hat, 2. ein Disziplinarverfahren beim Kultusminister gegen mich als Privatdozent einer Hochschule veranlaßte, 3. die Generalintendanz der Kgl. Theater zu präokkupieren und meine Tätigkeit an einem Kgl. Theater zu zerstören unternahm, bin ich leider nicht mehr in der Lage, einen Rückzug aus einer nur Herrn Sudermann belastenden Affäre noch zugeben zu dürfen. Ich habe festzustellen, daß Herr Sudermann in An-

schluß an eine persönliche Unterredung mit mir seinen Rechtsanwalt ersucht hat, wenn möglich ein Strafverfahren einzuleiten, durch welches der ihm verhaßte, an dem Falle vollkommen unschuldige Herausgeber der „Schaubühne“ getroffen, ich aber der allein Anzuklagende eliminiert werden soll. Ich habe Interesse daran, das Strafverfahren (falls Herr Sudermann nicht die bündige öffentliche Entschuldigung für das mir Zugefügte vorzieht) nunmehr auch gegen mich eingeleitet und einen Streitfall weder verschleiert noch verhindert zu sehen (etwa gar mit der Geste gnädiger Rücksicht und Schonung), durch welchen dem deutschen Volke gesunde Einblicke in die Psychologie eines Dichters und in die Ethik seines Presse- und Theaterwesens zuteil werden dürften.“ Diese Erklärung lege ich Jacobsohn in gutem Glauben an seine anständige Vertrauenswürdigkeit zur Begutachtung vor. Wird sie genügen, um die klärende Verhandlung, die ich jetzt dringend nötig habe, zu erzwingen? Jacobsohn antwortet, daß sicherstem Vernehmen nach Sudermanns Klagestellung gegen uns beide soeben erfolgt ist, meine scharfe Erklärung also unnötig geworden sei. Ich hatte damals noch so wenig Mißtrauen gegen Jacobsohns Anstand, daß ich das Konzept der ihm vorgelegten Eventualerklärung von ihm nicht zurückforderte. (Er hat es in Nr. 43 der „Schaubühne“ mit den gehässigsten, die Sache auf den Kopf stellenden Kommentaren gegen mich veröffentlicht.) Am 4. April habe ich endlich die Klagezustellung. Am 4. Februar war meine erste Vernehmung vor dem Amtsrichter in Hannover gewesen. Bei dieser ersten Vernehmung mache ich meine Aussagen treu dem Jacobsohn vor wenig Wochen in Berlin gegebenen Versprechen: Ein jeder tritt für den andern ein. Jeder nimmt die Schuld an dem Bagatellvorkommnis auf seine Schulter. (Als ich Monate später das Protokoll der Jacobsohnschen Aussagen zu Gesicht bekam, mußte ich erfahren, daß dieser „Bundesgenosse“ in fast tückischer Weise sich als meinen „Beschützer“, als „Alle-Schuld-auf-sich-Nehmer“ aufgespielt und nebenher jede meiner ihm günstigen Aussagen „diplomatisch“ verwertet hatte, um das onus der ganzen Sache auf mich abzuwälzen.) Ostern fahre ich einen Tag nach Berlin hinüber, um das Grab meines Kindes zu besuchen. Bei der Gelegenheit rufe ich Jacobsohn telephonisch an. Er spricht von allem, nur nicht von dem Prozeß. Ich frage nach dem Prozeß und bekomme lachend die taktlose Antwort: „Ich hoffe,

daß die Angelegenheit in irgendeiner Versenkung verschwinden wird. Stört Sie denn die Sache noch? Mich nicht im mindesten!“ . . . Und nun das lange Warten bis zur Hauptverhandlung. Sudermann geht an der Riviera spazieren und freut sich der verdienten Tantiëmen. Jacobsohn badet den Sommer auf Sylt und hat seine Abonnentenziffer mit gerissener Börsenklugheit in kurzer Zeit fast verzehnfacht. Ich sitze in Hannover in abhängiger Stellung, mit Frau und Kindern auf den täglichen Erwerb meines Gehirns angewiesen, weiß nicht, werde ich meine Stellung verlieren, werde ich rehabilitiert werden, und arbeite — o ewige Ironie des Lebens! — an der Herausgabe meiner Untersuchungen über „Reines Recht und Reine Ethik“, über welche während des Sommers an der Universität Graz mit künftigen Staatsanwälten und Richtern rechtsphilosophische Übungen angestellt werden, während ich mir von jedem kleinsten Zeitungsschreiber öffentlich Ehre und Existenz verderben lassen muß, ohne mich auch nur wehren zu können. Ich zähle die Tage bis zur Hauptverhandlung. Dreimal wird sie vertagt. Das eine Mal will Herr Jacobsohn seine Badefreuden nicht unterbrechen, das zweitemal will sein Anwalt eine Sommerreise machen, das drittemal ist im letzten Augenblick der von Herrn Sudermann gewünschte Sachverständige an einem Katarrh erkrankt und ich und mein vortrefflicher Hannoverscher Anwalt werden in Moabit an der Tür des Verhandlungssaals vom Saaldiener bedeutet, daß wir unverrichteter Sache wieder nach Hannover zurückreisen und in vier Wochen wiederkommen können. Inzwischen schwebt über mir immer das gräßliche Wort: der Kultusminister! Inzwischen weiß ich nicht, wird man dich hören oder wird man dich einfach um die bescheidene Existenz bringen? Inzwischen belfern und hetzen alle deutschen Tageszeitungen, alle diese ewig anonymen, ewig ungreifbaren, ewig unverantwortlichen Federn. Allen voran übt das „Berliner Tageblatt“ vor seinen hunderttausend Lesern unerlaubteste Vorkritik an meinem „guten Ruf“. „Sozial gossip“ nennt Carlyle die Zeitungen, und Nietzsche nennt sie „die täglich erbrochene Galle“. Wer aber je unter die Klauen dieser Menschen geraten ist, der weiß, daß das Mittelalter mit seinen Inquisitionstribunalen und Ketzerbränden nicht furchtbarer gewütet haben kann als die gepriesene Neuzeit mit dem Inquisitionstribunal der anonymen „öffentlichen Meinung“ und mit dem ewigen Ketzerbrande der Tageszeitungen wütet. Hat denn schon jemals

irgend jemand erlebt, daß ein Zeitungsautor, der über eine ihm gänzlich fremde und unzugängliche Persönlichkeit, über eine ihm kaum in den äußerlichsten Details bekannte Sache die schiefesten „Meinungen“, die ärmlichsten „Werturteile“, die unheilbarste Konfusion vor hunderttausend Menschen verbreitet hat, nachträglich würdig und einfach und wie ein Mann, öffentlich schreibt: Die Sache liegt anders! Ich habe mich geirrt!? Haben Sie das schon erlebt, Herr Fritz Engel, Sie, Herr Emil Faktor, Sie, Herr Ulrich Rauscher, Sie, Herr Fritz Baader, Sie, Herr Paul Goldmann, Sie, Herr Paul Schlenther, Sie, Herr Hans Schmidt-Kästner, Sie, Herr Hans Kaiser, Sie, Herr Otto Hugo? Ich nicht! (Fortsetzung folgt)

Briefe und Bilder

Von Else Lasker-Schüler

Franz. Ich sende Dir für Dein Museum wieder zwei Dichter, einen aus Berlin, den Peter Baum, und den zweiten, den Albert Ehrenstein, der den Tubutsch schrieb. Ich grüße Dich und Dein Oberland. Jussuf.



Mein Halbbruder, Dein neues Bild, die alte Stadt Theben steht in dem Vorraum meines Palastes zum Anschauen für mein ganzes Volk. Des Bildes Farben beleuchteten die abendliche Stadt bunt, als meine Somalis es durch die Straßen trugen. Morgen feiern wir Dein Fest, den Tag des blauen Reiters; prunkvolle Teppiche hängen schon von den Dächern herab und die Plätze sind mit Rosenblättern bestreut.

Mein lieber, lieber, lieber, lieber, lieber, lieber, lieber, lieber, lieber Bruder, ich weiß heut nichts anderes zu schreiben.

Dein treuer Jussuf.

Ruben, verstandst Du meinen Brief? Ich war einen Augenblick weich gestimmt — ich muß in den Krieg gegen einen der wilden Stämme ziehen. Ich selbst werde mein Heer anführen, in der vordersten Reihe kämpfen; man erschläfft — ich will wieder Ehrfurcht vor mir bekommen. Gedenke meiner! Unser Blut steht gleich hoch im Stern. Marei gib meine Liebe.

Dein Krieger.



Tu bist treu
(Dr. Albert Ehrenstein)
(E. Lasker)

ABSOLUTION

Die Nacht spricht zu mir, daß du mich verlassen hast.

Ich reiße den Verband von meinen Wunden.
Ich biß die Zähne zusammen und hielt ganz still.
Glücklicher Trauer voll weint mein Blut.

Ich bin müde —
Ich bin nicht schlecht gewesen.
Ich kann mich nicht ertragen.
Ich trieb nachts durch laue Straßen
Nackt und bloß auf Trümmern kindlicher Träume —
Zerrissne Segel hißte kranker Gefährten Lachen —
Den Tag erwartend, krank am Morgen,
Demutverborgen knieend vor den Erwachenden.

Nun dröhnt durch erste Helle ehern Glockenschlag.

Fallend darf ich atmend, sehrend schauen:
Straßen fließen steinern in den Tag.

Richard Oehring

KLEINER BRIEFKASTEN

Fade Begabung, München. Werden Sie talentloser Kämpfer!

Herrn Prof. Husserl, Göttingen — Nein, die neue Auflage Ihrer Logik haben wir noch nicht gelesen. Wir ziehen vor, sie zu bewundern. Denn nur eins von beiden ist möglich.

Herrn Hugo von Hofmannsthal. — Sie fragen, wo Rodaun liegt? Östlich von Wien. Noch östlicher.

Frl. Stubenvoll. — Wir irrten: Blei ist nicht in die katholische Kirche eingetreten, weil er sozusagen schon immer drin war. Aber er macht keinen sichtbaren Gebrauch davon. Aber das mit Einstein stimmt.

Henriette Hardenberg. Jawohl, ich lebe wieder und bin stärker als alle Toten sind. Sogar übermütig werde ich schon: die vierte lyrische Anthologie der AKTION erscheint Ende Dezember! Daß nach meinem Muster jetzt jede Zeitschrift mit einer Sondernummer Lyrische Anthologie aufwartet, spricht doch nur für diese Einrichtung.

A. R., Wien. Manuskripte für die AKTION müssen zehn Tage vor dem Erscheinen der Nummer, in der sie erscheinen sollen, in meinen Händen sein.

VORTRAGSABEND DER AKTION

EINE ÖFFENTLICHE VERSAMMLUNG DER AKTION findet Donnerstag, den 20. November statt. Herr Dr. Julius Moses spricht über den Gebärstreik. Franz Pfemfert über den „Streik der Jüngstgeborenen.“ Eine freie Diskussion schließt sich den Vorträgen an. Der Ort der Versammlung wird durch Plakate usw. bekannt gegeben.

VORNOTIZEN

GUSTAV F. STEFFEN Die Irrwege sozialer Erkenntnis. (Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.) Preis geb. M. 5,—.

EGMONT SEYERLEN. Die schmerzliche Scham. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geb. M. 6,—.

MORITZ HEIMANN. Novellen. (S. Fischer.) Geh. M. 3,50.

IRENE FORBES-MOSSE. Die Leuchter der Königin. Phantasien. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) M. 3,—.

ALBERT STEFFEN. Die Erneuerung des Bundes. Roman. Mit einer Zeichnung von W. v. May. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) M. 4,—.

ZEITSCHRIFTENSCHAU

DER ZWIEBELFISCH, Herausgeber Hans von Webers (München NW 16). Von dieser Glossenzeitschrift (Heft 60 Pf.) erschien das erste Herbstheft des fünften Jahrganges. — Aus dem reichen und amüsanten Inhalt erwähnen wir einen höchst lehrreichen Aufsatz über die Einrichtungen von Verlags- und Sortiments-Buchhandel, eine treffende Satire gegen allzu empfindliche Ehrbegriffe mancher Kreise des Mittelstandes, köstliche Schnurren aus der Geschichte des Buches und noch etliche scharfe Abfertigungen von Unsitten, die in Kunst und Leben sich einzubürgern drohen. —

DER ANFANG, Zeitschrift der Jugend (Verlag die AKTION). Heft 6 enthält: Ardor: Erfahrung: Georges Barbigon: Jugend und Persönlichkeitskultur; O. Gründler: Das Gemeinschaftsleben der F. S. G.; Dr. Wyneke: Grundlegende Bücher.

DIE GÜLDENKAMMER. Das Novemberheft dieser beispiellos langweilig redigierten Monatsschrift enthält folgende Schlafmittel: Hennig: Die Erdbeben- und Vulkangefahr im Bereich des Panamakanals; K. Schaefer: Das Kaiser-Wilhelm-Volkshaus in Lübeck; Gildemeister: Bremen und seine Aufgaben; Kramer: Der alte Flötenbläser.

DIE WEISSEN BLÄTTER. Das dritte Heft enthält: Versuche einer Philosophie des Lebens von Max Scheler. — Ein Gedicht von Verhaeren. — Vorschläge zum Leben von Alain. — Politisches Tagebuch eines jungen Mannes von R. Musil. — Die Katholiken in Deutschland von Franz Blei. — Über Paul Claudel von Einstein. — Über Ethnographische Museen von Hausenstein. — Totentanz der Liebe von Erik Ernst Schwabach. — Glossen. — Buchanzeigen u. a.

SCHRIFTSTELLER IN MÜNCHEN

lassen ihre Schreibmaschinenaarbeiten, Vervielfältigungen usw. ausführen in dem vortrefflichen und zuverlässigen Institut F I R M, München, Amalienstraße 16¹. Telefon 3840.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Cogito-ergo-sum: Die Sprache der Zeitungen / Theodor Lessing: Repräsentanten des Menschengeschlechts / Aliwi: Vergnügtes Mädchen / Deutsche Juden über Kiew / Wie werden Heiligtümer? / Dr. S. Pulvermacher / Vornotizen / Kleiner Briefkasten.

DIE AKTION brachte bisher Beiträge von: Max Adler, Otto Alscher, Peter Altenberg, Ernst Balcke, Hermann Bahr, Adolphe Basler, H. M. Bargun, Beauduin, Gottfried Benn, Martin Beradt, Alexander Basmertny, Ernst Blass, Franz Blei, Paul Boldt, Georg Brandes, Max Brod, Otto Buek, Edward Carpenter, Léon Deubel, Otto Corbach, Richard Dehmel, B. Cendrars, Ossip Dymow, Frederik van Eeden, Carl Einstein, Emil Faktor, Pastor Emil Felden, Alfred Gold, Paris von Gütersloh, W. S. Guttman, Victor Hadwiger, Ferdinand Hardekopf, Maximilian Harden, Georg Hecht, Emmy Hennings, Hermann Hendrich, Henri Hertz, Ludwig Hatvany, Max Herrmann (Neiße), Georg Heym, Jacob van Hoddis, John Hoexter, Marie Holzer, Franz Jung, Oskar Kanehl, Rudolf Kayser, Alfred Kerr, Ferdinand Kiß, Gottfried Kölwel, Peter Krapotkin, Rudolf Kurtz, Willy Küsters, Else Lasker-Schüler, Alfred Lichtenstein (Wilmsdorf), Heinrich Mann, Fritz Mangold, F. T. Marinetti, Rolf Wolfgang Martens, Paul Mayer, Grete Meisel-Heß, Prof. Dr. Molenaar, Erich Mühsam, Robert Musil, Viktor Noack, Richard Oehring, Erich Oesterheld, Max Oppenheimer, Kurt Peschke, Otto Pick, Przybyszewski, Alexandra Ramm, Arthur Rößler, Ludwig Rubiner, Anselm Ruest, Peter Scher, René Schickele, Ed. Schmid, Robert Seidel, Gustav Specht, Mario Spiro, Ernst Stadler, Paul Stefan, Max Steiner, Leo Sternberg, Helene Stöcker, Nadja Strasser, August Strindberg, Curt Thesing, Siegfried Trebitsch, Franz Vallentin, Jacob Wassermann, Frank Wedekind, Hellmuth Wetzell, Alfred Wolfenstein. Zeichnungen v.: E. Nadelman, Meidner, Melzer, Morgner, Möller, Egon Schiele, Max Oppenheimer, César Klein, Richter-Berlin, Tappert, Rößner, Rud. Großmann, F. A. Harta, Frz. Blei.

Die Aktion

H.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 49

INHALT: Hermann Huber: Zeichnung / Franz Pfemfert: Der Karriere-Revoltieur / Dessen Einscharrung / Otto Groß: Anmerkungen zu einer neuen Ethik / Joseph Adler: Mode und Literatur / Franz Jung: Morenga. Eine Novelle / Sylvester von Babenhausen: Sonette aus dem Lift / Hermann Hendrich: Herr d'Ardeschah / Theodor Lessing: Schlußwort / Kleiner Briefkasten / Internationale Gesellschaft für Sexualwissenschaft / Kokowzew deposeschiert / Autorenabend der Aktion / Sie untergraben die Gesellschaft.



VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER · LEIPZIG

Demnächst erscheinen:

ERNST STADLER

DER AUFBRUCH

Geh. M. 3,— GEDICHTE Geb. M. 4,—

ERICH VON MENDELSSOHN

NACHT UND TAG

Ein Roman. Mit einem Vorwort v. Thomas Mann

Geheftet M. 4,—, gebunden M. 5,—

MYNONA

**ROSA, DIE SCHÖNE
SCHUTZMANNSFRAU**

Grotesken

Preis geheftet M. 3,50, gebunden M. 5,—

Die Aktion

H.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

3. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 6. DEZEMBER 1913

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-
Exemplare etc. sind an den Heraus-
geber, Berlin-Wilmersdorf, Na saauische Strasse 17
zu senden :: :: Telephon Amt Platzburg Nr. 6242
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Sonnabend

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährl. (excl. Be-
stellgeld) bei allen Postanstalt,
Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk.
2.50 durch dem Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf,
Naasauischestr. 17 :: Kommissionar Gust. Braun, Leipzig

DER KARRIERE-REVOLTEUR

Den 25. Juni dieses Jahres, in Nummer 26 der Aktion, war ich gezwungen, endlich auch öffentlich einen Menschen abzuschütteln, dessen Treiben mein Blatt, den Kampf meines Blattes und meine Mitarbeiter diskreditierte: den Kurt Hiller. Er war längst fällig. Oder präziser gesagt: ich habe ihm, der sich mir stets in der widerlichsten Weise aufdrängte, schon in den ersten Wochen unserer Bekanntschaft zu verstehen geben müssen, daß ich mich durch seine Person kompromittiert fühle. Ich habe das so unzweideutig getan, daß selbst diese Dickhaut es spürte. „Liegt Ihnen denn so sehr viel daran, mich fortzugraulen?“ weimert er in einem Briefe vom 17. Mai 1911. „Ihre ständigen Nadelstiche deuten fast darauf hin.“ Welcher Art diese Nadelstiche waren, zeigt ein zweiter Brief: „Das Verfahren, einem Schriftsteller, mit dem man in Verbindung steht, Manuskripte ohne Angabe der Gründe zurückzuschicken, ist ungewöhnlich.“ Es wäre nicht richtig, wenn ich heute behaupten wollte, die Wertlosigkeit der Einsendungen hätte mir die Gründe zur schroffen Retournierung gegeben. Einem Mitarbeiter, den man schätzt, den man sich erhalten will, begegnet man wohl auch dann anders, wenn er einmal Ungeeignetes sendet. Tatsächlich jedoch habe ich die Manuskripte des Hiller ungelesen abgewiesen, nachdem ich den Herrn bei einigen Lumpereien ertappte, die er gegen andere Mitarbeiter bei mir und gegen mich bei anderen Mitarbeitern erfolglos versucht hatte. Vergeblich bemüht er sich nun, wieder in meine Nähe zu kommen. Er hat irgendeinen dummen Brief einem Dritten geschrieben. Ich weiß nichts davon. Aber der Hiller beichtet: er habe darin von mir als von einem „Volksmann“ gesprochen. Er bedaure

das, wenn ich mich durch dieses Wort etwa verletzt fühlen sollte. „In meiner Terminologie bedeutet Volksmann durchaus keine Beschimpfung, vielmehr etwas Ehrenvolles. Vielleicht genügt Ihnen meine Versicherung, daß ich Bebel gleichfalls . . .“ Karl Kraus, über mein Eintreten für Kerr erregt, greift mich in der „Fackel“ an. Sofort ist der soeben abgewiesene Hiller da: „Karl Kraus' Angriff gegen Sie war taktlos.“ Es gelang ihm nicht. Ich jagte den Herrn so schnell weg, daß schon von Nummer 15 des ersten Jahrgangs der Aktion an ein Jahr lang (bis zum Juni 1912) sein Name in meiner Zeitschrift nicht zu lesen war. Aber dieser Mensch heißt nicht umsonst Kurt Hiller. Er schreibt an Ernst Bläß einen Brief, in dem er die schönsten Komplimente an Pfemferts Loyalität einstreut. Bläß wird für ihn bei mir vorstellig: prinzipielle Sache; Paul Block habe Hillers Arbeit zurückgewiesen, weil Hiller ein Unbeugsamer sei; ein unbestechlicher Richter; Pfemfert wisse persönliche Dinge zu übersehen und so weiter. Und der Hiller schreibt mir den 24. Mai unter Ergebenheitsbeteuerungen: „In aufrichtiger Würdigung Ihrer Sachlichkeit gestatte ich mir . . .“ Ich hatte ihn wieder auf dem Halse. Es währte nicht lange, und der Edle, der die Prügel vom Vorjahre in Hundedemut vergessen hatte, schlich wieder in meinem Hause herum. War die neue Nummer der Aktion erschienen, dann tappste er mutig in mein Arbeitszimmer oder telephonierte oder schrieb: er hatte immer zu gratulieren. Der jeweilige Leitartikel war einfach großartig. Jede neue Nummer war die beste aller bisher erschienenen. Ich empfand Brechreiz. Aber mein Prinzip, persönliche Antipathien und private Dinge nie auf die Redaktionsführung einwirken

zu lassen, bewog mich doch, den Hiller hin und wieder zu drucken. In der Zeit vom 5. Juni 1912 bis zum 25. Juni 1913 erschienen von ihm in meinem Blatt zwölf Glossen und Aufsätze allgemeiner Natur und einige knabenhafte Versuche; außerdem gab ich dem darum Bittenden verschiedentlich Raum zu seinen persönlichen Polemiken, und schließlich ist Christian Vogel, der einmal in der Aktion Hiller einen „tiefgründigen und instinktstarken Literaten“ voll „gedankengestalterischer Kraft“ nannte, wie ich heute sagen kann, der Hiller selbst. Einmal bin ich sogar öffentlich in der Aktion für Kurt Hiller eingetreten — anlässlich der Affäre Ehrenstein —, doch Hiller weiß, mit welchem Ekel ich es tat. Er weiß, daß er nach Ehrensteins Angriff im Sturm vor mir erst kläglich winseln mußte, um mich weich zu machen. Als damals der große Schreihals in meiner Wohnung jede Selbstbeherrschung verloren hatte und wie ein geprügelter Junge wimmerte: „Wird die Erklärung zustande kommen?“ — da hätte ich Scharfrichter sein müssen, um nicht nachzugeben. Und wenn der Held dann, nachdem die Erklärung schon gedruckt war, meiner Frau gestand: „Ich habe Pfemfert bei Walden brieflich unglaublich beschimpft. Ich fürchte, Walden druckt jetzt, da Pfemfert für mich eintrat, diese Briefe; das wäre entsetzlich. Bereiten Sie doch Pfemfert vor,“ da war ich mir zwar darüber völlig klar: dieser Bursche wird dich morgen verleumden, wie er dich gestern verleumdet hat, jedoch meine Unterschrift gegeben zu haben bedauerte ich erst, als ich erfuhr, daß eine feige Lüge sie erschlichen hatte: Albert Ehrensteins Artikel im Sturm war nur die Abwehr eines brutalen Überfalls gewesen. Franz Blei zog damals aus diesem Grunde öffentlich seine Unterschrift zurück. Ich ließ, auf Jammern des Hiller, von einem öffentlichen Widerruf ab.

Von den zwölf Aufsätzen des Hiller, die ich von Juni 1912 bis Juni 1913 gedruckt habe, sind in diesem Jahr nur zwei erschienen: in Nr. 16 und in Nummer 26, ein kurzer Brief und die Glosse „Kaiser Wilhelm und wir“. Was der Hiller in seinen früheren elf Beiträgen schrieb, schien mir geeignet, auf den deutschen Durchschnittsstudenten, diese begriffsstutzigste Menschenklasse, zu wirken. Neue Ideen standen nicht darin, wie ja dieser Popularisator nie Neues gedacht hat. Da er die Unverfrorenheit des Parvenüs besitzt, brachte er es fertig, fremde Gedanken, Gedanken, die er nie verdauen konnte, gleich eigenen Offenbarungen in die Welt zu trompeten, verkündete

er im Ausschreierton als selbstausgebrütete Wahrheit, was vor zehn Jahren Kurtz, Schickele, Hardekopf, Rubiner ihm vorgesagt hatten und was inzwischen Gemeingut aller intelligenten Oberlehrer geworden ist. Dieser Fettkopf wäre nie allein darauf gekommen, daß Kerr und Kraus und Mann sind; man hat es ihm erst eintrichtern müssen. Wie man eben jedem Ausschreier den Text geben muß. Man unterschätze dennoch solche Anreißer nicht! Sie sind, solange sie sich bescheiden, zu guten, alten Dingen nur neue Schlagworte zu suchen, recht nützlich. Wenn aber solche Ausrufer übermütig werden und aus „Eigenem“ schöpfen, gibt es eine Katastrophe.

Als der Hiller zum ersten Male etwas Originelles ausgeschwitzt zu haben wähnte, nämlich: wie bedauerlich es doch eigentlich sei, daß der deutsche Kaiser „uns“ nicht adle, war der Unfall da.

Ich hätte die Glosse ablehnen können, denn ich sah in ihr die ganze Jämmerlichkeit eines intellektuellen Schnorrers. Und da der Hiller mir soeben verraten hatte, daß das Buch, das er eben zusammenstelle, meine Verdienste um die jüngste Literatur in einer Weise würdigen sollte, die mir eine Genugtuung sein würde, wäre die Ablehnung das Einfachste gewesen, um die „Genugtuung“ nicht zu verscherzen. Aber ich wollte nicht mehr. Und hier bot mir die Sache eine Gelegenheit, in aller Form von einem Menschen abzurücken, der, wie ich inzwischen erfahren hatte, selbst vor kleinen Revolverknipsereien nicht zurückschreckte, um in die große Presse zu kommen. Sollte ich etwa den Gegnern das Schauspiel bieten, einen Mitarbeiter öffentlich abzuschütteln, weil er dem Feuilletonchef der Vossischen Zeitung, als dieser ein Hillermanuskript aus irgendeinem Grunde nicht mehr drucken wollte, drohend schrieb: „Hetzen Sie mich nicht in eine neue Feindschaft hinein!“? Hier war ein geeigneterer Grund zum radikalen Bruch.

Ich erklärte also dem mit Wilhelm II. Zürnenden, daß ich seine Glosse drucken wolle. Gleichzeitig sagte ich ihm in Zeugengegenwart, daß die Aktion natürlich scharf dagegen Stellung nehmen müsse. Die Frage Hillers, ob er dann eine Entgegnung schreiben dürfe, wurde von mir ohne weiteres bejaht.

Zu dem Hillerschen Stoßseufzer „Kaiser Wilhelm und wir“ sagte die Aktion unter anderem:

Die WIR des Herrn Doktor Hiller sind nicht die WIR der AKTION. Dagegen sei festgestellt: Die AKTION würde den Hilleraufsatz selbst dann vorgeführt haben, wenn er in der aristokratischen Zeitschrift des Oskar Aha Schmitz aufgetaucht wäre . . .

Kurt Hiller ängstigt es, aus einer Notlage heraus Revolteur zu werden. Seien Sie versichert, Herr Doktor, wir lehnen Karriere-Revolteure ab. Solche werden bei uns – der Plebs – nicht zwischen zwei Feuern dialektisch verstört einherlaufen. Wir werden diesen Typ vielleicht mit zu groben Griffen wenn möglich zu den Edelsten befördern. Denn wir gestehen keinem Unwürdigen unsere Kampfgemeinschaft zu. Ein Mensch, der nicht versteht, daß es, elementar gesehen, keine Edlen, keine Aristokraten von Klasse gibt, ist von Beruf aus zur Sucht nach dem Namen und dem Titel verdammt, was nicht eine Frage der Menschlichkeit, sondern des Erfolges ist.

Hillers Entgegnung, deren Abdruck ich ausdrücklich versprochen hatte, ist mir nie zugesandt worden. Das Buch gesammelter Phrasen, das der Hiller soeben herausgibt, zeigt, weshalb diese entschieden, aber sachlich gehaltene Antwort der Aktion ohne Entgegnung geblieben ist: der Adelsprätendent wußte Sachliches nicht vorzubringen. Von der Aktion weggejagt, flüchtete er in ein Buch, um, nach Dienstbotenart, läppische Privat- rache zu üben. Auf denselben Seiten, die vor dem 26. Juni dazu bestimmt waren, eine Lobrede auf mich zu bringen, werde ich von einer Kreatur, deren Lebensinhalt in Schmarotzen, Intrigieren, Hinter-den-Kulissen-hetzen besteht, nach Strolchmanier angefallen, verleumdet und beschimpft, in einer Weise, die wohl in der Skandalchronik der Literatur ohne Beispiel ist.

Wäre das Bubenstück im Schutze eines obskuren Verlages verübt worden, ich würde schweigen. Ein Verlag jedoch, der meine Tätigkeit so hoch wertet, daß er mir noch vor acht Wochen spontan schrieb: „Was Sie an den Tag bringen durch Ihr Blatt, will ich befestigen durch meinen Verlag“, ein Verlag, der einen literarischen Ruf zu verlieren hat, gab dem verwahrloseten Burschen, der sich je in die Literatur drängte, Publikationsmöglichkeit. Deshalb spreche ich. Deshalb sollen die im übelsten Schmierenpathos hingekochten Lügen beantwortet werden.

Der einzige scheinbar sachliche Vorwurf des rachsüchtigen Gesellen sagt, ich hätte die Glosse fälschen müssen, um wagen zu können, sie anzugreifen. Das ist eine bewußte Lüge. Natürlich ist der Beitrag wörtlich so erschienen, wie ihn der Verfasser, der selbst die Revision vor dem Druck gelesen hat, ihn mir übergab. Zwischen dem Text der Glosse in der Aktion und dem Text im Buch besteht folgender Unterschied: Jubiläum (Aktion) = Regierungsjubiläum (Buch); Kaiser (Aktion) = Kaiser von Kultur (Buch). Ferner bringt das Buch einen einzigen Satz, der nicht in der Aktion zu finden ist, und diesen einen Satz hätte ich mir

schwerlich vom Autor streichen lassen, geschweige denn selbst beseitigt, wenn er im Manuskript gewesen wäre! Ist denn diese im Buch neuaufgetauchte bange Frage: „Warum nutzt man unsere Kontrainstinkte gegen die Bourgeoisie (gegen die ‚Liberalen‘) nicht weidlich aus?“, ist diese Frage nicht geradezu ein Beweis für die Notwendigkeit der Aktionsantwort? Der Bursche hat seine Glosse nachträglich für das Buch noch dümmer gemacht, nur um lügen zu können, ich hätte gefälscht.

Nun die anderen Armseligkeiten. Der freche Schwindel von der Wehrlosigkeit. Vom Überfall. Die komplett größenwahnsinnige Geste vom „geflissentlich verkrachteten Literaten Mitteleuropas“. Das schreibt der Herr, der Artikel in fünfundzwanzig Abzügen herstellen läßt und an die gesamte deutsche Presse verschickt. Dann die Entrüstung über das harte Wort Karriere-Revolteur. Ich sehe das fette Jüngle mit den dicken Beinchen strampeln und vor Wut schier platzen. Aber wie kann man es anders nennen, wenn einer revoltiert, um aufzufallen, um Karriere zu machen? „Nehmt euch in acht! Reizt mich nicht, ich bin der gefürchtete Revoltemann, seid mir zu Willen!“ Jede Handlung, jede Unterlassung des Herrn ist auf diese schlichte Melodie gestimmt. Was ist es, wenn der Unbeugsame unliebsame Kritiken durch Bedrohung des Redakteurs zu hintertreiben sucht? wenn er gegen einen anderen Redakteur bei dessen Verleger intrigiert? wenn er sich durch den Revolverknips ‚Feindschaft‘ die Presse gefügig zu machen sucht, wenn er, was das Wichtigste bleibt, seine ‚Kontrainstinkte‘ vom Gegner ausgenutzt zu sehen wünscht? heißt man solche Figur zu Unrecht Karriere-Revolteur, Sie Fettklumpen?

Nichts hat dieser „geflissentlich Verkrachtete“ bisher gescheut, um kleine persönliche Vorteile zu erhaschen. Alle Kniffe der Freundschaftsreportage sind ihm geläufig. Wenn so ein Konzessionsfritze mir zukreischt, er kämpfe gegen Mächte, von denen ich nichts ahne, so glaubt er, ich hätte seine Methode nicht längst durchschaut. Ach, seht euch doch diese Mächte an: Fritz Müller (Zürich); Presber; Fritz Engel. Nicht eine Sache ist es, für die unser Held streitet; er geifert gegen Personen, und auch diese Personen müssen für seine Geschäftsabsichten völlig belanglos sein, bevor er sie öffentlich angreift. Dieser Spekulant hat nie öffentlich gegen Mächte geschrieben, die ihm Ausbeutungsmöglichkeiten boten. Gegen Fritz Engel — das ging. Aber schon Paul Block konnte Reklamenotizen abweisen, also war er der Bessere.

Und als Block sich mit seinem Redaktionskollegen solidarisch erklärte, da wußte der Erbfeind des „B. T.“ Rat: er schrieb einen Schmarotzerbrief an Theodor Wolff, nur um einen Waschzettel ins Feuilleton des Block zu lanzieren. Wenn so ein Schieber, der sein Lob von Freundschaft und seinen Tadel von der Konjunktur abhängig macht, von Mächten faselt, gegen die er kämpft, dann weiß ich Bescheid. Es sind Gewalten, die seinem Fortkommen hinderlich sind, und der Kampf wird heimtüchisch in Privatbriefen geführt.

Nachdem ich jetzt all die sauberen Schliche dieses Geschäftigen kenne, zögere ich nicht, offen zu erklären: jawohl, ich habe einem Unwürdigen aus dem Berliner „Herold“, wo er vorher zu lesen war, in die Literatur verholfen, ich habe einen Unwürdigen in meinem Blatte gedruckt. Das ist nicht bloß, wie der Hiller meint, lächerlich, sondern mehr: es ist beschämend. Zu meiner Entlastung kann ich aber anführen: es geschah glücklicherweise selten. Und wenn dennoch der Weggejagte jetzt zu gröhlen wagt: „Wer von uns beiden hat die Eigenart der Aktion schärfer und folgenvoller bestimmt: er oder ich?“, so kann ich diese Unverschämtheit mit ruhigen Worten zurückweisen. Der Hiller kam zu mir gekrochen, als ich alles, was meine Aktion heute eigenartig macht, längst verwirklicht hatte, nicht zuletzt dank der Mitarbeit von Rubiner, Kurtz, Hardekopf, Ruest, Hadwiger, Einstein. Ich hatte Georg Heym und van Hoddis und Guttman und die anderen, die der Hiller dann als Leiter zum Emporklettern benutzte, schon zur Öffentlichkeit verholfen, als ich eines Tages folgende Zeilen erhielt:

Sehr verehrter Herr Pfemfert! Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen einmal meinen Dank ausspreche . . . für die freimütige Liebenswürdigkeit, mit der Sie uns Jüngere zu Worte kommen lassen. Ich schätze Ihr Blatt sehr (wegen der Tendenz, eine Synthese zu schaffen zwischen politischem und kulturellem Fortschritt), und ich würde es mir, offen gesagt, zur Ehre anrechnen, auch gelegentlich daran mitarbeiten zu dürfen . . .

Der Schreiber dieser Zeilen sendet gleich 7 (sieben) Manuskripte ein, droht mit mehr und unterzeichnet in Ergebenheit: Kurt Hiller.

Weiß man nun, wer dieser Karriere-Revoltier ist?

Man soll mir glauben: ich habe bisher meine ganze Willenskraft aufgewandt, um die Lügen des Hiller in möglichst ruhigem Ton als Lügen zu zeigen. Jetzt reißt die Geduld. Ich lebe davon, ruft dieser Kerl mir zu, daß der jüngsten Literatur hierzulande im großen und ganzen die Stätte fehlt? Ich beute also die Notlage der Jüngsten geschäft-

lich aus! Treibe Schacher mit dem Geist! Bandit! Strolch! selbst er weiß, unter welchen Opfern ich für das kämpfe, das, weil es eben kein Geschäft ist, weil es sogar jedes Geschäft verhindert, von der großen Presse ignoriert, zurückgedrängt, verspottet wird. Bube, infamer, er wagt zu klaffen, ich drucke nur darum die Jüngsten, weil sie billig zu haben sind! Gauner! Elende Krämerseele, die ganze Erbärmlichkeit deiner Art bricht hier durch.

Ich habe für die jüngste Literatur geschuftet, wie vielleicht seit einem Jahrzehnt kein Zweiter. Sie ist mir teuer geworden, die Aktion. Oft war es mir nur unter den schwersten Opfern an Gesundheit und Kraft möglich, in Tagesfron das herbeizuschaffen, was sie erforderte. Doch ich tat es freudig: kämpfte ich doch für eine Sache. Ich habe dafür keinen Dank erwartet. Es war mir einfach Pflicht und innere Notwendigkeit, Beachtenswertem die Beachtung und die Achtung der Öffentlichkeit zu erzwingen, Erstes gegen das Grinsen der Bürger zu verteidigen.

Immerhin könnte ich, wenn es darauf ankäme, als „Genugtuung“ mancherlei buchen. Autoren, die ich wieder und wieder trotz dem Gelächter der Gedankenlosen druckte, sicherte ich damit schließlich doch die verdiente Anerkennung. Und wenn heute die Aktion das einzige revolutionäre Wochenblatt von Niveau ist, das Organ der radikalen Jüngsten, die Entdeckerin von neuen Talenten, die freieste Rednertribüne Deutschlands, so ist das ausschließlich mein Werk. Ich hatte den Blick. Ich hatte die glückliche Hand. Wohl habe ich aus den Hunderten von Belanglosigkeiten, die mir zugesandt wurden, auch manchmal absichtlich Banales, wie diesen Hiller, gegriffen, doch was heute als jüngste Literatur angefeindet oder gepriesen wird, ich habe es zumeist in der Aktion zuerst an den Tag gebracht.

Ich brauche darum auch nicht tragisch zu nehmen, wenn so ein Kläffer bellt. Ich weiß, meine Arbeit ist nicht durch Verleumder zu entwerten, nicht wegzulügen. Die Hiller-Geschöpfe, prädestiniert, in den bürgerlichen Redaktionen im eigenen Fett unterzugehen, mögen ruhig weiter für ihre Karriere revoltieren.

Franz Pfemfert

Die Einscharrung erfolgte:

„EIN MANIFESTANTISCHES MANIFEST.“

Nun aber mit dieser degenerierten Mühlendammnatur in den Rinnstein. Einen Fußtritt dem An-

reißer, der einem abgelegte Wahrheiten als das Neueste aufhalsen möchte und das Maul voll nimmt mit ausgeblasenen Invektiven, wenn man ihm nichts abnehmen will. Uns steigt die brennende Schamröte in die Wangen, wenn wir bedenken, daß dieses Strohfeuer auch nur für Tage eine zündende Wirkung ausüben konnte, daß sich die Besten von uns auch nur einen Atemzug lang verblüffen ließen von einem, der ein Feuer speit, darin nicht ein Fünkchen Wahrheit und Gesinnung ist.

Noch niemals hat sich einer aus vollerm Halse einer Weisheit entleert, die fadenscheiniger und abgegriffener ist als die seine. Hier stolziert einer in einem Gewande, das er von fremden Stangen gerissen hat, er wuchert mit einem Anpassungsvermögen und verteilt Lob wie Almosen.

Hier fischt ein bübischer Bettelkönig nach einer Krone in einem Dreck, den wir schon längst hinter uns haben, und nur die blutige Ironie ist röter als der gestohlene Purpur, mit dem er sich tänzerisch behängt.

Aber man parodierte ihn, und er wird hingerissen sein, man stelle ihm ein Bein, und er wird auf einen Kopf schwören, man lache ihm in die Zähne, und aus seinem Herzen ruft es Dank zurück. Tiefsten Dank für diese ernste Tat.

So sich nur einer, dessen „Nichtigkeit“ er „beklopft“ hat, hinter einem durchsichtigen Pseudonym versteckt, ist er gefangen, und er glaubt, einen Bundesgenossen vor Gott gefunden zu haben, wo der Teufel im Spiele und er verloren ist. Die AKTION (Nr. 41) brachte mit dem „Aufruf zum Manifestantismus“ jene vielbelachte Parodie auf den Schreier Hiller und seinesgleichen. Hier der Brief, der ihn richtet:

Berlin usw., 13. X. 13.

Sehr geehrter Herr August Stech,

Ihren Aufruf zum Manifestantismus möchte ich gern geschrieben haben. Ich würde ihn zu meinen besten Arbeiten rechnen. (So was ist mir noch nie passiert!)

Dieses sage ich Ihnen, ohne zu wissen, wer Sie sind. Vielleicht sind Sie das Inkognito eines meiner Feinde. In diesem Fall erwarte ich von Ihrem Takt, daß Sie mich durch Weitergeben meiner enthusiastischen Konfession nicht blamieren.

Am liebsten wäre es mir, wenn August Stech

gar kein Pseudonym wäre. Dann nämlich wüßte ich: ich habe (vor Gott) einen Bundesgenossen.

Hochachtungsvoll und freudig

Kurt Hiller.

P. S. Die Adresse ist mit verstellter Handschrift geschrieben, damit Pfemfert, dieser Rüpelnirps, nicht wisse, von wem der Brief ist.

Uns ist so etwas auch noch nicht passiert.

Dieser Literaturtempelschänder fürchtet, durch das Weitergeben seiner enthusiastischen Konfession blamiert zu werden. Eine nackte Verulkung seines Rabbinismus bekehrt ihn, und er schwört blindlings zu einem Bundesgenossen (vor Gott) dem er sehend die Weihen seiner Anerkennung versagt hat.

Die Löblichkeit des Selbstmordes hat Löb Hiller an eigener Person manifestiert. Uns bleibt nur noch das Geschäft der Bestattung. Kranzspenden und Beifallskundgebungen dankend verbeten.

Friedrich Kniepp, L. von Kirchstein, Sonja Laatsch, Egon von Wollenberg, Friedrich Laatsch.

Glossen

MODE UND LITERATUR.

Der Kellermannsche Roman „Der Tunnel“ hat nicht nur eine ungemein hohe Auflage, sondern auch schon höchste Popularität erreicht. Dem nächsten Ball der Bühnengenossenschaft ist als Programm der Kellermannsche Roman „Der Tunnel“ zugrunde gelegt. Die Hallen im Zoologischen Garten sind als Treffpunkt der unterirdischen Verbindung zwischen Europa und Amerika gedacht. Hier sollen sich Angehörige aller Nationen, welche an der neuen Verkehrsmöglichkeit interessiert sind, treffen. Mit einem Aufzug, durch dessen Fenster man in die Tiefen des Meeres sehen kann, gelangt man in den unterirdischen Gang. Die Wunder der alten und der neuen Welt sind hier in einem glanzvollen Schauspiel vereinigt.

Dieser „Tunnel“ hat unheimlich schnell seinen Weg gemacht. Er ist in aller Hände, und bald wird man auch das Tanzbein zu seiner höheren Ehre schwingen.

Die amerikanischen Reklameinstitute empfehlen sich mit der Versicherung: Der Publizität widersteht nichts. „Nicht einmal der Gedanke,“ fügt Schickele hinzu, „sowie nur ein Kerl das Geschäft in die Hand nimmt.“

Dieser „Tunnel“, der so gar keine Tiefe besitzt, hat die höchste Auflage erreicht. Er ist im Grunde hohl, wenn nicht gar verlogen, er ist ein literarischer Bluff. Er ist das Buch derer, die immer auf der Höhe der Zeit sein müssen. Wer Tango tanzt, der muß auch den „Tunnel“ verschlungen haben. Man nennt die Mode eine launenhafte Dame. Sie ist in Wirklichkeit eine hysterische Kokotte.

Der „Tunnel“ hat einen lärmenden Erfolg, aber Schickeles „Schreie am Boulevard“ verhallen ungehört. Und es ist gewiß in dem kleinsten Bruchteil dieses Buches mehr dichterische Kraft und Größe der Gesinnung, als der „Tunnel“ in seiner ganzen Länge besitzt. *Joseph Adler*

INTERNATIONALE GESELLSCHAFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

In der Gründungssitzung, am 16. November, beschuldigte der Vorsitzende, Nationalökonom Julius Wolff, die wirklich harmlose Biologie, Metaphysisches in die Sexualwissenschaft eingeschmuggelt zu haben. Die neue Gesellschaft werde, sagte er, damit endgültig aufräumen, werde sich an die Tatsachen halten, sie systematisieren. Wenn kraft der unerhörten Dämonie der Dinge die Hände der so nach den Dingen Greifenden leer bleiben, merken die es, von allzu nah irrlichtelierenden Zielen hypnotisiert, doch nicht. Daß das Normale der Hauptgegenstand der Untersuchungen sein werde, sagte der Vorsitzende ferner. Aber er meinte nicht die Person, deren vollkommen kontinuierliche Existenz ihrem ganzen Sinne nach Norm ist, sondern meinte den von Generation zu Generation, von Jahr zu Jahr sinkenden Wasserstand aller Menschen, deren einziges Merkmal nur mehr der Mangel jeder Kontinuität ist. Der Vorsitzende verwies dann auf die günstige Konjunktur der Gesellschaft inmitten der heutigen Emanzipationstendenzen und Bemühungen, Schleier wegzuziehen. Und man hat wirklich schon so viele Schleier weggezogen, daß man die eigne Hand nicht mehr vor Augen sehen kann. Später gab der Berliner theologische Ordinarius Reinhold Seeberg der Superiorität selbst des allegorischsten Gottes über jene Naturwissenschaft vom Staate Gestalt: er sprach, zum Teil ohne es zu merken, von Person und Abgründigkeit. Schließlich wählte die Gesellschaft zu Vizepräsidenten Herrn Seeberg, den Sanitätsrat Moll und Professor Hans Groß (Graz), der genau acht Tage vorher seinen Sohn Dr. Otto Groß gewaltsam hatte in eine Anstalt schaffen sehen.

Dieser Arzt Dr. Otto Groß hat durch jede Behandlung Sexualität als eine der konzentrischen Sphären der sich wandelnden Kräfte erkannt.

R.

HERR D'ARDESCHAH

der Kritiker der „Neuen Hamburger Zeitung“, hat in diesem Organ am 8. November meine Übersetzungsart (s. Französische Anthologie, Nr. 37 der „Aktion“ vom 17. September) heruntergeputzt. Als Machwerk bezeichnet er in seinem Artikel folgende Übertragung eines Gedichts von Tristan Derème:

Geh, dien' Euch die Liebe als Kornak,
Stille Elefanten meiner Gedanken.

Du aber, Dichter such strack

Und fröhlich ihren Bügen zu folgen, den schwanken,

Indes die Hoffnung dir strickt 'nen weißen Hamak.

Weiß Herr Ardeschah, daß eine gewisse Absonderlichkeit im Stil dem Dichter Derème eignet? Und kennt er den Urtext, den ich zu verdeutschen hatte? Und der folgendermaßen lautet:

Allez, et que l'amour vous serve de cornac,

Doux Eléphants de mes pensées,

O poète, tu n'as qu'

A suivre allègrement leurs croupes balancées,

Cependant que l'espoir te tresse un blanc hamac.

Ich bin weit entfernt, meine Übersetzung für unübertrefflich zu halten und überschätze mein Können keinesfalls. Trotzdem verpflichtete ich mich, zum Besten einer zu bezeichnenden milden Stiftung zwanzig Mark zu zahlen, falls Herr Ardeschah imstande ist, eine bessere wort-, sinn- und formgetreuere Übersetzung als die meine zu liefern.

Hermann Hendrich

SIE UNTERGRABEN DIE BESTEHENDE GESELLSCHAFT

Die Stadt Hildesheim hat kürzlich vom sozialdemokratischen Verbands der Bergarbeiter Deutschlands in Bochum eine Anleihe von 600 000 Mark auf ein Jahr gegen 4 $\frac{3}{4}$ Prozent Zinsen und ein Zehntel Prozent Provision abgeschlossen. Die Anleihe dient zur Hergabe von Hypothekengeldern.

KOKOWZEW DEPESCHIERT:

Liebe AKTION! Wären doch die russischen Liberalen aufrecht wie Th. W. In einer Audienz würde ich mit ihnen fertig sein.

Anmerkungen zu einer neuen Ethik

Von Otto Gross

Aus Otto Gross' Manuskript über neue Ethik, das bei der hier gemeldeten Zwangsinternierung verschwunden ist, sind mir diese „Anmerkungen“ übermittelt worden. F. P.

Wenn pervers von pervertere (umdrehen) kommt, so muß der Staat aus Selbsterhaltungstrieb seine vermeintliche Schutzfunktion, die Ehe, durch Aufrechterhaltung des § 175 sichern. Der Widerspruch liegt in der Basis des Staates. Der Staat selbst trägt das homosexuelle Symbol. Er ist hierarchisch aufgebaut, das ist: einer lastet immer auf dem andern.

Freud hält die bisexuelle Veranlagung des Menschen im ersten Lebensstadium für erwiesen. Nur müsse der Mensch, meint Freud, später im Leben die eine Seite verdrängen, das sei nun einmal so. Dies soll und wird nicht mehr so sein. Mit der fortschreitenden Freilegung der Individualität wird es keinem Menschen mehr einfallen, eine Naturanlage verkümmern zu lassen.

Die von der Familie her sich ergebene Konstellation-Vergewaltigung durch einen der Ehepartner, absolute Abhängigkeit der Frau vom Mann, Beziehungslosigkeit zum Kind, insofern das Kind am Erleben nicht teilnehmen darf (Nebenzimmererotik), sondern erzogen werden soll (die geltenden pädagogischen Grundsätze streben zur Asexualität), der Sohn als Mittelpunkt eines Herdes von Verschmähungskomplexen seitens der Mutter und Objekt einer Eifersucht seitens des Vaters, die sich spannt von Ohnmacht bis zu glühendem Haß und sich in Sentimentalität entspannt — diese Konstellationen zusammengefaßt, machen ein fortschreitendes Erleben des Kindes im Sinne der bisexuellen Anlage gemeinhin unmöglich.

Sondern: die Familienkonstellation scheucht bei einem schärfer ausgeprägten Sinn des Kindes für Erhaltung der Individualität den moralischen Instinkt mit seinem Zwang zur Überwindung der Einsamkeit in eine Sexualität, die zwar an sich in der bisexuellen Anlage eine Bestätigung findet, indessen dem zurückgelegten Weg entsprechend nicht konstellationsfrei, kein reines Erleben ist. Diese Sexualität spaltet sich in einer verdrängungsfreien Entwicklung in aktive und passive Homosexualität oder wird in ihrem Auftreten beherrscht von der Möglichkeit einer vollkommenen Verdrängung zum Automatismus (Normalmensch) oder einer teilweisen, wobei der Wille auf Grund einer kranken Individualität auf Kosten des andern zu leben, den Oradmesser abgibt (reinste Form:

der negative Mensch, Snob, betonte Geistigkeit, l'art pour l'art).

Diese als sekundär zu bezeichnende Homosexualität ist vom Standpunkt einer neuen Ethik zu bekämpfen. Sie zeigt durchaus und naturgemäß die Konstellationsmerkmale der Ehe, die Zeichen der Vergewaltigung. Der in den Begriff des § 175 fallende homosexuelle Akt ist die gleiche Vergewaltigung wie diejenige, die in der normalen Ehe ungestraft sich vollzieht.

Diese sekundäre Homosexualität bleibt unmoralisch, weil sie nicht die Beziehung, den Glauben, das Dritte zum Gegenstand hat. Erst in zweiter Reihe kommt die Form, und zwar nur da, wo sie den Zusammenhang zwischen Einstellung und Symbol zu verdecken sucht.

Die neue Ethik trifft ein Geschlecht an, in dem steht ein Mann zum andern: wird er mir die Frau wegnehmen oder mich homosexuell vergewaltigen; und die Frau zum Mann: wird er meine Kinder erhalten und auch mich leben lassen oder (in quälender Sorge) wird er unter der Rache meiner Natur (konstellierte Mutterschaft) zusammenbrechen. Über allem lauert die Einsamkeit, die um die Menschen herum ist und die Stunden frißt.

Die Zertrümmerung der Monogamie und ihrer noch kränkeren Form, der Polygamie, ist nicht nur allein die Befreiung der Frau, sondern vor allem die des Mannes.

Die Erkenntnis, daß die Sexualität als Überwindung der Einsamkeit nicht mit der Person identisch, sondern das reine große Dritte ist, bedeutet die hauptsächlichste Vorbedingung, die Quelle einer Intensität, die expansiv und ein neues Leben ist. Erst diese Intensität ermöglicht die Entfaltung der bisexuellen Anlage.

Die freigelegte primäre Homosexualität kennt keine Vergewaltigung und keine Umkehrung. Sie ist dasjenige Lebensmoment, das in dem Miterleben, in der Mitfreude ausgedrückt ist. Sie ist frei von Sentimentalität, Eifersucht und Masochismus, sie kennt nur die eine Konstellation einer Verschmähung, deren Überwindung zugleich einen Lebenselan bedeutet.

Die heutigen Sexualitätsformen sind von der Angst des Erfrierens beherrscht. Die Sicherheit einer dauernden Beziehung wird gewährleistet, wenn die Beziehung zwischen Mann zu Mann konform zur Frau geht, wenn die Sexualität nicht mehr das Erlebnis des einzelnen ist.

Dafür, daß jenes Erlebnis konstellationsfrei bleibt, sorgt mittels selbsttätiger Niveaufixierung eine

Technik, die jedes Residuum nichtabgeforderter Kräfte im einzelnen als unmoralisch im Sinne unserer Gesellschaft und als Leid an der Persönlichkeit auszumerzen sucht und erlöst.

SONETTE AUS DEM LIFT

Sylvester von Babenhausen bekam zu seinem 14. Geburtstag als Geschenk seinen Lieblingswunsch erfüllt. Er ist Liftboy geworden.

1.

Wie schön in grüner, reizender Livree
Zu stehen vor des Fahrstuhls engem Schachte.
Ein Druck, er schießt, sich bäumend, in die Höh,
Ich aber steh im vierten Stock und warte,
Bis ich die wunderschöne Fremde seh.
Sie gibt dem Fremden heimlich ihre Karte,
Ich aber kenne sie im Negligé,
Da ihre Liebe sie mir offenbarte.

Denn abends, wenn der Lift geschlossen wird,
Bring ich ihr Kognak und belegte Brötchen,
Sie gibt zum Kuß ihr weiches Katzenpfötchen,
Ihr Auge lacht, ihr ganzer Körper girrt,
Und flugs verriegle ich die Tür der Stube.
Da seufzt sie auf und stöhnt: Du süßer Bube.

2.

Sechs schöne Mädchen fahre ich im Lift
Zum dritten Stock. O wonniges Gedränge!
Der Mädchen Weichheit schafft mir sel'ge Enge,
Und mancher heimlich süße Blick mich trifft.

Die Sehnsucht frißt die Seele mir wie Gift.
Oh, daß ich meine Leidenschaft bezwänge,
Doch der Portier: Boy, öle die Gestänge.
Und mach es ordentlich, verdammter Stift.

Oh, wär ich in Amerika, da stiege
Dreißig Etagen aufwärts das Hotel,
Und dreiundzwanzig Stockwerk auf ich fliege
Mit meinen schönen Mädchen rasend schnell.
Vielleicht einmal . . . O Zukunftstraumes Lüge.
Die Klingel tönt: Ja, Gnäd'ge. Zu Befehl.

Sylvester von Babenhausen

Morenga

Von Franz Jung

Für Otto Gross

Kaiser Wilhelm II. schickt seine Soldaten über das Meer. Die Farmer jammern, daß sie arbeiten müssen. Die Farmer setzen ihr Geld zu. Die Hereros haben die großen Rinderherden. Die Hereros sind Jäger und Hirten, wild, trotzig. Die Hereros sind nicht geboren, unter dem weißen

Sklavenvolk zu arbeiten. Die Farmer werden wieder Kartoffeln bauen. Die Hereros wohnen viele hundert Jahre im Land. Der Farmer Schnabel wird abgewürgt. Der Farmer Herde wird abgewürgt. Der Missionar Schmidt wird angeschossen. Der Postbote stolpert in eine Hyänenfalle. Der General duldet das nicht. Der General befiehlt, daß die Hereros an dem Bahnbau arbeiten. Die Hereros handeln nicht. Die Hereros wollen keine Bahn. Oho! Pferde, Maulesel, Kamele, Maschinengewehre, Kanonen. Die Jahreszeit wechselt. Verhandlungen und Aufstand. Morenga kommt aus den Minen von Kapstadt — Morenga, dem es zu eng war unter seinem Volk, lodernd, jäh, der Europäerfreund.

Die Reste des Stammes zwang Morenga unter seine Faust.

Sengend und fiebermatt blühen die Akazien. Die vorrückenden drei Kolonnen des Expeditionskorps sind Fangarme. Ein würgendes Ungeheuer schiebt sich ins Land. Die Wagenburgen der Fliehenden jagt der Dunst der Nächte vor sich her. Unter den hastenden Schritten der Weiber und Kinder — ein zuckender dunkler Knäuel — schweigt alles Leben, gequält und keuchend.

„Eigentlich merkwürdig, daß der Kopf dieses Morenga so fest sitzt. Wäre bei uns unmöglich.“

„Ja, wirklich merkwürdig.“

„Überhaupt eine ganz anständige Summe, die ausgesetzt ist. Das Gesindel ist doch sonst so feig. Kommt nicht zum Schuß.“

„Ja.“

„Eine Räuberjagd kann nicht langweiliger sein —“

Leutnant Fiedler fällt.

Die Abteilung steht.

Der Wasserplatz ist besetzt. Ein kurzer, schriller Pfiff. Getrappel.

Feldweibel Schneider — Sprung vor. Säbel raus.

Achtung! Feuer! Sturm!

Verfluchter Hosenknoopp!

Morenga ließ die Einschließung seiner Stellung am Waterberg ruhig geschehen.

Nach drei Tagen Warten entschließt man sich zum Angriff. Die Maschinengewehre knattern. Haubitzen. Pioniere in Front. Die ersten Terrassen werden genommen.

Auf einem vorspringenden Felsblock steht Morenga unbeweglich. Der Körper türmt sich auf. Ein Koloß. Morenga schaut durch ein Fernglas weit über die Feinde hinweg nach Osten.

Die Hereros liegen im Geröll zerstreut. Ihre bange Frage drängt zu dem Führer, die Bitte: Fliehen — fliehen —, stumme Ergebung und hoffender Trotz.

Eine wehmütige Stille flutet zurück und quält. Vereinzelt fallen noch Schüsse.

Das Fernglas am Auge, steht Morenga einsam, unbeweglich, drohend.

Der Reiter Müller aus Schweidnitz liegt im Anschlag. Fiebert: alle habe ich gehaßt. Ich bin freiwillig mit. Ich will niedergetreten werden, das Ungeheure sehen, das Schwarze — zermalmend, atemraubend. Oh — sie tanzt im weißen Kleid —

Kommandos — formiert! Sturm! Die nächsten Terrassen werden genommen.

Auf der Spitze des Berges hinter undurchdringlichem Dornengebüsch stehen die Wagenburgen.

Die Angreifer sind scheu wie Hyänen.

Die Stunden verrinnen. Der Tag verrinnt.

Am blauen Himmel reist einer schwarze Striche und färbt alles blutrot und breitet einen giftig-gelben Schleier.

Unteroffizier Nietzsche starrt verzückt über die Deckung empor und — fällt von einem Steinwurf.

Die Nacht schleicht.

Da zuckt Feuer. Der Busch brennt. Ein Keil treibt vor. Tost im Lärmen der Zugtiere. Dumpf. Keuchend. Ein Atemzug.

Die Leute fiebern. Die Mannschaft ist erschöpft. An Verfolgung nicht zu denken. Der General weist nach Osten: Ich danke, meine Herren. Nur die Omaheke ist frei — und dreht sich lächelnd um: Wasserlos —

Auf einem vorspringenden Felsblock flattert gespannt die weiße Fahne.

„An sich eine geniale Sache, die Bande in die Wüste zu jagen,“ meinte der Hauptmann Färber, „und doch haben wir die Bescherung. Monatslang plagten wir uns nun schon wieder herum. Das sind ja die leibhaftigen Teufel.“

Der zweite Leutnant bemerkt: „Eigentlich zu verwundern, daß die Kerls noch nicht mürbe geworden, nachdem alle Weiber und Kinder krepirt oder gefangen sind.“

„Gott, dieses Gesindel —“

Ordonnanz meldet: Schattiger Lagerplatz gefunden. Die Leute sind erschöpft.

Der Hauptmann überschaut prüfend eine Gruppe Bäume, der die Kolonne zukriecht, schüttelt miß-

trauisch den Kopf. Die Leute murren. Er winkt lässig und nachgebend ab. Dreht sich zu den Offizieren und zuckt die Achseln.

Schleppende Kommandos. Die Leute sinken um mit geschlossenen Augen. Wollen sterben.

Da fallen Schüsse. Knatternd. Prasselnd.

Einer springt auf. Schreit: Ihr — ihr. Schreie, die Seufzer sind. Die Deutschen liegen am Boden. Wühlen die Schädel in den Sand. Zucken. Keuchen. Verrenken sich. Gurgeln. Schwerfällig, matter.

Von den Bäumen lösen sich Hereros. Sammeln sich um Morenga und stehen gespannt. Morenga blickt starr ins Weite. Sein Körper ist eingefallen. Die Augen brennen, stechen. Er steht bewegungslos. Dann wendet er sich an seine Leute und nickt verächtlich. Jauchzend werfen die Hereros sich auf die Toten.

Wie man aus Berichten weiß und vielleicht schon in der Schule gelernt hat, dauerte der Kampf noch lange Zeit. Viele deutsche Soldaten starben, wie es auf den Gedenksteinen und Merktafeln heißt, den Heldentod fürs Vaterland. Manche freiwillig, und andere indessen wiederum nicht so. Es geht das Gerücht, daß Morenga bei den Engländern manche Unterstützung gefunden hat. Er lieferte ihnen jedesmal, wenn er die Grenze zu überschreiten gezwungen war, die Waffen aus und konnte unbehelligt neue Kräfte sammeln. Diese Maßnahme wird auch niemanden (weiter) überraschen.

Aber Morenga fühlte seine Kraft erlahmen. Seine (wilden, trotzig) Krieger waren Schatten.

Morenga sandte an den englischen Oberst einen Boten, daß er ihm ein Gefecht zu liefern wünsche. Morenga will nicht gegen die Deutschen fallen.

Der Oberst wunderte sich und sandte einen Parlamentär. Morenga schoß den Unterhändler nieder. Dann stellte er seine Leute auf, wie er es anfangs bei den Deutschen gesehen hatte, und schrie: Sturm! Jetzt nahm der Engländer das Gefecht an.

Morenga wird mit einem Fluch auf den Lippen gefallen sein.

Später war einmal ein Reisender in den Gegenden, in denen die zersprengten Reste des Hererostammes als Arbeiter angesiedelt worden waren. Der schrieb dann in die Tagesblätter: Die Männer sind überaus faul und nehmen jede Arbeit nur mürrisch und gedankenlos an, und die Weiber sind so stupide, daß sie das Lächeln eines Weißen nicht einmal erwidern . .

Repräsentanten des Menschengeschlechts

ERINNERUNGEN AN „BERÜHMTE ZEITGENOSSEN“

Von Theodor Lessing

(Schluß)

Auf diesen Blättern mußte ich mich notgedrungen mit der Person des Herrn S. Jacobsohn beschäftigen. Dagegen habe ich die Person Sudermanns nicht mehr erwähnt, als sie zu erwähnen unvermeidlich war. Da Herr Jacobsohn über meine Haltung gegenüber Sudermann die unerhörteste Legende veröffentlicht, so muß ich in dieser Hinsicht noch eine kurze Bemerkung anfügen.

Es ist selbstverständlich, und jeder, der von mir entfernt etwas weiß, würde das Gegenteil lächerlich und abgeschmackt finden, daß ich niemals (wie Jacobsohn sich ausdrückte) Herrn Sudermann um „Mitleid ersucht“, „angefleht“ oder um irgend etwas „gebeten“ habe. Wahr ist, daß ich nach Rücksprache mit Jacobsohn und auch auf dessen dringende Bitte Herrn Sudermann einen Besuch machte, um ihm a) den Tatsachenzusammenhang klarzulegen, b) für meine Person eine Genugtuung dafür zu fordern, daß er mich, einen ihm unbekanntem Mann, ohne vorherige Orientierung mit einem meine Existenz antastenden Prozesse bedrohte. Wahr ist, daß ich (laut Zeugnis des Protokolls der Unterredung mit Sudermann und später gewechselter Briefe) von Herrn Sudermann auch weiterhin aufs kräftigste Genugtuung für seine leichtfertige Klage beanspruchte. Unwahr ist, daß Herrn Sudermanns Urteil durch mich je beeinflußt wurde. Wahr: daß Herr Sudermann auf Grund eigener Erwägung a) mir mündlich und schriftlich sein Bedauern über den Ausgang des Prozesses und seine Überzeugung von meiner bona fides und Schuldlosigkeit übermittelte; b) die gleiche Überzeugung in einem Briefe an die Generalintendanz der Kgl. Theater dargelegt hat; c) sich bereit erklärte, falls ich darum ihn angehe, die selbe Überzeugung in einer Eingabe an das Kultusministerium niederzulegen. Damit hat Herr Sudermann ein ursprünglich unvornehmes Verhalten auf eine würdige, loyale und männlich anständige Art gut zu machen gewußt. Ich habe somit auch keinen Grund mehr, als Ankläger gegen seine Person zu figurieren. Daß aber diese Beilegung des Streitfalls an meinem Urteil über Sudermanns Stück nichts änderte, daß ich kein Wort, das

ich geschrieben habe, zurückzunehmen hatte, versteht sich von selbst. Daß die volle Unabhängigkeit und Selbständigkeit meiner Person, die unbestechliche Freiheit meines Urteils und meiner ethischen Auswertung nicht im mindesten zu beeinflussen war und nie und durch niemanden zu beeinflussen sein wird, dafür dürfte diese Artikelserie denn doch wohl der beste und untrügliche Beweis sein.

Ich habe nach bestem Urteil und Gewissen in diesem Prozesse nur mich Selbst bewahrt. Mir ist das gelungen durch eine Welt von Hindernissen und Widerwärtigkeiten hindurch. Und somit bin ich zufrieden¹⁶⁾.

¹⁶⁾ Das traurigste Nachspiel in diesem Prozesse literarischer Würdelosigkeit lieferte eine bekannte Tageszeitung, der Hannoversche „Courier“. In seiner Nr. 30809 vom 1. Nov. veröffentlichte er, zum Teil aus der Feder S. Jacobsohns, zum andern Teil aus der Feder eines Redakteurs, einen unerwarteten Überfall auf meine Person. Da ich in Hannover, als am Ort meines bürgerlichen Lebens, dergleichen an sich gleichgültige Ehrenkränkungen nicht auf mir sitzen lassen darf, so forderte ich von der betr. Tageszeitung den Abdruck der folgenden, unter anständigen Männern doch eigentlich nur selbstverständlichen Erklärung:

„Durch einen in Nr. 30809 unsrer Zeitung veröffentlichten Artikel fühlt sich Herr Dr. med. u. phil. Theodor Lessing, Privatdozent der Philosophie an der hiesigen Technischen Hochschule, in seiner persönlichen und bürgerlichen Ehre verletzt. Herr Lessing wünscht, daß wir unsre Leser darauf hinweisen, daß die Richtigstellung der von uns verbreiteten Tatsachen in der Berliner Wochenschrift „Die Aktion“ erfolgen wird. Wir sind bereit, falls sich die Auffassung des Herrn Lessing als den Tatsachen entsprechend bewähren sollte, die gegen ihn verbreiteten Ehrenkränkungen zurückzunehmen.“

Der Verleger der Zeitung, Herr Dr. Friedrich Jänecke, der Chefredakteur Herr Dr. Otto Hugo und der Feuilletonredakteur Herr Kaiser verweigerten jede Erklärung, durch welche die Zeitung auch nur die Möglichkeit eines verübten Unrechts zugeben müßte. — Ich habe nie in meinem Leben ein traurigeres Bild naiver Würdelosigkeit und Gewissenlosigkeit vor Augen gesehen, als Verlag und Redaktionsstab dieser immerhin „vornehmen“ Tageszeitung darboten, einzig aus dem ärmlichen Wunsche, ein geschehenes Unrecht nur ja nicht vor der heiligen „öffentlichen Meinung“ eingestehn zu müssen. Und solche „Männer“ wagten es, sich öffentlich über meine sichere, klare, nur das eigenste Gewissen befragende Auswertung in dem Streit der Herren Sudermann-Jacobsohn als ein berufenes ethisches Tribunal aufzutun . . . Ich habe in der Stadt Hannover ein Menschenleben gelebt. Ich glaube, während dieses Menschenlebens auf durchaus einsamen, selbständigen und abseitigem Wege mich als ein Mann von strengstem Willen zu Gerechtigkeit und Reinlichkeit bewahrt zu haben. Niemals hat die Zeitung, die am Ort meiner kulturellen Arbeit die schändlichsten Verdächtigungen ganz leichtfertig über mich verbreitete, es für ihre Pflicht gehalten, auch nur eine Zeile über mich zu drucken, wenn ich ein neues dichterisches oder philosophisches Werk erscheinen ließ . . .

Koda

Ich bin und bleibe Gegner Sudermanns. Er hat nicht vornehm gehandelt. Heibel oder Strindberg oder Ibsen oder Kleist oder Hauptmann hätten anders gehandelt. Der Mann möge sich schämen. Das ist für jeden von uns Menschlein nötig und gesund. Im übrigen sehe ich in ihm keinen unwürdigen Gegner. Anders steht es mit Jacobsohn! Ich bleibe der Schätzer seiner Journalistentalente. Ich weiß, daß die zähe Machtwilligkeit dieses Menschen unbesieglich ist. Solche Leute setzen sich in der Öffentlichkeit immer durch. Binnen zehn Jahren wird Jacobsohn ein reicher Mann und eine oberste Instanz des Zeitungsgetriebes sein. Um dieselbe Zeit aber werden schon die meisten so urteilen, wie heute ich urteile: dieser literarische Typus ist der gemeinschädlichste und der amüsichste, der sich heute finden läßt. Er mordet jede edlere Geistigkeit. Er verödet jede zartere Schöpferkraft. Der Mann ist gescheut, scharfgeistig, ewig moralisch-entrüstet, geschwollen-superlativisch und emphatisch-übertreibend, unkeusch, machtwillig, gernegroß, federgewandt und überklug. Er wird sich schließlich zum führenden Großmaul von ganz Berlin W hinauf leitartikeln. Ihm wird die Erbschaft Maximilian Hardens wie Fritz Mauthners zufallen. Und gleich wie Goethe sein Leben treu dem Wahlspruch „Licht mehr Licht“ zu brachte, so wird diese grobdrähtigste, unfeinste Seele ihr Leben verleben, treu dem Wahlspruch: „Maul, mehr Maul“. Aber wäre er noch sechzigmal „talentvoller“, kein Kenner der Herzen wird ein Mundwerk je mit einem anständigen Manne oder auch nur mit einem Manne verwechseln. — Meine Antwort? In den nächsten Wochen erscheint (bei Felix Meiner in Leipzig) die zweite Ausgabe meiner Philosophie des Reinen Rechts und der Reinen Ethik. In den nächsten Monaten (bei Otto Hapke in Berlin) der erste Band meiner Philosophie als Tat. Wenn meine Leser leben, dann wird man von diesem Literatenvolk kaum noch die Namen kennen. — Für die wenigen Menschen, die in diesen den Ertrag eines Menschenlebens bergenden und wahrlich nicht für eine Generation bestimmten Werken auch nur drei Seiten mit Ruhe, mit Würde, mit Verstehen zu lesen vermögen, für diese brauche ich mich weder gegen Sudermann und vollends nicht

gegen einen Siegfried Jacobsohn zu wehren. Und die übrigen? Ich habe für sie nicht gelebt und möge für sie literarisch und menschlich tot sein.

KLEINER BRIEFKASTEN

Ulrich Rauscher, Korrespondent der „Frankfurter Zeitung“. Schade, daß Sie die Schriften des Kürnberger (Georg Müller hat sie neu erscheinen lassen) nicht besser kennen. Sie würden dann wissen, daß „Cogito ergo sum“ ein Pseudonym von Ferdinand Kürnberger ist. Hand an den Busen, U. R.: Sie (und viele sonst) hätten den prachtvollen, mit nichten veralteten Aufsatz naserümpfend überschlagen, wäre er mit K.'s vollem Namen gezeichnet gewesen. He?

Professor Hildebrandt-Westend. Gemeint ist (der Setzer hat das unterschlagen) die Zeitschrift „Der Anfang“. Da Ihnen sowohl Wynekens Aufforderung wie Nr. 47 der Aktion eingeschrieben zugesandt worden ist, werden Sie, deutscher Professor, jetzt reden.

Redaktion der „Kyritzer Zeitung“. Ich freue mich mit August Stech, daß Sie in dem „Aufruf zum Manifestantismus“ eine Satire auf die lautesten, leersten, phrasenhaftesten Marktschreier der Literatur und Kunst erkannt haben. Der jedoch, auf den die Satire zugeschnitten ist, jubelte ahnungslos: „Ich habe (vor Gott) einen Bundesgenossen.“

VORNOTIZEN

MYNONA. Rosa, die schöne Schutzmannsfrau. Grotesken. (Verlag der Weißen Bücher, Leipzig.) Geh. M. 3,50.

RABINDRANATH TAGORE. Hohe Lieder (Gitanjali). Deutsch von Marie Luise Gothein. (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.) Geh. M. 2,50.

ZEITSCHRIFTENSCHAU

DIE NEUE RUNDSCHAU. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Das Dezemberheft bringt einen Aufsatz von Freiherrn von Mackay über den neuen Balkan und das alte Europa. Alfons Paquet schreibt einen Reisebericht aus Jerusalem. Julius Meier-Graefe veröffentlicht seine letzte große Arbeit über Delacroix. Friedrich Burschell schreibt ein paar Seiten über den großen französischen Romancier Charles Louis Philippe. Oskar Loerke steuert drei Gedichte bei. Kürzere Aufsätze von Otto Corbach über den englischen Bauern, Walter Curt Behrendt über die Bauprobleme der Großstadt, Paul Fechter über die modernsten Herbstausstellungen, Lucia Dora Frost über einige neue Romane, die politische Chronik von Junius und allerlei kleinere Anmerkungen füllen das Heft.

DER NÄCHSTE AUTOREN-ABEND der Aktion findet Sonnabend, den 13. Dezember, im Vortragsaal „Austria“ statt. Karten (à 2 M., Abonnenten à 1 M.) beim Verlag.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Moriz Melzer: Titelzeichnung / Alfred Lichtenstein: Retter des Theaters / Lichtenberg: Sprüche und Widersprüche / Rundfragen / Ein seltenes Jubiläum / Taschenbuch für Bücherfreunde / Stoßseufzer / Mario Spiro: Zwei Gedichte / Kuno Kohn: Gebet an die Menschen / Henriette Hardenberg: Sterben wir . . . / Siegfried Jacobsohn: Berichtigung / Theodor Lessing: Antwort / Theodor Lessing: Repräsentanten des Menschengeschlechts / Kleiner Briefkasten / Literarische Neuerscheinungen / Notizen / Zeitschriftenschau.

F I R M

übernimmt Schreibmaschinenarbeiten jeder Art, Abschriften, Vervielfältigungen, Aufnahme von Maschinendiktaten, Stenogrammen. Spezialität: Dissertationen, literarische und wissenschaftliche Werke ::

F I R M

übernimmt das Übersetzen aus dem Russischen, Französischen, Englischen sowie die gewissenhafte Erledigung fremdsprachiger Korrespondenzen für Geschäft und Privat ::

München, Amalienstr. 16, 1. — Tel. 3840

F. E. Haag, Melle i. H. Buch- und Kunstdruckerei

liefert

WERKE, ZEITSCHRIFTEN,
und übernimmt auch deren Expedition

Illustrations-, Drei- u. Vierfarbendruck

GEORG MÜLLER, VERLAG, MÜNCHEN
Schenkert wertvolle Bücher! Einen umfassenden Überblick über die Tätigkeit des Verlages gewährt der zum zehnjährigen Bestehen des Verlages erschienene Gesamtkatalog unter dem Titel „Schriftsteller, Verleger und Publikum“ mit Beiträgen von fast sämtlichen Autoren des Verlages über das im Titel angeregte Thema. Das mit zahlreichen Illustrationen geschmückte Büchlein steht Interessenten gegen Einsendung von 50 Pf. postfrei zur Verfügung. Von allererstem Interesse ist gleichfalls der im vorigen Jahre ausgegebene Literaturbericht des Verlages mit 100 Abbildungen und Umschlag von Emil Praetorius. Zusendung postfrei gegen 30 Pf. in Briefmarken.

WIECKER BOTE

Herausgeber und Schriftleiter:

Dr. OSCAR KANEHL (Wieck-Eldena i. P.)

Preis 25 Pf.

In BERLIN zu beziehen:

Buchhandlung **SCHULTZE & VELHAGEN**
SW, Beuthstraße 3

DER ANFANG

Monatsschrift für die Jugend

ist nicht nur die einzige Zeitschrift, die ausschließlich der Schuljugend gehört, sondern sie ist unter den Kulturverhältnissen der Gegenwart die einzige Tribüne, auf der Schüler unbevormundet zu Wort kommen. DER ANFANG soll der Jugend Gelegenheit geben, ihre Ideale und Ueberzeugungen, ihre Not und Sehnsucht zum Ausdruck zu bringen.

Man bezieht den ANFANG durch den Buchhandel, durch die Post oder vom Verlage, halbjährlich zum Preise von M. 2,— oder K. 2,50. Das Einzelheft kostet 50 Pf.

Verlag: DIE AKTION, Berlin-Wilmersdorf.

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

MIT BEGLEITWORTEN
VON FRANZ BLEI UND DEM
BILDNIS DES DICHTERS
VON MAX OPPENHEIMER

Preis M. 3,—

Verlag der Wochenschrift: DIE AKTION

GALERIE ALFRED FLECHTHEIM

Düsseldorf, Alleestr. 7

Kunst des XIX. Jahrhunderts

:: und unserer Zeit ::

Hyperiondrucke 5 und 6

Die Versendung der Prospekte über
Dantes Göttliche Komödie. Bd. I—III
und

Eichendorffs

Aus dem Leben eines Taugenichts
mit Originallithographien von Emil Praetorius

kann erfolgen. Reflektanten
erhalten sie auf Verlangen

KOSTENFREI

Hans von Weber, Verlag, München NW 16 A

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
III. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 50

INHALT

Hermann Kutter	„Religiös-Sozial“
Thomas G. Masaryk	Pobědonoscev
Heinz Potthoff	Freiheit
Eugen Diederichs-Jena	Brief des Verlegers
Felix Genzmer	Das alte Spruchgedicht
Liä Dsi	Utipia
Ernst Heidrich	Von van Eyck zu Rembrandt
Kleiner Briefkasten — Bücherliste — Voranzeige von Sonder- nummern der AKTION — Programm des Autorenabends — Dem Verlage Eugen Diederichs	

HEFT 30 PFG.

VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

DIE WEISSEN BLÄTTER

EINE MONATSSCHRIFT

Herausgeber ERIK ERNST SCHWABACH

Das vierte Heft enthält u. a.:

Gournai: Deutsche Weltpolitik

Gustav Meyrink: Golem. Ein Roman

A. Soares: Verona

René Schickele: Zwischen den kleinen Seen

Ed Schmid: Eine Novelle

Lichnowsky: Verse

Das Heft 2 M., 12 Hefte 18 M., 6 Hefte 10 M.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER
LEIPZIG

RENÉ SCHICKELE

Benkal, Der Frauentröster Roman

Geheftet M. 3,—

Gebunden M. 4,—

Nach der graziösen, temperamentvollen und innigen Geschichte von der „Freundin Lo“ tritt Schickele hier zum ersten Male wieder seit langer Zeit mit einem großen geschlossenen Prosawerk hervor. Wer noch jüngst an Schickeles Pariser Skizzenbuch „Schreie auf dem Boulevard“ Gelegenheit hatte, die scheinbar so völlig im Gegenwärtigen aufgehende Vitalität dieses Autors zu bewundern, der wird erstaunt sein, im „Benkal“ nichts weniger als einen modern-realistischen Roman zu finden. So sehr im Grunde hier alles auf Heutiges bezogen und selbst im Örtlichen an freilich nur angedeutete, aber doch unverkennbare Lokalität angeschlossen ist, so ist doch zugleich das Ganze in eine zeitlose und ungreifbare Atmosphäre gerückt, die alle Vorgänge, ohne ihre Wirklichkeitsnähe und Lebendigkeit herabzusetzen, in ein bedeutsameres Licht hebt.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER
LEIPZIG

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER · LEIPZIG

ERNST STADLER

DER AUFBRUCH

Geb. M. 3,— GEDICHTE Geb. M. 4,—

ERICH VON MENDELSSOHN

NACHT UND TAG

Ein Roman. Mit einem Vorwort v. Thomas Mann

Geheftet M. 4,—, gebunden M. 5,—

MYNONA

ROSA, DIE SCHÖNE SCHUTZMANNSFRAU

Grotesken

Preis geheftet M. 3,50, gebunden M. 5,—

NEUE FRANZÖSISCHE MALEREI

Ausgewählt von Hans Arp

Eingeleitet von L. H. Neitzel

Gebunden M. 2.50

Das Buch versucht einen Querschnitt der wesentlichsten nachimpressionistischen Malerei zu geben, wie sie sich in Frankreich spiegelt; mit wissendem Auge die Jetztzeit schon historisch zu fassen, wirkende, lebende Künstler der Entwicklungsgeschichte als geschlossene Glieder einzureihen. — Von Hans Arp ausgelesene Reproduktionen charakteristischer Werke von Rousseau, Matisse, van Dongen, Dérain und Picasso bieten ein klares Bild der neuen Malerei, welcher L. H. Neitzel in einem Geleitwort ruhige Betrachtungen widmet, die gleichzeitig dem Leser das Verständnis der neuen Malerei erschließen werden.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER
LEIPZIG.

Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

3. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 27. DEZEMBER 1913

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-
Exemplare etc. sind an den Heraus-
geber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Strasse 17
zu senden :: :: Telephon Amt Platzburg Nr. 6242
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Sonnabend

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährl. (excl. Be-
buchhandlungen etc. oder durch Krausband gegen Mk.
2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf,
Nassauischestr. 17 :: Kommissionar Gust. Brauns, Leipzig

GLOSSEN

„PERSÖNLICHKEIT“

Wenn man die Sehnsucht nach Persönlichkeit in ihrer letzten Tiefe erfassen will, so ist sie ein Widerstreben gegen die menschliche Vergänglichkeit, ein Wille zur Ewigkeit. Gerade in der Zeit des Entstehens der bürgerlichen Gesellschaft wird sich der Mensch mit Schrecken des Todes als seines eigenen individuellen Geschickes bewußt und damit der ganzen inneren Nichtigkeit seiner Einzelexistenz. Diese Zeiten hallen wider von verzweifelten Klagen über diese Entdeckung, und in ihnen werden diejenigen Religionen geboren, die den Menschen mit dem Tode versöhnen oder vor der Vernichtung erretten wollen: sei es, daß sie, wie die indischen Religionen, es sich zur Aufgabe setzen, den Willen zum Ichsein um jeden Preis, die Schätzung des persönlichen Daseins zu überwinden, sei es, daß sie, wie das Christentum, ein neues, höheres Leben in Aussicht stellen. Es ist nun ein klägliches Schauspiel, wie sich der Durchschnittsmensch der bürgerlichen Gesellschaft über den Ernst des Todes hinwegtäuscht. Der Goethesche Faust ist das Vorbild dieses Menschentypus und könnte seine dichterische Vernichtung sein, wenn Goethe selbst dieses Ideal gedanklich überwunden gehabt hätte. Faust ist der Mensch, der, soviel wir sehen, unproduktiv ist, den daher die geistige Arbeit auf die Dauer nicht fesselt; und die schlichte vernünftige wissenschaftliche Arbeit, die Eingliederung in die arbeitende Menschheit, befriedigt ihn nicht. Infolgedessen wird er Persönlichkeit; das Gebiet seiner souveränen Betätigung ist das persönliche Leben, und die Ewigkeit, die er sich, verzweifelnd an jedem metaphysischen Sinne des Daseins, zum Schluß erobert, ist die Nachwirkung seiner so-

zialen Arbeit für kommende Geschlechter. Es wird zur dauernden Charakteristik unseres Bürgertums dienen, daß diese ungewollte Apotheose der Ideenlosigkeit seine Lieblingsdichtung gewesen ist, in der er sein Ideal wiedergefunden hat, wie in keiner anderen. Diese sogenannte Lebensbejahung soll über die Vergänglichkeit hinweghelfen durch den Glauben, daß es außer dem Leben eben kein Leben gibt, und daß man alles gelebt hat, wenn man alle seine Lebensmöglichkeiten erschöpft hat. Das ist der Persönlichkeitsbettelstolz.

Mit Recht sagt das Neue Testament und fast gleichlautend auch andere religiöse Urkunden, daß, wer sein Leben lieb habe, es verlieren werde, d. h. wer den Schwerpunkt seines Lebens in das Leben verlege, ihn in die Vergänglichkeit lege und in den Abgrund stürzen müsse. Das Ewige aber in uns, das Überzeitliche und Übernatürliche ist der Geist, der sich durch die Menschheit verwirklicht, der Logos, der in ihr Fleisch wird. Und wer nicht dazu bestimmt ist, daß in ihm und durch ihn der Geist geboren werde, der kann ihn doch anbeten, ihm sein Haus bereiten und für ihn kämpfen. Auch so verlegt man seines Lebens Schwerpunkt in die Ewigkeit.

Gustav Wyneken.

ZABERN

I

(Allegro politico; quasi una fantasia.)

Wieder sind alle Gelegenheiten verpaßt worden; und die Geschichte, die nicht freigebig ist, wird sie bald nicht wiederholen. Alle Handlungen aber, die jetzt geschehen, kommen zu spät.

In einer kleinen Garnison des Elsaß beleidigt ein Leutnant, den seine neunzehn Jahre nicht entschuldigen, geschweige retten dürfen, das elsässische Volk; wie sich bald zeigt, nicht zum ersten Male. Hätte diesen Leutnant seine Behörde, der dies ja frei genug steht, sofort, aber sofort, mit schlichtem Abschied entlassen und den Obersten seines Regiments in eine entfernte Stadt versetzt: die helle, freudige Bevölkerung jenes Landes wäre jubelnd reichsgläubig geworden. Was vier Jahrzehnte Verwaltung nicht erreicht oder verdorben haben, hätte eine Stunde Politik gewonnen; eine Stunde deutscher, nicht preußischer Politik. So aber: die Elsässer hassen, Frankreich triumphiert; und tönt nicht näher und lärmender die Mar-seillaise?

Denselben Leutnant treiben seine neunzehn Jahre, vor seinen Rekruten das Heer des Nachbarvolkes mit verächtlichen Worten zu belegen. Wäre gleich nach dieser Feststellung, die nur drei Fragen erforderte, der Leutnant entlassen und der Oberst versetzt worden, ehe Anfragen des Nachbarn forderten und drängten: Deutschland hätte sich so ehrliebend erwiesen, daß ihm an der Integrität auch der elsässischen, auch der französischen Ehre liegt.

Trugt ihr Bedenken, den Neunzehnjährigen diesen Zielen zu opfern? Ihr predigt die Härte des fiat justicia, stellt den Begriff des Staates unerschütterlich und unnach-sichtig fest; und bangt euch um einen voreiligen und nicht unschuldigen Jüngling!

Was folgte? Der Mut verlangt vom Soldaten, sich oft zu zeigen. Er geht, begleitet von Bajonetten, viel in den Straßen herum. Die Erregung steigert und äußert sich. Nervös wittern die jungen Offiziere auf jeder Lippe ein rächendes Schimpfwort. Wirklich trifft eins, von einem jungen Burschen in eine Gruppe von Offizieren geworfen, jenen Leutnant, als die Nerven am Springen sind. Die Offiziere reißen die Säbel heraus und hetzen den Burschen, fassen ihn, verlieren ihn wieder. Menschen sammelt der Lärm auf den Plätzen. Patrouillen tauchen in den Straßen auf, Schützen knien, bereit zu den angedrohten scharfen Schüssen. Wahllos werden Stehende und Kommende angehalten, abgeführt, eingekellert. Knaben werden verhaftet, weil sie lachen; über dies alles noch lachen! Man dringt in Häuser und holt Menschen heraus, niemand weiß, warum in dieses Haus, warum diesen Mann. Die Komödie beginnt, Gewehre heben den Vorhang vor ihr auf: Beamte verlassen das Justizgebäude, in dem eben

ein Prozeß zu Ende ging, und werden, Richter und Staatsanwalt, auf der Stelle verhaftet. Barhäuptig eilt der Präsident auf die Straße, sie zu befreien. Er weiß nicht, ob er drohen oder bitten soll; in gleichem Wind und gleicher Sonne steht er neben dem Leutnant, der, die Schuppenkette unter das Kinn geschlagen und den Säbel in der Faust, mit fest geschlossenem Munde sein Drängen, vielleicht etwas erschüttert, anhört, aber seine Empörung verachtet.

Die Revolution des Militärs ist in vollem Gange. Ein Kriegsrat von Leutnants beherrscht die Stadt. Die Straßen unterstehen Patrouillen, und eine davon führt jener Leutnant, gerade jener, von dessen Wort alles seinen Ausgang nahm. Scheint dies nicht Wünschen und Rufen eines Verbrechens?

Aber diese Offiziere haben nur trotzig zu Ende getan, was ihre Stellung, ihre Bewaffnung, ihr Anfangen verlangten. Doch was taten die andern? Schrien nicht im ganzen Elsaß die Straßen und Felder? Dachte keiner der Verhafteten, die Soldaten nach ihrem Recht zu fragen, an das keiner der Verhafteten glaubte? Der Kreisdirektor hätte durch seine Demission demonstrieren müssen; der Statthalter, der Reichskanzler hätten demissionieren müssen, wenn ihr Fordern des Rechts irgendwo an der Macht des Militärs gescheitert wäre; aber sie entschuldigten und vertrösteten aufeinander . . .

Aber wir lachen nicht nur (dritter Akt der Komödie ist die zweiseitige Bestrafung durch Versetzung des Regiments), und fragen nicht nur. Bestehen bleibt als Grund der Komödie: es wurden auf offener Straße, unter dem Protest der legitimierten Behörden, Freiheitsberaubungen vorgenommen und der Frieden mehrerer Häuser gebrochen. Täglich kann es, an jedem Orte des Deutschen Reiches, wieder geschehen.

Und das Gebet vor allen kommenden Schlachten — denn der Geist sprach von einem Wieder-sehn — wird nicht wieder um einen Mann gehn. Wir wissen, daß ihn das Schicksal nur ungebeten gewährt. Aber um Männlichkeit für uns alle werden wir zu beten haben.

Rudolf Leonhard

II

Was ist geschehen? Im Militärstaat Preußen-Deutschland hat ein Offizier so gehandelt, wie Offiziere in einem Militärstaat zu handeln haben. Basta. Der junge Forstner ist zu Unrecht bestraft worden; denn ein Volk, das soeben 4000 neue Offizierstellen bewilligen ließ, ohne seinen „Volks-

vertretern“ die Fensterscheiben einzuwerfen, ein solches Volk hat die vaterländische Pflicht, sich niederknütteln zu lassen. Wer dem Militarismus nicht feindlich gegenübersteht, wer ihn stützt und stärkt, dem muß eben der Leutnant antimilitaristische Gedanken beibringen. Ich bin mit Zabern recht zufrieden. Nur so weiter.

Franz Pfemfert.

DIE PATEN

„Wir haben es, wir haben es!“
Vom Kreuzberg bis zum Athos
erzählen sich's die Dichter keß:

„Jawoll, das Neue-Pathos!“

Ein schöner grüner Wiener Zweig,
dazu ein richt'ger Meurer,
Ernst Lissauer bärrt auf den Teig,
Paul Friedrichs ungeheurer
nietzschesker Bart weht schon nicht fern,
dito ein Silbergleiter.

Selbst Leo Hellers Fixfixstern
wär gern ein Blauer Reiter.

„Wir haben es, wir haben es!“
Vom Kreuzberg bis zum Athos
erzählen sich's die Dichter keß:

„Jawoll, das Neo-Pathos!“

Ein Neo-Path, ein Neuer-Path?

O Gott, Homöopathen!
Garçon, zweimal Romain-Salat
und jungen Gänsebraten!
Wakderdbeerbowle, bon geeist,
verzaubr' ich futschikatos.

Aus meiner Zigarette kreist
das neue Neo-Pathos.

Gulliver Tönnies

LITERATUR UND LIBRETTO

Das wird ein schlimmes Ende nehmen. Der Stoff schwillt erschrecklich an, die Librettisten werden immer gebildeter, dringen in die Literaturen aller Zeiten und Völker, schwelgen in Überfülle und streuen ihre Gaben mit vollen Händen aus. Da kommt es zwischen Librettisten und Literaten, die sich von den ersteren dadurch unterscheiden, daß jene im Verdienen skrupellos, diese aber Tantiemenjäger, auch untalentierte, aber präziös sind, leicht zu Zusammenstoßen. Diesmal ist es der Fulda und ein gewisser Meyerfeld (Übersetzer des englischen Stückes „Meilensteine“), die mit ihren verleugneten Brüdern in Apoll im Eigentumsstreit liegen, es nicht verschmähend, die Hände auf die Libretti zu legen und zu sagen: Der Zehnte ist mein.

Die streitenden Literaturhändler vor Gericht, um Besitz und Nutznießung der Banalität (die niemand gehört und alle besitzen) rechtend; Fulda die Librettistengrossisten Brammer & Grünwald, Max Meyerfeld die Theaterkonfektionäre Meinhard & Bernauer verklagend; die Rechtsanwälte Goldbaum und Frankfurter, die in der Literatur zu Hause sind wie in der Jurisdiktion und im Verband deutscher Bühnenschriftsteller wie im Landgericht, verteidigend, replizierend, intelligent und gebildet schmusend —: wer wird noch zögern, dieses Genrebild einen literarischen Prozeß zu nennen?

Ich bin nun einmal so, daß ich derartigen Erscheinungen der Literatur mehr glaube als andern. Der Zusammenklang der Namen in diesen beiden Prozessen, ihre Melange, gibt die richtige Vorstellung von einer Literatur, die, wenn sie sich geschädigt glaubt, zum Kadi läuft und gegen Leute, für die man das Wort „leichtgeschürzte Muse“ erfinden mußte, Klage erhebt, die an sich schon die Bestohlenen verurteilt. Man sollte doch in der Wahl jener, von denen man sich bestehen läßt, vorsichtiger sein. Denn: sage mir, wen du des Plagiats beschuldigst, und ich sage dir, wer du bist. Wenn Fulda etwas reklamiert, was die Brammer und Grünwald von ihm oder aus einer alten Operette oder von Molnar haben, so ist Fulda zu verurteilen. Denn abgesehen davon, daß er Lustspiele schreibt, die, auch ohne daß die Librettisten gestohlen haben müssen, Operettentexten von Brammer und Grünwald wie eine Zwillingsschwester der andern ähneln, verdient die Tatsache, daß Fulda, wenn's um Tantieme geht, alle literarische Reputation abwirft und mit Librettisten handgemein wird, seine lebenslängliche Verbannung aus der Literatur und Eintritt in das Geschäft der Brammer & Grünwald. So sollte der weise Richter sprechen, anstatt literarische Gutachten einzuholen. Denn worum dreht sich der Rechtshandel? Fulda verlangt vom Operetten-Monti Prozente von den Bruttoeinnahmen, weil die ideale Gattin der Brammer und Grünwald eine Milchschwester seiner „Zwillingsschwester“ ist. Wie schön wäre die vorgeschlagene Lösung! Wie tröstlich die Perspektive, daß es nun alle Jahre Zwillinge gibt, um die nicht gestritten wird. — Mit den „Meilensteinen“ (im zweiten Prozeß) kann, obwohl Dr. Frankfurter behauptet, daß jeder für Literatur Interessierte das Stück kenne, auch nicht viel los sein, wenn sie auf dem Wege standen, der Herrn Bernauer zu seiner Jahresposse geführt hat. Und anstatt einen Lokaltermin

in einer der Filialen, die die Meinhard und Bernauer ähnlich wie Aschinger in allen Stadtteilen haben, abzuhalten, sollte der Vorsitzende auch in diesem Fall mit dem Bestohlenen ganz ähnlich verfahren. Denn es würde sich zeigen, daß Diebe und Bestohlene zusammengehören und daß Kläger und Verklagte assoziiert die besten Freunde sind; und keinen Streit gäb es mehr um Prozente. Der Frankfurter hat ganz recht: es kann auch gar nicht die Rede davon sein (Gott behüte), die Aufführung der Posse zu verbieten. — Wie kommt der Bernauer dazu? Hat er nicht — wir entsinnen uns — in tiefster Sommerruhe seiner Muse jüngstes Kind gewartet hoch oben in den bayrischen Bergen?! Haben wir nicht wöchentlich in den Zeitungen Bulletins über die einzelnen Phasen seiner Schwangerschaft gelesen? Hieß es nicht: Herr Bernauer, der auch heuer wieder seinen stillen Sommersitz . . . trägt sich mit einer neuen . . . legt eben letzte Hand . . . an . . . Lasen wir nicht bis zur Erschöpfung, daß die oberbayrischen Berge der Lieblingssommeraufenthalt unserer beliebten Autoren und Librettisten sind, wo sie in aller Stille . . . für die kommende Saison . . . die letzte Feile . . . Auf der Alm gibt's ka Sünd', und die Muse, mit der die beliebten Autoren Umgang gepflogen, scheint ein- und dieselbe Kostüm-Sennerin zu sein, und im Herbst gibt's dann alljährlich nur Zwillingsschwestern und Paternitätsklagen.

Das wird ein schlimmes Ende nehmen. Kein Urheberrecht und kein Syndikus wird die Mittelmäßigkeit schützen können. Aus allen Ecken grinst ihr das eigene Dutzendgesicht entgegen. Verfolgungswahn wird ihren sonst gesunden Menschenverstand umdüstern. Heuschreckenschwärmen gleich werden die Librettisten heraufgezogen kommen und der Mediokrität den Gemeinplatz streitig machen. Eine schreckliche Verwirrung wird anbrechen, kein Mensch wird sich mehr auskennen, und die Gerichte werden die Plagiatprozesse nicht bewältigen können und vernügte Lokaltermine im Theater abzuhalten haben, um sich aus eigener Anschauung zu überzeugen, daß Rettung nur möglich ist, wenn das Theater-spielen bis auf weiteres untersagt und den beliebten Autoren behördlich verboten wird, während der Sommerferien in den bayrischen Bergen für eine kommende Saison zu laichen.

N. O. Kent

ERGÄNZUNG ZU MEINEM AUFSATZ

Was wäre das nun? Das Individuum?

Jeder hat es inne — aber wie totes Kapital, po-

tenziell, dynamisch, latent: etwas, an dessen Aktualisierbarkeit schon Faust verzweifelt; sein Gott „im Busen“ kann nichts nach außen bewegen.

Aber wie, wenn es ein sehr, ein allzu einfaches Mittel gäbe, die enormen, aber schlafenden, vergeßnen, zerstückelten Kräfte des Individuums zu wecken, zu sammeln, zu konzentrieren, so daß das Außen ihnen gehorchte? Bei dieser magischen Aussicht müßten alle Individuen, vor allem die musivisch aus ihnen komponierten Staaten bis ins Fundament erzittern — schwerlich vor Freude; dazu fehlt ihnen die Ganzheit; und im Augenblick, wo diese, ihre Indifferenz, ihr Individuum sich rührt, sind sie offenbar, was sie heimlich waren: Eisenfeile dieses Magneten.

Hier ist die Weissagung vom Individuum als von der persönlich lebendigen Indifferenz aller Differenz.

S. Friedlaender

Von Mir und vom Mich

Von Jakob van Hoddis

Motto: Seltsam, wie hier der Verstand
An mir hämmert, an mir hirnert,
Selbstadistisch arrogant,
Selbst den Stirner unterstirnert.

Cogito ergo sum: Das Denken ist kein Beweis für das Ich, sondern das Ich ein Postulat des Denkens.

Ein Bild und eine Erfahrung: Am fernen Ufer singen die Sirenen. Wohl weiß Odysseus, Lüge ist es, was die Dichter von ihren blutgierigen Vogelkrallen berichten. Hold und lieblich wäre es, bei ihnen zu wohnen. Er sehnt sich hinüber.

Aber Glied um Glied ist er am Mast seines Schiffes angekettet. Nicht von Freunden, die uns ja so oft vom Schönsten entfernt halten — um unseres Besten willen —! Vergessene Wünsche, längst schal gewollter Wille, törichte Knaben-sehnsucht — daraus ist seine Kette geschmiedet, die unsichtbare, unzerreißbare, die bei jedem Aufbäumen tiefer in sein Fleisch einschneidet. Der Fessel des nordischen Feuergottes vergleichbar. Und am Steuer sitzt der Traum seiner selbst, der der lang schon tote.

Du sagst: „Lieber der Sklave eines Menschen, denn der Halbaffe einer Idee!“ Schön. Wie steht es mit dem Halbaffentum der Ichidee?

Ein anderes bin ich, der ich bin (Ur-Ich),
Ein anderes das Ich, das ich denke (Ich-Idee).

Oder: Das Urich = Postulat des Denkens,
Die Ichidee = Objekt des Denkens.

Die erste Gleichung: das entschleierte Bild von
Sais.

Die zweite Gleichung: der schimmernde Schleier
des Grausigsten.

Und da kam der Pedant der Innerlichkeit und
schrie mich an: Was tust du den Mund auf, du
Unheiliger! Weißt du nicht, daß das Wort den
Gedanken nicht formt, sondern umformt! Daß es
den glühenden Strom des Schmerzlichen und
Freudigsten zu buntem Glaswerk erstarren
läßt?

„Das Wort ist ein eigenwilliger Herr. Warum
begibst du dich unter seine Herrschaft?“

Ich antwortete: „O Prophet! Wahrlich, du bist
ein König ohne Kamarilla! Wohl beherrscht mich
das Wort. Aber es ist nicht mein Herr. Es ist
mein Scherge.“

„Wissen Sie übrigens, wer der Pfeil der Eleaten
ist, von dem die Schulmeister so Wunderliches
berichten? Der traf und sich doch nicht bewegte,
der flog und doch ruhte? Der Pfeil ist das
Wort.“

Das Wort als Scherge. Oder: Die Sprache ist die
Bürokratie der Seele.

Ebensowenig wie man in Worten zu denken
braucht, braucht man in Worten zu dichten.

Man braucht wahrscheinlich die Idee zum Kunst-
werk, wie den Bast zum Kränzewinden. Aber
der Bast ist selten das Schöne am Kranz.

Im Kunstgewerbe erfüllt die Zweckmäßigkeit die
befruchtende Funktion der Idee.

Für den Dichter ist die Denkkraft auch ein
Sinn.

Auch die Freude an Sich selbst — an der Ich-
idee — ist ein poetisches Erlebnis.

Wünschen ist Selbstpoetik.

Der Genußwert der Philosophie, jeder indirekte,
jeder eingebilddete Genuß, jede Macht- und Taten-
freude ist in der Ichpoetik begründet.

So ist die Beziehung zwischen Kunst und Leben
wieder hergestellt. Denn Kunstwerk am Kunst-
werk bildet sich das Leben an der Dichtung und
die Dichtung am Leben. Wie sich Fackel an
Fackel entzündet.

Der ästhetische Ichthyosaurus sucht ein festes —
also begreifliches Verhältnis zu seiner Ichidee.

Er erzieht sich Eigenschaften an. Die kann er sich
merken. Da weiß er, was er an sich hat.

Er wird zum Charakter, zur Persönlichkeit, zum
Original.

Wir aber sind uns in jedem Augenblick ein An-
deres, stets Unbegreifliches.

Wir fühlen Uns, ohne Uns zu definieren.

Er wird zum Halbaffen seiner Ichdefinition.

Wir werden uns zum Dämon.

Es gibt kein höheres Dasein, als das Unbegreif-
liche, und Homer ist sein Prophet.

Postskriptum:

Das Ur-Ich und die Ich-Idee
Gingen selbender im grünen Klee;
Die Ichidee fiel hin ins Gras,
Das Ur-Ich wurde vor Schreck ganz blaß.
Da sprach das Ur- zur Ichidee:
„Was wandelst du im grünen Klee?“
Da sprach die Ichidee zum Ur-:
„Ich wandle nur auf deiner Spur.“ —
Da, Freunde, hub sich große Not:
Ich schlug mich gegenseitig tot.

Der Pariser Herbstsalon 1913

Von Adolphe Basler, Paris

I

Einige Vorbemerkungen.

Der Kampf ist wieder zu Ende, scheint mir. Wie
stürmisch es auch in den letzten Jahren herging:
wir denken heute ruhig, unterscheiden genauer, und
wie bei allen ähnlichen Kämpfen in der Kunst-
geschichte, so geht es auch jetzt: die Wahrheit
siegt, die Qualität triumphiert.

Die Formeln geraten in Vergessenheit, die Talente
bleiben. Der diesjährige Herbstsalon ist dafür
ein klarer Beweis. Ich erinnere mich der fünfzehn
Jahre, die ich jetzt in Paris lebe. Als ich kam, war
Guérin, Schüler der Impressionisten, der kom-
mende Mann, neben ihm Maurice Denis, der
von Puvis und Gauguin herkam, Bonnard, der auf
Renoir und Degas fußte. Von Cézanne sprach
man wenig. Meier-Graefe, der in diesen Jahren
in Paris lebte, hatte ihn in seiner „Entwicklungs-
geschichte“ ziemlich nebensächlich behandelt. Er
hat das später durch ein „Extrablatt“ wieder gut-
machen müssen. Dann erkannte man endlich, daß
nicht Monet und nicht Gauguin, sondern Cézanne
der große Überleiter zu einer neuen modernen
Kunst sei. Der Kampf um diese Erkenntnis war
heiß. Die ganze Jugend trat für sie ein. Es
bleibt das Verdienst der Matisse, Derain, Picasso,
den Weg erkannt zu haben.

Heute haben diese drei ihre absolute Bedeu-
tung.

Matisse. Ich denke an das Porträt, das er jetzt
im Herbstsalon zeigt. Ein Werk, frei von jeder
Formel, rein aus der Empfindung entstanden.
Nichts von der „Intelligenz“, die man Matisse
oft zum Vorwurf gemacht hat. Ein Bild, das schön
ist in dem Sinne einer höheren Ästhetik. Ruhig.

Abgeklärt. Einfach. Eine sitzende Frau. Eine Frau in Hut und gelbem Pelzboa, grüner Bluse und blauen Rock. Viel Farbe; doch von einer prächtigen Zurückhaltung. Das Resultat einer reichen Künstlererfahrung. Vor diesem Bilde schweigen sie alle. Die Orfisten, Kubisten, Synchronisten müssen hier gestehen: in diesem Werk lebt etwas, was stärker ist als alle Formeln. Neben diesem Meisterbild wirken die meisten sonstigen Bilder im Salon d'Automne etwa wie intellektuelle Epigonenversuche. Freilich finden wir in Bonnard, Valloton, Van Dongen, Friesz etc. alle Qualitäten wieder, die wir früher bei ihnen wußten; doch sie begeistern mich heute nicht, und ich durchsuche die Säle nach neuen Erscheinungen.

Hier, dort ein kubistisches Bild. Wir erschrecken nicht mehr. Kubismus! Der ist ja vorbei. Wir wissen nun, daß Picasso besser ist als sie alle. Wir haben schon die Übung, in dem entsetzlichen Geschmier eines Fauconnier drei Gesichter zu erkennen. Wir finden eine Marine von Metzinger oder ein Porträt von Gleizes ganz sympathisch. Merkwürdig wohltuend berührt uns der Kubismus der präziösen und talentvollen Marie Laurencin. Wir beachten die Arbeiten der eleganten Herren de Segonzac, Boussingault, Moreau, de la Fresnaye (der unter ihnen vielleicht der begabteste ist).

Die Ausländer sind kaum noch Ausländer. Die Werke von Kars, Kisling haben nichts Deutsches, Polnisches oder Österreichisches mehr; es ist Kunst, die nicht aus einem bestimmten Lande kommt, sondern von der Zeit gemacht wird.

Im vorigen Jahre zeigte sich eine große Animosität gegen den Einfluß der Ausländer im Salon d'Automne. Das ist nicht mehr der Fall. Man zählt jetzt den Spanier Picasso, den Holländer Van Dougen mehr zu den Fortsetzern der großen französischen Tradition als etwa einen Blanche, einen Simon. Der Ausländer spielt in der Plastik sogar eine führende Rolle: Nadelman, Diedrich, Lehbruck, Wild, Zadkin.

Ich will Hodler, dessen beste Arbeiten in deutschem Privatbesitz sind, hier unbemerkt lassen. Paris hat seine besondere Atmosphäre. Was anderswo vielleicht stark, lebendig, nachhaltig wirkt, kann deplaziert scheinen im Lande der Poussin, Delacroix, Cézanne.

Theater der Hände

Von Blaise Cendrars (Paris)

Die Schauspieler der Antike tragen Masken, die die Stimme verstärken, und sie gehen auf Ko-

thurnen. Bewegung und Wort würdiger, schicksalsvoll. Ewigkeits-Spieler.

Ich dachte an eine — vergleichsweis — ähnliche Kunst fürs moderne Theater, als ich diese *Capriccio Baudelaires* las: „Auch erbat er die Gunst, ihr Bein küssen zu dürfen, und er nutzte die Gelegenheit, dieses schöne Bein in solcher Stellung zu halten, daß es seinen Umriß scharf abzeichnete auf der sinkenden Sonne.“

Das Weib als Sprungbrett. Gewollte Deformation; eine unerwartete Verschiebung der Grenzen. — Die Welt wird geformt auf der Stirn des Mannes. Er hält sie in der Hand; sie rollt ihm über den Buckel; schlüpft in die Kniekehle; er hat sie zwischen den Beinen. — Hier dacht ich ans Theater der Hände.

Ich nehme Masken für die Hände. Der Schauspieler zieht riesige, künstliche, plastische Hände an, deren Ausdruck stets derselbe bleibt. Er trägt sie, fast unbewegt, in der Höhe des Kopfes. Der Körper selbst, den ein langes Gewand unpersönlich und asexuell macht, verschwindet in einer unendlich harten Beleuchtung. Vom Kopf bleibt nur der Knochenbau: die Stirn groß, gewölbt, schwer; die Backenknochen Sitz der Triebe; die Nase fleischlos; das Kinn herrschsüchtig oder froh. Augen, Backen, Lippen — alle weichen Teile, die sonst das Mienenspiel machen — sind ausgelöscht, ausdruckslos, nicht mehr Gesicht.

In einer Reihe aufgestellt, spielen nur noch die Hände kurze Dramen.

Der Souffleur unter der Bühne, Männer- und Frauenstimmen in den Kulissen rufen langsam und monoton einfache Worte von unsymbolischer, geistiger Bedeutung; Wortfolgen, die durch ihren Laut für die Geste, für das jähe Aufzucken der Hände (die sie auffangen) unerwartet sinnhaft aktiv werden.

Unter dem lauernden Auge des Zuschauers leben die Hände leise auf, tappeln linkisch, rücken näher, wachsen ins Große, schleichen (Krötengewächse) und hängen leblos. Sie sind Resonanzböden der Bedeutung. Latente Tragik. Zum Schluß streicht eine Hand mit unfleischlicher Bewegung über die Bühne hin; dazu spritzt das Licht von unten, stürzt von oben herab, schnellt umher, knallt, tobt.

Die Bühne ist kreisrund wie im Zirkus.

Keine Musik. Nur Licht.

Masken: Hand des Hasses. Hand des Hochmuts, des Wahnsinns, des Erotischen. Hakenhand des Geizigen, Handknoten des Verbrechers, Hand des simonischen Priesters, Sackhand des Henkers. Die andern.

Briefe und Bilder

Von *Else Lasker-Schüler*

Mein lieber blauer Reiter.

Gestern hielt der Kampf an bis in der Nacht. Drei gefangene Menschenfresser spielen nun mit meinen Soldaten Würfel und sehnen sich nach ihrem jungen Fleisch. Ich habe offen gestanden Mitleid mit ihnen und beschenke sie mit allerlei Waffenzug, Perlengurte und glitzernden Steinen. Dem Herausfordernden steckte ich meinen schwarzen Diamantring an den Finger. Diese Menschen sind anspruchsvoller wie wir; wir begnügen uns mit Hasenfleisch und Lämmerkeulen, die aber hungern namentlich nach meinem Herzen; mein Herz und meinen Magen in ihrer Bouillon zu kochen. Du würdest die drei Gourmées sofort malen, grün, gelb und lila. Du würdest sie verklären, frommer Halbbruder, sie fräßen dann nur noch Engel. Ich scherze und tauche den Schreibstift in Blut. Ich kämpfte wie im Gemälde; meine Lippen sind noch schwarz vor Blutdunst. Ich lag dann den Rest der Nacht wach mitten unter meinen schmarchenden, tapferen Soldaten; nur mein Somali Oßman starrte gradeaus in mein Gesicht, das dichtete Rosen nach all dem Kriegsgräuel. Dein Jussuf.



Ruben, ich bin mitten in der Schlacht. Ruben denke an mich; o liebe mich, daß ich nicht einsam bin.

Du, die Soldaten sind begeistert, wir nahmen Irsahab ein, die Goldstadt. Ich gab am selben Abend ein Fest, auf dem mußten sich meine Soldaten duzen mit den Einwohnern. Sie tanzen nun durch die Straßen und bringen mir Fackelzüge. Wer sich der Freimut meiner Befehle widersetzt, wird aufgespießt. Über uns geht ein neues Sternbild auf; es soll Ruben benamset werden. Dein beseligter Prinz.

Depesche: Wenn der Mond rund ist, ziehen wir weiter nach Osten. Ich bin leicht an der Schläfe verwundet. Jussuf.

O, Ruben ich liebe nur noch die Schlacht, die Kriegsdudelsäcke, Cocostrommeln, meine Krieger und Mich im Schlachtschmuck. Ich kannte im Leben nur einen Neid — wenn Soldaten vorbeimarschierten, die Mir nicht gehörten. Dein Bruder.

Denke Dir in meinem Heer herrscht Schreck und Verrat; ein unzufriedener Soldat hat sich nachts in mein Zelt geschlichen und mir meuchlings diesen Brief entwendet, den ich auf meiner Brust seit meiner Kindheit trage: Lieber kleiner Gisel. Wir sitzen beide auf dem Spielboden im alten Palast in Theben; und spielen zusammen mit Gerümpel, Holzbeinen und Wedeln der zertrümmerten Schaukelpferde. Verstaubte Fez und zerrissene Turbane und lauter Libanonhölzer liegen kreuz und quer überall bis zum Ausgang. Wir rennen uns nach über die Wendeltreppe, die kracht schon, morsch sind ihre Stufen und wackeln wie alte Zähne der Eunuchen. Du bist das Liebste, das ich kenne, du bist aus lauter Honig; wenn nur kein Bär kommt und Dich aufleckt. Ich bin auch noch ganz klein, ich spiele immer verstecken mit meinen Händen oder schimmern mit den Fingern in der Sonne. Du haust immer, aber meistens sind wir zwei Igel und kugeln über die rissigen Steine — oder zwei Regenwürmer wenn wir Stimmen hören und kriechen in einen Winkel. Du hast Augen gelb wie die Sonne, wer bist Du eigentlich? Und Zucker hast Du immer im Mund; einmal wolltest Du mir einen Deiner Zähne schenken zu meinem Geburtstag, aber der Babier lachte Dich aus. Weißt Dusch noch? Ich hätte ihn an einer Kette um den Hals getragen. O, ich möchte auch so helle Haare haben wie Du, so nichtsnutzige, nichtgläubige Augenwimpern wie Du, o, ich möchte auch eine Grube im Kinn haben wie Du — und auch mal in Deine Heimat fahren wo der Schnee wächst; o, du lieber Giselfendi — Dein Memedjussuf.

Ruben ich hab mich lächerlich gemacht unter meinen Soldaten, wenn sie auch nicht wagen nur eine Miene in meiner Gegenwart zu verziehen; ich habe mich verraten; glaube manchmal die Hunde knurren zu hören: Ich sei kein treuer Thebetaner und bevorzuge alle Nichtgläubige und liebe den Erdteil im Norden. Oßman mein treuer Neger bedeckt mich nachts mit seinen Kleidern,

er fürchtet einen Überfall. Ich soll Kaiser werden. Mein Volk will Ehrfurcht vor mir haben; denn solchen Liebesspielereien sind selbst die Leute aus Theben nicht gewachsen. Dein armer Spielprinz.

Mein Halbbruder. Ich warf den Speer und fing des Feindes Waffe auf mit entblößter Brust. Wir bekriegten uns wie wahnsinnige Bestien. Ich führte meine Soldaten durch den Fluß Pison; die Wälder jenseits des Stroms sind blau und die Tiere im Dickicht sind zahm. Ich bringe Dir zwei lebendige Leoparden mit, die Dich und Dein Weib Mareia bewachen sollen. Wir durchschritten die Schluchten und Höhlen der Gebirge Gibon und nahmen die wilden Bergbewohner gefangen; die zeigten uns die Pfade durch die Landschaft Eden in die Ebene zurück. Wir bringen viel fremde Kräuter mit und harte Steine und Heldenherzen. Erschrick nicht, ich komme als Kaiser heim. Bis zum Lichtwerden schriean meine Krieger und die gefangenen Feinde, mit denen meine Soldaten ihre Kleider teilten, durch die Straßen meiner neuen Hauptstadt Mareia: Es lebe unser großer Abigail der Erste!

Mein Ruben. Alle Liebe, alle Spielerei ist in mir versunken. Obman mein Neger hat meine schweren Thränen fallen sehn. Kaiser sein — heißt atmendes Denkmal sein; unter ihm liegt des Kaisers Persönlichkeit begraben. Ich bin zum Anschauen, ich bin zum Geschmücktwerden mitten in Anderer Leben; das meine hab ich dafür gegeben.

Abigail Jussuf

Basileus.



Lied an Laïs

Von Hellmuth Wetzell

Warum sitze ich hier, um nichts zu tun, des Tuns überdrüssig, das ich nie getan. — Nie fand ich,

was ich wollte. Gebt mir die Schätze der Welt, daß ich sie euch zehnfach schenke, gebt mir ein Pfund, mit dem ich wuchere, laßt mich mitdichten an diesem Lied der großen Stadt, müde, allzumüde bin ich der Verse, die aus Worten sind, schale Dinge vom Tag zuvor, kein Klang dem Ohr, kein Geruch dem Sinne, kein Geschmack der Zunge, kein Kitzeln die Lenden hinab, müd, von ferne ruhend und nie gekannt. Klangvollere Strophen will ich unserm Lied, die aus Seide sind, aus dem irren Lächeln laßt mich ein Wort weben und aus Wohlgerüchen Gedichte. Die rote Schminke laßt in unsern Werken sein um Augen. Laßt unsere schreibenden Finger die Gelenke hinter seidnen Strümpfen spüren, Dinge, die im Sumpf geboren, die Wolhust des Nichtstuns schön gemacht. Lampen und Vorhänge, Lüste weicher Sessel, entgleiste Sehnsüchte, lichtzitternde Bahnhöfe laßt in unseren Taten sein, und Hast abstürzender Züge, stickige Romantik bebender Lichtspiele, in denen übermächtig die Rührung der Empfindungslosen im Dunkel schwimmt. Gebt mir den Begnadeten, den ich zugrunde richte um der Schönheit der Welt willen, mit kostbaren Frauen, die doch so naiv sind, mit kostbaren Gerichten, die so seltsam sind, mit kostbaren Getränken, mit kostbaren Bildern, die aus den Wänden Sensationen reichen. Damit ich ihn lehre, die Nichtigkeit als den prickelndsten Reiz kosten, daß er durch die Tage seines Lebens sterben lernt, — stets wissend ich und dennoch nicht in Taten klug, stets entflammt ich und nie begeistert, stets mutig ich und dennoch feige, harrend der Werte, die sein Tod der Welt schenkt: Stürze rücklings über Höhen, heimliche Morde, die in Worten gehn, Augenlächeln, das Lüge ist und seine Herrin in seiner Wahrheit fängt, Federn um mich und Pelze, starre Samte, die von Würde reden, weiche, weiße Gewebe, die preisgebend verhüllen, grüne Gehänge, die Leidenschaften in Schönheit sind, von unten aufperlende Knie durch geraffte Troddeln, Fliegertode nach durchpraßter Nacht, die in Kelchen und Kissen lagen, unter blauen Hilferufen verzweifelt wegsinkende Paläste weit im Meer, blanke Nägel, die nach Steinen greifen, Rennboote, wie bellende Hunde aufgereckt über der Flut in weißen Streifen fern im See, weit von blumengeschmückten Schiffen, in deren Zelten Wohlgerüche mit tausend blauen Tabaken gefangen hängen, geborgte Eleganz, mit Handschuhen gereichte Küsse, heulende Wagen, die nach dem Zielband tasten, präzise graue Revolver in Schreibtischen bei Plänen schlafend, weißpapierne Gedichte, die irr aus

Gondeln über Herbstwäldern taumeln, Umarmungen, die in die Welt strahlen, Große, die ungebärbbar schlafen, Begeisterungen, die entwaffnen, Hässe, die töten, Lüste, die auferstehen machen, Allwelt, laß meine Lieder sterben, denn keiner kann dich besitzen, große Laïs du, wie du so gern genannt bist, betäubend neu du und ewig frech, genug geschmacklos du, um reizvoll zu sein, ein Kunstwerk, das der Zufall in die Umarmungen des Begehrens einsenkte — keuchend stürzen wir aus den Sätteln unserer verendenden Hymnen, zu deinen Füßen, dir zu huldigen, lächelnder Klingklang du, gerettet aus einem längst verwesten Kabarett.

LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

ERICH VON MENDELSON, NACHT UND TAG.

Roman. (Verlag der Weißen Bücher, Leipzig.) „Tag“: das bedeutet Erkenntnis, Wirklichkeit, alles, was eitel ist. „Nacht“: das ist die Helligkeit der Seele, die nur unwirklich heißt, aber leuchtendste Wirklichkeit ist.

Euch gehört dieses Buch, deren Nacht eben anbricht, euch Jungen im Geiste, die ihr eben zur schmerzlich lustvollen Besinnung und Befreiung eurer Jugend kommt. Euch höchst Sinnlichen und höchst Besinnlichen. Einer von euch war dieser junge Dichter, dem, ach, die Stimme davon brach, daß er das neue Geschlecht ankündigte. Er und sein Bekenntnis wurzeln in einem der Kraftfelder der neuen Bewegung.

Draußen ein Schulgut (Landerziehungsheim) im Thüringischen. Stadtflüchtige! Manche: feinstnervige Kinder der Kultur. Reifende Knaben-seelen; eine kühle wirkliche, eine ganz nach innen versunkene, dazwischen der Dichter innerst ergriffen und ergreifend, doch auch innig und trotzig am Sinnlichen haftend. Aufbäumen wider sich selbst, wider doch geliebte Lehrer, wider eine halfremde, doch teure Mutter. Kameradschaft, Freundschaft, heiße, schamhafte Liebe, Kampf um die tiefsten Probleme. So der Inhalt. — Keine bewundernswerte Geschlossenheit. Kein Stilroman. Manchmal: als läse man ein Kinderbuch, manchmal — als sängen Hohe-Lieder. Aber kein Kunstwerk. Gedichtetes, nicht Dichtung. Es wäre wohl besser gewesen, Thomas Mann hätte kein Vorwort geschrieben. Man fühlt aus jedem seiner Worte: der Literat vermag dieses Leben wohl klug zu betrachten; durchlebt hat er es nicht. Keine Ästhetenjugend wird nach diesem Buche greifen. Nein, aber eine erschütterte und schon erschütternde neue Jugend, die herausdrängt durch das Seichte, Feile, Billig-Genossene, Billig-Gegebene von einer stärkeren Intensität des Erlebens, aber auch von rascherem Bewußt-

werden im Genusse, eine Jugend, der wohl der Augenblick Erhabenstes zu bieten vermag, die aber nicht zum Schlemmen taugt, die ihre eigenen Gefühle zerstört, um an ihnen emporzuklimmen, der „Gefühl in der Dauer“ Sentiment heißt, der der Genuß nach einem höchsten Rausche ekelhaft ist.

Hans Thoas.

KLEINER BRIEFKASTEN

Richard M. Meyer, Professor. Sie bemerken (immer mal wieder) sehr richtig, daß Karl Kraus seltsame Vorstellungen vom Kastrieren habe. Er übertreibt wie gewöhnlich, wenn er droht, er würde Sie auch in Dresden kastrieren, nachdem er Sie soeben in Pola kastriert hätte. Kraus versteht wahrscheinlich das Wort „Vielmännerei“ falsch.

M. in Köln. Franz Jungs Roman heißt „Kameraden! . . .“

ZEITSCHRIFTENSCHAU

DER LOSE VOGEL. Herausgegeben von Franz Blei (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig). Das dreifache Heft — 10, 11, 12 — ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Poincaré; Über den Ruhm; Der mathematische Mensch; Das Exemplar; Chaos der Logik; Zur Idee des Menschen; Der Herr von Paris und anderes; Breslauer Bemerkungen; Der beamtete Mensch. Die AKTION hat die Nr. 1 freudig begrüßen können: sie empfiehlt trauernd dieses prachtvolle Heft ihren Lesern als das letzte des Losen Vogels.

BEIM BUCHHÄNDLER

kostet die „Aktion“ ab 1. Januar vierteljährlich 2,50 M.; wir sind zur Erhöhung des Abonnementspreises gezwungen worden durch die Tatsache, daß Buchhändler Rabatt und die wesentlich bessere und damit teurere Ausstattung der „Aktion“ unseren Anteil am Abonnementsgeld allzu arg kürzen.

Für Abonnenten, welche die „Aktion“ direkt vom Verlag unter Kreuzband oder durch die Post erhalten, bleiben die bisherigen Abonnementspreise unverändert bestehen:

AN UNSERE FREUNDE

Wir geben unsere „Aktions“-Postkarten, die sich sehr gut als Neujahrsgratulationskarten verwenden lassen, in jeder gewünschten Anzahl gratis ab: eventuell mit aufgedrucktem „Glückwunsch zum Neuen Jahr“. Es existieren folgende Porträtkarten: August Strindberg; Franz Blei; Carl Einstein; Paris von Gütersloh; Egon Schiele; August Bebel; Ferdinand Hardekopf; Heinrich Mann. Außerdem: „Russisches Ballett“ von Richter (Berlin). Die Serie wird in diesen Tagen noch vervollständigt werden.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Lyonel Feininger: Stadt am Ende der Welt (Titelzeichnung) / Franz Pfemfert: Brief an Prof. Hans Gross / Ludwig Rubiner: Aufruf an Literaten / Otto Gross: Notiz über Beziehungen / Joseph Adler: Die deutsche Frau erwacht / S. Friedlaender: Das Individuum und die soziale Frage / Carl Einstein: Herbstausstellung am Kurfürstendamm / Max Herrmann (Neiße): Das Sittlichkeitsdelikt / Richard Oehring: Die Erlösten / Simon Guttmann: Traum / Ferdinand Hardekopf: Spuren im Schnee / Kleiner Briefkasten / An unsere Freunde.

INHALTS-VERZEICHNIS

des 2. Halbjahres 1913

(Beiträge der Nr. 52 sind hier nicht registriert.)

Joseph Adler. Mode und Literatur	1138	Fernand Divoire. Die Gaukler	875
Die deutsche Frau erwacht	1181	Hedwig Dohm. Die Suffragettes	677
Alain. Die Unmenschlichkeit der Könige	779	Liä Dsi. Utopia	1163
Otto Alscher. Muskeln	964	Carl Einstein. Der Abschied	727
Altheikendorf. Der Adler und das Schwein	1088	Nuronihar. Eine Pantomime	1006
Ardor. Die Jugend schwieg	979	Kurfürstendamm-Ausstellung	1186
Sylvester von Babenhausen. Verse	726	Friedrich Eisenlohr. Zwei Gedichte	651
Sonntag in den Zelten	847	Seine Brücke	699
Über die Ehe. Ein Dialog	949	Alois Essigmann. Notiz	716
Sonette aus dem Lift	1143	Wider die Monisten	759
Hugo Ball. Frühlingstänzerin	646	S. Friedlaender. Das Individuum	1182
Der Gott des Morgens	811	G. Fuchs. Vaterland und Geschäft	667
Ludwig Bäumer. Die Sucher	646	Nietsches Nachfolger	761
Totentanz	670	Felix Genzmer. Aus der Edda	1162
Victor Barcian. Warnung	978	André Gide. Die Rückkehr	699
Henri Martin Barzun. Das Drama	865	Gita Gmelin. Die Eltern	913
Verse	868	Franz Grillparzer. Die Presse	1087
Adolphe Basler (Paris). Moderne Kunst	893	Otto Gross. Die Gesellschaft und das Indi-	1091
Johannes R. Becher. Konfession	647	viduum	1091
Der gelbe Dragoner	770	Anmerkungen zu einer neuen Ethik	1141
Der Idiot	901	Notiz über Beziehungen	1180
Gottfried Benn. D-Zug	647	Simon Guttman. Traum	1190
Nachtcafé	919	Carl Hagen-Thürnau. Die trunkene Stadt	1109
Alexander Bessmertny. Die alten		Ferdinand Hardekopf. Sommernachts-	
Schwestern	648	traum	724
Fabel	788	Spuren im Schnee	1191
Unfall	825	Henriette Hardenberg. Ahne	651
Der Jüngling	902	Requiem	961
Nicolas Beauduin. Gedichte	869	Sterben wir?	1117
Walter H. Beyendorf. Also sprach Otto		Walter Hasenclever. Gedichte	651
Ernst	1111	Georg Hecht. „Zeitschriften sind wichtig“	763
Ernst Blass. Wanderung	648	Die Dichter des jungen Deutschland	825
Die Nacht wird kommen	720	Ernst Heidrich. Von van Dyk zu	
Franz Blei. Zwei Gedichte	649	Rembrandt	1164
Encyclica de Profundis	733	Hermann Hendrich. Läuterung	652
Von der Keuschheit	736	Alexandre Mercereau	672
Die Leidenschaft	739	Herr d'Ardeschah	1140
Vom Gedicht	740	Henri Hertz. Straßenkreuzungen	876
Das Nusch-Nuschie. Ein Spiel	744	Wilhelm Herzog. Erklärung	731
Unser Gott	765	Ein Brief	775
Rudolf Borchardt	840	Max Herrmann (Neisse). Dolce far niente	652
Trüber Abend	853	Das Sittlichkeitsdelikt	1189
Über Brunetière	929	E. F. Hoffmann. An ein Mädchen	653
Paul Boldt. Verse	649	Marie Holzer. Ein neuer Dichter	818
Rinder	766	John Höxter. Das andere Ich	817
Friedrichstraßendirnen	779	F. M. Huebner. Zeichen des Deutschtums	823
Lyrik	862	Ignotus. Paris von Gütersloh	702
Die Reise	920	Siegfried Jacobsohn. Berichtigung	1095
Lustgarten	960	Berichtigung	1117
Abendwald	1095	Franz Jung. Morenga. Eine Novelle	1143
Lujo Brentano. Generalstreik	757	Oskar Kanehl. Am Strande	654
Max Brod. Die menschenleeren Inseln	650	Breslauer Vergnügungspark	691
Aphorisma zur „technischen Kritik“	758	Auf die Lasker	787
Schlußwort an Brendel	977	Sauwetter	807
Blaise Cendrars „Séquences“	871	Die Stadt	852
Jean Clary. Die Fieber	872	Futurismus	813
Richard Dehmel. Über Kiew	1087	Entschiedenes Deutschtum	911
Tristan Derème. Kleine Gedichte	873	Im Zeltgarten	932
Léon Deubel. Das Totengeläut	812	Nachtcafé	1021
Zwei Gedichte	875	Rudolf Kayser. Gedicht	653
Eugen Diederichs-Jena. Meine Verieger-		Über den Brief	926
tätigkeit	1160	Kurt Kersten. Entwaffnung der Kritik	914
		Ferdinand Kiss. Glossen	889
		Kuno Kohn. Gebet an die Menschen	1116
		Gottfried Kölwel. Drei Gedichte	655
		Vor dem Gewitter	725
		Föhnabend	769

Bahnfahrt	899	Absolution	1089
Vor dem Krieg	1005	Die Erlösten	1190
Ferdinand Kürnberger. Die Sprache der Zeitungen	1041	Florian Parmentier. Par les Routes Humaines	882
Hermann Kutter. „Christlich-Sozial“	1151	Franz Pfemfert. Glossen	670
Rudolf Kurtz. Spaziergang	685	Die Revolutions-G. m. b. H.	689
Geschwister Laatsch & Co. Ein- scharung eines „Kritikers“	1136	Herr Edmund Fischer	716
W. S. Landor. Abbé Delille. Dialog	722	Das Jägerhemd	755
Else Lasker-Schüler. Briefe und Bilder	854	August Bebel	777
Briefe	906	Die Sterbenden	799
Briefe	963	Bürgerliche Zeit	804
Briefe und Bilder	991	Haag	821
Briefe	1031	Deutsche Juden	843
Briefe und Bilder	1081	Sozialdemokratischer Parteitag	887
Rudolf Leonhard. Legenden	928	Lob auf die Fremdenlegion	909
Theodor Lessing. Repräsentanten des Menschengeschlechts	1051	Massenstreik-Unsinn	931
Repräsentanten des Menschengeschlechts	1072	Zum ersten Deutschen Jugentag	953
Berichtigung einer Berichtigung	1097	Der Zeugungsstreik	1063
„Berühmte Zeitgenossen“	1100	Kiew	1085
„Berühmte Zeitgenossen“	1120	Der Karriere-Revoltteur	1129
„Berühmte Zeitgenossen“	1147	An Professor Gross (Graz)	1173
Hans Leybold. Stilkünstler	780	Heinz Potthoff. Freiheit	1159
Zeitgenosse Schaukal	806	Pulvermacher. Wort an die AKTION	1019
„Hands off!“	891	Lucien Rolmer. Nocturno	883
Die neue Kunst in München	913	Arthur Roebler. Zum Wiener Mu- seumsskandal	717
Literar	956	Marginalien zu einem Brief	1027
Lichtenberg. Sprüche und Widersprüche	1113	Assaut	1109
Alfred Lichtenstein (Wilm.). Gedichte	655	Jean Royère. Herbstnachklang	883
Die Welt	698	Ed. Rosenbaum (Altheikendorf). An- reißer	801
Die Verse des Alfred Lichtenstein	842	Ludwig Rubiner. Manuskripte	940
Zwölf Gedichte	945	Aufruf an Literaten	1175
Zwei Skizzen	991	E. E. S. Taschenbuch für Bücherfreunde	1115
Vergnügtes Mädchen	1050	J. S. Gegen die Abschaffung des Christentums	997
Retter des Theaters	1107	Valentine de Saint-Point. Die Klugen	884
Hans Luft. Marie die Magd	656	Walter Serner. Der Futurist Severini	671
Der reiche Kaufmannssohn	801	Hodler und Hans Friedrich	717
L. Mandin. Zwei Gedichte	877	Juryfreie Kunstschau	845
Fritz Mangold. Zwei Gedichte	656	Peter Scher. Das Zeitalter der Lyrik	645
Orientische Sagen	829	Nichts da Gottesgnadentum	715
Kleopatra-Gedichte	838	Leipzig	758
Verse	840	Genie-Erzeugung	911
F. T. Marinetti. An meinen Pegasus	878	Die Presse	955
Der Abend und die Stadt	880	René Schickele. Pamphlete	659
Die heiligen Eidechsen	919	Franz Blei	753
Thomas G. Masaryk. Pobědonoscev	1153	Ich besinge den Juli	981
Paul Mayer. Tristans Beichte	657	Ed Schmid. Abend	661
Maupassant auf seiner Yacht	727	van Gogh-Porträt	676
Martin Beradt	783	Der Knabe	769
Vermoulu	901	Der Einsame. Eine Novelle	794
Selbstopträt	961	Requiem	972
Predigt aus dem Bauernkrieg	994	Otto Erich Schmidt. Knabe und Mädchen	1033
Ein Jude spricht	1005	Gustav Specht. Ular api	664
Die Liebenden im Herbst	1030	An Heinrich Mann	698
Der Dichter und die Mädchen	1036	Mario Spiro. Zwei Gedichte	664
Boccaccio	1037	Zwei Gedichte	1116
Friedrich Mellinger. Idyll	656	Ernst Stadler. Zwei Gedichte	662
Alexandre Mercereau. Praeludium	787	Judenviertel in London	676
Gedichte	881	Über ein Essaybuch	696
Karl Morax. Hoch die Korruption	1088	Worte	812
Erich Mühsam. Pflicht	657	August Stech. Aufruf zum Manifestan- tismus	957
Robert Musil. Politik in Österreich	711	Leo Sternberg. Seliges Versäumen	663
Clara Nordström. Benedix Benedixen	815	Nachtwind	920
Heinrich Nowak. Letzter Abend	657		
Richard Oehring. Der Verräter	658		

Unchristliches Gebet	962	Kleiner Briefkasten.	731, 995, 1017, 1038, 1061, 1083, 1106, 1127, 1150, 1172
Russische Szene	1065	Buchkritiken.	709, 731, 732, 775, 797, 819, 869, 908, 929, 951, 973, 995, 1038, 1127
Stöffel. Buschbeck. Zum Schönberg-Skandal	693	Glossen.	691, 715, 758, 779, 801, 823, 889, 911, 933, 955, 977, 1002, 1021, 1049, 1065, 1087, 1109, 1138
Arthur Sakheim. Amulett	658	Zeitschriftenschau.	688, 710, 733, 754, 776, 798, 820, 908, 930, 952, 973, 996, 1018, 1039, 1084, 1128, 1150
Nadja Strasser. Die Einsame	677	An Zeichnungen brachte das Halbjahr:	
Teut G. m. b. H. Über 1813	975	Franz Blei. Blatt aus meinem Tagebuch	933
Franz Vallentin. Erster Kaffernbrief	706	Lyonel Feininger. Stadt	1195
Zweiter Kaffernbrief	788	F. A. Harta. Aktstudie	788
Dritter Kaffernbrief	859	Hermann Huber. Zeichnung	1063
Vierter Kaffernbrief	969	Zeichnung	1129
Theo Varlet. Schlaflosigkeit	885	Kars (Paris) Mädchenakt	1085
Paul Verlaine. En Sourdine	765	Moriz Melzer. Aktstudie	666
T. de Visan. Letzter Sommerabend	919	Aktstudie	842
Der Lose Vogel. Über den Größenwahn der Redakteure	807	Komposition	997
Mantua I	902	Ernte	1107
Mantua II	921	Wilhelm Morguer. Mein Bild	909
Donat Wensickendorf. Ninon de Lenclos	781	E. Nadelman. Zeichnungen	886, 896, 898
Die Philosophen vor Voltaire	848	Zeichnung	965
Aus dem Leben Voltaires	935	Max Oppenheimer. Franz Blei	734
Voltaire und Friedrich der Große	1022	August Bebel	799
Heilmuth Wetzels. Tanz	665	Fritz Mangold	833
Nomaden	699	Alfred Lichtenstein (Wilm).	931
Die Suchenden	769	Richter-Berlin. Haus zwischen Hochbahn und Kanal	688
Eine Pagenliebe	787	Aktstudie	767
Abend	810	Pferd	1020
An der Durchfahrt	900		
Die mit den tiefen Augen	962		
Alfred Wolfenstein. Knabennacht; Erwachsenseit	665		
Pferd	766		
Schlafen	961		

Vortragssaal AUSTRIA

BERLIN W * Potsdamer Strasse 28

Sonnabend, den 27. Dezember, 8 $\frac{1}{2}$ Uhr

4. Vortrags-Abend der AKTION

PROGRAMM:

Hellmuth Wetzels: Über Lyrik.
 Otto Erich Schmidts: Aus eigenen Manuskripten.
 S. Friedlaenders (Mynona): Grottesken.
 Franz Jungs: Glossen.
 Carl Einsteins: Über die Unsitten meiner Zeitgenossen.
 Franz Pfemferts: Politisches.
 Jakob van Hoddis: Verse.

Eintrittskarten à M. 2,— bei Edmund Meyer, Potsdamer Straße 27, und im Café des Westens erhältlich.

Vorzugskarten für Abonnenten (à M. 1,—) im Verlag.

GALERIE ALFRED FLECHTHEIM

Düsseldorf, Alleestrasse 7

Kunst des XIX. Jahrhunderts

:: und unserer Zeit ::

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER
 DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

MIT BEGLEITWORTEN
 VON FRANZ BLEI UND DEM
 BILDNIS DES DICHTERS
 VON MAX OPPENHEIMER

Preis M. 3,—

Verlag der Wochenschrift: DIE AKTION

Lyrische Anthologien der AKTION

Es sind in diesem Jahre drei Anthologien erschienen. Die I. brachte u. a. Beiträge von Hans Baas, Ernst Balcke, Gottfried Benn, Alexander Beßmertny, Ernst Blass, Paul Boldt, Max Brod, S. Friedlaender, Max Herrmann (Neiße), Georg Heym, Jakob van Hoddis, E. F. Hoffmann, Rudolf Kayser, Alfred Kerr, Willy Küsters, Alfred Lichtenstein (Wilmsdorf), Leo Matthias, Paul Mayer (Bonn), Alfred Richard Meyer, Erich Mühsam, Richard Oehring, Erich Oesterheld, Anselm Ruest, René Schickele, Mario Spiro, Ernst Stadler (Brüssel), Hellmuth Wetzel, Alfred Wolfenstein.

Diese Anthologie kann einzeln nur noch in wenigen Exemplaren zum Preise von 1,50 M. abgegeben werden.

Die II. Anthologie enthält Beiträge von Peter Scher, Hugo Ball, Ludwig Bäumer (Worpswede), Johannes R. Becher, Gottfried Benn, Alexander Beßmertny, Ernst Blass, Franz Blei, Paul Boldt, Max Brod, Friedrich Eisenlohr (Paris), Henriette Hardenberg, Walter Hasenclever, Hermann Hendrich, Max Herrmann (Neiße), E. F. Hoffmann (Konstanz), Rudolf Kayser, Oskar Kanehl, Gottfried Kölwel, Willy Küsters (Konstanz), Alfred Lichtenstein (Wilmsdorf), Hans Luft, Fritz Mangold, Friedrich Mellinger, Paul Mayer, Erich Mühsam, Heinrich Nowak, Richard Oehring, Arthur Sakheim, René Schickele, Ed. Schmid, Ernst Stadler, Leo Sternberg, Gustav Specht (Moskau), Mario Spiro, Hellmuth Wetzel, Alfred Wolfenstein.

Es erschien, drittens, eine „Anthologie jüngster französischer Lyrik“, ausgewählt und übersetzt von Hermann Hendrich. Sie enthält Gedichte von Henri Martin Barzun, Nicolas Beauduin, Blaise Cendrars, Jean Clary, Tristan Derème, Léon Deubel, Fernand Divoire, Henri Hertz, Louis Mandin, F. T. Marinetti, Alexandre Mecereau, Florian Parmentier, Lucien Rolmer, Jean Royère, Valentine de Saint-Point, Theo Varlet.

Jede dieser beiden Anthologien kostet 50 Pfg. Wer den vollständigen III. Jahrgang bezieht (10 M.) erhält die drei Anthologien ohne Preiserhöhung.

Die erste Januar-Nummer der „Aktion“ erscheint als IV. Lyrische Anthologie. Sie kostet einzeln 50 Pfg. Den Abonnenten wird sie (wie alle sonstigen Sonderhefte) ohne Preiserhöhung geliefert.

Verlag DIE AKTION, Berlin-Wilmsdorf.

DIE AKTION brachte bisher Beiträge von: Max Adler, Otto Alscher, Peter Altenberg, Ernst Balcke, Hermann Bahr, Adolphe Basler, H. M. Bargun, Beauduin, Gottfried Benn, Martin Beradt, Alexander Bessmertny, Ernst Blass, Franz Blei, Paul Boldt, Georg Brandes, Max Brod, Otto Buek, Edward Carpenter, Léon Deubel, Otto Corbach, Richard Dehmel, B. Cendrars, Ossip Dymow, Frederik van Eeden, Carl Einstein, Emil Faktor, Pastor Emil Felden, Alfred Gold, Paris von Gütersloh, W. S. Guttman, Victor Hadwiger, Ferdinand Hardekopf, Maximilian Harden, Georg Hecht, Emmy Hennings, Hermann Hendrich, Henri Hertz, Ludwig Hatvany, Max Herrmann (Neiße), Georg Heym, Jakob van Hoddis, John Hoexter, Marie Holzer, Franz Jung, Oskar Kanehl, Rudolf Kayser, Alfred Kerr, Ferdinand Kiß, Gottfried Kölwel, Peter Krapotkin, Rudolf Kurtz, Willy Küsters, Else Lasker-Schüler, Alfred Lichtenstein (Wilmsdorf), Heinrich Mann, Fritz Mangold, F. T. Marinetti, Rolf Wolfgang Martens, Paul Mayer, Grete Meisel-Heß, Prof. Dr. Molenaar, Erich Mühsam, Robert Musil, Viktor Noack, Richard Oehring, Erich Oesterheld, Max Oppenheimer, Kurt Peschke, Otto Pick, Przybyszewski, Alexandra Ramm, Arthur Röbler, Ludwig Rubiner, Anselm Ruest, Peter Scher, René Schickele, Ed. Schmid, Robert Seidel, Gustav Specht, Mario Spiro, Ernst Stadler, Paul Stefan, Max Steiner, Leo Sternberg, Helene Stöcker, Nadja Strasser, August Strindberg, Curt Thesing, Siegfried Trebitsch, Franz Vallentin, Jacob Wassermann, Frank Wedekind, Hellmuth Wetzel, Alfred Wolfenstein. Zeichnungen v.: E. Nadelman, Meidner, Melzer, Morgner, Möller, Egon Schiele, Max Oppenheimer, César Klein, Richter-Berlin.

VERLAG VON PAUL CASSIRER IN BERLIN W 10

ORLANDO UND ANGELICA EIN PUPPENSPIEL IN ZEHN AKTEN

Frei nach Überlieferung der Neapeler Marionetten von
JULIUS MEIER-GRAEFE

Mit Originallithographien, zum Teil in mehreren Farben,
von ERICH KLOSSOWSKI

Das Werk erschien in drei Ausgaben:
I. Künstlerausgabe: 12 Exemplare auf altem, japanischem Büttenpapier, von denen 10 Exemplare (1–10) numeriert sind. Jedes Exemplar enthält zwei Originalaquarelle des Künstlers. Diese Ausgabe war bereits zehn Tage nach dem Erscheinen des Werkes vergriffen. M. 800,—
II. Luxusausgabe: 22 Exemplare auf Van Goldern, von denen 20 Exemplare (11–30) numeriert sind. Die Lithographien sind auf der Handpresse gedruckt. Handgebundener Ganzleiderband. Spezial-Vorsatz. M. 900,—
III. Gewöhnliche Ausgabe: 600 Exemplare mit lithographiertem Umschlag. M. 40,—
Ein illustrierter Prospekt wird kostenlos abgegeben

BLÄTTER AUS EINES LUFTSCHIFFERS TAGEBUCH

von ALBRECHT BLAU
mit Zeichnungen von RUDOLF GROSSMANN
Brosch. M. 3,—, gebunden M. 4,—

NEUE BÜCHER ÜBER BILDENDE KUNST

Künstler unserer Zeit I. Die Wirklichkeit und ihr künstlerisches Abbild
Max Beckmann von Hans Kaiser
von Alfred Guttman
Mit zahlreichen Abbildungen Brosch. M. 5,—, kartoniert M. 6,—
Kartoniert M. 6,—

Johann C. Wilck Der Gefühlsausdruck in der bildenden Kunst
Ein Maler des deutschen Empire von Anton Mayer
von Alfred Gold Brosch. M. 3,50, gebund. M. 5,—
Brosch. M. 3,50, gebund. M. 5,—

•

Für Herausgabe und Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17.

Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover.

Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.

**Repräsentant für Frankreich:
Adolphe Basler, Paris, 4, Rue des Chartreux.**

Alle Rechte vorbehalten.